

Weltgeschic...
Das Heilige
Reich
Deutcher
Nation

Franz Joseph
Holzwarth

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



20

Weltgeschichte

von

Dr. F. J. Holzwarth.

Dritter Band.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

—
1885.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

LOAN STACK

D20
H76
1884
v.3

Inhaltsverzeichnis.

Drittes Buch.

Das heilige römische Reich deutscher Nation.

	Seite
Die Zeit der Karolinger. (768—911)	3
Karl der Große. (768—814)	3
I. Uebersicht	3
II. Karl und Karlmann (768—771)	6
III. Die Sächsenkriege. (772—804)	7
IV. Karl König der Langobarden. (773—776)	26
V. Karl in Spanien. (778—816)	31
VI. Baiern. (757—788)	35
VII. Die Avaren. (787—803)	41
VIII. Der Umfang des Reiches	44
IX. Der Weihnachtstag des Jahres 800	50
X. Karl als Herrscher	54
XI. Karls Persönlichkeit und Tod	80
XII. Kaiser Karl in der Sage und Dichtung	93
Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun. Die Reichstheilung. (814—843)	109
I. Die Anfänge Ludwigs des Frommen	109
II. Die ersten Bedrängnisse Ludwigs durch seine Söhne. Die Empörung Pipins. (830)	117
III. Die Empörung Ludwigs des Deutschen. (832)	124
IV. Der Bund der Brüder. Die Absetzung des Kaisers. Dessen Wiedereinsetzung. (833—834)	125
V. Neue Wirren. (837—840)	130
VI. Ludwigs des Frommen Tod. (20. Juni 840)	132
VII. Der Bruderkrieg. (840—843)	135
VIII. Der Vertrag von Verdun. (843)	142
Die Normannen, die Slaven und die Ungarn	144
I. Die Normannen	144
II. Die Slaven	148
III. Die Ungarn	155
Der Untergang der Karolinger. (843—911)	157
I. Die karolingische Familie	157
II. Der große Papst Nikolaus der Erste. (858—867)	162
III. Die Mähren	191
IV. Arnulf v. Kärnthén (887—899) u. Ludwig das Kind. (900—911)	199
V. Blick auf England	201
Kulturgeschichtliches aus der Karolingerzeit	206
I. Das Lehenwesen	206
II. Die materielle Kultur	207
III. Wissenschaft, Gelehrte, Schulen	209
IV. Die deutsche Literatur	221
Die Zeit der Kaiser aus dem sächsischen Hause. (911, resp. 918—1024)	239
I. König Konrad I. (911—918)	239
II. König Heinrich I. (918—936)	247
III. Kaiser Otto I. (936—973)	266
Sein Ringen um die Herrschaft. (936—968)	266
Otto und die Nachbarn des deutschen Reiches	279
Otto in den Jahren 951—960	286

Otto's erste Romfahrt	298
Otto als Kaiser. (962—973)	301
Tod des Kaisers Otto I. (7. Mai 973)	318
IV. Kaiser Otto II. (973—983)	319
V. Kaiser Otto III. (983—1002)	330
VI. Kaiser Heinrich II. der Heilige. (1002—1024)	342
VII. Kulturzustände unter den sächsischen Kaisern	350
VIII. Frankreich und England zur Zeit der sächsischen Kaiser	356
Frankreich	356
England	359
IX. Die skandinavischen Reiche	366
Dänemark	366
Schweden	368
Norwegen	370
Island	374
XI. Der Osten Europa's	381
Das byzantinische Reich	381
Das russische Reich	389
Polen	392
Ungarn	393
Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser. (1024—1125)	397
I. Kaiser Konrad II. (1024—1039)	397
Konrads II. Wahl und erste Regierungszeit	397
Konrads II. Romfahrt. (1026—1027)	405
Zweite Empörung gegen Konrad II. (1027)	408
Konrads II. Kriege gegen Polen und Ungarn. (1028—1032)	410
Dritte Empörung Ernsts von Schwaben. (1030)	413
Die Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich. (1034)	414
Konrad II. als Regent	417
Konrads zweiter Zug nach Italien. — Sein Tod	419
II. Kaiser Heinrich III. (1039—1056)	424
III. Heinrich IV. (1056—1106)	447
Heinrichs IV. Jugend und erste Regierungszeit	447
Heinrich IV. im Kampfe mit Gregor VII.	470
Heinrichs IV. Ausgang	489
IV. Kaiser Heinrich V. (1106—1125)	496
V. England unter Wilhelm dem Eroberer und seinen Söhnen. (1066—1135)	506
Wilhelm der Eroberer. (1066—1087)	506
Wilhelm der Rothe. (1087—1100)	518
Heinrich I. (1100—1135)	523
VI. Frankreich zur Zeit der fränkischen Kaiser	526
Heinrich I. (1031—1060)	526
Philipp I. (1060—1108)	528
Ludwig VI. (1108—1137)	529
Die Kreuzzüge	531
I. Die Veranlassungen der Kreuzzüge	531
II. Der erste Kreuzzug. (1095—1100)	538
III. Das Königreich Jerusalem	551
IV. Die Johanniter und die Tempelherren	555
V. Die Assassinen	559
VI. Das Ritterthum	561
VII. Die neuen Mönchsorden des elften und zwölften Jahrhunderts	569
VIII. Der heilige Bernhard von Clairvaux	578

Drittes Buch.

Das heilige römische Reich deutscher Nation.

Die Zeit der Karolinger.

(768—911.)

Karl der Große.

(768—814.)

I.

Uebersicht.

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts schrieb ein Mönch zu Mainz Folgendes nieder: „Karl, weiland Kaiser der Franken und verschiedener Völker, pflegte Nachts immer Licht und Schreibtafel um sich zu haben, mochte er nun im Hause oder auswärts sich befinden; und was er im Traume Merkwürdiges sah, das mußte dann sogleich aufgeschrieben werden, damit es nicht seinem Gedächtnisse entfalle. Als er nun einmal Nachts seine Glieder auf dem Lager zur Ruhe ausgestreckt und sich dem Schlummer hingegeben hatte, sah er einen Menschen zu sich kommen, der ein blankes Schwert in der Hand hielt. Wie er diesen furchtsam fragte, wer er sei und von wannen er komme, bekam er Folgendes zur Antwort: „Nimm dieses Schwert, das dir von Gott als Geschenk übersandt wird, und lies die darauf verzeichnete Schrift, und halte sie im Gedächtniß, denn sie wird erfüllt werden zur bestimmten Zeit.“

Als er es empfangen hatte und es sich genau ansah, erblickte er darauf vier Stellen beschrieben. Auf der ersten Stelle zunächst dem Griffe des Schwertes stand geschrieben *N a c h t*, auf der zweiten aber *K a d o l a i b a*, auf der dritten *K a s s g*, auf der vierten, gegen die Spitze des Schwertes, *E n t i*.

Sowie er nun aufwachte, ließ er sich Licht und Schreibtafel bringen und zeichnete diese Worte in ihrer Reihenfolge auf. Am nächsten Morgen aber, als nach Kirchenbrauch die Horen gesungen

waren und er seine Andacht verrichtet hatte, theilte er allen seinen Großen, die zugegen waren, den Traum mit und forderte sie auf, ihm denselben zu deuten. Als hierauf alle stumm blieben, gab ihm Einer, der für weiser als die übrigen galt, mit Namen Einhard, zur Antwort und sprach: „Herr Kaiser, der, welcher Euch jenes Schwert geschickt hat, wird Euch auch, während wir verstummen, den Sinn der darauf verzeichneten Schrift offenbaren.“ Da sprach der Kaiser: „Wenn ihr hören wollt, so wollen wir euch die Bedeutung jener Worte erklären, wie sie uns nach der Fähigkeit unseres geringen Talents richtig scheint. Unter dem uns von Gott geschickten Schwert wird wohl nicht unpassend die uns von ihm übertragene Gewalt verstanden; denn im Vertrauen auf seine Hilfe haben wir gar viele Feinde mit den Waffen unter unsere Herrschaft gebracht. Und weil nun jetzt nach Unterwerfung unserer Feinde mehr als zu den Zeiten unserer Väter große Fruchtbarkeit herrscht, so wird das durch das erste Wort auf dem Schwert angedeutet, *Rah*t, das will sagen Ueberfluß an allen Dingen. Was aber an der zweiten Stelle geschrieben war, *Radolaiba*, das, glauben wir, wird sich nach unserem Hintritt von dieser Welt zu den Zeiten unserer Söhne erfüllen, daß nämlich nicht mehr so großer Ueberfluß an Früchten stattfindet und einige jetzt unterworfenen Völkerschaften abfallen; das bedeutet *Radolaiba* in allem, was schnell abnehmen wird. Wann aber auch sie gestorben sein werden und ihre Söhne nach ihnen zu regieren angefangen haben, dann wird sein, was an der dritten Stelle geschrieben war, *Rasg*; denn sie werden schmachlichen Gewinnes halber die Steuern erhöhen, die Fremden und Ausländer gewaltthätig drücken und sich nicht darum kümmern, mit wie viel Verwirrung und Schande sie sich Reichthümer sammeln. Auch das Kirchengut, das von uns oder unseren Vorfahren den Geistlichen und Mönchen zum Dienste Gottes gegeben wurde, werden sie mit List oder Gewalt an sich reißen und es ihren Leuten zu Lehen geben, das bedeutet *Rasg*. Aber auch das, was an der Spitze des Schwertes geschrieben stand, *Enti*, kann auf zweierlei Art verstanden werden; denn entweder wird das Ende der Welt sein oder das unseres Stammes, daß nämlich hinfort von unserem Geschlechte keiner mehr im Volke der Franken herrschen wird.“

So wie dies, der den Traum hatte, selbst auslegte und der Abt Einhard es dem Mönch Rhabanus, und dieser Rhabanus als nachmaliger Erzbischof (von Mainz) es Vielen zu erzählen pflegte, unter denen ich einer bin, so habe ich es aufgezeichnet.

Davon ist etliches in früheren Zeiten, anderes neuerdings in Erfüllung gegangen. Denn als der Kaiser Ludwig nach Karls Tod regierte, fielen die Bretonen und viele slavische Völkerschaften ab, und Mangel suchte sein Reich in verschiedenen Gegenden heim.

Nach seinem Tode fingen seine Söhne Lothar, Pipin und Ludwig an, in dem ihnen hinterlassenen Reich den Raub zu vergrößern. Denn wie viele Klöster Pipin in Aquitanien ausplünderte und das Kirchengut und die Habe der Geistlichen und Mönche an sich riß und es an sein Gefolge gab, davon ließe sich nur zu viel erzählen. Auf ähnliche Weise verfuhr Lothar in Italien; darüber liegt ein Brief vor, der zu den Zeiten seines Sohnes von allen Bischöfen der römischen Kirche an König Ludwig den Deutschen gerichtet war, der sich durch den Bischof Witgar erkundigt hatte, wie es mit dem Frieden der heiligen römischen Kirche stehe. Dieses Schreiben befindet sich noch im Archive von St. Martin, und es heißt darin unter Anderem: „Die heilige römische Kirche und ihr Schutzherr und das gesammte Volk wird verleßt, ausgeplündert, zerrissen, erniedrigt, zu nichts herabgebracht.“

Das ist die Overtüre zu dem Drama, das in der Geschichte des Karolingerhauses an uns verüberziehen wird. Karl sammelt, Ludwig vermag das Gesammelte nicht festzuhalten, die Nachkommen zerstreuen. Aber unterlassen wir hier unsere weitere Betrachtung darüber, denn wenn wir schlicht und einfach die Geschichte erzählt haben, wird sie von selbst dem verehrten Leser sich aufdrängen.

Wir bleiben also zunächst vor dem großen, herrlichen Karl stehen.

Wo er im Jahre 742 — das ist wohl das richtige Jahr — geboren worden, können wir nicht sagen. Um die Ehre, die Stätte seiner Geburt zu sein, streiten sich: Paris, Ingelheim, Worms, Jupil bei Lüttich, Aachen, Großbargel an der Unstrut in Thüringen, Karlsberg am Würmsee in Baiern; keiner dieser Orte aber vermag ein entscheidendes geschichtliches Zeugniß vorzubringen.

Von seinem 26. Jahre an schwang Karl sein Schwert und führte den Herrscherstab; als 72jähriger Greis legte er sie nieder. Die Geschichte hat ihm den Namen des Großen beigelegt.

Er ist groß als Kriegerheld, ein glücklicher Eroberer. Aber sein Grundgedanke war nicht die Eroberung; die Kriege, welche dieselbe zur Folge hatten, sind ihm aufgenöthigt worden; unter allen ist keiner, der nicht durch einen maßgebenden Gedanken, durch die Erwägung einer gerechten Politik, durch eine aus seiner Stellung hervorgehende Nothwendigkeit, durch ein volksthümlisches oder christliches Interesse eingegeben wäre. Er hat kaum einen zufälligen Gegner; die ihn angreifen, ihm Schwierigkeiten bereiten, sind seine grundsächlichen Feinde, weil er eben Karl und Träger der Idee ist, aus welcher die neue christliche Welt geboren werden soll.

Karl ist groß in der Art, wie er seine Kriege geführt; sehr oft zu gleicher Zeit auf mehreren Seiten angefallen, ist er überall,

in der schwersten Bedrängniß ausharrend, unbeugsam und ungebeugt, Sieger auf allen Punkten.

Beständig in der Waffenrüstung, ist er der Mann des Friedens in eminenter Weise. Die Gesetzgebung, die Handhabung der Gerechtigkeit und die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, die materielle Wohlfahrt und die geistige Bildung, der Schirm und die Förderung der kirchlichen Verhältnisse: die Gestaltung der Welt auf der Grundlage des Glaubens, der Gebote Gottes und der Fucht der Kirche macht seine Größe weit herrlicher, als all' die blutigen Siege seiner unüberwindlichen Waffen.

Die gegenseitige Absonderung der christlichen Völker sollte aufhören; sie sollten sich kennen lernen, an einander sich anschließen, in eine Art von Hierarchie sich eingliedern. Den Dienst dieser Idee hatte Karl Martel aufgenommen, Pipin fortgesetzt, der große Karl, Alles in umfassender und durchgreifender Weise behandelnd, ist in Wahrheit der Ordner der neuen Welt geworden, die dargebotene Hand des Papstes ergreifend, der Kaiser der germanischen, christlichen Welt.

Nachdem Karl diese Aufgabe gelöst, kann sein Reich auseinander fallen und in nationale Königreiche sich auflösen; eine Universalmonarchie sollte nicht werden, sondern die christliche Völkerfamilie sich bilden, die, um den Kaiser und den Papst als ihre Väter und Führer sich lagernd, den ewigen und zeitlichen Zielen des menschlichen Daseins auf die bestmögliche Weise entgegenstreben, ein wahrhaft menschenwürdiges Leben darstellen sollte.

II.

Karl und Karlmann.

(768—771.)

Nach dem am 24. September 768 erfolgten Tode Pipins traten seine Söhne Karl und Karlmann die Herrschaft in der Weise an, daß Karl die nördliche Hälfte des Reiches, d. i. die Länder Sachsen, Thüringen, Baiern, Aufrasien und Neustrien, erhielt, Karlmann dagegen der König der südlicheren Hälfte wurde; Burgund, die Provence, Gothien, Elsaß und Alamannien waren ihm zugefallen. Nach andern Nachrichten gehörten Neustrien und Aquitanien den Brüdern gemeinsam. Am 9. Oktober wurden sie gekrönt, Karl zu Noyon, Karlmann in Soissons.

Karl und Karlmann standen nicht brüderlich zusammen, sei es, daß ihre persönlichen Neigungen auseinander gingen, sei es, daß ihre Rätthe eine Entfremdung nährten. Gleich im aquitanischen

Kriege ließ Karlmann den älteren Bruder allein. In Aquitanien hatte der alte Hunold nach dem Tode seines Sohnes Waifar, zu dessen Gunsten er früher der Regierung entsagt, das Kloster wieder verlassen, in welches er sich zurückgezogen, und war von den Aquitanern zum König ausgerufen worden. Karl verlangte, daß der ganze Heerbann aufgeboten werde er bat seinen Bruder um eine mündliche Besprechung, die auch stattfand; aber er mußte die Heerfahrt allein antreten; Karlmann ging nach Burgund und knüpfte mit dem Langobarden Desiderius und mit Thassilo von Baiern Verbindungen an, lauter Anzeichen eines tiefer gehenden Bruderszwistes.

Vor dem heranstürmenden Karl entwich Hunold zu Lupus, dem Herzoge der Wasconen, der ihn auf Karls drohendes Verlangen auslieferte. Das spätere Mittelalter erzählte, der milde Karl habe ihn als büßenden Mönch zu den Apostelgräbern ziehen lassen; hier aber sei der Frevler, seinem Gelübde ungetreu, den Langobarden beigetreten und im Kampfe durch einen Steinwurf getödtet worden.

Der siegreiche Karl wurde allum mit Jubel begrüßt; schwere Bedrängniß bedrohte den Bruder. Da stiftete die Mutter Bertrada Versöhnung; dann eilte sie zu Desiderius und Thassilo und plante, mehr in mütterlicher Besorgtheit, als in verständiger Politik, eine Familienverbindung mit Desiderius durch die Vermählung ihrer beiden Söhne mit dessen Töchtern Desiderata oder Irmingard und Gerberga.

Karlmann starb unvermuthet am 4 Dezember 771; die angesehensten Männer seines Reiches eilten zu Karl, und mit Umgehung der kleinen Söhne Karlmanns wurde der in der männlichen Vollkraft stehende Karl als Herrscher des ganzen Frankenreiches allgemein anerkannt. Karlmanns Wittve Gerberga flüchtete mit ihren Kindern zu Desiderius.

III.

Die Sachsenkriege.

(772—804.)

Wie furchtbar ist an dem in die drei Stämme der Ostfalen, Westfalen und Engern verzweigten Volke der Sachsen das weis-sagende Wort des heiligen Lebuin (Liaswin, Liewin) in Erfüllung gegangen! Bei Marklo, unweit der Weser, traten jedes Jahr je zwölf, von den drei Ständen der Edeling, Freilinge und Lassen ausgewählte sächsische Männer aus jedem Gau zur Berathung zusammen. In priesterlichem Schmucke, in der einen Hand das Kreuz, in der andern das Evangelienbuch, trat einst in diese Volksgemeinde Lebuin mit dem Rufe: „Höret, ihr Alle, höret mich, und nicht

allein mich, sondern Den, der durch mich zu euch redet. Seine Aufträge bringe ich euch, dessen Gewalt und Richterspruch Alles unterworfen ist.“ Er predigte von Christus und wider ihr Heidenthum, und er schloß mit den Worten: „Wenn ihr ihn in treuem Glauben erkennet und Buße thut, wenn ihr getauft sein werdet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wenn ihr seine Befehle gehorsam befolgen werdet, wird Er euch vor allem Uebel bewahren, euch die Ruhe des Friedens schenken und euch hier zeitlichen Ruhmes Freuden, im jenseitigen Leben aber aller ewigen Güter Genuß gewähren. Wenn ihr aber seine heilsamen Befehle für Nichts erachtet und des verderbten Herzens Irrthum nicht bessern wollt, so wisset, daß schwere Strafe wegen der Geringschätzung seiner Güte euch treffen wird. Denn sehet, aus seinem Worte, das unveränderlich ist, verkündige ich euch, daß, wenn ihr nicht diesen Ermahnungen gehorchen werdet, schnell über euch kommen wird ununvermutheter Ahndung Qual. Es sandte der König des Himmels und aller Zeiten einen tapfern König aus, der klug und fest, nicht aus weiter Ferne, sondern aus der Nähe hervorstürzen wird, wie ein reißender Gießbach, um eures wilden Herzens Härte zu erweichen und euren starren, trohigen Nacken zu beugen. Er wird feindlich über euer Land herfallen, Alles mit dem Schwerte, mit Verwüstung, Brand und Wegführen zerstören und wird, ein Rächer des Zornes des Gottes, den ihr stets geschmäht, euch theils durch des Schwertes Schläge tödten, theils euch durch Mangel umkommen, theils in ewiger, trauriger Verbannung eure Tage hinbringen lassen; eure Frauen und Kinder wird er zerstreuen und als Sklaven vertheilen; und wenn noch welche übrig bleiben sollten, wird er sie seiner Herrschaft unterwerfen, so daß auf euch das schon vor langer Zeit verkündete Wort passen wird: Und sie wurden wenige, und wurden von Kummerniß, Uebeln und Schmerz bewegt.“

Rajend wollten die Sachsen über ihn herfallen; sie rissen Pfähle aus dem Zaun und spitzten sie; aber ein verständiger Mann wehete ihnen mit den Worten, daß sie noch immer die Gesandten der Könige freundlich aufgenommen und mit Geschenken entlassen hätten; dieser Priester aber nenne sich den Gesandten des Königs Himmels und der Erde. Und Lebuin schritt aus ihrer Mitte; wie sehr aber sein weislegendes Wort begründet war, werden wir nun erfahren.

Es wäre oberflächlich, den Grund zu den Sachsenkriegen in den beständigen Grenzstreitigkeiten, die man den Sachsen nachsagt, finden zu wollen, und schreiendes Unrecht ist es, Karl der Eroberungssucht zu zeihen. Der Gegensatz zwischen den Franken und Sachsen war so tief gewurzelt und so ausgeprägt, daß Karl die Ueberzeugung hatte, er müsse die hartnäckigen Gegner nicht nur

schlagen und entkräften, sondern das Land derselben der fränkischen Herrschaft gänzlich unterwerfen. So lange nämlich der Nordosten des Reiches beständig von ihnen beunruhigt wurde, war eine Entfaltung der gesammten Reichsmacht zur Durchführung seiner weit-ausgreifenden Pläne nicht möglich. Diese stets sich erneuernden Anfälle aber hatten ihren tiefsten Grund im Gegensatz des sächsischen Heidenthums und des fränkischen Christenthums. Mit Recht hebt Leo (Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches I, 502 f.) den Unterschied hervor, welchen Karl in Behandlung der heidnischen Sachsen und der spanischen Mohamedaner eintreten ließ, und sagt: „Man sieht also, Karl wüthete gegen das sächsische Heidenthum, nicht weil es überhaupt eine von der christlichen Religion verschiedene war, sondern weil die blutigsten Greuel es begleiteten und weil dessen Anhänger dem fränkischen Reiche unverföhnliche Widersacher waren.“ Karls Biograph Einhard äußert sich über die Sachsenkriege so: „Kein Krieg, den das Volk der Franken unternahm, ist mit solcher Ausdauer, Erbitterung und Anstrengung geführt worden; denn die Sachsen, die wie fast alle Völkerschaften Deutschlands wild, dem Götzendienste ergeben und gegen unsere Religion feindselig waren, hielten es für nicht unehrenhaft, göttliches und menschliches Recht zu übertreten und zu schänden. Dazu kamen noch besondere Umstände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verursachen konnten; die Grenze zwischen uns und den Sachsen zog sich fast durchaus in der Ebene hin, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwischen liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten. So wollten Todtschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich ihren Schaden nicht mehr bloß heimgeben, sondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen lassen wollten. Der Krieg wurde also begonnen und von beiden Seiten mit großer Erbitterung 33 Jahre lang ununterbrochen fortgesetzt. Er hätte freilich früher zu Ende gebracht werden können, wenn nicht die Treulosigkeit der Sachsen gewesen wäre. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie besiegt waren und flehentlich dem Könige sich unterwarfen, das ihnen Unbefohlene zu leisten versprochen, die ihnen abgeforderten Geiseln ohne Zögern stellten und die zu ihnen geschickten Beamten aufnahmen; waren sie doch einigemale so geschwächt und herunter gebracht, daß sie selbst dem Götzdienste zu entsagen und den christlichen Glauben anzunehmen gelobten. Aber anderseits waren sie jedesmal so gleich bei der Hand, das Gegentheil zu thun, so daß es schwer zu sagen ist, ob man ihre Geneigtheit zu dem Einen oder Andern mit größerem Rechte behaupten darf; denn seitdem der Krieg mit ihnen einen Anfang nahm, ist kaum ein Jahr verflossen, in dem nicht ein

solcher Wechsel mit ihnen vorging. Aber in seinem hohen Sinne und seiner in Glück und Unglück gleichbleibenden Beharrlichkeit ließ sich der König durch keinen Wankelmuth von ihrer Seite ermüden, noch von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, abbringen; vielmehr ließ er ihnen niemals ihr treuloses Verhalten ungestraft hingehen, sondern entweder zog er in eigener Person gegen sie zu Felde, oder schickte seine Grafen mit Heeresmacht gegen sie aus, um für ihr Thun Rache und eine gerechte Sühne zu nehmen. Zuletzt, nachdem er Alle, die ihm Widerstand geleistet, besiegt und unterjocht hatte, riß er 10,000 Mann mit Weib und Kind von ihren Wohnsitzen auf beiden Ufern der Elbe los und siedelte sie in vielen Abtheilungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Galliens an. Unter der Bedingung aber, die vom Könige gestellt, von den Sachsen angenommen ward, nahm der Krieg, der sich so viele Jahre hingezogen hatte, ein Ende, daß sie dem heidnischen Götzendienste und den heidnischen Religionsgebräuchen entsagten, die Sacramente des christlichen Glaubens annahmen und mit den Franken zu Einem Volke sich verbanden.“ (Einhard, Leben Karls 7.)

Da die Sache so wichtig und Karl insbesondere wegen seiner Sachsenkriege von seinen Gegnern als Eroberer, grausamer Bedränger und fanatischer Heidenverfolger so viel angefochten worden ist, so fürchte ich nicht, den Leser zu ermüden, wenn ich noch die Ausführung Leo's (i. a. W. S. 499) hersehe, durch welche dargethan wird, daß der Sachsenkrieg mit Karl eine politische Nothwendigkeit war und wohl kaum anders geführt werden konnte, als wie er geführt würde. „Den Kern des sächsischen Volkes bildete der uralte Adel der sächsischen Stämme oder die edelings und die Freien, die frilingos. Doch war, da das Sachsenland großen Theils durch Eroberung und Vertrag zusammen gekommen war, auch eine sehr große Zahl minder berechtigter Freier, Reste der besiegten Stämme; diese hießen: lesson oder laton. Noch stund bei den Sachsen der Glaube an die alten Götter, namentlich an Wuotan fest, und von ihm getrieben, machten sie fortwährend zu Land und zur See Raub- und Eroberungszüge. Zu Lande hatte ihnen die Macht des Frankenreiches und die Macht der von Osten her nachdrängenden Slaven einen Damm entgegengesetzt — an Eroberungen war da nicht mehr zu denken. Ja! das westliche Sachsen war schon früher von einzelnen merovingischen Königen, dann von den karolingischen Major- domen mehrfach zur Tributpflichtigkeit gezwungen worden; aber nicht nur blieb es dem Christenthum und der fränkischen Bildung fortwährend fest verschlossen, sondern die freie, wenig allgemeine Zusammenhänge bietende sächsische Verfassung hatte auch kein Moment in sich, welches eine sichere Garantie gegen die See- und Landraubzüge der östlichen Sachsen, welchen sich dann bereitwillig die kriegs-

lustige Mannschaft auch der Westfalen anschließen mochte, gewährte, — und so war es nicht nur gekommen, daß wenn irgend eine Verwirrung oder ein anderweitiger Krieg die Franken beschäftigte, immer sofort auch die Sachsen versuchten, die Tributpflichtigkeit wieder abzuschütteln, sondern daß auch fast jährlich an den Grenzen und Küsten des Frankenreiches mit sächsischen Raubzügen gekämpft werden mußte. Diese Kämpfe waren aber um so unerträglicher, als die Sachsen noch die alte Sitte der Menschenopfer bei ihren Siegesfesten bewahrten und nach jedem Raubzuge eine Anzahl Gefangener auslosten, welche dem Wuoton geopfert wurden. Karl hätte geradezu alle Pflichten zum Schutze seiner fränkischen, hessischen, thüringischen Unterthanen vergessen müssen, hätte er dies länger ertragen. Aber fing er den Krieg einmal an, so war der Natur der Verhältnisse nach auch nicht eher ein Ende zu gewinnen, bis das ganze Sachsenland erobert war; denn wenn er eine Gegend bezwungen hatte, wichen ganz in alter germanischer Weise die Edlen und Freien derselben aus, zogen nach den noch unbezwungenen Sachsengegenden, stärkten sich hier durch Zuzug kriegslustiger Leute, fielen in nächster Zeit wieder in den bereits eroberten Distrikt ein, fanden hier auf allen Seiten Förderung durch die zurückgebliebenen, den Franken unterworfenen Freien und Laten, und mußten also in einem neuen Feldzuge bekämpft und weiter zurückgeworfen werden, bis endlich das ganze Sachsenland bis zur Dänengrenze, d. h. bis zur Eider bezwungen war. Daß Karl in diesem Kampfe allmählig wüthend ward, als er fast Jahr für Jahr seine treuen Unterthanen Gefahren entgegen werfen mußte, daß er am Ende nur mit den grausamsten Mitteln und mit gewaltsamster Verdrängung des alten Heidenthums der Sachsen Herr werden zu können glaubte, ist ganz natürlich. In solcher Lage so objektive Ruhe bewahren zu können, daß man das eigene Volk früher ruhig für sächsische Opfer, nachher für sächsische Feldzüge opfern lassen kann, ohne ingrimmig zu werden, ist unmöglich.“ — Zum furchtbaren Kriege genöthigt, durch die Verhältnisse und mitunter durch das wilde Aufbrausen des gewaltigen Naturells zu Dingen hingerissen, welche der sonst so gute Karl in Bitterkeit bereute und büßte, was hätte er den Schwägern späterer Tage, welche hinter dem Schreibtische von seinen Drangsalen keine Ahnung haben, entgegenrufen können, als was er im guten Humor, der ihn nie verließ, einst auf eine dumme Aeußerung des byzantinischen Kaisers erwiderte. Als nämlich diesem Karls Gesandter auf die Frage, ob das Reich seines Sohnes Karl im Frieden sei, antwortete, es sei sonst Alles friedlich, nur ein Volk, die Sachsen genannt, beunruhige die Grenzen der Franken durch häufige Raubzüge, „da sagte der in Müßiggang versunkene und zur Kriegsführung untaugliche Mensch: „Ach, warum

bemüht sich mein Sohn gegen so wenige Feinde ohne Namen und Kraft? Ich schenke dir jenes Volk mit Allem, was dazu gehört'. Das meldete jener nach seiner Rückkunft dem kriegerischen Karl, worauf dieser lachend sagte; Der Kaiser hätte viel besser für dich gesorgt, wenn er dir nur eine leinene Hose zu einer so weiten Reise geschenkt hätte." (Mönch von St. Gallen II, 5.)

Karl hielt im Jahre 772 einen Reichstag — das sogenannte *Maifeld* — bei Worms, wo mit Eifer sein Aufruf zum Sachsenkriege aufgenommen wurde. Die Bischöfe und Priester bat er um ihren Gebetsbeistand, nahm auch eine große Zahl derselben mit sich und führte das Heer bei Mainz über den Rhein. Er eroberte die *Eresburg* bei Stadtberge an der Dümel und drang bis zur Weser vor. Waren die Sachsen erschreckt durch die Zerstörung der Irminsul? Die Heimgesuchten unterwarfen sich und stellten 12 Geiseln. Was war die Irminsul? ein Denkmal an Armin den Cheruskerfürsten? irgend ein besonders verehrtes Götterbild, etwa Wuotans? Wahrscheinlich ein mächtiger Baumstumpf, eine Erinnerung an die Alles tragende Weltesche.

Karl wurde durch die Ereignisse in Italien aus dem Sachsenlande abgerufen; aber von den Missionären blieb eine Schaar zurück, darunter der Abt Sturmius von Fulda, welcher, bei Pipin verläumdet, eine ziemliche Zeit von seinen Brüdern getrennt, das Brod der Verbannung gegessen, bis Pipin, den hohen Werth des Mannes erkennend, in wichtigen Dingen seines Rathes pflog, worin Karl dem Vater nachfolgte. „Damals wurde“, sagt Egil, Sturmius' Biograph, „dem heiligen Sturmius der größte Theil jenes Volkes und Landes zur Sorge übertragen, der auf jede Weise es sich angelegen sein ließ, keine geringe Anzahl Volkes dem Herrn zu erwerben. Er benutzte die günstige Zeit und belehrte sie durch heilige Reden, die Bilder und Heiligthümer zu verlassen, den Glauben an Christus zu empfangen, ihrer Götter Tempel zu zerstören, die heiligen Haine niederzuhauen und heilige Kirchen zu erbauen.“

Doch bald sollte es anders kommen. Während Karl in Italien beschäftigt war, brachen die Sachsen gleich im Jahre 774 über die Grenze und verwüsteten mit Mord und Feuerbrand Hessen: sie kamen bis zu dem, jetzt nicht mehr stehenden Orte Bierberg an der Eder und belagerten vergebens Frißlar, brannten dagegen Eresburg nieder. Unterdessen war Karl aus Italien zurückgekehrt und entbot von Jügelheim aus vier Heerhaufen gegen die Sachsen: drei davon kamen ins Gefecht und blieben Sieger; im folgenden Frühlinge (775) rückte er dann selbst, nachdem er in Düren das Maifeld gehalten, mit dem ganzen Heerhame über den Rhein, eroberte die Feste von Siegburg, baute Eresburg wieder auf und zog nach der Weser bis Baunessberg bei Höfster, wo die Sachsen seiner warteten. Er warf sie, ging über den Fluß und traf an der Ocker den Her-

zog Hessi mit seinen Ostfalen, bereit, den Eid der Treue zu schwören und Geiseln zu stellen. Im Buckigau (Land von Bückeburg) thaten die Engern ein Gleiches. Eine abgesondert operirende Heeresabtheilung war unterdessen von sächsischer Kriegslift berückt worden; als nämlich die nach Futter ausgeschieden Franken gegen Abend in ihr Lager bei Lidbach (Hlibbeki) zurückkehrten, mischten sich Sachsen unter sie und fielen dann im Lager über die Schlafenden her und richteten ein großes Blutbad an; als dem Könige die Kunde davon ward, eilte er so rasch als möglich zur Vergeltung herbei.

Schon im folgenden Frühjahr (776) war ein dritter Feldzug nöthig. Karl war in Italien; da ward ihm die Botschaft gebracht, daß die Gressburg gefallen, Siegburg belagert sei; er rückte daher in Eilmärschen über die Alpen und gleich nachdem er das Mainfeld bei Worms gehalten, nach Sachsen. Hier war unterdessen Siegburg auf eine Weise von der Belagerung frei geworden, die von den Vörscher Annalen so berichtet wird: „Wie die Sachsen sahen, daß es ihnen mit den Wurfgeschossen nicht gelingen wollte, rüsteten sie Reifigbüschel her, um die Burg mit Sturm zu nehmen. Jedoch die Kraft Gottes überwand, wie es gerecht ist, die ihrige, und als sie eines Tages den Kampf beginnen wollten gegen die Christen in der Burg, ward offenbar die Glorie Gottes über der Kirche, die in der Burg steht, vor den Augen derer draußen sowohl, als derer drinnen, von welchen noch heute leben. Und sie erzählen, wie sie es in Gestalt zweier Schilde roth haben flammen und über die Kirche sich bewegen sehen. Als die Heiden dieses Zeichen erblickten, kam Verwirrung und eine große Furcht über sie, also, daß sie anfangen, aus ihrem Lager zu fliehen; und die ganze Menge ergriff, von Schrecken getroffen, die Flucht, und sie brachten einander selber um; denn die, welche aus Angst sich umsahen, spießten sich in die Lanzen, welche die ihnen voraus Fliehenden auf der Schulter trugen; Andere trafen sich gegenseitig mit ihren Stößen und wurden so von der göttlichen Rache gerichtet.“ Karl stieß auf kein Sachsenheer, wohl aber an der Quelle der Lippe auf „eine zahllose Menge jenes treulosen Volkes, die unter dem Scheine der Unterwürfigkeit und Neue über den begangenen Fehltritt ihn um Gnade ansuchte. Barmherzigen Sinnes verzieh er ihnen und ließ die, welche Christen werden zu wollen erklärten, taufen; nachdem er dann ihre trügerischen Versprechungen der Treue und ihre Geiseln erhalten, die zerstörte Gressburg wieder hergestellt und eine andere Burg an der Lippe (Lippstadt?) aufgebaut und in beide eine ansehnliche Besatzung gelegt hatte, kehrte er nach Gallien zurück und brachte den Winter in Heristal zu. Beim ersten Mahen des Frühlings 777 begab sich der König nach Neumagen, feierte dort das Osterfest und zog von da, weil er den trügerischen Versprechungen

der Sachsen nicht trauen konnte, mit einem großen Heere nach Sachsen, um in Paderborn die allgemeine Versammlung seines Volkes abzuhalten. Hier fand er die Großen und alle Mannen des treulosen Volkes, die er vor sich gerufen hatte, ganz willfährig und zum Schein unterwürfig . . . Sie gaben sich ganz und gar in die Gewalt des Königs und erlangten unter der Bedingung Verzeihung, daß sie, wenn sie noch einmal seine Gebote übertreten würden, Freiheit und Vaterland verlieren würden. Sehr Viele von ihnen wurden da getauft, welche, obwohl falsch, Christen zu werden versprochen hatten.“ (Einhard's Jahrbücher.)

Aber Widukind, der herrliche Sachsenheld, war nicht dabei; er war zum Dänenkönig Sigifrid geflohen.

Im Jahre 778 zog Karl nach Spanien, und nun kam Widukind nach Westfalen. Er wühlte sein Volk auf, und dieses brauste über die fränkische Grenze. „Da sie aber nicht über den Rhein setzen konnten, verheerten sie alle Dörfer und Flecken von Deutz bis hinauf Coblenz gegenüber mit Feuer und Schwert. Heiliges und Gemeines ward gleicherweise dem Verderben preisgegeben. Die Erbitterung des Feindes kannte keinen Unterschied von Alter und Geschlecht, so daß ganz deutlich war, wie er nicht der Beute, sondern der Rache wegen in das fränkische Gebiet eingebrochen war.“ (Einhard's Jahrb.) Auf der Heimkehr, welche die Sachsen über Hessen nahmen, bedrohten sie das Kloster Fulda, so daß der Abt Sturmianus den heiligen Leib des Bonifaz flüchten ließ. Allein die Alamannen und austrasischen Franken hatten sich aufgemacht, und auch im Hessenlande standen Viele auf; die Sachsen wurden bei Bartefeld geschlagen und entwichen in ihr Land. Als Karl im Jahre 780 kam, war Widukind wieder fort, und die Verhältnisse ließen sich scheinbar friedlich an; an der Quelle der Lippe, an der Ocker, am Einfluß der Dra in die Elbe (nördlich von Magdeburg) konnte Karl glauben, Ordnung geschafft zu haben, als er im Jahre 781 nach Italien ging.

Doch schon das Jahr 782 brachte abermals einen Sachsenkrieg. Karl hielt an der Quelle der Lippe einen Reichstag und kehrte über den Rhein zurück. Da war Widukind schon wieder im Lande. „Unterdessen wurde dem Könige gemeldet, daß die slavischen Soraben, welche das Land zwischen Elbe und Saale bewohnen, in's Gebiet der ihnen benachbarten Thüringer und Sachsen eingebrochen und mehrere Orte mit Raub und Brand verwüstet hätten. Sogleich berief er drei seiner Beamten, den Kämmerer Adalgis, den Marschall Grilo und den Pfalzgrafen Borad, und befohl ihnen, mit dem Heerbann der Ostfranken und Sachsen die Vermessenheit der störrischen Slaven möglichst schnell zu bestrafen. Als sie jedoch den ihnen gewordenen Auftrag auszuführen ins

sächsische Gebiet kamen, hörten sie, daß die Sachsen nach dem Rathe Widukinds sich zum Kriege gegen die Franken gerüstet hätten; sie gaben also den Zug gegen die Slaven auf und rückten mit den Ostfranken dahin, wo die Sachsen sich versammelt haben sollten. Schon auf sächsischem Boden begegnete ihnen der Graf Theodorich, ein Averbwandter des Königs, mit den Truppen, die er bei der Nachricht vom Abfalle der Sachsen in der Eile hatte aus Ripuariern zusammenbringen können. Er gab ihnen den Rath, durch Kundschafter möglichst rasch in Erfahrung zu bringen, wo die Sachsen seien und was bei ihnen vorgehe, und alsdann, falls die Beschaffenheit des Ortes es zulasse, zu gleicher Zeit sie anzugreifen. Dieser Rath fand Beifall bei ihnen, und sie rückten nun, mit jenem vereint, bis nach dem Berge Suintal (Süntel, am rechten Wejerufer zwischen Hinteln und Münden), auf dessen Nordseite (das Dachtelfeld genannt) die Sachsen sich gelagert hatten. Nachdem hier der Graf Theodorich sein Lager aufgeschlagen, setzten sie, der Verabredung gemäß, um so den Berg leichter umgehen zu können, über die Wejer und lagerten sich am Ufer des Flusses. Wie sie sich nun aber untereinander besprachen, fürchteten sie, die Ehre des Sieges möchte dem Theodorich allein zufallen, wenn er in der Schlacht bei ihnen wäre, und beschloßen, ohne ihn mit den Sachsen anzubinden, nahmen also die Waffen zur Hand und rückten, als ob sie es nicht mit einem zur Schlacht gerüsteten Feinde zu thun, sondern Fliehende zu verfolgen und Beute zu machen hätten, so schnell, als Jeden sein Roß tragen mochte, auf die Sachsen los, die vor ihrem Lager in Schlachtordnung standen. So schlecht der Anmarsch, so schlecht war auch der Kampf selbst, und sobald das Treffen begann, wurden sie von den Sachsen umringt und fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Die, welche davon kamen, flohen nicht in das eigene Lager, sondern in das Theoderichs, welches über dem Berge drüben lag. Der Verlust der Franken war noch größer, als es der Zahl nach schien; denn die zwei Sendboten Adalgis und Grilo, vier Grafen und von andern erlauchten und vornehmen Männern bis zu 20 wurden getödtet, außer den übrigen, welche ihnen gefolgt waren und lieber mit ihnen sterben, als sie überleben wollten.“ (Einhard's Jahrb.)

Schleunig eilte Karl herbei; aber die Heerhaufen waren auseinander gegangen, Widukind wieder aus dem Lande; willig stellten sich die Edlen und lieferten vom Anhange Widukinds 4500 Männer aus, an welchen Karl zu Verden an der Aller an Einem Tage die ganze Strenge der Rache walten ließ: sie wurden enthauptet. Ich kann mich mit einer Entschuldigung solcher entsetzenerregenden That nicht einverstanden erklären, mag ich auch einen mehrfach gemachten Versuch dazu gerne in seiner Berechtigung

gelten lassen, wie es mir lieb ist, daß die Mezer Annalen einen Anhaltspunkt dazu bieten, wenn sie sagen: „Nachdem die Aufständischen getödtet und mit der Verbannung gestraft worden. . . .“ Immerhin ist die That, und wäre sie gesetzlich vollständig gerechtfertigt, zu grausig, als daß wir sie nicht dem großen Karl zu lieb aus dem Gedächtnisse wischen möchten. Sie sollte schrecken, hatte aber nur den Erfolg, daß die Sachsen noch grimmiger wurden, und im Frühlinge 783 der Aufstand wieder durch das ganze Land hinluderte. Widukind regte auch die Friesen auf, daß sie an der Blutrache für die bei Verden Erschlagenen theilnahmen. Karl hatte nur noch Zeit, zu Diederhosen seiner Gemahlin Hildegardis die im Tode gebrochenen Augen zu schließen (30. April); dann brach er auf und schlug die Sachsen bei Detmold. Er sei Sieger gewesen, wird berichtet, doch zog er sich nach Paderborn zurück und wartete Verstärkung ab. Als diese angekommen war und er hörte, daß die Westfalen an der Hase (wohl in der Nähe von Osnabrück) sich gesammelt hätten, schlug er sie auch hier; „eine große Menge wurde niedergehauen, große Beute gemacht, und sehr Viele in die Gefangenschaft abgeführt“ (Einhard's Jahrb.); zuerst bis an die Weser, dann bis zur Elbe zog Karl, Alles verwüstend. Jetzt wollte er den endlosen Krieg endlich beendet wissen. Gleich im folgenden Frühlinge 784 war er wieder in Westfalen; die Ueberschwemmung des Landes aber durch Regengüsse hielt ihn in seinem Lager bei Hockeleve (Petershagen unterhalb Minden) auf und gestattete den Weitermarsch nicht; er ließ daher nur seinen Sohn Karl da; er selbst ging über Thüringen in die sächsischen Ebenen bis Schöningen an der Meißa in Braunschweig, worauf er ins Frankenland zurückkehrte. Die Heeresabtheilung, bei welcher sich sein Sohn befand, begegnete den Sachsen an der Lippe und lieferte ihnen ein glückliches Reitertreffen. Karl unternahm noch einen Winterfeldzug. Während er mit seiner Familie auf der Eresburg weilte, durchzogen seine Heerhaufen die sächsischen Gaue; zeitweilig war er selbst dabei, und „nachdem er mit Verwüstungen den ganzen Winter hindurch fast alle Gegenden der Sachsen schwer heimgesucht und am Ende des Winters Zufuhr aus dem Frankenlande herbeigeschafft hatte, hielt er zu Paderborn in herkömmlicher Weise die allgemeine Versammlung seines Volkes.“ (Einhard's Jahrb.)

So fest war die Zuversicht Karls, daß nunmehr die sächsische Volkskraft gebrochen, der Krieg zu Ende sei, daß der Reichstag von Paderborn (Frühling 785) die Sachsen als unterworfenen Volk ansah, wie die Verordnungen, welche für das sächsische Land erlassen wurden, darthun. Diese Verordnungen sind zu einschneidend, als daß wir sie nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit hierhersetzen sollten.

1) Es wurde von Allen beschlossen, daß die Kirchen Christi,

welche in Sachsen erbaut und Gott geweiht sind, keine geringere Auszeichnung haben sollen, sondern eine größere und höhere, als die Heiligthümer der Götzen gehabt haben.

2) Wenn Einer seine Zuflucht in eine Kirche genommen hat, so soll ihn Keiner mit Gewalt aus der Kirche treiben dürfen, sondern er habe Frieden, bis er vor das Gericht gebracht wird; und zur Ehre Gottes und aus Ehrfurcht vor den Heiligen der Kirche, soll ihm das Leben geschenkt werden und alle seiner Glieder. Er fühne aber seine Sache, soviel als ihm möglich und ihm vor Gericht auferlegt ist; und so werde er vor den König geführt, und dieser schicke ihn hin, wo es seiner Gnade gefällt.

3) Wenn Einer gewaltsam in eine Kirche eindringt und in ihr etwas raubt oder stiehlt, oder die Kirche in Brand steckt, so sterbe er des Todes.

4) Wenn Einer das heilige, vierzig tägige Fasten aus Mißachtung des Christenthums nicht hält und Fleisch isst, so sterbe er des Todes. Jedoch soll der Priester darüber urtheilen, ob ihn nicht etwa die Noth dazu gebracht hat, Fleisch zu essen.

5) Wer einen Bischof oder Priester oder Diakon tödtet, soll ebenfalls mit dem Tode bestraft werden.

6) Wenn Einer, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und esse Menschenfleisch, und sie deshalb verbrennt und ihr Fleisch zu essen gibt oder es selber isst, der soll mit dem Tode bestraft werden.

7) Wenn Einer den Leib eines verstorbenen Menschen nach heidnischem Brauch durch das Feuer verzehren läßt und seine Gebeine zu Asche brennt, soll er mit dem Tode bestraft werden.

8) Wer hinfort im Volke der Sachsen ungetauft sich verstecken will und zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will, der soll des Todes sterben.

9) Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Sitte den bösen Geistern als Opfer darbringt, soll des Todes sterben.

10) Wenn Einer mit Heiden einen Anschlag gegen Christus macht, oder mit jenen in Feindschaft gegen die Christen verharren will, der soll des Todes sterben. Und wer sich gegen den König oder das Volk der Christen verschwört, der soll des Todes sterben.

11) Wer sich gegen den König empört, der werde mit dem Tode bestraft.

12) Wer die Tochter seines Herrn raubt, der soll des Todes sterben.

13) Wenn Einer seinen Herrn oder seine Herrin tödtet, so werde er ebenso bestraft.

14) Wenn aber Einer ob solcher todeswürdiger, heimlich be-

gangener Verbrechen aus eigenem Antrieb zu dem Priester flieht, seine Schuld bekennt und Buße thun will, so soll ihm nach dem Zeugniß des Priesters das Leben geschenkt werden.

15) Zu jeder Kirche sollen die zu ihr gehörigen Gaubewohner einen Hof und zwei Morgen Land geben, und auf je 120 Menschen, Adelige, Freie und Liten, sollen sie der Kirche einen Knecht und eine Magd zutheilen.

16) Und so ward mit Christi Segen beschlossen, daß von Allem, was an den königlichen Schatz entrichtet wird als Buße für Friedensbruch oder Banngeld, der zehnte Theil den Kirchen und Priestern gegeben werde.

17) Ebenso bestimmen wir nach Gottes Gebot, daß Alle den Zehnten ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und Priestern geben; die Adelligen, die Freien und die Liten sollen nach Dem, was Gott jedem Christenmenschen gegeben hat, ihren Theil Gott darbringen.

18) An Sonntagen sollen keine Versammlungen und Landsgemeinden gehalten werden, außer im Falle dringender Noth oder in Kriegszeit, sondern Alle sollen zur Kirche sich begeben, um das Wort Gottes zu hören, und sollen beten und gute Werke thun. Ebenso sollen sie an hohen Festen Gott und der Kirchengemeinde dienen und weltliche Versammlungen lassen.

19) Ferner beschloß man auch die Satzung, daß alle Kinder innerhalb eines Jahres getauft werden sollen. „Und wir bestimmen, daß wenn es Jemand unterläßt, sein Kind im ersten Jahre zur Taufe zu bringen, ohne Wissen oder Erlaubniß des Priesters, der Adelige 120, der Freigeborene 60, der Lite 30 Schillinge an den Schatz entrichten sollen.“

20) Wer eine verbotene oder unerlaubte Ehe eingeht, hat, ist es ein Adeligler, 60, ist er ein Freigeborener, 30, ist er ein Lite, 15 Schillinge zu entrichten.

21) Wer an Quellen oder Bäumen oder in Hainen ein Gelübde thut, oder etwas nach heidnischem Brauche darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat, ist er ein Adeligler 60, ist er ein Freigeborener 30, ist er ein Lite 15 Schillinge zu entrichten. Vermögen sie die Zahlung nicht gleich zu leisten, so sollen sie, bis die Schillinge gezahlt sind, in den Dienst der Kirche gegeben werden.

22) Wir befehlen, daß die Leiber der christlichen Sachsen auf die Friedhöfe der Kirchen und nicht nach den Grabhügeln der Heiden gebracht werden.

23) Die heidnischen Priester und Wahrsager befehlen wir den Kirchen und Geistlichen auszuliefern.

Endlich wird noch allen Sachsen verboten, auf allgemeinen

Volkssammlungen zu tagen, wenn sie nicht durch die Sendboten auf königlichen Befehl zusammenberufen werden. Dagegen soll jeder Graf in seinem Kreise Versammlungen halten und Recht sprechen, und von den Priestern darauf gesehen werden, daß er so und nicht anders handle.

Die ungemessene Strenge, welche dieses Capitulare gegen das Heidenthum entfalten zu müssen glaubte, ist von der Kirche niemals gebilligt worden, und auch Karl kam zu der Einsicht, daß er sie mildern müsse, was er im Jahre 797 that, trotzdem ein Theil der Sachsen wieder aufgestanden war.

Gleich nach dem Tage von Paderborn, als er in den Barden-gau gezogen war, versuchte er, den Widukind durch veröhnliche Milde zu gewinnen. Da er nämlich hörte, daß dieser und sein treuer Gefährte Alboin (Albio) jenseits der Elbe sich befänden, entbot er sie durch ihre Landsleute, gelobte ihnen Straßlosigkeit und gewährte ihnen Geiseln. Sie, an ihren alten heimischen Göttern, die ihr Volk fortwährend überwinden ließen, verzweifelnd, kamen, gelobten Treue und empfingen zu Attigny in der Champagne die heilige Taufe gegen Ende des Jahres 785 oder im Anfange von 786. Ueber die näheren Umstände ihrer Unterwerfung und Taufe geben die Quellen keine Nachricht; um so geschäftiger spielte die Sage; wie mit Goldfäden umspann sie die Gestalt der Sachsenhelden, und wo das treue Volk sich von seinem herrlichen Kriegsfürsten unterhielt, da ward mancher Zug erzählt, der wohl so gewesen sein kann, aber als unumstößliche Wahrheit sich nicht gerade beweisen läßt. Namentlich diese Frage suchte sich die Einbildungskraft zu beantworten: wie ist es gekommen, daß dieser kriegerische Fürst, der so fest stand in seinen heidnischen Anschauungen, daß er unaufhörlich sein Volk zum Kriege gegen die Franken aufstachelte, besonders weil diese seine heidnische Religion ihm nehmen wollten, so plötzlich sein Haupt unter dem Taufwasser beugte? Und da wurde nun erzählt: Bei Wolmirstädt an der Elbe hatte Karl sein Lager; ihn dort auszukundschaften, lag im Sinne Widukinds. Er legte daher seinen kriegerischen Schmuck ab und zog das Kleid eines Bettlers an. Es war gerade in der heiligen Zeit der Leidenswoche, und an den Kirchthüren wurde stets reichliches Almosen an die zahlreichen Bettlerschaaren ausgetheilt. Unter diese trat Widukind, und so sah er den König Karl ganz nahe, wie der stattliche Mann und fromme Christ, von seinen Herzogen umgeben, zur Kirche schritt. Einmal, es war am hohen Ostersfeste, streckte auch der Herzog seine Hand aus nach einem Almosen. Karl sah ihm ins Gesicht, dann auf die Hand und dann wieder in das Angesicht, und er lächelte. Er hatte diese Hand erkannt, die so reckenhaft wider ihn das Schwert geführt und so manchen fränkischen Mann nieder-

gestreckt, daß das grüne Gras roth von seinem Blute geworden. An einem krummen Finger hatte Karl seinen Gegner erkannt. Mit freundlichen Worten frug er ihn, was er, der reiche Fürst, unter den Bettlern wolle? Widukind folgte ihm auf die königliche Pfalz, und da stunden die zwei großen Männer unter vier Augen einander gegenüber. Offenherzig gestund Widukind, daß er hierhergekommen sei, den König auszukundschaften. „Und was hast du gesehen?“ frug Karl. „Vorgestern sah ich dich traurig in die Kirche treten, und ich verwunderte mich, was es doch sein könne, das eines so großen Königs Seele also mit Bitterkeit erfülle.“ Es war das am Charfreitag gewesen, wo der Tod unseres Herrn mehr als in andern Zeiten das christliche Gemüth betrübt. „Heute,“ fuhr der Herzog fort, „sah ich dich wieder zur Kirche schreiten. Anfangs warest du gar ernst, wie mit großen Dingen in deinen Gedanken beschäftigt; dann bist du zum Altare getreten, der mitten in der Kirche steht, und da sah ich, wie dein Angesicht plötzlich sich aufhellte, und es ward mir kundbar, daß eine große Freude durch deine Seele gehe. In der Hand des Priesters sah ich ein kleines Knäbchen, das mit holdseligem Lächeln in den Mund der Einen einging, bei Andern aber düster drein blickte und nur mit Widerwillen durch die Hand des Priesters ihnen sich nahe bringen ließ. Was Das zu bedeuten, verstehe ich nicht.“ Hoch war der König erfreut über diese Rede; er klärte den heidnischen Herzog auf über das Geheimniß des heiligsten Sacramentes, wo Christus gegenwärtig ist als Mensch und Gott, wahrhaft, wirklich und wesentlich. Und so kam Widukind zum christlichen Glauben. Zu Attigny wurde sodann die heilige Tauffhandlung vollzogen; Karl wollte selbst der Pathe des Herzogs sein. Geva, dessen Gemahlin, ward von der Königin Fastrada, Karls vierter Gemahlin, Alboin von einem Fürsten des Reiches zur Taufe geführt. Viele von den Sachsen folgten ihrem Herzoge; diesem soll der heilige Ludgerus, der später zu Münster seinen bischöflichen Stuhl aufschlug, als ein treuer Berather zur Seite gestanden sein. Ueber das fernere Walten Widukinds habe ich nur die einzige zuverlässige Nachricht gefunden: „In die Heimath zurückgekehrt, hat Widukind, erleuchtet durch die Gnade des heiligen Geistes, jetzt ebenso sehr sich bestrebt, die im Irrthume Wandelnden zum christlichen Glauben zu bekehren, als er früher die Befenner des Christenthums verfolgt hatte; er trug Sorge, daß die christlichen Kirchen wieder aufgebaut wurden, die er früher als Heide zerstört, und wo er einst Götterbilder aufgerichtet hatte, da sind von ihm christliche Kirchen jetzt errichtet worden.“

Zu Enger fand der Herzog seine Grabstätte; ein herrliches Denkmal wurde ihm um das Jahr 940 errichtet; Kaiser Karl IV. hat es im Jahre 1377 wieder herstellen lassen.

Mit der Tausche Widukinds schien endlich dauernder Friede im Sachsenlande einzufehren; aber es war nur Schein. Schon im Jahre 793 erzielte den König, als er eben im Begriffe war, nach Ungarn zu ziehen, die Nachricht, daß die Heeresabtheilung, welche der Graf Theoderich durch Friesland führte, in dem Friustrigau (Rufstringen auf der linken Seite der untern Wejer) von den Sachsen verrathen und aufgerieben worden sei. Die Nachrichten wurden noch schlimmer, weshalb Karl im folgenden Frühlinge mit zwei Heerhaufen nach Sachsen aufbrach; aber es kam zu keinem Kampfe; zwar hatten die Auffsändischen auf dem Sinotfeld (Sendfeld bei Wunnenberg, südlich von Paderborn) Aufstellung genommen; doch zogen sie vor, den Treueid zu leisten und Geiseln zu stellen. Aber schon wieder in den folgenden Jahren 795, 796 und 797 war er zu Feldzügen gegen sie genöthigt; auch blieb er den Winter über im Lande an einem Orte an der Wejer, dem er den Namen Heristelli (Herstelle zwischen Karlshafen und Hörter) gab, und vertheilte sein Heer über alle sächsischen Gauen. Das hinderte die Nordliuti, d. i. die überelbischen Sachsen, nicht, die Sendboten des Königs, welche um Recht zu sprechen zu ihnen gekommen waren, zu tödten und selbst des Königs Gesandten Gottschalk, der von einer Sendung zum Dänenkönig Sigifrid zurückkehrte, festzunehmen und zu ermorden. Was half es, daß Karl dafür das Land zwischen Wejer und Elbe verwüstete; die Ueberelbischen fielen die Obotriten, die Verbündeten der Franken, an: doch erlitten sie bei Schwante an der Warnow, südlich von Rostock, eine schwere Niederlage.

Endlich im Jahre 804 fiel der letzte Schlag. Die Ost- und Westfalen waren ruhig geblieben; jenseits der Elbe aber und in Wigmodien loderte der Aufstand; und nun griff Karl zum letzten Mittel: er verpflanzte aus diesen Gauen 10,000 Männer mit ihren Familien in verschiedene Gegenden des Frankenlandes. Von nun an war Ruhe, und die kirchlichen Pflanzungen, mit welchen Karl das Sachsenland übersäet, vermochten im Frieden das Werk der dauernden Vereinigung des Sachsenvolkes mit dem der Franken zu vollenden.

Karl gründete acht Bisthümer; das älteste davon ist wohl *Dsnabrück*, dessen Stiftung ins Jahr 776 gesetzt wird. Der erste Bischof war *Wicho* oder *Guiho*, ein gar gelehrter Mann. Ihn und seine Nachfolger befreite Karl von allem Hofdienste; dafür erhielt derselbe die Auflage, so oft eine Gesandtschaft nach Constantinopel nöthig wurde, dieselbe auf seine Kosten zu übernehmen. Deshalb wurde eine Schule gegründet insbesondere zur Pflege der lateinischen und griechischen Sprache, damit es niemals an Männern gebräche, welche zur Ausführung solcher Gesandtschaft geeignet wären. Noch besteht diese Karlschule, das *Carolinum*.

Für Münster kann das Jahr der Errichtung nicht mit Sicherheit angegeben werden; die Angaben schwanken zwischen den Jahren 784, 792 und 801. Der erste Bischof war der heilige Ludger, einer friesischen Familie entsprossen, welche, frühe bekehrt, vor Rathob aus dem Lande weichen mußte. Ludger, zwischen den Jahren 744 und 749 geboren, war ein Schüler des heiligen Gregor von Utrecht, dann Alkuins in York und wurde im Jahre 778 Priester. Gregors Nachfolger in Utrecht, Alberich, schickte ihn nach Deventer; von da zog der eifrige Mann nach Dokkum und übte, die Friesen auch in der Verbesserung des Ackerbaues unterrichtend, bedeutenden Einfluß auf die Landescultur. Als er im Jahre 785 vertrieben wurde, ging er nach Italien und lebte sich in Monte-Cassino zwei und ein halbes Jahr lang in den Geist der Benediktinerregel ein. Bernhard, der erste Priester, welcher die Verhältnisse in Münster zu ordnen angefangen, starb im Jahre 789, und nun ließ Karl dem mittlerweile heimgekehrten Ludger die Wahl, ob er den Stuhl von Trier besteigen oder der erste Bischof von Münster sein wolle. Sein Verlangen, unter den Sachsen zu arbeiten, entschied Karl, ihn nach Münster zu entsenden. Ludger theilte den Bezirk in Pfarrsprengel, sammelte die zerstreuten Höfe zu Gemeinden, war überaus eifrig in der Predigt, baute Herbergen für die Armen und Reisenden und trug sich lange mit der Gründung einer Pflanzstätte für tüchtige Priester; endlich entschied er sich für Wenezwald an der Ruhr, das auf der Grenzscheide der Sachsen und Franken gelegen, und so entstand das wichtige Kloster Werden. Im Jahre 809 starb der Heilige auf einer Visitationsreise zu Billerbeck.

Die Stiftung Paderborns wurde auf der Reichsversammlung zu Lippispringe im Jahre 780 beschlossen; es erhielt aber erst später seine Einrichtung, wohl weil der erste dafür ausersehene Bischof noch zu jung für die Uebernahme des Amtes war. Dieser war Hathumar, ein edler Sachse, welcher als Geißel dem Bischof Burkard von Würzburg und dessen Nachfolger Megingoz zur Hut und Erziehung übergeben worden war. Der Jüngling widmete sich dem geistlichen Stande und strahlte bald im Schmucke priesterlicher Tugend; im Jahre 795 bestieg er den bischöflichen Stuhl und begann alsbald den Bau des Domes, in welchem Leo III. bei seiner Anwesenheit zu Paderborn einen Altar consecrirte. Der heilige Hathumar starb im Jahre 815 und hatte zum Nachfolger den heiligen Baduard, welcher den Dom und das Domkloster vollendete, Corvey und die Frauenklöster Bödeken und Herford gründete.

Minden, dessen Gründung schon im Jahre 780 beabsichtigt war, konnte seine Einrichtung erst kurz vor 804 erhalten; man sagt,

daß Widukind eine seiner Burgen am östlichen Ufer der Weser dafür vergabt habe, Karl eine am westlichen, wobei der Sache, auf beide Burgen deutend, gesagt: Min! Din! was dem entstehenden Orte den Namen Minden eingebracht haben soll. Der Sprengel des Bisthums lag zu beiden Seiten der Weser und war vom Osnabrücker durch die Hunte, vom Paderborner durch die Werra geschiedet; in Herumbert verehrte das Bisthum seinen ersten Bischof. Jetzt ist es zu einer einzigen, Paderborn zugetheilten Pfarrei eingeschrumpft, nachdem es im Westfälischen Frieden dem Kurfürsten von Brandenburg überwiesen worden, der dem Domkapitel noch den Fortbestand gestattete, bis die allgemeine Säkularisation in unserem Jahrhunderte auch noch darüber kam.

Bremen richtete vom Jahre 788 an der heilige Willehad ein, aus Northumberland durch die Botschaft herbeigeführt, daß in Friesland und seiner Umgebung ein reiches Arbeitsfeld der apostolischen Männer warte. Gegen das Jahr 770 kam er und weilte längere Zeit zu Dokkum an der Marterstätte des heiligen Bonifacius, bald dem Volke und den Edeln ein Liebling; letztere übergaben ihm ihre Söhne zum Unterrichte, so daß er eine blühende Schule einrichtete. Doch diese Wirksamkeit genügte ihm noch nicht; er ging über die Lovede (Lauwers) und kam bis nach Humarcha (Humsterland) zu den Heiden. Aber da fand er Widerspruch, und er sollte sterben. Doch Einer der Männer der Versammlung warnte vor voreiligem Handeln und schlug das Loosgericht vor; nun aber fiel kein Todesloos auf Willehad, und unbeanstandet konnte er von dannen gehen. Er begab sich in den Gau von Drenthe; doch auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn der Sturz der Gözenaltäre, auf welchen seine Schüler mit Todesmuth ausgingen, rief nach Rache. Die Heiden rotteten sich zusammen und fielen die Glaubensboten an. „Bei dieser Gelegenheit schlugen sie den Knecht Gottes mit Knütteln, und er mußte viele Streiche leiden. Einer von ihnen drang sogar mit gezücktem Schwerte auf ihn ein und wollte ihm das Haupt abschlagen; allein der fromme Mann hatte gerade eine Kapsel mit Reliquien am Halse hängen, und als nun der Streich des Schwertes auf seinen Hals fiel, so schnitt derselbe zwar den Riemen, woran die Kapsel hing, zum Theile durch, konnte aber ihn selbst nicht verletzen. Ueber dieses Wunder erschreckt, ließen die Heiden ihn und seine Gefährten unbehindert fort und wagten nicht, sie weiter zu belästigen.“ (Leben des heiligen Willehad vom heiligen Erzbischof Ansgar).

König Karl berief ihn und sandte ihn in den Gau Wigmodien, welcher am östlichen Ufer der Weser und Wummer lag und von Langwedel bis Stotel reichte, damit er das Evangelium predige und Kirchen baue. Er that es mit solchem Erfolge, daß schon im

zweiten Jahre, 781, die Sachsen und die in der Umgegend wohnenden Friesen Christen zu werden gelobten. Allein im folgenden Jahre fiel Widukind ein; Willehad entzog sich der Verfolgung, die eine sehr blutige war; im Lärigan (westlich von der Weser, an der Hunte) starb der Priester Folcard und der Graf Emmig; in Ober-Riustri Benjamin, in Ditmarschen der Priester Utreban, in Bremen Gerwal mit mehreren Genossen. Die zerstreuten Diener Gottes sammelte Willehad, nachdem er von einer Romfahrt, getrübet von Papst Hadrian, zurückgekehrt war, in Echternach; dann ging er zu König Karl, der gerade auf der Crezburg sich aufhielt, und erbat sich Unterstützung zum Neubeginn seiner Arbeit in dem Sprengel, den er vor dem Einfall Widukinds zu organisiren begonnen hatte. Er stellte in Wigmodien die zerstörten Kirchen wieder her und setzte an passenden Orten bewährte Priester ein. Darauf, als Alles zum Frieden gebracht zu sein schien, berief König Karl ihn nach Worms, damit er sich zum Bischofe weihen lasse, was am 13. Juli 787 geschah. Sein Sprengel, dessen Stiftungsurkunde vom 14. Juli 788 ist, umfaßte Wigmodien, Loren, Riustrien, Aterga, d. i. Ostringen im Oldenburgischen, Nordendi und Wanga, jetzt Wangerland. Bremen bestimmte er zu seinem bischöflichen Sitze; deshalb baute er daselbst einen Dom, freilich nur aus Holz, und weihte ihn am 1. November 789; er selbst aber starb noch in derselben Woche.

Die Stiftung von Verden wird in das Jahr 786 gesetzt; das Bisthum umfaßte den Sturmgau und den Bardengau; es ist fraglich, ob der Sitz des Bischofs Anfangs nicht zu Bardewick bei Lüneburg gewesen, und auch über die Person des ersten Bischofs sind die Gelehrten nicht einig, ob es Suibert oder Patto gewesen. So sind auch die Anfänge von Halberstadt nicht völlig ins Klare gestellt; ob sie zu Heiligenstadt, dem spätern Osterwick, begonnen, ob die Stiftung in die Jahre zwischen 770 und 785 falle, oder ob erst Ludwig der Fromme im Jahre 814 sie ausführt. Zum Sprengel gehörten: Nordthüringen, Hartingau, Darlingau, Hasingau, Schwabgau. Als später die Hochstifte Magdeburg und Merseburg entstanden, wurde Verden sehr eingeengt; als sein erster Bischof wird Hildegrip, ein Bruder des heiligen Ludger, genannt.

Wir nennen hier noch Hildesheim, obgleich erst Ludwig der Fromme es war, welcher im Jahre 818 die Stiftung vornahm; denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe für die Ostfalen in der Absicht Karls gelegen hatte. Für den Sitz des Bischofs soll anfänglich Aulica (Elze), wo Karl eine Kirche baute, bestimmt gewesen sein; doch Ludwig wählte Hildesheim, obgleich Elze, der Knotenpunkt aller die Landschaft durchziehenden Straßen,

an der fischreichen Sala zu einem Bischofsſiße sehr geeignet schien, während der Ort, wo jetzt Hildesheim steht, noch von Sümpfen und Wäldern bedeckt war. Die Gründe sind nicht weiter bekannt; wir wollen aber, um auch der Sage ihr Recht angedeihen zu lassen, dem sächsischen Annalisten (aus dem 12. Jahrhundert) das Wort geben: „Es geschah, daß König Ludwig in der Leidenschaft der Jagd die Leine überschritt und an der Stelle, welche jetzt die Kirche von Hildesheim einnimmt, sein Zelt aufgeschlagen, auch bei den herbeigebrachten Reliquien der königlichen Kapelle Messe gehört hat. Nach Gottes Vorsehung waren dies aber die Reliquien der heiligen Gottesmutter Maria. Als der König darauf nach Elze zurückkehrte und dort die heilige Messe hören wollte, da erinnerte sich der Kaplan erst, wie er die Reliquien auf den Altar setzen wollte, daß er sie in Vergeßlichkeit dort gelassen, wo er am Tage zuvor die Messe gefeiert. Vom Stachel der Angst getrieben, ging er zurück und fand sie, wo er sie aufgehängt hatte, nämlich am Aste eines Baumes, der eine sehr klare Quelle beschattete; froh eilte er hinzu, und — o große Wunderwerke Gottes! o tiefer Abgrund göttlichen Waltens! eben die, welche er mit leichter Hand aufgehängt, vermochte er mit keiner Anstrengung wegzunehmen. Er läuft zurück, um dem Kaiser die wunderbare Nachricht zu melden.

Dieser, begierig, das Gehörte zu erproben, kam schleunigst, von Vielen begleitet, und merkte, daß die Reliquien von dem Orte, wo sie einmal hingen, nicht fortgeschafft sein wollten. Ueberzeugt nun, daß dies Wink Gottes seien, errichtete er dort schnell ein Heiligthum für die Mutter Gottes, so daß der Altar denselben Platz mit den aufgehängten Reliquien erhielt. Diesen durch die Neuheit des Wunders berühmten und, wie es sich bewährt hatte, der Mutter Gottes so sehr gefallenden Ort begann König Ludwig mit allem Eifer zu fördern und gab den Hauptsitz des Bisthums, welchen er früher der von seinem Vater gegründeten und von ihm so sehr gefeierten Kirche von Elze zur Ehre der Apostelfürsten zu ertheilen beschlossen hatte, an das Heiligthum der Mutter Gottes und setzte über dieses einen im Glauben bewährten Mann, Guntar, als ersten Bischof!“ Noch steht der Rosenstock am Dome zu Hildesheim, an welchem, nach einer anderen Version der Sage, die Reliquien gehangen; daß er unter dem 17. Bischöfe, Sezilo (1053—1079) gestanden, ist urkundlich bezeugt.

Was aus einer Reihe dieser sächsischen Bisthümer geworden ist, wie ihre Altäre gebrochen sind, wissen wir; aber von keinem deutschen Manne sollte vergessen werden, welcher Segen aus ihnen für Volk und Land Jahrhundertlang hervorging.

IV.

Karl König der Langobarden.

(773—776.)

Wie die Bezwingung der Sachsen, so war auch die des Langobardenreiches für den Frankenkönig eine politische Nothwendigkeit, welcher Karl gerecht werden mußte, wenn er nicht sein eigenes Reich schädigen und noch dazu seinem Standpunkte untreu werden wollte. Die Besorgnisse, die schon sein Vater Pipin bezüglich einer Verbindung des mächtigen Herzogthums Baiern mit dem Langobardenreiche gehegt, waren durch die Zeitverhältnisse nicht gemindert, sondern eher erhöht worden; der Herzog Thassilo war ein Eidam des Desiderius. Sodann lag es im Gange der Weiterentwicklung des fränkischen Reiches, daß Baiern zu seinem eigenen Besten nicht minder als zum Schutze des Ganzen in das Reich eingegliedert werden mußte. So lange nun aber ein Langobardenreich bestand, mochte Baiern niemals ein ruhiger Besitz werden. Daher war die Bezwingung des Langobardenreiches eine politische Nothwendigkeit. Indem aber Karl als Schirmherr der römischen Kirche in die Fußstapfen seines Vaters trat, wäre es eine Verläugnung seines Standpunktes gewesen, hätte er den Langobarden in seiner perfiden Haltung gegen den heiligen Stuhl gewähren lassen. Das konnte er nicht, nachdem er, sein erstes Capitulare mit dem Titel einleitend: „Karl, König und Regent des Frankenreiches, andächtiger Vertheidiger der heiligen Kirche und des apostolischen Stuhles Beistand in allen Dingen,“ entschieden und feierlich vor aller Welt seine Unabhängigkeit an den heiligen Stuhl erklärt und die Politik des Desiderius durchschaut hatte, welche anfangs auf den Zwiespalt zwischen den Brüdern Karl und Karlmann specularte, dann, auf Baiern vertrauend, trotzigen Uebermuth zeigte, und als Bertrada in Kurzsichtigkeit Frieden zu vermitteln thätig war, heuchlerische Bahnen einschlug, als ob Desiderius nichts mehr am Herzen läge, als dem heiligen Stuhle die vorenthaltenen Landschaften herauszugeben. Er drang bewaffnet in Rom ein, nicht als Gegner des Papstes, gab er vor, sondern als ein Beschützer, in der Meinung und Absicht, Stephau III. wie eine Drathpuppe zu lenken. Neben den Vergewaltigungen des heiligen Stuhles her liefen andere Mißthelligkeiten zwischen Desiderius und Karl. Dieser schickte dem Vater die Desiderata oder Irmengard wieder heim, und nach Karlmanns Tode ließ sich dessen Gemahlin Berberga verleiten, mit ihren Kindern Pipin und Sergius zu Desiderius zu flüchten: Dinge genug, die Spannung zu steigern.

Als im Jahre 772, rasch nach Stephans III. Abscheiden, Hadrian I. durch eine merkwürdig übereinstimmende Wahl den heiligen Stuhl bestieg (772—795), standen Karl und Desiderius einem Manne gegenüber, wie er jedem von ihnen nach ihrer Eigenart ein Bedürfnis war, hoher Gedanken fähig, seiner Stellung sich bewußt, eine elegante Persönlichkeit, liebenswürdig in seiner edeln Bildung, aber in seinem Wesen wie ein Diamant so fest. Desiderius beeilte sich, den Neugewählten zu umschmeicheln, mußte aber alsbald erfahren, daß ein Mann des Rechtes sich nichts abschmeicheln läßt. Er wünschte, entgegenete Hadrian auf seine Glückwünsche, mit allen Christen, also auch mit dem Könige Desiderius in gutem Frieden zu leben; doch könne er kein Vertrauen fassen zu einem Fürsten, von welchem Papst Stephan, sein Vorgänger, gesagt habe, daß Nichts von Allem gehalten worden sei, was er, König Desiderius, wiederholt und feierlich der römischen Kirche geschworen habe. Hadrian suchte die Männer der langobardischen Partei von sich ferne zu halten und umgab sich mit entschiedenen Characteren, so daß jetzt wieder, wie so oft, das Geschrei ging, der arme Papst sei nicht frei; mit ihm selbst könne man schon zum Frieden kommen, wenn nur seine Umgebung es zuließe. Der Plan wurde nun gefaßt, ihn aus der Stadt zu locken. Paul Afiarta, das gottlose Haupt der langobardischen Partei in Rom, vermaß sich, als Hadrian den Lockungen widerstand, zu dem Drohworte, er werde den Papst zu Desiderius bringen, und wenn er ihn mit einem Stricke um die Füße zu ihm schleppen müßte. Zu plump verrieth sich die Politik des Langobarden; auf der einen Seite überfloß er von Versprechungen, auf der andern forderte er, daß Hadrian die Söhne Karlmanns zu Königen der Franken salben solle, eine Zumuthung, die nichts Geringeres als eine Kriegserklärung gegen den geschworenen Beschützer des heiligen Stuhles in sich schloß. Nun wollte es das Geschick, daß Afiarta ermordet wurde; Desiderius trat in die Waffen und zog gegen Rom. Als er hier keine Besorgniß wahrnahm, hing er den Pilgerrock um und bat, zum heiligen Vater kommen zu dürfen, um seine Andacht zu verrichten. Allein Hadrian schloß die Thore Roms und ließ die außerhalb derselben gelegenen Basiliken von Peter und Paul ausleeren; dem geheuchelten Pilgerzuge aber schickte er drei Cardinalbischofe entgegen, welche Träger einer Baunbulle waren, in welcher erklärt wurde, daß der König und jeder bewaffnete Langobarde der großen Excommunication verfallen seien, wenn sie nicht unverzüglich das Gebiet des heiligen Stuhles verließen. Gleichzeitig erhob der Papst seine Klage bei Karl; es war im Jahre 772.

Zu Driedenhofen trafen die päpstlichen Gesandten den König und erhielten alle erwünschte Zusage. Karl trat in Unterhandlungen

mit Desiderius; er verlangte die Räumung der päpstlichen Städte und die Auslieferung der Söhne Karlmanns. Desiderius hoffte, wenn nicht auch auf Byzanz, mit dem er gar freundlich that, so doch auf seinen Schwiegerjohn Thassilo, und verweigerte das Begehren Karls. Dieser verstand es, seine Völker mit religiösen Motiven zu entflammen; der Papst, hieß es allerorten, sei von dem habgierigen Langobarden bedrängt, die Kirche Gottes in Gefahr, da ihr von dem treulosen Desiderius Afterpäpste aufgedrängt würden; zu dem „heiligen Krieg“ strömten die Heerhaufen freudig zusammen. Im Frühlinge 773 sammelten sie sich in Genf; von da zog Karls Oheim Bernhard über den Jupitersberg, der von ihm den Namen Bernhardsberg erhielt, Karl über den Mont-Cenis. Desiderius vertraute sich einer Feldschlacht nicht an, sondern seinen festen Städten; während er die Söhne Karlmanns in Verona barg, schloß er selbst sich in Pavia ein. Dahin folgte ihm Karl. Wie sein Umarich frühe schon von der Sage aufgefaßt und ausgeschmückt wurde, zeigt folgende Stelle aus dem Buche des ungenannten St. Galler Mönchs: „Es hatte sich aber einige Jahre vorher ereignet, daß einer seiner vornehmsten Fürsten, Namens Otkar, den Zorn des furchtbaren Königs erregt hatte und deßhalb zu demselben Desiderius seine Zuflucht nahm. Da sie nun von der Ankunft des furchtbaren Karl hörten, stiegen sie auf einen sehr hohen Thurm, von wo sie weit und breit die Ankommenden erblicken konnten. Als der Troß sich zeigte, der rüstiger war wie bei den Zügen des Darius oder Julius, sprach Desiderius zum Otkar: „Ist Karl etwa in dem großen Heere?“ Aber er antwortete: „Noch nicht.“ Als aber jener das Volksheer sah, gesammelt aus dem ganzen weiten Reiche, da sprach er mit Zuversicht zu Otkar: „Gewiß zieht Karl mit diesen Truppen.“ Otkar erwiderte: „Er noch nicht, und auch jetzt noch nicht.“ Da fing jener an sich zu ängstigen und zu sagen: „Was werden wir thun, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ Otkar sprach: „Du wirst schon sehen, wenn jener ankommt; was aber aus uns werden soll, das weiß ich nicht.“ Und siehe, da sie noch sprachen, erschien sein Hausgesinde, das niemals müßige. „Da ist Karl,“ sagte er. Aber Otkar sprach: „Noch nicht und auch jetzt noch nicht.“ Darauf zeigten sich die Bischöfe und Aelte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern. Als er die gesehen, stammelte der Fürst, dem Lichte schon feind und nur nach dem Tode verlangend, mit Mühe noch die Worte: „Laßt uns hinabsteigen und unter die Erde uns verbergen vor dem Zorn eines so furchtbaren Feindes.“ Otkar aber, der des unvergleichlichen Karls Macht und Kriegsrüstung einst kennen gelernt hatte und in besseren Zeiten sehr vertraut damit war, erwiderte voll Bangigkeit: „Wenn du siehst, daß auf den Gefilden ein eisernes Saatfeld stirrt

und daß der Po und Tessin mit dunkeln eisenschwarzen Meereswogen gegen die Mauern der Stadt anschwellen, dann ist Aussicht da, daß Karl kommt.“ Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zuerst gegen Westen es anfang sich zu zeigen wie eine finstere Wolke, die den hellsten Tag in furchtbare Schatten hüllt. Aber als der Kaiser allmählig näher kam, glänzte den Belagerten von dem Scheine der Waffen ein Tag entgegen, der für sie finstere war, wie jede Nacht. Da sah man ihn auch selbst, den eisernen Karl, behelmt mit eisernem Helm, die Arme mit eisernen Schienen bedeckt, die eiserne Brust und die breiten Schultern geschützt durch einen eisernen Harnisch; die Linke trug die hochaufgerichtete eiserne Lanze, denn die Rechte war immer für den siegreichen Stahl bereit; die Schenkel, welche von Anderen, um leichter zu Pferde steigen zu können, ohne Harnisch gelassen zu werden pflegen, waren bei ihm nach außen mit eisernen Schuppen bedeckt. Die eisernen Weinschienen brauche ich nicht zu erwähnen; denn die waren bei dem ganzen Heere gebräuchlich. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Pferd war eisern an Farbe und Muth. Diese Rüstung hatten Alle, die ihm voran zogen, die ihm zur Seite gingen und Alle, die ihm nachfolgten, und überhaupt die ganze Heeresmacht nach Kräften nachgeahmt. Eisen erfüllte die Felder und Wege; die Strahlen der Sonne wurden zurückgeworfen durch den Glanz des Eisens; dem kalten Eisen bezeugte das vor Schrecken erstarrte Volk seine Huldigung, das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen drang tief unter die Erde. O das Eisen! Wehe das Eisen! so tönte das verworrene Geschrei der Einwohner. Durch das Eisen erzitterte die Festigkeit der Mauern, und der Muth der Jünglinge verging vor dem Eisen der Alten. Dies also, was ich, der stotternde und zahnlose, nicht wie es sich ziemte, mit trägerem Umschweif weitläufig zu schildern versucht habe, sah der wahrheitsliebende Späher Ottar mit raschem Blick und sprach zum Desiderius: „Siehe, da hast du ihn, nach dem du so eifrig geforscht hast.“ Und mit den Worten stürzte er fast leblos zusammen.“

Während Karl vor Pavia lag, beeilten sich die Städte Nieti, Spoleto und andere, dem Papste ihre Unterwerfung anzutragen; auch die Vasallen fielen von ihrem Könige ab, und bald war dieser auf Pavia und Verona beschränkt, in welch' letzterer Stadt sein Sohn und Mitkönig Abalgis die Vertheidigung leitete. Karl blieb in seinen zwei Forderungen, der Rückgabe all' des dem heiligen Stuhle Geraubten und der Auslieferung der Söhne Karlmanns unerbittlich. Als er im Verlaufe des Herbstes oder Winters 773 einmal vor Verona erschien, wurden diese ihm übergeben, wenn sie nicht von freien Stücken, auf seine Gnade vertrauend, an ihn sich wandten. Was aus ihnen geworden ist, wissen wir nicht; sie ver-

schwanden spurlos in der Geschichte. Die langobardischen Bajallen durchkreuzten die Friedensverhandlungen ihres Königs mit Karl; denn sie fürchteten seine Rache, wenn er wieder zur Macht käme; sie drangen deshalb auf seine und des Adalgis Absetzung und in Karl, daß er als König der Langobarden die verwaiste Krone sich selber auf das Haupt setze. Da ergab sich, wohl in der ersten Zeit des Jahres 774, Verona; Adalgis floh über den Apennin, und als er nirgends Beistand fand, nach Constantinopel. So groß hier die Begierde war, aus Karls Händen die Wiedereinsetzung in den vormaligen italienischen Besitz zu erlangen, so gebrach es vollständig an der Kraft, irgend etwas dafür zu thun; an ein Einschreiten zu Gunsten des Adalgis ist sicher nicht gedacht worden.

Plötzlich eilte Karl mit seiner gewohnten Schnelligkeit von dem belagerten Pavia weg nach Rom, um daselbst das Osterfest 774 zu feiern; Niemand hatte es vermuthet. Am Charjamstag kam er mit seinem stattlichen Gefolge von Bischöfen, Aebten und Kriegsgesährten in die Nähe der Stadt; da erwartete ihn eine Prozession mit Kreuz und Fahnen. Karl stieg vom Pferde und folgte zu Fuß mit seinem Gefolge; die Jugend trug Palmzweige, Jubelschöre ertönten und wurden von dem rechts und links an der Straße stehenden Römervolke mit Euthusiasmus begleitet. Als Karl die Stufen von St. Peter hinauffstieg, kniete er auf jeder nieder, sie andächtig zu küssen; denn jede, sagte er, sei von vielen Heiligen betreten und geweiht worden. In der Vorhalle vor dem Hauptportale stand der Papst, von der Geistlichkeit umgeben; Hadrian und Karl umarmten und küßten sich; dann schritten sie Hand in Hand ein in St. Peters Dom bis zur Confession, und über ihren Häuptern erklang das: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Papst und König stiegen hinunter zum Grabe des Apostelfürsten, beteten lange und schwuren sich herzliche Freundschaft und Frieden zwischen Thron und Altar. Nachdem die Festlichkeiten der Ostertage vorüber, stellte Karl sich dem Volke dar als sein Patricius und leistete den üblichen Schwur; dann bestätigte er die Schenkungsurkunde seines Vaters Pipin mit Freude und Freigebigkeit. Der Bibliothekar Anastasius, welcher das Original der Stiftungsurkunde selbst gesehen haben will, berichtet, daß alles Land südlich von Venetien und Parma nebst Istrien und Corsika, auch die Herzogthümer von Spoleto und Benevent dem heiligen Stuhle überwiesen worden seien. Karl war gerne bereit, die Forderungen des heiligen Stuhles in Betreff der kirchlichen Mißstände im Frankenreiche zu genehmigen und baldige und beste Abhilfe zu versprechen; allein die Erfüllung machte ihm große Schwierigkeiten.

Im zwölften Jahrhundert wurde die zuerst von Sigebert von Gemblours verbreitete Märe angebracht, Karl sei in demselben

Jahre 774 ein zweites Mal in Rom gewesen und habe auf einer Lateranſynode von 153 Biſchöfen die Beſugniß erhalten, den päpſtlichen Stuhl zu beſetzen und alle Biſchöfe zu inveſtiren, ſo daß ein nicht vom Könige inveſtirter Biſchof von Niemanden conſecrirt werden dürfe. Dieſe entſchieden falſche Nachricht iſt in der Zeit des Inveſtiturſtreites unter Gregor VII. von einem Gegner des Papſtes erfunden worden.

Endlich im Sommer 774 ergab ſich das ausgehungerte Pavia; König Deſiderius wurde ein Gefangener Karls und mit ſeiner Gemahlin Anſa und einer Tochter nach Lüttich abgeführt. Nun ging in ihm das Licht auf über ſeine Verirrungen, und die beſſere Seite ſeines Weſens wurde Sieger über die ſchlimmen Neigungen. Er ging ins Kloſter Corvey, ward Mönch und that Buße.

Karl hielt, bevor er aus Italien ſchied, auf dem Felde vor Pavia einen vielbeſuchten Reichstag, wo ihm als König der Langobarden die Huldigung ward. Dem Reiche blieb ſeine Einrichtung, dem Volke ſein Geſetz.

Aber bald kam ſo manchem der langobardiſchen Herren die Neue; die Herzoge Archis von Benevent, Hildebrand von Spoleto, Hrodgaud von Friaul und andere große Vaſallen planten eine, allgemeine Erhebung zur Wiederherſtellung des Langobardenreiches; der flüchtige Adalgis ſollte mit einer griechiſchen Flotte landen. Doch Hrodgaud gönnte dieſem die Krone nicht; er wollte ſelbſt König werden; er ſchlug im Jahre 775 loſ. Karl kam, ohne die Sammlung ſeines Heerbaunnes abzuwarten, nur an der Spitze ſeines Gefolges mitten im Winter über die Alpen und nahm Friaul im Sturme. Hrodgaud ſiel im April 776, die griechiſche Flotte kam nicht, der Bund ging auseinander. Nun hob Karl die langobardiſche Reichsverfaſſung auf, führte die fränkiſche Gauverfaſſung ein und zerſplitterte die Herzogthümer, und ſo lebte das langobardiſche Reich nur mehr in der eiſernen Krone fort, die Karl trug, und in ſeinem Titel als König der Langobarden.

V.

Karl in Spanien.

(778—816.)

Als Karl im Jahre 777 das Maifeld zu Paderborn hielt, erſchienen vor ihm vornehme Mauren aus Spanien, an ihrer Spitze Ebn-al-Arabi, der Fürſt von Saragoſſa, und baten, ein Bündniß anbietend, um Beiſtand wider den Emir Abderchaman; daß auch

spanische Christen dabei sich betheiligten, ist zu vermuthen, aber nicht verbürgt.

Abderrhaman führte eine glänzende Herrschaft; aus der Tiefe menschlichen Unglücks fast wunderbar gerettet, hat er, nach Spanien berufen, die Maurenherrschaft daselbst zur glanzvollen Höhe geführt und die widerstrebenden Elemente mit gewaltiger Hand gebeugt. Er war 16 Jahre alt, als der Chalife Abul Abbas, der Blutvergießer genannt, im Jahre 750 den Befehl gab, ihn und seinen Oheim zu ermorden. Von Freunden seines Hauses wurde er nach Aegypten geflüchtet; auch hier verfolgt, verbarg er sich bei den Berbern; doch auch hier wurde er aufgespürt. Seine Verfolger traten in das Zelt und frugen nach ihm; sie erkannten ihn nicht und erhielten von den das Gastrecht schützenden Berbern die Auskunft, der Jüngling, den sie suchten, sei auf der Löwenjagd und werde die Nacht an dem und dem Orte zubringen. Als die Verfolger sich dahin gewandt, flüchteten treue Männer ihn durch die endlose Wüste, wo ihn die Tiger umbrüllten, der Samum ihn im Sand zu vergraben drohte, bis er endlich zu den Buneten kam, dem Stamme, aus welchem seine Mutter geboren war. Hier ward der liebenswürdige, hochgewachsene Jüngling mit den blitzenden und doch so treuherzigen Augen freudig begrüßt, und hier reiste er seiner Bestimmung entgegen.

In derselben Zeit litt das maurische Spanien unsäglich unter Spaltungen und Bürgerkriegen; keine Gerechtigkeit waltete im Lande; Sicherheit und Ordnung waren untergraben; die willkürlichsten Erpressungen führten zu allgemeiner Verarmung. In den einsichtigeren Männern stieg der Gedanke auf, daß Spanien vom Chalifate abgerissen und unter einem eigenen Herrscher innerlich geeinigt werden müsse. Ihr Auge fiel auf Abderrhaman, den Abkömmling alter Herrschergeschlechter. Das Emirat über Spanien wurde ihm mit den Worten angetragen: „Du bist bereits Herr der Herzen; in ihrer willigen Ergebenheit und ihrem treuen Gehorsam wirst du die festen Grundpfeiler deiner Ehre und Macht finden.“ Der Jüngling antwortete: „Ist das der feste Wille der Moslemen in Spanien, so bin ich damit zufrieden und will euer Anführer sein, wenn Gott es gestattet; ihr werdet einen Bruder und eifrigen Theilnehmer in euren Gefahren und Vortheilen in mir finden.“ Im Jahre 755 stieg er am Gestade Andalusiens aus dem Schiffe; jubelnd empfing ihn das Volk; er schritt von Sieg zu Sieg, gewann Cordova, das er zu seiner Residenz machte, und schuf sich ein mächtiges Reich, die Werke des Friedens pflegend trotz all der furchtbaren Kämpfe mit den widerstrebenden Fürsten, welche ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben wollten. Der Ackerbau kam durch klug angelegte Bewässerungen in reiche Blüthe; es entstanden Fabriken für Baumwolle- und Seidenweberei; strenge Gerechtigkeit ward gehandhabt, die See wider die

Piraten geschützt; die Christen wurden nicht gedrückt; Freischulen und Hospitäler erstanden, das Leben wurde reich und glänzend. Zeuge dafür ist die herrliche Alhama in Cordova, die nach dem von Abderrahman selbst entworfenen Bauplane eine Nachbildung der Kirchenmoschee von Damaskus sein und an Pracht und Herrlichkeit dem Tempel von Jerusalem gleich kommen sollte. Aber auf dem Emir lastete die Qual der Unbefriedigtheit, das Bewußtsein, ein Fremder zu sein im eigenen Lande, der Schmerz seiner Jugend trotz aller, die kühnsten Erwartungen überfliegenden Erfolge. Wie schön spricht er dieses Gefühl in einem Liede an den ersten Palmbaum aus, den er in Spanien geslanzt:

„Stolze Palme, gleich dem Emir bleibst du fremd in diesem Lande,
 Ob auch Spaniens süße Lüfte schmeichelnd deine Schönheit küssen.
 Wurzeln in dem grünen Boden, wiegst dein Haupt du in die Bläue,
 Während Thränen dir entquollen, könntest du gleich mir empfinden;
 Kennst nicht jener Leiden Fülle, die sich um mein Leben rankte,
 Jenen Gram nicht und der Schmerzen stete Fluth, die mich versenkten.
 Dir blieb keiner Sehnsucht Locken nach der fernem, lieben Heimath,
 Während ich, in Schmerz versunken, meiner Thränen Strom nicht stille.“

Es gewann den Anschein, daß der Emir von Cordova noch ganz Spanien sich unterwerfen werde, und Karl mußte sich die Frage vorlegen, was dem Frankenreiche drohe, wenn die kräftige Herrschaft Abderrahmans an seine Grenze sich einmal gelagert hätte. Nicht bloß die heilige Sorgfalt für die bedrängten Christen auf der spanischen Halbinsel bewegte sein Gemüth, sondern auch die Staatsklugheit machte ihn für den Vortrag der Maurenfürsten, die ihn zu Baderborn aufsuchten, empfänglich.

Freudig angeregt durch das religiöse Interesse, strömten aus allen Provinzen des weiten Reiches, selbst aus Lombardien und Baiern, tapfere Kriegsschaaren zusammen, um mit Karl die Pyrenäen zu übersteigen. In zwei Haufen trat er im Jahre 778 die Heerfahrt an; er selbst führte den einen von St. Jean Pied de Port über Roncevalles auf Jaca, Huesca und Saragossa, der andere ging von Roussillon über Perpignan auf Girona. Die Vertheidigung des Landes war von Abderrahman dem Abdalmelik, welchen die Sage den König Marsilius von Saragossa nennt, anvertraut worden; aber unter den Streichen der Eisenmänner des Nordens brachen die Mauren wie dürres Röhricht zusammen; bis an den Ebro fiel alles Land in die Hände Karls, und dieser Fluß galt von nun an als Grenze des Frankenreiches, der spanischen Mark.

Doch die Sachsen hinderten Weiteres. Karl mußte sich damit begnügen, Tribut aufzuerlegen und etliche feste Plätze mit fränkischen Besatzungen zu versehen; dann trat er den Rückmarsch an, der ihm noch schweren Kummer bringen sollte; denn wer hörte nicht singen und jagen von Rolands Ende im Thale von Roncevalles? Hier

glücklich aus; aber bei Karl stand fest, daß kein Friede mehr gegeben werden dürfe, bis Barcelona, die christliche Stadt, aus der entwürdigenden Knechtschaft der Mauren gelöst sei. Das geschah denn auch im September 801, nachdem die Knechtschaft fast 90 Jahre gedauert hatte.

Von nun an wären nur noch die Wechselfälle des Kriegsglücks zu verzeichnen. Um 806 zeigen sich besonders große Fortschritte der Franken zu Land und Wasser; dann gewinnen wieder die von Hakem ausgesandten oder ermunterten Piraten einen Vorsprung und nehmen 809 Corsika. Im folgenden Jahre kämpfte Ludwig wieder in Spanien, ohne viel auszurichten; doch 811 eroberte er Tortosa und verwandte nun seine Sorge auf die bessere Befestigung der spanischen Mark.

Sie war verwüstet und menschenleer. Deshalb wurden an spanische Christen, welche vor den Grausamkeiten der Mauren flüchteten, weite Landstrecken vergabt. Die fränkischen Grafen behandelten die Einwanderer nicht immer nach Recht und Billigkeit, daher noch Karl im Jahre 812 die Verhältnisse untersuchen ließ und den Spruch that, daß die Einwanderer vom Grundzins frei sein und, wenn sie 30 Jahre lang in der Treue verharret hätten, das von ihnen bebaute Land als Eigenthum behalten sollten. Ludwig der Fromme erklärte sie 815 für freie Leute, mit der Verpflichtung, dem Aufgebote der Grafen in den Krieg zu folgen und die Grenze zu bewachen und zu schirmen. Im folgenden Jahre, am 10. Februar, dehnte er diese Zugeständnisse auf alle Spanier aus, die künftig noch einwandern würden, und das sind die Anfänge der Fueros der Catalonien.

VI.

B a i e r n .

(757—788.)

Wie Karl und vor ihm schon sein Vater Pipin bemüht war, Aquitanien im Westen zum festen Pfeiler des Reiches zu machen, weshalb das Herzogsgeschlecht verdrängt und die fränkische Gauverfassung eingeführt wurde, so hatte ein gleiches Schicksal im Osten Baiern und sein Fürstengeschlecht, ebenso wenig unverdient, wie Aquitanien.

Der letzte Agilolfinger Thassilo verstand nicht die Zeichen der Zeit, die dahin deuteten, daß er das Haupt vor dem gewaltigen Karl beugen müsse, wenn er den Muth und die Kraft nicht habe, den Verzweilungskampf wider den unerbittlich scheinenden

Gang der Geschichte zu führen. Dahin nämlich drängten die Ereignisse, daß Baiern in das Frankenreich eingegliedert werde, damit es die mächtige Grenzmark nach Osten sei, zunächst zur Abwehr gegen die heidnischen Avarn, sodann zur Eroberung und Christianisierung ihres Landes.

Wir haben, als wir die Geschichte Pipins erzählten, Thassilo in der Vormundschaft des Frankenkönigs gelassen, dem und dessen Söhnen er als 15jähriger Knabe den Eid der Treue schwur. Dieser Eid ist dahin gedeutet worden, daß er die Unterwerfung Baierns unter das Frankenreich in sich schloffe; wäre das richtig, so müßte Thassilo als Hochverräther gebrandmarkt werden; es scheint aber, daß der Eid den Neffen nur zur Heerfolge seinem Oheim gegenüber verpflichten sollte.

Unterdessen war Thassilo zum trefflichen Fürsten erwachsen, unter dessen Herrschaft das mächtige Baiern sich glücklich fühlte. Das Land war damals wie heute reich an allem Lebensbedarf, vorzüglich an Getreide, Salz und Eisen; in jeder Stadt, so verordnete die Synode von Neuching (772), sollte der Bischof eine Schule einrichten. Welche Sorge den kirchlichen Verhältnissen zugewandt wurde, dessen ist unter Anderem dieselbe Synode Zeuge, indem sie die Bischöfe anweist, daß sie ihr Leben geben müssen für ihre Schafe, der Unterdrückten und Armen sich annehmen, den Gewaltthätigkeiten widerstehen, den ungerechten Richtern ihr Unrecht vorhalten sollen. Die Priester, heißt es, soll der Bischof nach der Bevölkerung vertheilen und einem Jeden seinen Ort anweisen, daß er die Seelsorge nicht aus Habsucht, sondern wegen des Gewinnes der Seelen ausübe. Auch müsse er darauf sehen, daß seine Priester nicht unwissend seien, sondern die heilige Schrift lesen und verstehen, daß sie nach der Ueberlieferung der römischen Kirche unterrichten und nach dem katholischen Glauben sowohl selbst leben, als auch das ihnen anvertraute Volk lehren, und daß sie Messe lesen können, wie es die römische Ueberlieferung lehrt. Die öffentliche Taufe soll im Jahre zweimal ertheilt werden, an Ostern und Pfingsten, und zwar nach der Ordnung der römischen Tradition. Jeder Priester soll ein Sakramentbuch haben, von welchem der Bischof Einsicht nehmen muß, ob es auch ordentlich geschrieben sei, damit das Gesetz nicht aus Nichtachtung zu Grunde gehe. Die Priester sollen Gott Opfer bringen, mit unbesleckter Keuschheit zur Kirche Gottes kommen und dem Gebete obliegen; sie sollen allezeit im Tone des Hirten die Leute ermahnen, sich der Unreinigkeit, des Meineides und der Besledung durch Götzendienst zu enthalten und kein Gelübde nach der Art der Heiden zu thun, sondern Gott allein den Zehnten zu geben, ihre Taufe und den christlichen Glauben zu bewahren. Wenn Einer aus

Nachlässigkeit gesündigt, soll der Priester ihn belehren, wie er zur Kirche Gottes zurückzukehren und das Bekenntniß vor Gott und dem Priester darzubringen habe. — In herrlicher Blüthe standen die klösterlichen Anstalten; neue Stiftungen wurden gemacht. Thassilo selbst blieb darin nicht hinter den Großen des Baiernlandes zurück; so verdankt Kremsmünster ihm seine Gründung. Im Stiftungsbriefe (777) sagt er: „Ich habe den Gedanken gefaßt, von dem, womit der Herr mich zu beschenken würdigte, zu meinem Seelenheile Gott ein Opfer zu bringen; denn meine Vorfahren, gesegneten Andenkens, haben nach Vermögen Gott von ihrem Besitze Widmungen gemacht, Kirchen gebaut und sie begabt, auch Klöster zu stiften und ihnen nicht kleine Geschenke zuzuwenden getrachtet; deßhalb habe ich ebenfalls in meiner Seele beschlossen . . .“ Nicht geringere Sorgfalt ward auf die Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse verwendet, so daß mit Recht die Regierungszeit Thassilo's als eine glückliche für das Baiernland gepriesen wird.

Und doch kam es dahin, daß das Volk diesem Fürsten sich entfremdete und er selber mißmuthig seine Liebe zu ihm aufgab.

Thassilo gebot über ein Land, das vom Fichtelgebirge an bis hinab nach Bozen reichte, ein männerreiches Land; er war von den Kärthern zum Schutzherrn angenommen, von den Avariengeschlechtern gefürchtet. Da begreift es sich, daß er den Forderungen der Franken sich zu beugen nicht sonderlich Willens war. Im Jahre 763 leistete er Pipin Heerfolge nach Aquitanien; aber plötzlich kehrte er heimwärts. „Von diesem Feldzuge“, sagen Einhard's Jahrbücher, „begab sich Herzog Thassilo von Baiern unter dem falschen Vorwande einer Krankheit nach Hause, mit dem festen Entschlusse, abzufallen und nie wieder vor dem Könige zu erscheinen.“ Schon sprach man im fränkischen Lager von dem schwersten Verbrechen, der Habsitz, d. i. dem hochverrätherischen Verlassen des Heerbannes. Auf einer Synode zu Aichain holte Thassilo die Zustimmung der Prälaten und Großen zu seiner Handlungsweise ein und schloß ein enges Bündniß mit Desiderius; doch wurde die Sache auf einem Tage zu Worms noch einmal vertragen. Aber nun holte er die Liutberga, des Desiderius Tochter, heim und ergab sich ganz an die Langobarden. Die Folgen zeigten sich alsbald nach dem Tode Pipins; denn mit den Langobarden erschien Thassilo in den Zwist der Brüder verwickelt, bereit, mit Karlmann gegen Karl aufzutreten. Die Vermittlung durch Vertrada kennen wir; Karl selbst trat durch den Fulder Abt Sturmius, der ein geborner Baier war, dem Herzoge näher, und nun bestand zwischen ihnen mehrere Jahre lang ein leidliches Verhältniß.

Doch im Winter von 779 auf 780 brach der Zwist wieder aus; was ihn im Einzelnen herbeigeführt, ob etwa Verweigerung dessen,

was Karl forderte, oder eine unberechtigte Forderung des Letztern, ob Mißhelligkeiten über eine Heeresfahrt, ob Grenzstreitigkeiten, wissen wir nicht. Diesmal machte Papst Hadrian den Vermittler. „Während seines (Karls) Aufenthaltes zu Rom“, bemerken Einhard's Jahrbücher zum Jahre 781, „wurde zwischen ihm und Papst Hadrian ausgemacht, zusammen Gesandte an Herzog Thassilo von Baiern zu schicken und ihn an den Eid zu erinnern, den er dem König Pipin, seinen Söhnen und den Franken geleistet, nämlich ihnen unterthänig und gehorsam zu sein . . . Als die Gesandten sich mit dem Herzoge besprachen, wurde sein Herz so erweicht, daß er sogleich vor dem Könige erscheinen zu wollen erklärte, wenn ihm nur durch Stellung von Geiseln seine Sicherheit verbürgt werde. Als das geschehen war, kam er unverweilt nach Worms zum Könige, schwur den verlangten Eid und stellte ohne Zögern die 12 Geiseln, die von ihm gefordert wurden.“

Doch bald kam die Zeit, wo nicht mehr vermittelt werden konnte. Jemehr die Sachsen gebeugt wurden und Karl in Friaul festen Fuß faßte, desto mehr war das Baiernland im Norden und Süden umspannt, wie längst an der alamannischen Grenze im Westen die Frankennacht ihm an der Seite lag. Nun sprach Karl auch noch das Alpengebirge von Trient an aufwärts, das Tiutberga dem Thassilo zugebracht, als Domäne des Langobardenreiches an. Mißmuthig grollte der Herzog. In dieser Zeit hub Adalgis seine Umtriebe zur Wiederaufrichtung seines väterlichen Reiches an; Tiutberga, seine Schwester, lag ihrem Gemahle an, gemeinschaftliche Sache mit dem Bruder zu machen; es wurde auf Constantinopel und auf unzufriedene Herren in Italien gehofft, — und Thassilo unterließ es, in den Jahren 784 und 785 Karl in Sachsen Beistand zu leisten, und im Gebirge schlugen sich seine Leute mit Karls Leuten herum. Die Mißhelligkeit zu mehren, wurden noch allerhand Gerüchte umgetragen, wie, daß Thassilo sich an die heidnischen Avarn gemacht habe und gedente, sie als Bundesgenossen gegen Karl zu führen. Es ist auch zu vermuthen, daß die Verschwörung des Hardrad (786), die ostfränkische genannt, ihren Schatten auf den Herzog warf und man ihn beschuldigte, daß die Verschworenen an Baiern sich angelehnt. Von dieser Verschwörung sagt Einhard (Karls Leben 20), daß ihre Urheber theils geblendet, theils am Leibe nicht geschädigt, aber alle verbannt wurden. „Keiner von ihnen kam ums Leben, drei ausgenommen, die, um nicht ergriffen zu werden, das Schwert zogen, Einige sogar dabei tödteten und, weil sie auf keine andere Weise zu bewältigen waren, niedergemacht wurden.“

Die Spannung zwischen Karl und Thassilo hatte einen so hohen Grad erreicht, daß ein Bruch unausbleiblich war. Wohl schickte der Her-

zog Gefandte an Hadrian, als Karl in Rom weilte, gab ihnen aber ſo beſchränkte Vollmachten mit, daß nichts erreicht wurde, als eine Steigerung des Mißmuths. Nun lud Karl im Sommer 787 Thaſſilo nach Worms vor die Reichsverſammlung. Der Geladene erſchien nicht; da ließ der König, als die Friſt verſtrichen, drei Heerhaufen gegen Baiern rücken: von Italien herauf kam ſein Sohn, der zum König von Italien geſalbte Pipin; die Oſtfranken, Thürringer und Sachſen erſchienen bei Pföring (unweit Kellheim) an der Donau; Karl ſelbſt zog an den Lech. Thaſſilo verlor die Ruhe der Haltung, ward rathlos; von ſeinem Adel und den Prälaten mußte er hören, daß es Wahnsinn ſei, mit dem gewaltigen König zu kriegen, daß alles Volk ſeinen Herzog verlaſſen müßte, wenn er die heidniſchen Awaren ins Land rief. Da ſchwand ihm der Muth zu längerem Widerſtand; am 3. Oktober 787 ging er ins Lager Karls und leiſtete den Dienſteid.

Damit war der Bruch zwiſchen ihm und ſeinem Volke vollzogen. Thaſſilo grollte den Männern, welche nicht zum Schwerte gegriffen und den Rath gegeben, ins Unvermeidliche ſich zu fügen; die zu ihm ſich hielten im Haſſe gegen die Franken, thaten noch mehr in der Anfeindung der fränkischen Partei, und dieſe brachte ihre Klagen vor den König. Was Thaſſilo that, den Zorn Karls neuerdings herauszufordern, iſt nicht erſichtlich; aber er wurde im folgenden Sommer 788 vor den Reichstag in Ingelheim gefordert; daſelbſt erſchienen ſeine Ankläger aus Baiern. Ueber die Anſchuldigungen ſind die Quellen einig; die Vorſcher Annalen berichten: „Die Getreuen aus Baiern huben an und ſprachen: Thaſſilo bewahre nicht die gelobte Treue, ſondern nachdem er ſeinen Sohn (Theodo, den er lange ſchon zum Mitregenten erhoben) mit andern Geiſeln gegeben und Eide geſchworen, ſei er auf Anrathen ſeines Weibes Liutberga treuloſ geworden. Daß konnte auch Thaſſilo nicht ablegen, vielmehr geſtand er ein, nachher zu den Awaren geſchickt, die Vaſallen des Königs zu ſich gerufen und nach ihrem Leben getrachtet und ſeinen Leuten geboten zu haben, es bei der Eidesleiſtung anders in ihrem Sinne zu meinen und betrügeriſch zu ſchwören. Und was noch mehr, er geſtand, geſagt zu haben, wenn er auch zehen Söhne hätte, ſo wollte er lieber, daß alle zu Grunde gingen, als daß er bei den Beſchlüſſen bliebe und er es ſo beſtehen ließe, wie er geſchworen hatte; er ſagte auch, beſſer ſei es, todt zu ſein, als ſo zu leben.“

„Als er alles Deſſen überwieſen war, da gedachten die Franken und die Baiern, die Langobarden und Sachſen und Alle, welche aus den verſchiedenen Ländern bei dieſer Verſammlung erſchienen waren, ſeiner früheren Uebelthaten, und wie er (763) den König Pipin im Felde verlaſſen habe, was in deutſcher Sprache ſariſtiſch

heißt, und sie erklärten den Thassilo für des Todes schuldig. Wi aber alle einstimmig das Todesurtheil über ihn aussprachen, wurde der fromme König von Mitleid ergriffen, und aus Liebe zu Gott, und weil er sein Unverwandter war, bewog er die Geistlichen und seine Getreuen, daß ihm das Leben geschenkt ward.“

Es war für Karl eine Unmöglichkeit, ihn seinem Volke zurückzugeben, mit dem er zerfallen war; Das konnte auch Thassilo nicht wohl wollen, und so ist es glaublich, was die Vorſicher Annalen weiter berichten: „Wie nun Thassilo von dem gnädigen König weiter gefragt wurde, was er thun wolle, bat er um die Erlaubniß, sich scheeren zu lassen, in ein Kloster zu gehen und für so viele Sünden Buße zu thun, um seines Seelenheiles willen.“ Die sogenannten Nazarianischen Annalen sagen, er sei gegen seinen Willen geschoren worden und habe flehentlich gebeten, es möchte Das nicht im Palaste geschehen, der Schmach und Schande wegen, die er davon bei den Franken hätte. Einhard in seinen Jahrbüchern bemerkt nur: „Er wurde des weltlichen Gewandes entkleidet und ins Kloster geschickt, wo er ebenso fromm lebte, als er gerne eingetreten war.“ Das Kloster St. Goar, darauf Jumiege an der Seine, wurde der Aufenthalt der gefallenen Größe. Auch die Söhne Theodo und Theodebert, die zwei Töchter und die Gemahlin verschwinden in Klöstern; — dieses Ende nahm das mächtige Haus der Agilolfinger.

Das Land Baiern aber wurde fränkische Provinz und von königlichen Beamten verwaltet; Karl selbst ordnete die Verhältnisse mit Zustimmung der Baiern, „wie scheint mit einer Schonung und Achtung,“ sagt Luden, „welche ihm die Herzen gewinnen mußte.“

Unermeßliches war für das Reich gewonnen; war nicht zu besorgen, daß ohne Baierns Besitz Oberitalien schwerlich behauptet werden konnte, daß die Baiern im Bunde mit den östlich wohnenden Völkern das Reich bis nach Alamannien und Thüringen hinein erschüttern möchten? Nun wurde durch Baierns Besitz links der Böhmerwald und rechts die Alpenkette der festeste Stützpfiler des Reiches.

Was die Eingliederung in das Reich Erzpriestliches den Baiern selbst brachte, darüber stimme ich vollständig dem Urtheile Dambenbergers bei, das sich in folgende Sätze zusammenfassen läßt: Baiern wurde und blieb ein Jahrhundert lang doppelt Das, was es gewesen, stand sogar eine Zeitlang zuvörderst unter den Völkerschaften Deutschlands, erstarkte und bildete sich weit reicher aus, als es in der Vereinzelnung möglich gewesen wäre. Die Kirche erbaute sich unter günstigen Verhältnissen schön und großartig, und die Geistlichkeit, der Engherzigkeit der kleinen Nationalität enthoben, konnte kräftiger wirken und ihre schwere, unter diesem derben, der Sinn-

lichkeit und Wildheit so sehr zugeneigten Stamme sehr schwere Aufgabe in wahrhaft katholischem Sinne lösen. Doch das Entscheidende und Wichtigste ist noch, daß Baiern, auf sich selbst beschränkt, dem Anstrome der Mähren oder dem der Magyaren ohne Zweifel auf die Länge nicht hätte widerstehen können; seine Streitmacht wäre wohl gar gezwungen gewesen, jenen heidnischen Unmenschen, irgend einem heidnischen Attila, zu dienen, um desto sicherer alle segensreichen, mühevoll geschaffenen Pflanzungen und Anstalten christlicher Cultur bis hin zum Rheinstrom und noch weiter abermals vom Erdboden wegzufegen. Ohne den Anschluß an das Kaiserreich wäre Baiern längst untergegangen; da es aber fränkische Provinz wurde, ward es möglich, daß Baierns Volk seinen altberühmten Namen und seine kernhafte Eigenthümlichkeit in das zweite Jahrtausend hinein zu retten und zu Zeiten dieselben zum Wohle des Ganzen geltend zu machen, in die Lage kam.

Sehr schonend und umsichtig verfuhr Karl, theilte Güter, Aemter und Gnaden aus, schaffte den Bedrückten Recht, besser als Thassilo es konnte, nahm sich der Kirchen und Klöster an, so daß alle Frommen ihn priesen, und eröffnete zugleich dem Ehrgeize und Heldensinn einen nahen und willkommenen Schauplatz der Thätigkeit durch die Bekämpfung der Avarn und Slaven. Karl, der aus Baiern nicht wich, gleichjam als sein Lieblingsland es unter seine besondere Obhut nehmend, entwickelte nachhaltige Kraft, baute Festungen bis hinunter zum Kahlenberg und setzte tapfere Baiern als Lehensmänner dahin, und es wurde das schöne Land Oesterreich eine völlig gesicherte Eroberung und bairische Grenzmark.

VII.

Die Avarn.

(787—803.)

Den mit Thassilo getroffenen Verabredungen gemäß schlugen die Avarn los; doch es war zu spät, die Unterwerfung des Herzogs war geschehen; in Friaul empfing und schlug Pipin sie, daß sie alsbald wieder heimwärts flohen. Im Jahre 791 sodann unternahm Karl einen gewaltigen Feldzug gegen sie, den bedeutendsten von allen außer den sächsischen, nennt Einhard ihn und sagt, daß Karl dabei besonders eifrig war und größere Zurüstungen als je sonst gemacht habe. Dennoch fiel er nicht besonders glücklich aus.

Drei Heersäulen wälzten sich nach Ungarn hinab. Der Graf Theoderich und der Kämmerer Meginfrid führten die Sachsen, Friesen und Slaven durch Böhmen an die Donau; Karl selbst zog auf

dem rechten Ufer des Stromes hinab, der die Flotte mit den Vorräthen trug; von Italien her operirte Pipin. Als ein Kreuzzug galt der Krieg: selbst von Aquitanien her wollte König Ludwig kommen, und viele Prälaten zogen mit den Heerhaufen.

Wo die Enns in die Donau fließt, machte Karl Raft; das Heer fastete und hielt drei Tage lang Bittprozessionen, dann gingsrüstig und voll Hoffnungen hinab bis zur Raab, denn fröhliche Siegesbotschaft war von Pipin angelangt. Auf den weiten Ebenen Ungarns aber waren die Awaren nirgends in zusammenhängenden Heermassen sichtbar; sie vermieden klug jede größere Feldschlacht und begnügten sich, mit leichten Reiterchwärmen die fränkischen Eisenmänner zu necken, zu ermüden, ihnen die Zufuhr abzuschneiden. In den Regengüssen des Herbstes kam über die ohnehin nur mehr dürftig genährten Pferde eine Krankheit, welche kaum der zehnte Theil überstand. Der Feldzug mußte, ohne daß ein nennenswerther Vortheil erreicht worden, aufgegeben werden, und ohne Reiterei vermochte Karl nicht zu hindern, daß die Awaren dem Heere folgten, die baierische Ebene überschwemmten und verheerend bis Augsburg kamen.

Karl blieb in Baiern; die Verhältnisse gestalteten sich drohender, da zwischen den Awaren, Slaven und Sachsen Verbindungen angeknüpft wurden; Donau abwärts aber zog er in Person nicht mehr, sondern überließ die fortwährenden Kämpfe, die besonders im Jahre 794 ernstlich betrieben wurden, seinen Feldherrn, bis Pipin im Jahre 796 den großen Sieg erfocht, welcher den Untergang des gesammten Volkes der Awaren anbahnte. Pipin warf die Awaren über die Theiß, eroberte den großen Ring, zerstörte die Königsburg und nahm die Schätze, welche da seit Jahrhunderten aufgehäuft und so bedeutend waren, daß das Silber um ein Drittel des Werthes fiel. Einhard berichtet über den Awarenkrieg im „Leben Karls“: „Wie viele Schlachten während desselben geschlagen, wie viel Blut vergossen ward, davon mag das ganz menschenleere Pannonien und die Stätte zeugen, wo vormals des Ragan's (Khans) Königsburg war und die jetzt so verödet liegt, daß auch keine Spur menschlicher Behausung zu entdecken ist. Der gesammte Adel der Hunnen (wie die damaligen Schriftsteller die Awaren nennen), kam in diesem Kriege um, ihr ganzer Ruhm ging unter. Alles Gold und die seit langer Zeit aufgehäuften Schätze fielen in die Hände der Franken, und durch keinen Krieg, so weit Menschengedenken reicht, erbeuteten diese so große Reichthümer. Denn während man sie bis dahin beinahe arm nennen konnte, fanden sie nun in der Königsburg eine solche Masse Goldes und Silbers vor und machten in den Schluchten so kostbare Beute, daß man wohl glauben durfte, nach Recht und Gerechtigkeit haben die Franken den

Hunnen abgenommen, was diese früher andern Völkern ungerechter Weise geraubt hatten. Von fränkischen Großen fanden in diesem Kriege nur zwei ihren Tod, Herzog Erich nämlich von Friaul, der in Tercacz bei Fiume durch die Hinterlist der Bewohner umkam, und Gerold, der Landeshauptmann von Baiern (der Kaiserin Hildegardis trefflicher Bruder), der in Pannonien, während er die Schlacht gegen die Hunnen anordnete, man weiß nicht von Wem, mit zwei Andern getödtet wurde, die ihn begleiteten, als er auf und ab ritt und die Einzelnen anfeuerte. Im Uebrigen war dieser Krieg für die Franken fast unblutig, und nahm ein überaus günstiges Ende, wiewohl er sich ob seiner Bedeutsamkeit längere Zeit hinzog.“ (13.)

Die Avaren waren so geschwächt, daß sie sich der Slaven, die sie vordem so hart bedrängt, nicht mehr zu erwehren vermochten; so erbat sich im Jahre 805 der Kagan, welcher in der Taufe den Namen Theodor erhielt, von Karl Schutz gegen die Böhmen und eine Anweisung von Land zwischen Sarvar (im Eisenburger Comitatz) und Heimburg an der Donau. Beides wurde ihm gewährt; drei Heerhaufen rückten zur Bichtung nach Böhmen; allein die Slaven zogen sich in die unwegsamen Gebirge zurück, und die Franken mußten sich mit Verwüstung des Landes begnügen, bis der eigene Mangel an Nahrungsmitteln und an Futter für die Pferde sie zum Abzuge nöthigte.

Karl nahm sich der Landstriche, welche nach der Aufreibung der Avaren und dem Abzuge der dem Schwerte Entronnenen in dem heutigen Oesterreich und den benachbarten Theilen Steiermarks und Ungarns verödet lagen, kräftig an; er bevölkerte sie mit frischen Kräften, übergab weite Strecken an die Klöster Kremsmünster, Mansee, Tegernsee, Niederaltaich und St. Emmeran in Regensburg, welche Mönche und Priester mit Ansiedlern dahin entsandten und neues Leben an den verödeten Orten schufen. Karl stellte viele von den Avaren zerstörte Kirchen wieder her und baute neue, so zu Klosterneuburg und zu Pösten.

Die Avaren aber verschwanden allmählig unter den aus dem Frankenreiche Eingewanderten und unter den Slaven, unter welchen letzteren ein Sprichwort aufkam, das von ausgestorbenen Familien sagte: „Sie sind untergegangen wie die Avaren; kein Better ist mehr von ihnen vorhanden, Alle starben weg.“

VIII.

Der Umfang des Reiches.

Die Folge dieser Kriege war, daß Karl über ein Reich gebot, das vom atlantischen Ocean bis zur Weichsel, vom Ebro bis zur Schlei, von der Nordsee bis zur Adria und hinab bis nach Calabria reichete.

Die Dänen bauten, als Grenze ihres Landes gegen das Frankenreich, das *Danawirk*, d. h. den Erdwall und Graben, der, von der Schlei bis zur Treene reichend, zwischen der Ostsee und Nordsee nur ein einziges Thor offen ließ. — Ueber der Elbe wohnten die Weletaben, Sorben, Obotriten, Bomanen; durch die Schärfe des Schwertes und durch Verträge machte Karl sie zum Theile zinspflichtig, zum Theile zu seinen Verbündeten, so daß die Sachsen und Thüringer gesichert wohnten. — Aus mannigfachen Verwicklungen mit den Byzantinern ging hervor, daß Liburnien, Istrien, das nördliche Dalmatien bis zur Cettina dem fränkischen Reiche einverleibt wurden, die Seestädte Cattaro, Ragusa, Spalatro, Trau, Zara und die Inseln Veglia, Arbe und Cherso den Griechen verblieben. Gegen Serbien reichte das Reich bis zum Verboz, gegen Bulgarien bis zur Einmündung der Sau und Drau in die Donau. Sirmium war fränkisch, die Stadt hieß Francavilla. Am obern Thore Italiens blieb Venedig vorderhand mit Byzanz verbunden, bis es unter seinen Dogen die völlige Unabhängigkeit errang; im Süden blieben Calabrien und Sizilien unter griechischer Herrschaft. Sardinien, Corsika und die Balearen wurden Stützpunkte des Frankenreiches gegen die maurischen Seeräuber.

Diesen Umfang des Reiches beschreibt Einhard so: „Karl hat das Reich der Franken, das er von seinem Vater schon groß und mächtig überkommen hatte, so herrlich erweitert, daß sein Umfang fast verdoppelt ward. Denn während früher nicht weiter als der zwischen Rhein und Loire, zwischen dem Ocean und dem halarischen Meere gelegene Theil Galliens und der Theil Deutschlands zwischen Sachsen und der Donau, dem Rhein und der Saale, welche die Grenze zwischen den Thüringern und Sorben bildet, von den sogenannten Ostfranken bewohnt wurde und außerdem nur noch die Alamannen und Baiern zum Frankenreiche gehörten, unterwarf er zuerst Aquitanien, Wasconien, das ganze Pyrenäengebirge und das Land bis zum Ebro, der im Gebiete der Navarrer entspringt, die fruchtbarsten Gefilde Spaniens durchströmt und unter den Mauern der Stadt Dertosa ins balearische Meer mündet; hierauf ganz Italien, das sich von Augusta Prætoria (Nosta) bis zum untern Calabria, wo bekanntlich die Grenze zwischen den Beneventanern und

Griechen ist, in einer Länge von mehr als tausend (ital.) Meilen erstreckt; ferner Sachsen, das keinen kleinen Theil von Deutschland ausmacht und doppelt so breit ist, als der von den Franken bewohnte, während es in der Länge ihm gleichkommen mag: sodann beide Pannonien, das auf der andern Donauseite gelegene Dacien, auch Istrien, Liburnien und Dalmatien, mit Ausnahme der Seestädte, die er aus Freundschaft und wegen des mit ihm geschlossenen Bündnisses dem Kaiser von Constantinopel ließ; endlich machte er sich auch alle die barbarischen und wilden Völkerschaften zinsbar, die zwischen Rhein und Weichsel, dem Meer und der Donau Deutschland bewohnen, so ziemlich einerlei Sprache reden, in Sitte und Kleidung aber sehr von einander verschieden sind; die bedeutendsten darunter sind die Weletaben, Sorben, Obotriten, Bomanen, und mit diesen hatte er Krieg zu führen, die übrigen weit zahlreicheren unterwarfen sich ihm freiwillig.“

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob Karl durch eine Vermählung mit der griechischen Kaiserin Irene das Ostreich mit dem Westreich zu vereinigen gedenke.

Weit über die Grenzen seines Reiches hinaus erstreckte sich der maßgebende Einfluß Karls. So nannte sich der innig mit ihm befreundete König Alfons II., der Keusche, von Asturien und Galizien, seinen untergebenen Mann; „gleichermassen beugten sich vor seiner Herrlichkeit die Könige der Schotten so sehr unter seinen Willen, daß sie ihn nie anders als ihren Herrn und sich seine Unterthanen nannten; es liegen noch Briefe von ihnen vor, in denen sich diese Gesinnung gegen ihn kundgibt.“ (Einhard, 16.) — In den arg verworrenen Verhältnissen Englands übergab sich Egbert, der König von Mercien, seinem Schutze und erhielt dadurch das Königreich Wessex; Gardulf von Northumbrien rief seinen Beistand an. In Afrika, in Aegypten, in Palästina schauten die Christen vertrauensvoll hoffend auf den mächtigen Schutzherrn der Christenheit, und die Ungläubigen anerkannten seine Macht. Harun al Raschid (776—808) übersandte ihm die Schlüssel des heiligen Grabes und erklärte: „Ich übergebe in deine Herrschaft das Abraham verheißene, Josue gezeigte Land; ich werde dein Statthalter sein; entsende an mich deine Gesandten, sie werden mich als getreuen Verwalter der Einkünfte dieses Landes finden.“

Die Geschenke, welche Harun an Karl schickte, beschreiben Einhard's Jahrbücher so: „ein Lustgezelt und Vorhänge für den Vorhof von ungemeiner Größe und Schönheit; es waren nämlich alle zwölf, die Vorhänge sowohl als die Schnüre dazu, bunt gefärbt. Außerdem bestanden die Geschenke des Königs in vielen und kostbaren seidnen Gewändern, in Wohlgerüchen, Salben und Balsam. Auch ein höchst kunstvoll aus Messing gearbeitetes Uhrwerk war

dabei, in dem der Lauf der 12 Stunden nach einer Wasseruhr sich bewegte mit ebensoviele ehernen Flügelchen, die nach Ablauf der Stunden herunter fielen und dadurch ein darunter liegendes Becken erklingen machten; ferner waren darin 12 Reiter, die am Ende der Stunden aus 12 Fenstern herauskamen und durch ihre Bewegung ebensoviele zuvor verschlossene Fenster aufmachten; noch vieles andere befand sich in dieser Uhr.“ Der Mönch von St. Gallen nennt noch Affen und den einzigen Elephanten, welchen Harun damals besaß, Abulabaz genannt, und meint, so reich seien die Geschenke gewesen, daß damit der Orient ausgeleert und der Westen angefüllt worden sei. Aus Afrika wurden als Geschenke geschickt ein Löwe und ein numidischer Bär, Tyrischer Purpur und Erzeugnisse des Landes, wofür Karl die von fortwährendem Mangel gedrückten Bewohner Libyens mit den Reichthümern Europa's, nämlich mit Korn, Wein und Del, nicht nur diesmal, sondern auch während seiner ganzen Lebenszeit beschenkte und, mit reichlicher Gabe, sie ernährend, sich unterworfen und immerdar getreu erhielt. Constantinopel sandte außer anderen Dingen „jenes vortrefflichste aller Instrumente, welches vermittelt der mit Luft gefüllten ledernen Blasbälge, die wunderbar durch ehernen Pfeifen blasen, das Rollen des Donners durch die Kraft des Tones und das leichte Geschwäg der Leier oder Cymbel an Süßigkeit erreicht.“ (Mönch von St. Gallen.) Die Werkleute Karls merkten sich die Einrichtung der Orgel und bildeten sie, ohne etwas davon merken zu lassen, genau nach; so kunstverständige Männer hatte er in seinem Hofhalte zu Nachen.

Vom höchsten Erstaunen war Harun erfüllt über Karl, da er dessen Gegengeschenke in Empfang nahm. Darunter waren friesische Tücher von weißer, grauer, blauer und bunter Farbe, spanische Pferde und Maulthiere, insbesondere aber Hunde von besonderer Schnelligkeit und Wildheit, geeignet zur Löwen- und Tigerjagd. Harun wünschte eine Probe zu sehen. „Und siehe da, am folgenden Tage erhob sich ein großes Geschrei von Hirten, die vor einem Löwen flüchteten. Als man das am Hofe des Königs vernahm, sagte er zu den Gesandten: „O ihr fränkischen Genossen, besteigt eure Pferde und folget mir.“ Und sogleich, als hätten sie gar keine Anstrengung oder Ermüdung ausgestanden, folgten sie rüstig dem Könige. Wie sie nun zur Ansicht des Löwen, doch von Ferne, gekommen waren, jagte der Fürst der Fürsten: hebet eure Hunde auf den Löwen! Sie folgten dem Befehl, und eiligt hinzu eilend, tödteten sie den von germanischen Hunden gepackten persischen Löwen mit ihrem zum blutigen Handwerk aus nordischem Stahl geschmiedeten Schwertern. Als das Harun sah, der tapferste Erbe seines Namens, erkannte er an der kleinen Probe die Stärke Karls und

rief zu seinem Lobe die Worte aus: „Jetzt erkenne ich, wie wahr das ist, was ich von meinem Bruder Karl gehört habe, nämlich, daß er durch rastloses Jagden und unermüdete Anstrengung zur Uebung des Körpers und des Geistes Alles, was unter der Sonne ist, zu bezwingen gewohnt ist. Was denn kann ich zurücksenden, das seiner würdig wäre, der mich so hat ehren wollen?“ (Mönch von St. Gallen.)

Ueber den Glanz von Karls Hofhaltung berichteten ihm seine Gesandten. Am Ofterabend hatten sie zum erstenmale Karl gesehen, und darüber erzählt in seinen Blandereien der Mönch von St. Gallen: „Als nun an diesem Hauptfeste jener unbergleichliche Mann ganz unbergleichlich geschmückt war, befahl er, die Männer aus jenem Volke herbeizuführen, welches einst dem ganzen Erdkreis furchtbar war. Dennoch erschien ihnen der herrliche Karl so schrecklich vor allen Anderen, als ob sie vorher noch nie einen König oder Kaiser gesehen hätten. Er aber nahm sie freundlich auf und gewährte ihnen die Gunst, daß sie wie seine Söhne Freiheit hatten, hinzugehen wohin sie wollten und sich Alles zu betrachten, auch nach jedem zu fragen und nachzuforschen. Voll Freude hierüber zogen sie es allen Schätzen des Orients vor, in seiner Nähe zu bleiben, ihn zu betrachten, ihn zu bewundern. Und auf den Söller steigend, der das Hauptgebäude der Kirche umgibt, schauten sie hinab auf die Geistlichkeit und das Heer, und immer wieder zum Kaiser zurückkehrend, machten sie der Größe ihrer Freude Lust, und die Hände zusammen schlagend, sagten sie: „Früher haben wir nur Menschen aus Erde gesehen, jetzt aber einen goldenen.“ Dann traten sie zu den einzelnen Fürsten, bewunderten die Neuheit der Gewänder und Waffen, und kamen wieder zu dem noch wunderbareren Kaiser zurück. Als sie solches in der Nacht und am folgenden Sonntage in der Kirche fortwährend gethan hatten, wurden sie am heiligen Tage selbst zu einem herrlichen Mahle des reichen Karl mit den Fürsten der Franken oder ganz Europa's eingeladen. Aber durch die wunderbaren Dinge waren sie doch so betäubt, daß sie sich fast nüchtern wieder erhoben. Am anderen Tage, siehe da rüstete sich Karl, dem Ruhe und Müßiggang unerträglich sind, zur Jagd der Wisente oder Auerochsen in den Forst zu ziehen und die Gesandten mit sich zu nehmen. Als diese jene ungeheuren Thiere sahen, wandten sie sich, von großem Schrecken ergriffen, zur Flucht. Aber der Held Karl erschrak nicht, sondern auf seinem muthigen Rosse sitzend, näherte er sich einem derselben, zog sein Schwert und versuchte ihm das Haupt abzuschlagen.“

Als die Gesandten im Verlaufe der Zeit zutraulicher wurden, berichteten sie ihm von seinem Rufe, wie sie es bei den verschiedenen Völkern erfahren hatten. „Wir Perser und Meder,“ sagten

sie „Armenier und Inder, Barther und Glamiter und alle Völker des Ostens fürchten euch noch mehr als unsern Herrn, den Harun. Von den Macedoniern aber oder Archivern, was sollen wir von denen sagen, die schon von Tag zu Tag größere Furcht empfinden, von eurer Größe verschlungen zu werden, als vor den Fluthen des jonischen Meeres? Auf den Inseln aber, die wir auf unserer Reise berührt haben, sind alle so bereit zu eurem Dienste und so eifrig, als wären sie in eurer Pfalz aufgewachsen und mit allen Wohlthaten überhäuft worden.“

Von einer griechischen Gesandtschaft berichtet der Mönch von St. Gallen: „Der glorreiche Karl stand an einem hellen Fenster, strahlend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edeln Steinen geschmückt . . . Von allen Seiten umgab es ihn wie die himmlischen Heerschaaren, nämlich seine drei jungen Söhne, die schon am Reiche Theil erhalten hatten, und die Töchter mit ihrer Mutter, nicht weniger mit Weisheit und Schönheit, als mit Geschmeide geziert; Bischöfe, unvergleichlich an Gestalt und Tugend, und die durch hohe Abkunft und Heiligkeit vorzüglichsten Aebte; Herzöge aber so, wie einst Josua im Lager von Galgala erschien, und Kriegersleute wie die, welche die Syrer mit den Assyrern aus Samaria verjagten, so daß David, wenn er dabei gewesen wäre, mit Recht gesungen hätte: „Ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden, Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn!“ Da wurden die Gesandten der Griechen überaus bestürzt, der Athem verging ihnen, und ganz rathlos fielen sie stumm und wie leblos zu Boden. Der gütige Kaiser aber erhob sie und suchte sie durch trostreiche Zusprache zu erimuthigen.“

Den so glorreich alle Größen seiner Zeit überragenden, mit so viel Glanz umstrahlten Herrscher wandelte — echt menschlich und das sicherste Zeugniß seiner Größe — die Bangigkeit an; der Mann, der, fast ununterbrochen von allen Seiten angegriffen, mit gewaltiger Kraft aller Feinde sich erwehrt hatte und ein glücklicher Sieger über alle Völker Europa's geworden war, konnte weinen, als er einmal eine Schaar dänischer Freibeuter, welche an der fränkischen Küste gelandet waren, ungestraft mit ihrer Beute in die hohe See enteilten sah. Er wußte was er geleistet, er kannte die Grundlagen und Quellen der Macht seines Reiches, die festen Stützen der Herrschaft; aber er gedachte auch, daß er sterben werde, daß seiner erstarrenden Hand Scepter und Schwert entsinken würden, und die verschiedenen Völker des vielsprachigen Reiches waren innerlich nicht zusammengewachsen, seine Gesetzgebung, seine hohen Lebensanschauungen, die Idee, welcher er so großartig gedient, seinen Zeitgenossen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, als er das Nahen des Alters empfand;

und nicht konnte er hoffen, daß die auswärtigen Nationen für immer in der Ehrfurcht vor seinem Reiche verharren würden, die seine Persönlichkeit ihnen einflöhte.

Ob er in dieser Stimmung am 8. Februar 806 das Testament entworfen, welches die Theilung des Reiches unter seine drei Söhne Pipin, Ludwig und Karl bestimmte, wissen wir nicht. Diese Theilung ist zum Theile bei seinen Lebzeiten, aber unter Wahrung seiner Oberhoheit, angebahnt worden, indem er Pipin zum Könige von Italien, Ludwig zum Könige von Aquitanien machte; aber vollständig konnte sie nie ausgeführt werden, da Pipin und Karl noch vor dem Vater ins Grab sanken. Deshalb ist auch nicht nöthig, daß wir mit ihr uns des Weiteren beschäftigen; nur einiger Bestimmungen gedenken wir, weil sie die Sorge Karls für seine Familie und die Kirche characterisiren.

Im sechsten Absätze heißt es: „Sodann bestimmen und verfügen Wir hinsichtlich des Friedens, den Wir allezeit unter unseren Söhnen gewahrt wissen wollen, daß keiner von ihnen in seines Bruders Gebiet unter euch einbrechen dürfe, noch ihn hinterlistig angreifen, um sein Reich in Verwirrung zu bringen und seine Marken zu schmälern, sondern ein Bruder soll dem andern beistehen und ihm Hilfe bringen gegen seine Feinde nach Fug und Möglichkeit, sowohl daheim, als gegen fremde Völker.“ Der 17. Absatz bestimmt, daß seinen Töchtern die Wahl freistehen solle, in welches Bruders Schutz und Schirm sie in der Welt oder unter dem Schleier leben wollen. „Wenn eine von einem würdigen Manne zur Ehe begehrt wird und das Verlangen des werbenden Mannes und der einwilligenden Frau ehrbar und verständig ist, so sollen die Brüder ihr nicht wehren.“ — Wie hart und wild muß bei allem christlichen Fortschritt die Zeit noch gewesen sein, da Karl in Betreff seiner Enkel zu bestimmen für nöthig fand, daß keiner seiner Söhne einen von diesen, wenn er wegen irgend einer Veranlassung vor ihm verklagt werden sollte, ohne gerechte Untersuchung und Prüfung tödten oder an seinen Gliedmassen beschädigen oder blenden, oder gegen seinen Willen scheeren lasse; „sondern Wir wollen, daß sie von ihren Vätern und Oheimen in Ehren gehalten werden und sie ihnen gehorsam seien, wie es bei solcher Verwandtschaft sich gebührt.“

Der 15. Absatz gibt die Mahnung: „Vor Allem aber befehlen und verordnen Wir, daß sie, die Söhne, sich gemeinsam die Sorge und den Schutz der Kirche des heiligen Petrus angelegen sein lassen, wie dies von Unserem Großvater Karl, Unserem Vater, dem Könige Pipin seligen Angedenkens, und hierauf von Uns geschehen ist; daß sie dieselbe mit Gottes Beistand vor ihren Feinden schirmen und sie, soweit es ihnen zukommt und es erforderlich scheint,

in ihrem Rechte schützen. Ebenso verordnen Wir auch hinsichtlich der andern Kirchen, die unter ihrer Gewalt stehen, daß sie ihre Rechte und Ehren behalten, und die Geistlichen und Bischöfe im Besiß Dessen bleiben, was Eigenthum der heiligen Orte ist, in welchem von den drei Reichen auch die Besizungen der Kirchen gelegen sein sollten.“

Das war der erste und letzte, der Grundgedanke des Herrschens des großen Karl.

Nachdem das Testament durch die fränkischen Großen beschworen war, wurde es von Einhard an den Papst Leo zur eigenhändigen Unterschrift geschickt. Der Papst gab, nachdem er es gelesen, seine Zustimmung und unterschrieb es mit eigener Hand.

IX.

Der Weihnachtstag des Jahres 800.

Karl war im Frühlinge 799 nach Sachsen gegangen, als ihn zu Paderborn Nachrichten voll Beunruhigung aus Italien ereilten. In Rom hatte die frankenfeindliche Partei die Oberhand gewonnen, und man erzählte sich, daß an St. Markustag (25. April) der heilige Vater Leo III. bei dem Bittgange vom Lateran bis St. Laurentius von einer Rotte Uebelthäter angefallen, niedergeworfen und nachdem man ihm die Augen ausgestochen und die Zunge ausgeschnitten, in ein Gefängniß geworfen worden sei. Glücklicherweise war der Frevel nicht bis zu der greulichen Verstümmelung gegangen; eine Botschaft erwähnte derselben zwar, fügte aber bei, der heilige Vater sei wunderbar gerettet worden, die Verstümmelung sei nicht möglich gewesen, oder der Papst sei durch ein Wunder wieder geheilt worden. Endlich wurde Karl verständigt, durch den treuen Kämmerling Albinus sei Leo nächtllicher Weile aus dem Gefängniß nach St. Peter gerettet worden, der tapfere Franke Winigis, in Spoleto als Herzog eingesetzt, sei herbeigeeilt und habe den Papst nach Spoleto geflüchtet; die gegnerische Partei aber schalte frei in Rom und habe Leo des heiligen Stuhles für verlustig erklärt. Die Uebelthäter schrieben an Karl, ihre Frevelthat beschönigend; aber auch der Papst schrieb, um Hilfe bittend, und daß diese gewährt werde, wurde Karl noch von anderer Seite dringend angegangen. So schrieb z. B. Alkuin: „Auf dir allein ruht das Heil der Kirche Christi. Sei du der Rächer des Frevels, Führer der Verirrten, Tröster der Traurigen, Freude der Guten. Die Zeiten sind schwer; aber es ist leichter, Schmerz an den Füßen zu ertragen, als am Haupte. Also mache du, wenn es möglich ist, Frieden mit dem gottlosen Volke der Sachsen; laß denselben einige Ruhe, damit sie

nicht verhärtet gänzlich entgehen, sondern in der Hoffnung erhalten werden, bis man sie durch heilsamen Rath zum Frieden bringen kann. Sei begnügt mit Dem, was du hast, damit du nicht über der Erwerbung des Geringeren das Größere verlierest. Schütze die eigene Hürde, damit der räuberische Wolf nicht in sie einbreche!"

Leo kam nach Paderborn; in Prozeßion zog Karl ihm entgegen, die glänzenden Heerschaaren fielen auf die Kniee und empfingen den apostolischen Segen. Was zwischen dem heiligen Vater und dem Könige verhandelt worden, darüber haben wir keine Nachrichten. Als der Herbst nahte, ließ Karl den Papst nach Rom zurückgeleiten; mit Heeresmacht empfingen die Franken ihn in der Lombardei, die Gegner beugten sich in Furcht, und jubelnd holte Rom seinen Oberhirten und Herrn ein. Am 30. November nahm Leo Besitz vom Lateran, und die Bevollmächtigten Karls forderten seine Ankläger vor Gericht.

Im Oktober des Jahres 800 gingen die Heerhaufen Karls über die Alpen, sammelten sich am Po und rückten auf Ravenna und unter der Führung Pipins gegen Benevent; Karl aber eilte nach Rom, wo er am Sonntag den 24. November seinen Einzug hielt. Auf den Stufen von Sanct Peter erwartete ihn der Papst, von der gesammten Geistlichkeit Roms umgeben.

Am folgenden Sonntag berief Karl die Geistlichkeit und die vornehmen Laien dahin und frug, wer gegen den heiligen Vater etwas vorzubringen habe. Keiner der Gegner trat auf. Karl frug die Geistlichkeit; diese antwortete: „Uns geziemt nicht, das Oberhaupt der Kirche zu richten; der apostolische Stuhl ist der Richter Aller, wird aber selbst von Niemand gerichtet. Dies ist der uralte, stets befolgte Brauch der Kirche.“

Da Niemand wagte, den Papst zu richten, so richtete Leo sich selbst. Am folgenden Tage (2. Dezember) bestieg er die Kanzel und legte, die vier heiligen Evangelien in der Hand, den Schwur ab: „Geliebte Brüder! Es ist bekannt, daß böse Menschen sich gegen mich erhoben und mich und mein Leben mit den schwersten Anschuldigungen besleckt haben. Zur Erforschung dieser Sache hat sich der gnädigste und durchlauchtigste König Karl mit seinen Priestern und Fürsten nach dieser Stadt begeben. Deshalb erkläre ich, Leo, Hohepriester der heiligen römischen Kirche, von Niemand verurtheilt oder gezwungen, sondern aus eigenem Antriebe, in eurer Gegenwart, vor Gott und den Engeln Dessen, der das Gewissen kennt, und vor dem heiligen Petrus, dem Apostelfürsten, der seinen Blick auf uns gerichtet hält, daß ich die lasterhaften Dinge, die man mir vorwirft, weder selbst, noch durch Andere vollbracht habe, Gott zum Zeugen anrufend, vor dessen Gericht wir erscheinen werden, vor dessen An-

gefiht wir stehen. Und Dieses thue ich, nicht durch irgend ein Gesetz genöthigt, auch nicht in der Absicht, meinen Nachfolgern und Mitbischöfen in der heiligen Kirche einen Gebrauch oder eine Verpflichtung aufzubürden, sondern nur um desto gewisser von euch jeden bösen Argwohn zu entfernen.“ Unermesslich war der Jubel und herzlich der Dank gegen Gott. Die Uebelthäter aber wurden gerichtet; der Todesstreich sollte sie als Majestätsverbrecher treffen; „der Papst jedoch legte milden Sinnes Fürbitte für sie ein bei dem Kaiser, und so wurde ihnen das Leben und Sicherheit des Leibes gewährt; um der Größe ihres Verbrechens willen aber wurden sie in die Verbannung geschickt. Hauptsächlich theilhaftig waren an diesem Treiben der Nomenclator Paschalis und der Schatzmeister Campulus nebst vielen andern vornehmen Bewohnern der Stadt Rom, über die alle der gleiche Urtheilsspruch erging.“ (Einhard's Jahrb.)

Am Weihnachtstage desselben Jahres 800 kniete Karl unter dem Hochamte andächtig vor St. Peters Altar. Als der Papst das Pontificalamt vollendet hatte, trat er an den Betstuhl Karls, salbte den König mit heiligem Oele und setzte ihm eine Krone auf das Haupt; unter den erhabenen Akkorden aber der Orgel, dem Schmettern der Trompeten, den Schlägen der Pauken und dem Klange der Cimbeln rief das Volk: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!“

Das abendländische Kaiserthum war erneuert, aber nicht bloß wiederhergestellt, sondern auf neuer Grundlage errichtet, mit einer neuen Idee beseelt, nicht von dem Osten auf den Westen übertragen, denn dem oströmischen Kaiser ward nichts genommen, was ihm gehörte. Auch nicht von der Wahl des Senates oder Volkes ging das Kaiserthum Karls aus, sondern vom Papste ist es in freier Entschließung gegründet und an Karl gegeben worden, durch eine Eingebung Gottes, wie schon unter den Zeitgenossen gesagt wurde.

Ob die Eingebung des Papstes eine plötzliche war, die Salbung und Krönung unvorbereitet eintrat, oder ob darüber Verhandlungen vorausgingen? Darüber ist schon manches Wort geschrieben worden. Einhard berichtet, daß Karl überrascht war, daß er versichert habe, wenn er des Papstes Absicht vorhergewußt, würde er an jenem Tage, obgleich er ein hohes Fest war, die Kirche nicht betreten haben.

Auf der andern Seite ist es kaum denkbar, daß Leo die That, welche auf Jahrhunderte hinein der Geschichte ihre Bahn wies, die trotz alles Scheines des Gegentheils noch nicht abgeschlossen ist, ohne vorherige Mittheilung an Karl vollbracht haben sollte. Schon

Hadrian hat im Jahre 777 ausgesprochen, daß die Welt an seinem Freunde Karl noch eines Tages einen neuen Constantin erblicken werde; auch das 778 ausgesprochene Wort desselben Hadrian, Gott möge Karl zum Sieger über alle barbarischen Nationen machen, deutet auf einen lange gehegten, jetzt gereiften Entschluß des heiligen Stuhles. Mir scheint, der Widerspruch in den Nachrichten lasse sich dahin ausgleichen, daß Papst und König Verhandlungen gepflogen, Leo aber, ergriffen vom heiligen Weihnachtsfeste, Karl über- rascht hat. Daß dieser die Ueberraschung aus Politik geheuchelt habe, ist eine unwürdige Unterstellung, die Thatfache selbst aber, die Salbung, Krönung und Proclamation Karls zum Kaiser, eine providentielle, mehr als bloß menschliche That.

Ueber die Bedeutung des Kaiserthums, über die Stellung des Kaisers zur Welt und zum Papste sind keine Abmachungen von Seiten der Betheiligten bis auf uns gekommen, vielleicht ist darüber kaum Etwas in voller Klarheit und Bestimmtheit festgestellt, vielmehr das sich Ausleben der Idee der Gestaltung der Verhältnisse überlassen worden. Diese Idee aber läßt sich dahin fassen, daß der Kaiser der Schirmvogt der Kirche sein solle.

Die Schirmvogtei schließt eine zweifache Richtung der Thätigkeit ein; ihr kommt die Erhaltung der Kirche, ihre Vertheidigung gegen ihre Widersacher zu, ob diese aus ihrem eigenen Schooße heraus auftreten, oder von Außen her sie bedrohen. Was Feind der Kirche ist in Glaubenssachen und Lehre, im Widerstreit gegen ihre Gesetze und Zucht, was sie angreift in ihrem Rechte und Besitze, das greift auch in die Schirmvogtei der Kirche ein.

Aber da der Kirche der Auftrag geworden ist, alle Völker zu lehren, zu taufen und in die Gesetzgebung Gottes einzuführen, so hat die kaiserliche Schirmvogtei auch die Aufgabe, der Kirche auf ihren Wegen zur Erreichung der Universalität zur Seite zu gehen, die Ausbreitung des Christenthums zu unterstützen. Deshalb spricht sich die Kirche in ihrem Charfreitagsgebete für den Kaiser dahin aus, daß Gott ihm alle barbarischen Völker zu unserem immerwährenden Frieden unterwerfen wolle.

Da die Kirche als die katholische ihre Hallen über den ganzen Erdkreis wölbt, so kommt ihrem Schirmvogte eine Art Oberherrlichkeit über die ganze Welt zu. Nicht die Universalmonarchie ist, wie irrthümlich gesagt wurde, durch die Gründung des Kaiserthums in Aussicht genommen worden; die Universalmonarchie ist ein Unding, etwas Unnatürliches; — aber der oberste Herr, der oberleitende, der Rathgeber, das Vorbild der Herrscher und der Friedensstifter und Erhalter unter den Völkern sollte der Kaiser sein; nicht ein Eroberer und Herrscher des Erdkreises, son-

dern moralisch der alle irdischen Gewalten Ueberragende und Beeinflussende.

Wie kein König in seinem Länderbesitze und auf dem Gebiete seines Rechtes durch den Kaiser beeinträchtigt wurde, so ist der Kaiser auch nicht der Herr Roms geworden, obgleich er dort Gerichtsbarkeit hatte und die Einwohner des Kirchenstaates ihm unbeschadet der Territorialrechte des Papstes als ihrem weltlichen Oberherrn den Eid der Treue schwuren.

Nicht Karl und nicht das Volk haben das Kaiserthum geschaffen, es wurde also auch weder vom Volke übertragen, noch von Karl oder einem seiner Nachfolger eigenmächtig angenommen, sondern der Papst, der es schuf, verlieh es, und Kaiser im Sinne der mittelalterlichen Anschauung konnte nur Derjenige sein, der vom Papste die Weihe und Krönung erhalten hatte.

In der Idee des Kaiserthums liegt nicht das Recht des Kaisers, in die Papstwahl einzugreifen oder gar sie zu vollziehen. Daß die Nachricht, Hadrian habe schon dem Könige Karl dieses letztere Recht zugestanden, falsch ist, haben wir bereits erwähnt, aber das ergab sich aus dem Verhältnisse zwischen Papst und Kaiser, daß die eine Gewalt die andere durch gegenseitige Anerkennung gleichsam bestätigte. Es war geduldet, aber nicht Regel, daß die Papstwahl in Gegenwart kaiserlicher Gesandten vorgenommen wurde.

Das Zeitalter papierener Verfassungen liebt es, alle Verhältnisse zum Voraus zu regeln und zu bestimmen; bei Leo III. und Karl dem Großen dagegen ist den Verhältnissen freierer Spielraum gelassen und mehr der Persönlichkeit Rechnung getragen worden. Das hat denn freilich zu Zeiten manche Mißstände veranlaßt; aber so lange es Menschen sind, welche als Träger der geistlichen und weltlichen Gewalt in den Gang der Geschichte eingreifen, können Mißthelligkeiten niemals ganz vermieden werden. Doch wo guter Wille ist, werden sie auch leicht wieder ausgeglichen, und bei Kaiser Karl und Papst Leo war der gute Wille die Seele jeder ihrer Handlungen.

X.

Karl als Herrscher.

Karl hatte auf der Klinge seines Schwertes die Buchstaben eingegraben: D. P. C. C. A. D. C., Decem praeceptorum Custos Carolus a Deo coronatus, d. h. der zehn Gebote Wächter Karl, von Gott gekrönt. Er nannte sich den durch Gottes Einsetzung gekrönten Kaiser, den Schirmherrn der Kirche und in allen

Dingen ihren hingebenden Beistand. Dies gibt den Schlüssel zum vollen Verständnisse seiner Auffassung des Herrscheramtes und der Ausführung desselben. In der Krönung sah er die göttliche Uebertragung und die kirchliche Weihe des Amtes; die Krone war ihm der fortwährende Mahner an die Rechenschaft, die er vor Gott für seine Völker ablegen müsse. Daher war Karl mit dem Aufgebot seiner Geisteskraft und der gewaltigen Energie seines Willens bemüht, die Sorgen seines guten Herzens auf die gesammte Wohlfahrt seiner Völker ohne Unterlaß und mit den mannigfachen Opfern, welche das Amt eines Völkerhirten erheischt, aufs Beste zu verwenden. Ein edler, in der Erfüllung der göttlichen Gebote und in der Zucht der Kirche gefestigter Mensch, wollte er auf den Wegen, die er selbst wandelte, die ihm von Gott anvertrauten Völker veredeln; darauf war vor Allem sein Sinnen und Trachten, sowie seine ganze Gesetzgebung gerichtet. Ueber der Sorge für die sittliche Hebung seiner Völker verlor er jedoch auch ihre materielle Wohlfahrt nicht aus den Augen; denn er wußte wohl, daß dieselbe nicht nur für die höheren Ziele des Lebens eine glückliche Grundlage bildet, sondern auch bei den beständigen Kriegen, die er zu führen hatte, eine wesentliche Bedingung des Erfolges war.

Der Eifer seiner Thätigkeit war außerordentlich. Auf allen Seiten gab es Ordnung zu schaffen, zu organisiren; ihn beschäftigten die Verwaltung seiner Bauernhöfe, die Rechnungsrevision derselben bis auf die Hühnerställe so gut wie die Regierung der Provinzen, die Gesetzgebung wie die Rechtspflege, der Handel und die Straßenbauten, die Besserung sittlicher Verkommenheit wie der Krieg und der Schirm der Grenzen, wie das Treiben in der Hütte des Armen, die Reinheit der Kirchenlehre wie der Kirchengesang, die Pflege der Wissenschaft, die Volksschule wie die Aufführung seiner Prachtbauten. Der Kaiser sah Alles, war mit seinem Sorgen überall.

Karl verhehlt es sich nicht, daß der Bestand und die Wohlfahrt des Reiches zunächst auf seiner Persönlichkeit beruht; aber er wird hingehen, wie seine Väter, und was nach ihm kommen wird, das ahnt er in bangem Herzen. Daher möchte er die Grundlagen des Reiches so fest als möglich gestalten, es von seiner Persönlichkeit unabhängig machen, verewigen, was er zu seinem Heile unternommen und angeordnet.

Betrachten wir zunächst die Reichsverwaltung.

Karl ließ den einzelnen Ländern Manches von ihrer Eigenthümlichkeit, namentlich ihr überkommenes Recht, dessen Wahrung er bei der Angliederung an das Reich beschwor und das er aufzeichnen ließ; aber die angestammten Fürstenhäuser beließ er nur bei den Basken in den Pyrenäen und bei den Bretonen in Armorika. Wenn der Herzogstitel noch hin und wieder vorkommt, so hatte er

doch die alte Bedeutung verloren; die Herzogthümer waren nach ihren Gauen in Grafschaften zerlegt, der Graf ein vom Könige auf Lebenszeit ernannter Beamter, sein Stellvertreter im Gau. Ihm also stand dessen Verwaltung, die Rechtspflege, die Polizei zu; er erhob die Abgaben für den König, hob den Heerbann aus und befehligte ihn. Ohne Zwischeninstanz stand der Graf unmittelbar unter dem König.

Durch das Institut der Grafen war die Verwaltung des Reiches dem Dienstadel überantwortet, was nach zwei Seiten hin mißlich werden konnte. Bei der ausgedehnten Vollmacht der Grafen konnte Willkür, Gewaltthätigkeit, Bedrückung in die Verwaltung kommen, und da der auf Lebenszeit ernannte Graf nur wegen eines schweren Verbrechens abgesetzt wurde, so lag, trotz des grundsätzlichen Ausschlusses der Vererbung des Amtes in der Familie des Grafen, doch der Keim dazu in der Einrichtung, wie auch die Gefahr, daß sich bei veränderten Zeiten wieder Ansätze zur Landeshoheit einzelner Geschlechter bildeten. Das Letztere trat denn auch wirklich ein; das Erstere suchte Karl durch die ganz ausgezeichnete Einrichtung der Sendgrafen (*Missi Dominici*) zu verhindern. Alljährlich nämlich entsandte er in jeden Gau zwei Männer, einen Bischof und einen Grafen, mit der Aufgabe, die neuen Gesetze zu verkünden und deren Anerkennung von den Freien entgegen zu nehmen, sich über die Ausführung der alten Gesetze zu vergewissern, Beschwerden gegen den Grafen zu untersuchen und Abhilfe zu treffen, in zweiter Instanz Recht zu sprechen, die Verwaltung der königlichen Güter und Einrichtungen zu revidiren, die Leistung des Heerbannes zu beaufsichtigen und über alle ihre Wahrnehmungen dem König Bericht zu erstatten. Ausgezeichnet habe ich diese Einrichtung genannt; durch sie wurde die Ordnung in den Grafschaften und der König vom Staube einer jeden in fortwährender Kenntniß erhalten; die Sendgrafen waren dem Bezirke, den sie bereisten, fremd; also konnte auf ihre Unparteilichkeit gerechnet werden, um so mehr, als die Gesandtschaft aus einem geistlichen und einem weltlichen Herrn bestand, deren Anschauungen und Interessen in manchen Stücken auseinander gehen konnten. Die Berichte der Sendgrafen wurden für die Reichsversammlungen verwerthet.

Freier als die anderen Grafen und mit größeren Vollmachten ausgerüstet waren die Markgrafen, deren Verwaltungsbezirke — die aus den eroberten Nachbargebieten gebildeten, militärisch eingerichteten „Marken“ — hauptsächlich an der von dem adriatischen Meere bis zur dänischen Halbinsel sich erstreckenden Ostgrenze des Reiches, längs der äußersten Wohnsitz der Langobarden, Baiern, Thüringer und Sachsen lagen. Aber auch sie waren, trotz ihrer

von den Grenzverhältnissen veranlaßten ausgedehnten Gewalt, königliche Beamte.

Reichsversammlungen wurden jährlich zwei gehalten, das Maifeld und das Octoberfeld. Hinkmar von Rheims gibt von denselben eine anschauliche Beschreibung, der wir hier folgen.

Der König ließ die Berathungsgegenstände vorbereiten und that dies sehr oft selbst; die einzelnen Punkte hießen Capitula, daher die zu Gesetzeskraft erhobenen Beschlüsse Capitularien. Bei schönem Wetter ging die Berathung unter freiem Himmel, doch abge sondert von der Volksmenge, vor sich, sonst in mehreren Sälen; je nachdem der Gegenstand der Berathung war, tagten die Bischöfe mit der Geistlichkeit abge sondert oder in gemeinsamer Sitzung mit den weltlichen Großen, die hinwieder ihre rein weltlichen Berathungen ohne die Theilnahme der Geistlichkeit pflogen.

Nachdem der Reichstag die Vorlagen von Seite des Königs erhalten hatte, war er in seiner Berathung völlig frei, ein, zwei, mehrere Tage lang, nur gingen königliche Boten mit Anfragen und Antworten hin und her, und wenn die Berathenden nach der Gegenwart des Königs verlangten, erschien er in ihrer Mitte und blieb, auf die familiärste Weise Ansschlüsse gebend, Fragen stellend, die Discussion leitend, Gegensätze ausgleichend, so lange als seine Anwesenheit begehrt wurde. Sonst mischte er sich unter das Volk, grüßte mit freundlicher Ansprache die hervorragenden Männer, gab den Alten Zeichen der Verehrung, erlustigte sich mit der jüngeren Welt, nahm Geschenke entgegen, war ein Vater unter seinem Volke. Von Jedem wollte er wissen, wie es in seiner Heimath aussehe; nicht nur erlaubt war die freie Sprache, sondern dem Könige gar sehr erwünscht, und Jedem, der zur Reichsversammlung berufen, war eingeschärft, daß er sich genau um Alles erkundigen möge, was in seiner Heimath und deren Nachbarschaft vorgehe, bei den Reichsgenossen wie bei den fremden Völkern, bei Freund und Feind. „Der König wollte erfahren, ob nicht in irgend einem Winkel des Reiches das Volk murre oder in Aufregung sei, was diese veranlaßt haben könnte, ob nicht irgend eine Unordnung vorgekommen, mit welcher die Reichsversammlung sich beschäftigen müßte, und was dergleichen Einzelheiten mehr sind. Er war auch bedacht zu erforschen, ob nicht eines der unterworfenen Völker auf Empörung sinne, ob die Empörten nicht geneigt seien, zum Gehorsam zurückzukehren, ob die fremden Völker nicht einen Ausfall auf das Reich beabsichtigten.“

Die von der Reichsversammlung festgestellten und von dem König genehmigten Capitularien wurden der zur Annahme der Beschlüsse zusammengeströmten Menge der freien Männer verkündigt und durch die Sendboten in die Länder hinausgetragen, damit auch

da die freien Männer wie die zum Reichstage versammelten ihre Annahme erklärten, und nun hatte das Capitulare Gesetzeskraft; denn das war Grundsatz im christlich-germanischen Reiche: „durch die Aufstellung des Königs und die Zustimmung des Volkes kommt das Gesetz zu Stande. Die durch den Reichstag gegebenen Gesetze sind allgemeine, für das ganze Reich.“

Der König war für den Beschluß von Krieg und Frieden an den Reichstag gebunden; er ist der Senior der freien Männer, sie sind seine Berather und Beihelfer.

Nicht weniger als 65 Reichstage sind während Karls Regierung gehalten, 1126 Capitularien erlassen worden. Man muß die außerordentliche Thätigkeit Karls bewundern, darf aber nicht meinen, die Gesetzgebung sei mit Dampfkraft betrieben worden; denn sehr viele der Capitularien sind nicht Gesetze, sondern Lehren des Glaubens und der Moral, Ermahnungen und Warnungen, Fragestücke und Aehnliches.

So z. B. richtete Karl in zwölf Capitularien der Aachener Versammlung von 813 unter Anderem folgende Fragen und Mahnungen an die Geistlichkeit: was es heiße, der Welt entsagen, und woran man erkenne, daß Jemand Dies gethan, ob etwa daran, daß er keine Waffen trage und öffentlich nicht verheirathet sei? — Ob Derjenige der Welt entsagt habe, der täglich seinen Besitz auf alle mögliche Weise zu vermehren suche, Erblichkeitherei treibe, Anderen mit der Hölle drohe, wenn sie ihn nicht beschenken, oder Derjenige, der Reliquien aufstelle und Kirchen baue, damit recht viele Opfer fallen, oder Derjenige, der Soldaten und Eigenthum besitze? Alle Christen, aber besonders die Geistlichen, sollten erwägen, was sie in der Taufe gelobt und worauf sie verzichtet hätten. — In einem andern Capitulare sagt Karl, ein Jeder solle sich selbst dem Dienste Gottes widmen, denn der Kaiser könne nicht auf jeden Einzelnen Acht geben.

Die Gerichtsverfassung war der Art eingerichtet, daß Jeder, der Niedrigste und Aermste, wie der Höchste und Reichste, unparteiisches Gericht erwarten konnte. Der Graf hielt das Gericht; wenigstens einmal im Monate sollte er die freien Männer an der Markstätte dazu versammeln, war ihm eingeschärft. Aus ihnen wurden die N a c h i m b u r g e n, sieben an der Zahl, verständige, ruhige Männer, ausgewählt, daß sie das Urtheil fänden. Als der Landbau immer mehr in Aufnahme kam, stellten sich die freien Männer seltener bei der Markstätte ein, und nun wurden sieben Schöffen vom Volke des Gaues als Richter aufgestellt, durch die Sendboten vom Könige bestätigt und verpflichtet, an jedem Gerichtstage sich einzufinden. Eine Anzahl von Männern umstand sie, den Gang des Verfahrens zu überwachen und einen etwa fehlenden Schöffen

zu ersetzen. Gefiel das Urtheil der einen oder anderen Partei nicht, so kamen ja viermal des Jahres, im Wintermonat, im Oster-, Heu- und Wonnemonat, die Sendgrafen, in zweiter Instanz öffentliches Gericht zu halten, und auch die dritte und höchste Instanz, das kaiserliche Hofgericht, war Jedem ohne Unterschied leicht zugänglich. Da richtete in weltlichen Streitjachen der Pfalzgraf, in geistlichen und gemischten der Erzkaplan. Schuf auch ihr Urtheil noch keine Beruhigung, so wollte der Kaiser selbst von der Sache in Kenntniß gesetzt werden; insbesondere übernahm er gerne die Entscheidung in den Angelegenheiten der Armen und Niedrigen.

Auch das war dem Kaiser in seiner väterlichen Sorge um den Frieden unter dem Volke lieb, daß die Bischöfe, der Mahnung des heiligen Paulus folgend, in rein bürgerlichen Rechtsjachen zu Gericht saßen und selbst die Pfarrer in ihren Sprengeln zu Friedensrichtern sich machten. Selbstverständlich war die Inanspruchnahme dieses Gerichtes der Geistlichen freiwillig, aber Karl ermahnte in mehreren Capitularien dazu.

Auch in der Criminaljustiz war der Kirche ein weitgreifender Einfluß eingeräumt; denn Karl wollte die nothwendige Gesetzesstrenge in der Ausführung gemildert wissen, so nothwendig bei der allgemeinen Wildheit und Rohheit die Härte der Strafe auch sein mochte. Die Kirchen hatten ihr Asylrecht; aber nicht vollständige Straflosigkeit, sondern nur eine mildere Behandlung gewann der Flüchtling, der in einer Kirche seine gerichtlichen Verfolger erwartete. Ein Capitular von 803 bestimmt: „Wenn Jemand zu einer Kirche seine Zuflucht genommen, so soll er im Vorhofe derselben seinen Frieden haben und nicht genöthigt sein, in die Kirche selbst einzutreten, und Niemand soll sich unterfangen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben; aber es soll ihm frei stehen, seine Schuld zu bekennen, und dann soll er zum öffentlichen Gerichte geführt werden.“ Durch die Flucht in die Kirche gewann der Schuldige, daß ihm Leben und Glieder garantirt wurden; das Gericht legte ihm dann die Zufriedenstellung der Civilpartei auf. In einem für Sachsen bestimmten Capitulare heißt es, daß der Flüchtling Frieden haben solle, bis er vom Gerichte abgeurtheilt wird, „und zur Ehre Gottes und der Heiligen jener Kirche sollen ihm das Leben und alle Glieder geschenkt werden; er aber mache seinen Fehler so weit als möglich und dem Urtheilspruche gemäß wieder gut, und der König schicke ihn dann dahin, wohin es seiner Milde gefallen wird.“ Der Geistlichkeit mußte daran liegen, daß einerseits die öffentlichen Verbrechen auch öffentlich gestraft, daß aber anderseits auch dem Reuigen die Härten der Gesetzgebung erspart wurden.

Ausgeschlossen von der Gunst des Asylrechtes waren die Mörder und die andern todeswürdigen Verbrecher; um den Mißbrauch zu

beseitigen, der ihretwegen nicht selten vorgekommen zu sein scheint, bedrohte Karl die Geistlichen, welche einem solchen Verbrecher das Asylrecht gewährten, mit sehr strengen Strafen.

Sollte es Tadel verdienen, daß die Zuflucht zu den Ordalien nicht abgeschafft wurde, daß Karl im Gegentheile den Gebrauch der Gottesurtheile empfahl und verordnete, daß Alle dem Gottesurtheile Glauben schenken sollten, ohne Zulassung eines Zweifels? Das Gottesurtheil, zu dem übrigens nur in ganz verwickelten und nach menschlicher Anschauung unlöslichen Fällen geschritten wurde, war nichts Anderes, als der naive Ausdruck des Glaubens, daß Gott nach Erschöpfung aller menschlichen Mittel zur Findung des rechten Urtheils die Unschuld in Schutz nehme und den Verbrecher strafe. So sicher begründet dieser Glaube ist, so verfehlt natürlich war seine Anwendung auf das Gericht in dieser Zeit; nichtsdestoweniger stellt er ein ehrendes Zeugniß der guten in die Menschen gesetzten Meinung aus, die es für unmöglich hielt, daß ein Schuldbewußter so weit in der Frechheit gehen könne, daß er die Rache Gottes auf sein Haupt herabfordere. Die Kirche belehrte. Abogard von Lyon schrieb gegen die Gottesurtheile; aber ausgerottet konnten sie erst nach und nach werden.

In Karls Zeit kamen folgende Arten derselben vor: das Beschreiten von neun glühend gemachten Eisenplatten bei Anklagen auf Hochverrath oder Mord; das Beschreiten von sieben oder neun solcher Platten für eine des Ehebruchs angeklagte Frau; die heiße und kalte Wasserprobe; der Zweikampf, so lange fortgesetzt, bis der Unterliegende die auf das vorgebliche Verbrechen gesetzte Buße zu leisten versprach; das Bahrgericht, wo der Angeklagte zu der Leiche des Erschlagenen treten mußte, und die geschlossenen bleibenden oder sich öffnenden und blutenden Wunden die Entscheidung herbeiführten; endlich die Kreuzprobe, bei welcher Kläger und Beklagter mit ausgespannten Armen vor einem Altare oder Kreuze beteten; wer zuerst ermüdet die Arme sinken ließ, galt als der mit dem Unrecht Behaftete.

Schwer lasteten die beständigen Kriegsnöthen auf den Völkern. Da jeder freie Mann dem Könige die Treue schuldete, so mußte Jeder auf des Königs Geheiß in den Krieg ziehen, wenn es sich um die Vertheidigung der Provinz handelte; wer sich dieser Pflicht entzog, den traf die Todesstrafe. Zu auswärtigen Kriegen verpflichtete nur der Reichstag, und zwar nur jene Männer, welche die Mittel zur Ausrüstung besaßen oder denen sie von Andern gestellt wurden, z. B. von den Bischöfen und Äbten als ihren Lehensträgern, da diesen die eigene Kriegsleistung unterjagt war. Am beschwerlichsten fielen natürlich die Kriege in ferne Länder. Ein Aachener Capitulare vom Jahre 803 verordnet für die Sachsen, daß sie zu einem Feldzuge in die spanische Mark

oder gegen die Awaren den sechsten Mann, gegen die Böhmen den dritten, gegen die Sorben aber den ganzen Heerbann stellen mußten. — Die fränkische Schaar, das Gefolge des Königs, bestand aus Freiwilligen und war das einzige Corps, das mit einem stehenden Heere Aehnlichkeit hatte. Wie die Heerhaufen zusammenkamen und welches ihre Ausrüstung war, mag man aus einem Aufschreiben an den Abt von St. Denys ersehen; da heißt es: „Kund sei hiemit, daß Wir unsere diesjährige Versammlung in Ostfachsen, zu Staßfurt an der Bude halten wollen. Deshalb befehlen Wir, daß du dich mit wohlgewaffneter und ausgerüsteter Mannschaft, wie sich's gebührt, sieben Tage vor St. Johannis-Messe einfindest, also daß du von dort, wohin Wir befehlen werden, ins Feld rücken kannst. Jedem Reiter gib Schild, Lanze, Schwert, Messer, Bogen, Köcher und Pfeile; auf die Karren lade Aexte, Hauen, Bohrer, Beile, Hacken, Spaten und was weiter zum Feldzug nöthig, Mundvorrath vom Tage der Versammlung auf drei, Waffen und Kleider auf sechs Monate. Und das sagen Wir euch, daß ihr geraden Wegs und friedlich durch Unser Reich ziehet, nichts als Gras, Holz und Wasser nehmet und eure Leute bei den Reitern und Karren bleiben bis zu uns, damit des Herrn Abwesenheit keinen Anlaß zu Unfug gebe. Deine Geschenke sende im Mai an den Ort Unseres Aufenthalts; erlaubt es dein Weg, daß du selbst vor Uns erscheinen kannst, so soll es Uns freuen. Siehe zu, daß nichts verabsäumt werde, wofern Wir dir gnädig bleiben sollen.“

Wer zu spät eintraf, wurde zum Fasten gezwungen; wer das Heer im Angesichte des Feindes verließ, mußte sterben; der Lehensmann, der dem Aufgebote nicht Folge leistete, verlor sein Lehen.

Daß allerhand Mittel und Wege zur Umgehung der so lästigen Kriegsdienstpflicht aufgesucht wurden, läßt sich denken. Viele gaben sich mit ihrem Besitz in die Leibeigenschaft, Andere suchten unberufen Aufnahme unter die Geistlichkeit. Deshalb sah sich Karl, nachdem er 789 aufgefordert hatte, Söhne freier Männer für den geistlichen Stand zu erziehen, im Jahre 805 zu dem Capitulare veranlaßt, daß für die Weihe solcher die kaiserliche Erlaubniß eingeholt werden müsse.

Es ist nun wohl an der Zeit, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, wie es in der Anschauung Karls stand, zu besprechen.

Kirche und Staat waren ihm zwei verschiedene, aber nicht getrennte Sphären. Was die Kirche in göttlichem Auftrage anstrebte und leistete, dem war voller Erguß in die staatlichen Verhältnisse eröffnet, so selbständig der weltliche Herrscher diese auch in der Hand behielt. Deshalb kann man nicht sagen, daß der Staat der bloße

Diener der Kirche war, wie andererseits die Thätigkeit Karls in kirchlichen Sachen nicht beweist, daß der Kaiser sich zum Herrn der Kirche gemacht habe. Wie der einzelne Mensch der Gnade bedarf, um sein Ziel und Ende zu erlangen, so muß in die staatlichen Verhältnisse hinein aus der höheren Ordnung die Erleuchtung und die Gnade strömen, damit die bösen Leidenschaften gebunden und auch in der irdischen Ordnung vor- Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit gesucht werde. Da aber die Kirche schutzlos, nur auf die göttliche Vorsehung angewiesen, in die Welt hinein gestellt ist, so ist es die Pflicht des Staates, sie zu sichern und durch seinen Beistand ihr zur Vollziehung ihres Berufes zu verhelfen. Beide so verbunden, daß man den Ausdruck einer gegenseitigen Verschlingung gebrauchen könnte, tragen einander und arbeiten jedes in seiner Sphäre für das Reich Gottes. Deshalb kann man, nach der Auffassung Karls, weder von einer Oberherrlichkeit des Papstes über den Staat, noch von einer solchen des Kaisers über die Kirche sprechen.

Wenn Luden einmal sagt, Karl habe die kirchliche Freiheit so despotisch beschränkt, daß ohne seine Erlaubniß die Bischöfe weder Rath pflegen, noch Beschlüsse fassen durften, so ist das ein Mißverständnis, dessen Hebung der Leser aus unserer weiteren Ausführung leicht erkennen wird; zudem widerspricht sich Luden auf derselben Seite mit dem richtigen Sage: „Alle Kirchen hatten ihre Einheit schon früher (d. h. von Anfang an, jagt der Katholik), gefunden im Papste; die Kirchen im fränkischen Reiche waren Glieder der allgemeinen Kirche und standen unter dem Papste.“ Würde dieser nicht Einsprache erhoben haben, wenn Karl eigenmächtig in die Kirche hineingegriffen hätte? Luden muß selbst zugestehen; „Karl folgt nicht selten der Ermahnung oder Aufforderung des Papstes; er wagte nicht, gegen den Papst zu entscheiden.“ Im Gegentheile rühmte er sich schon in einem Capitulare vom Jahre 769, daß er auf Mahnung des Papstes und der fränkischen Bischöfe, die eingelebte Gewohnheit der Theilnahme der Geistlichkeit an den Feldzügen abgeschafft habe. Er stellte den Grundsatz auf: „Im Andenken an den heiligen Apostel Petrus wollen wir den heiligen, römischen und apostolischen Stuhl so ehren, daß er, der für uns Mutter ist der priesterlichen Würde, auch Lehrer sein muß der kirchlichen Erkenntniß und Handlungsweise. Daher muß man sanftmüthig in Demuth die Unterwerfung festhalten, so daß, wenn jener uns auch ein fast unerträgliches Joch aufhalsen wollte, wir es doch auf uns nehmen und mit frommer Hingebung tragen müßten.“ Wie zart Karl das Verhältniß zum heiligen Stuhle auffaßte, ergibt sich unter Anderem aus seiner Behandlung der Residenzpflicht der Bischöfe. Sein erster Erzkaplan war der Erzbischof Angilram von Metz; als dieser

im Jahre 791 starb, nahm er den Erzbischof Hildebold von Köln; er holte aber, damit diese Bischöfe ohne Verstoß gegen die kirchlichen Canonen beständig an seinem Hoflager sich aufhalten könnten, die Erlaubniß des Papstes dazu ein. Auf der Frankfurter Synode vom Jahre 794 trug er vor, Papst Hadrian habe ihm erlaubt, den Erzbischof Angilram von Metz stets bei sich am Hofe zu haben wegen des Nutzens der Kirche. Er ersuche nun die Synode, jetzt in gleiche Weise den Erzbischof Hildebold von Köln bei sich haben zu dürfen, da er hierzu die apostolische Erlaubniß habe, wie bei Angilram.

Es ist bekannt, welche innige Freundschaft ihn mit Hadrian verband; nach dessen Tode und der Erhebung Leo's III. im Jahre 795 schrieb er an diesen:

„Sowie ich mit Euerem seligen Vorgänger einen Bund heiliger Vatererschaft eingegangen bin, so wünsche ich, auch mit Euerer Heiligkeit einen unverbrüchlichen Bund derselben Treue und Liebe zu schließen. Mir liegt ob, mit Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit die heilige Kirche Christi überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach Außen zu vertheidigen und im Innern durch Bekenntniß des katholischen Glaubens zu befestigen. Euch, heiliger Vater, liegt ob, wie Moses die Hände zu Gott zu erheben und meinen Kriegsdienst durch Gebet zu unterstützen.“

Man hat behauptet, daß seine Weisungen an seinen Gesandten Angilbert eine andere Auffassung seiner Stellung zum heiligen Stuhle enthielten; das ist aber nicht wahr, sondern Karl betonte nur, daß der Papst tüchtig und redlich und ihm ein frommer Vater sein möge. Leo verwandte einen Theil der reichen, von Karl ihm geschickten Geschenke auf den Bau des prächtigen Speisejales im Lateran, wo jetzt noch ein Bild die Auffassung der Stellung von Papst und Kirche aufweist. Da sitzt der heilige Petrus, auf seinen Knien liegen die Kirchenschlüssel; zu seinen Füßen knien der Papst und der König, jenem reicht er das Pallium, diesem die Fahne Roms, und dabei steht: Seliger Petrus, verleihe das Leben dem Papste Leo, Sieg verleihe Karl!

Ueber die Stellung der Bischöfe hatte Karl die Anschauung, daß ihre Mißachtung dem ganzen Reiche Schaden bringen müßte. Es versteht sich von selbst, daß ihm für die Besetzung der bischöflichen Stühle der größte Einfluß zugestanden wurde, aber im Principe war die Bischofswahl frei. Hadrian I. hatte ihn ermahnt, daß er sich in keiner Weise in die Bischofswahlen einmische, und Karl selbst erklärte im Jahre 803, daß er die Bischofswahl freigegeben habe, nicht als eine neue Vergünstigung, sondern als ein altes, in der kirchlichen Gesetzgebung begründetes Recht.

„In der Erkenntniß der heiligen Canonen haben Wir, damit die heilige Kirche im Namen Gottes frei ihrer Ehre genieße, der Geistlichkeit zugestanden, daß die Bischöfe den Vorschriften der Canonen gemäß durch die Wahl von Clerus und Volk aus der eigenen Diocese, ohne Rücksicht auf Personen und Geschenke, nach Verdienst des Wandels und der Gabe der Weisheit aufgestellt werden, damit sie durch Wort und Beispiel ihren Untergebenen nützlich zu sein vermögen.“ Die Metropolitanbischöfe bereiteten die Wahl vor und leiteten sie, prüften und bestätigten den Gewählten, ernannten ihn, wenn die Wahl zweispältig ausfiel, und hielten sich in zweifelhaften Fällen an die Entscheidung des heiligen Stuhles.

Der Bischof wies die Pfarrer und übrigen Seelsorgspriester frei in ihr Amt ein, und nur er war es, der sie auf ein anderes Amt übergehen lassen konnte. Die Grafen und andere Staatsbeamte, welche in dieses Recht der Bischöfe eingriffen, tadelte Karl strenge.

Dem Bischofe stand die volle Jurisdiction über seinen Clerus zu. „Wenn Geistliche einen Rechtsstreit unter sich haben,“ heißt es in einem Capitulare, „so soll er vom Bischof und nicht von Laien abgeurtheilt werden.“ — „Kein Richter soll sich vermessen, einen Priester oder Diakon oder irgend einen anderen Geistlichen für sich, ohne Vorwissen des Bischofs zu verurtheilen. Wenn das Einer thäte, so würde er von der Kirche, der er Unrecht zugefügt, auf solange getrennt, bis er seine Schuld eingesehen und wieder gut gemacht.“

Die gleiche Vorschrift stellte Karl für die Criminalsachen der Geistlichkeit auf. „Niemand soll es wagen, einen Bischof, Priester oder sonst einen Geistlichen vor einem weltlichen Gerichte zu belangen“ —; „die Geistlichen gehören nicht vor das weltliche Gericht, sondern vor das bischöfliche; denn es geziemt sich nicht, daß die Diener eines göttlichen Amtes dem Urtheile weltlicher Gewalten unterworfen werden.“

Kann der Bischof nicht entscheiden, so befiehlt Karl, daß die Sache ans Provinzial-Concil gebracht werde; in letzter Instanz bot sich das Hofgericht dar, das aber dem Kläger nur mit der Erlaubniß und Empfehlung des Bischofs oder Metropolitens zugänglich war. So heißt es in einem Capitulare der Frankfurter Synode vom Jahre 794: „Der König und die Synode beschloffen, daß die Bischöfe in ihren Sprengeln richterliche Gewalt haben sollten. Wenn ein Abt, Priester, Cleriker, Mönch oder wer immer aus dem Bisthum dem Spruche des Bischofs sich nicht unterwirft, so soll er sich an den Metropolitens wenden und dieser die Sache mit seinem Suffraganen erledigen. Kann der Metropolit etwas nicht abstellen, so sollen die Kläger mit einem Schreiben zum König kommen.“

Hier urtheilte der Erzkaplan, und dieser fungirte nicht als königlicher Richter, sondern als päpstlicher Legat, vom heiligen Stuhle mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet. Und nach seinem Spruche war immer noch der Weg nach Rom selbst offen.

Bei Rechtsstreiten zwischen Geistlichen und Laien war das weltliche Gericht nicht zu vermeiden. Daß die Geistlichen beim bischöflichen Gerichte belangt werden mußten, folgte aus dem Rechtsgrundsätze, daß der Kläger an die Gerichtsbarkeit des Beklagten sich wenden muß; das aber durften die Geistlichen den Laien gegenüber nur mit Erlaubniß des Bischofs thun. Karl setzte für solche Rechtsstreite, um alle Weiterungen abzuschneiden, ein von geistlichen und weltlichen Richtern gemischtes Gericht ein. —

Nicht mindere Freiheit herrschte in Karls Reich für die Erwerbung und Verwaltung des Kirchenguts. Karl hielt strenge darauf, daß der kirchliche Zehente regelmäßig und pünktlich entrichtet wurde; als die Sachsen sich dagegen sträubten, erklärte er, daß er lieber bei anderen Abgaben und Leistungen Ermäßigungen eintreten lassen wolle. Wir finden eine dreifache und vierfache Vertheilung des Zehentens: das sogenannte große Capitulare von Aachen aus dem Jahre 801 verordnet: „Die Geistlichen sollen den Zehenten in Empfang nehmen und vor Zeugen in drei Theile zerlegen, a. zum Schmucke der Kirchen, b. für die Armen und Fremden, und c. für sich selbst;“ auf der Synode von Niesbach und Freising im Jahre 799 war die Bestimmung aufgestellt worden, daß ein Theil des Zehenten dem Bischof, der andere den übrigen Geistlichen, der dritte den Armen und der vierte der Kirchenfabrik zugewiesen werden solle.

Sämmtliches Kirchengut verwaltete der Bischof unter dem Beirathe seiner Geistlichkeit; Karl verfügte nicht über dasselbe.

Es war von Lasten frei; nur zum Weg- und Brückenbau mußte es beitragen. Ganz unbelastet waren der Zehente, die Schenkungen, die Gebäude, Gärten und ein kleines Ackergut; von den neuen Erwerbungen mußten Kriegersleute gestellt und ausgerüstet werden. —

Der große Kaiser anerkannte die hohe Wichtigkeit der Freiheit der Kirche in der Lehre, der Erziehung der Priesterschaft und der Heiligung derselben wie der des Volkes durch die Gnadenspendung und Zucht für das Leben der Gesellschaft und die Wohlfahrt des Staates; daher er nicht nur nichts dagegen unternahm, sondern im Gegentheile mit allem Eifer den Gewalten der Kirche zur Seite stand.

Wer die außerordentlich große Zahl von Capitularien, welche kirchliche Dinge behandeln, überblickt und den Verhältnissen nicht Rechnung trägt, kann auf den Gedanken kommen, — und wie

oft ist er schon ausgesprochen worden, — daß Karl sich mit dem Schirme der Kirche nicht begnügt, sondern in sie hineinregiert habe. Dennoch ist dem nicht so. Die geistlichen Capitularien sind, ob sie nun von Karl der auf dem Reichstage versammelten Synode der Bischöfe vorgelegt wurden oder aus dem selbständigen Antrage dieser hervorgingen, durch die Berathung und Beschlußfassung der geistlichen Synode entstanden und vom Könige zur Darnachachtung verkündet worden. Wo Karl Vorlagen machte, waren sie in der Regel älteren Canonen entnommen oder doch mit solchen verwandt. Von dem großen Aachener Capitulare aus dem Jahre 789 besitzen wir nicht mehr die Beschlüsse, sondern nur die Vorlagen, die aber, wie es scheint, als Synodalakten angenommen wurden, wie denn die Synode von Soissons im Jahre 853 sie unter die bischöflichen Conciliarverordnungen aufgenommen hat. In der Einleitung zu diesen Capitularien sagt Karl, man möge es ihm nicht als Vermessenheit anrechnen, daß er hiemit ins kirchliche Gebiet eingreife; denn schon der fromme König Josias, mit dem er sich übrigens in Betreff der Frömmigkeit nicht vergleichen wolle, habe Aehnliches gethan und durch Ermahnungen und Strafen sein Volk zum wahren Gottesdienst zurückgeführt. Winterim steht nicht an, dieses Aachener Statut eins der wichtigsten Ereignisse jener Zeit und den eigentlichen Grundstein der großen und wahren deutschen Reformation von Staat und Kirche zu nennen. Darin steht die aus den Synoden von Antiochien und Chalcedon genommene Verordnung, daß die Provinzialbischöfe mit dem Metropolitzen zweimal im Jahre ein Concil feiern sollen. Wenn nun die Bischöfe an die Spitze ihrer Synodalakten schrieben, daß sie auf Befehl des Königs sich versammelt hätten, so ist der rechte Sinn leicht verständlich und die Folgerung Ludens ungerechtfertigt, daß die Bischöfe ohne königliche Erlaubniß weder Rath pflegen, noch Beschlüsse fassen dürften. Demüthig nannte sich Karl den Vollstrecker der kirchlichen Canonen, und das war er mit einem alles Ruhmes würdigen Eifer.

Der große Karl wollte eine tüchtige, eine unterrichtete, sittlich hochstehende und eifrige Geistlichkeit. Wie warm und eindringlich mahnte er die Bischöfe, daß sie, dem Concil von Nicäa folgend, den Glauben, den Lebenswandel, die Wissenschaft Jener aufs Genaueste prüfen sollten, welche die heiligen Weihen begehrt! Sie sollten sich ihren Unterricht angelegen sein lassen, denn das sei ihre Pflicht; auch zur Pflege der höheren Studien an den Stiften und in den Klöstern forderte er auf. „Obgleich,“ schrieb er an den Abt Bangulf von Fulda, „die guten Handlungen besser sind als Kenntnisse, so muß doch dem Handeln das Erkennen vorausgehen; deßhalb ermahnen wir euch, daß ihr die wissenschaft-

lichen Studien nicht nur nicht vernachlässigt, sondern mit demüthigem und Gott wohlgefälligem Eifer dahin trachtet, daß ihr leicht und tief in die Geheimnisse der heiligen Schriften eindringet.“ An allen Cathedralen und in den Klöstern wurden die Knaben, welche Beruf zum geistlichen Stande zeigten, in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtet; die Jünglinge nahmen dann das Seminar auf, wo selbst Priester und Pfarrer noch dem Studium sich widmeten und den priesterlichen Geist durch Exercitien erneuerten und stärkten.

Auf der Aachener Synode vom Jahre 802 wurden zehn Fragen an die Geistlichen gerichtet, von denen acht sich auf ihre wissenschaftliche Bildung beziehen: ob sie den orthodoxen Glauben festhalten, das Symbolum und das Vaterunser, das Bönitiale und die Messgebete nach dem römischen Ritus auswendig wissen und verstehen, ob sie die Unwissenden unterrichten können, die Homilien der Väter verstehen, das Officium nach dem römischen Ritus singen können, den Taufritus wissen. Angesichts dieser Fragestücke ist es sehr ungerechtfertigt, aus der Bestimmung dieser Synode, daß die Geistlichen das Glaubensbekenntniß von Athanasius und das apostolische, das Vaterunser sammt seiner Auslegung wissen müßten, auf einen gar niederen Stand ihrer Bildung zu schließen. Man hat dabei die Hauptsache übersehen, denn es heißt, sie müßten diese Dinge verstehen und Allen zum Verständnisse predigen. Der Erzbischof Hinkmar von Rheims gab den Commentar dazu, daß der Priester das Glaubensbekenntniß und Vaterunser nach der Uebersetzung der Väter studire und daraus in der Predigt das Volk sorgsam unterrichte. Uebrigens führt die Synode noch weitere Dinge für das Studium der Geistlichen auf, deren Betrachtung eine höhere Meinung von ihrer Bildungsstufe geben muß; denn sie sollen das Sacramentarium lernen und zwar nicht nur den allgemeinen Canon, sondern auch die besonderen Messen, den Exorcismus über die Katechumenen und Besessenen, die Empfehlung der Seele für die Sterbenden, das Bönitiale, den Kirchenkalender und den römischen Gesang. Sie sollen, heißt es weiter, das Evangelium und die Lectionen des Buches Comes (d. i. Register der Lectionen) verstehen lernen, ferner die Homilien für die Sonn- und Festtage als Muster zum Predigen. Den Mönchen wird eingeschärft, daß sie die Regel und den Canon lernen, den Canonikern das Studium des Pastoralbuches Gregors des Großen und der Pastoralinstruction des Papstes Gelasius vorgeschrieben.

Karl hielt darauf, daß die Bischöfe ihre Priester zu tüchtigen Predigern bildeten und in die Pfarreien solche schickten, welche geeignet wären, recht und würdig zu predigen, nicht nach eigenen Einfällen, sondern im Anschlusse an die heilige Schrift und die

Väter. Durch Paul Warnefried ließ er ein Homiliarium zusammenstellen, d. i. eine verbesserte Zusammenstellung von Predigten der Kirchenväter an die Sonntags-evangelien sich anschließend; mehrere Synoden geboten den Geistlichen, dasselbe für ihre Gläubigen zu übersetzen. Karl versah es mit einer Vorrede, in welcher er sagt, daß er im Danke gegen Gott für den ihm in den Kriegen gewährten Schutz sich die Verbesserung der kirchlichen Zustände und die Hebung der Wissenschaften zur angelegentlichen Sorge gemacht habe und durch sein eigenes Beispiel zum Studium der heiligen Schriften aufmuntern wolle, denn er habe eine Verbesserung des Textes des alten und neuen Testaments veranstaltet.

Er forderte, daß alle Sonn- und Feiertage gepredigt werde und ließ nicht nach mit Ermahnungen zu eifriger Lehre und heiligem Wandel. So schrieb er im Jahre 804 an den Bischof Garibald: „Nun ermahnen Wir zum zweitenmale, daß ihr, wie sich gebührt, eingedenk seid des priesterlichen Dienstes und in einer Versammlung eurer Geistlichkeit genau nach aller Wahrheit forschet, auf daß das Werk Gottes nicht zu Grunde gehe und euch vor den Augen der heiligen Majestät keine Verantwortung treffe.“ An die gesammte Priesterchaft aber richtete er im Jahre 789 die herzliche Ansprache: „Es gefiel Uns, o Hirten der Kirche Christi und Führer seiner Heerde, ihr helleleuchtenden Lichter der Welt, euren Eifer zu erbitten, daß ihr wachsam und mit sorglicher Ermahnung das Volk Gottes auf die Weide des ewigen Lebens führet und die verirrtten Schafe auf den Schultern guter Beispiele und Aufmunterung in die Mauern der kirchlichen Festigkeit zurücktraget. Deshalb sind die Gläubigen mit vielem andächtigen Eifer zu ermahnen, ja zu drängen, daß sie mit festem Glauben und unermüdeter Beharrlichkeit in den väterlichen Satzungen sich halten; Euer Hochwürden dürfen überzeugt sein, daß Wir mit Eifer Euch in diesem Werke zur Seite stehen.“

Bei dieser Sorge Karls läßt sich leicht denken, wie er auch auf das Festhalten an der kirchlichen Lehre Bedacht genommen; er forderte von den Bischöfen, daß sie jedes Jahr ihre Diocese bereisen, nicht nur firmen und predigen, sondern auch visitiren und mit Unterstützung des Grafen, „welcher der Beschützer der Kirche ist,“ alle widerchristlichen Bräuche abstellen sollten. Wiederholt wird dem Grafen oder Schultheiß eingeschärft, dem Bischofe auf der Visitation den weltlichen Arm zu leihen, damit er nach der canonischen Institution sein Amt im vollen Umfange auszuführen vermöge. Zwei Irrlehren, die eine über die Verehrung der Bilder und die andere über die Person Christi, daß er seiner Menschheit nach nur der Adoptiv-Sohn Gottes sei, regten zwar die Geister auf, gewannen aber keine tiefer gehende Bedeutung. Eine Zeitlang herrschte im

Abendlande ein Mißverständniß über die Aufstellungen des siebenten allgemeinen Concils von Nicäa (787) in Betreff der Bilderverehrung, hauptsächlich weil die Akten desselben in unrichtiger Uebersetzung ins Frankenreich gekommen waren. Die Begriffe „Anbetung“ und „Verehrung“ wurden mit einander verwechselt, überdies erforderte die Behandlung der kaum erst aus dem Heidenthum Befehrten Vorsicht in der Anwendung der Heiligenbilder; wenn deshalb die sogenannten karolinischen Bücher die Sätze aufstellen: „Gott allein gebührt Anbetung, den Heiligen nur Verehrung; die Bilder sind etwas an und für sich Gleichgiltiges, ohne direkte Beziehung zum Glauben; sie können aber von Nutzen sein und sind zu gestatten, obgleich sie an Werth den Reliquien, dem Kreuze, der heiligen Schrift nachstehen,“ und wenn die Frankfurter Synode vom Jahre 794 in ähnlicher Weise sich aussprach, so darf doch nicht angenommen werden, daß das Frankenreich die Bilderverehrung verworfen habe.

Die Zeit Karls hatte das Glück, in Benedikt von Aniane einen Reformator der Klöster und in Chrodegang von Metz einen eifrigen Zuchtmeister der Weltgeistlichkeit zu besitzen. Zwar starb der Letztere schon im Jahre 766, aber seine Stiftung dauerte fort. Er versammelte nämlich die Geistlichkeit der Metz Cathedralen zu einem gemeinschaftlichen Leben nach den Canonen der Kirche, daher dieselben den Namen Canoniker erhielten; sie wohnten beim Bischof, speisten zusammen und schliefen in gemeinsamen Dormitorien, beschäftigten sich mit wissenschaftlichen Studien und hielten die kirchlichen Tagzeiten gemeinschaftlich im Chöre. Viele Bischöfe in Deutschland, Frankreich und England folgten dem Beispiele Chrodegangs, und seine Stiftung wirkte so segensreich, daß Karl mit Nachdruck darauf drang, daß alle Geistlichen entweder Mönche oder Canoniker werden sollten; das Aachener Capitulare von 805 sagt, daß alle Geistlichen das Eine von Beiden wählen sollten, daß sie entweder vollständig nach der canonischen Regel oder nach der klösterlichen leben sollten. Ludwig der Fromme ließ durch Amalarius von Metz die Regel Chrodegangs erweitern und dem Council von Aachen im Jahre 816 vorlegen; dieses nahm die erweiterte Regel feierlich an, und so wurde das canonische Leben im ganzen Reiche eingeführt.

Benedikt von Aniane, ein reicher Graf aus dem narbonnensischen Gallien, war Benediktiner in einem burgundischen Kloster; da er die daselbst eingeschlichenen Mißbräuche nicht zu ertragen vermochte, baute er auf seinem eigenen Gebiete Aniane ein neues Kloster, von welchem eine heilsame Reform auf viele Klöster in Gallien und Aquitanien überging. Da er den Gedanken hatte, alle Benediktinerklöster Frankreichs und Deutschlands unter einer gemein-

samen Regel zu vereinigen, berief ihn Ludwig der Fromme 817 nach Aachen, wo sich alle Aebte von Deutschland und Frankreich versammelten. Ludwig stiftete für ihn Cornelimünster, und von hier aus gründete Benedikt zunächst zwölf Klöster, welche als Muster den andern vorleuchten sollten.

Es war unter Karl ein freudiges Streben und Leben in seinem weiten Reiche, aller Orten und auf allen Gebieten, und wenn auch viele Unwissenheit vorhanden war und die Wildheit mächtig sich aufbäumte wider den sittigenden Einfluß der Kirche, so waren doch zahlreiche Kräfte thätig, diesen immer tiefer in die Gemüther einzupflanzen.

Der Schmuck der Kirchen, die Würde des Gottesdienstes lagen Karl gar sehr am Herzen. Wie herrlich baute er zu Aachen Unserer Lieben Frauen Münster, dessen schmucke Marmorsäulen er aus dem sonnigen Süden holte! Wie hat er zu Ingelheim die Kirche mit Malereien geschmückt, welche die heilige Geschichte von Adam und Eva im Paradiese bis zur Himmelfahrt des heiligen Christ schildern:

„Künstlich erfüllt ist der Vorhof des Herrn mit solcherlei Bildern,
Reichlich mit künstlicher Hand, wie sich gebühret, geschmückt,“

heißt es im Lobgedichte des Rigellus auf Ludwig den Frommen.

Was Karl für den Kirchengesang gethan, für welchen er ebenso viel Verständniß als Vorliebe besaß, darüber berichten Einhard's Jahrbücher zum Jahre 787: „Nach seiner Rückkehr feierte der fromme König Karl Ostern zu Rom mit dem apostolischen Herrn zusammen. Und siehe, es entstand während der Osterfeiertage ein Streit zwischen den Sängern der Römer und der Gallier. Die Gallier sagten, sie sängen besser und schöner als die Römer. Die Römer sagten, sie trügen durchaus in der richtigen Weise die Kirchengesänge vor, wie sie es gelehrt worden vom heiligen Papst Gregor, die Gallier aber sängen verdorben und zerstörten den Fluß der Melodie. Dieser Streit kam vor den König Karl. Die Gallier schalteten die römischen Sänger sehr aus im Vertrauen auf König Karl. Die Römer aber stützten sich auf ihre hohe Lehre und nannten jene dumm, bäurisch und ungebildet wie die unvernünftigen Thiere, und gaben der Lehre des heiligen Gregor den Vorzug vor ihrer bäurischen Weise. Und als der Streit auf keiner Seite ein Ende nehmen wollte, sprach der fromme Herr König Karl zu seinen Sängern: „Sprechet offen, was ist reiner und was besser, der lebendige Quell oder die ihm entsprungnen weit abfließenden Bäche?“ Da antworteten alle mit einer Stimme: der Quell, als der Anfang und Ursprung, sei reiner; seine Bäche aber seien um so trüber und um so mehr von Schmutz und Unrath verdorben, je weiter sie davon abfließen. Und es sprach der König

Karl: „Kehret zurück zum Quell des heiligen Gregorius, denn es ist offenbar, daß ihr den Kirchengefang verdorben habt.“ Hierauf erbat sich der König Karl vom Papst Hadrian Sänger, um durch sie den Gesang im Frankenlande verbessern zu lassen. Aber jener überließ ihm den Theodor und Benedikt, die gelehrtesten Sänger der römischen Kirche, welche von dem heiligen Gregor unterwiesen worden waren, und dazu gab er ihm die Antiphonarien des heiligen Gregorius, welche dieser selbst in römischer Weise gesetzt hatte. Bei seiner Rückkehr aber ins Frankenreich schickte er den einen Sänger in die Stadt Metz, den andern nach Sueffiones (Soissons) und befahl den Schulmeistern aus allen Städten des Frankenlandes, ihnen die Antiphonarien zur Verbesserung zu übergeben und von ihnen singen zu lernen. Es wurden also die Antiphonarien der Franken verbessert, die ein jeder verdorben hatte, indem er nach Willkür dazu that oder wegließ; und alle fränkischen Sänger erlernten die römischen Weisen, welche man jetzt die fränkischen nennt; außer daß die Franken die tremulierenden und zarten, die gebundenen und getrennten Töne im Gesang nicht vollkommen wiedergeben konnten, indem sie mit ihrer natürlich rohen Stimme die Töne nicht sowohl fangen, als in der Kehle zerbrechen. Die Hauptsingschule aber blieb in der Stadt Metz, und wie hoch die römische Schule in der Kunst des Gesanges über der Mezer steht, so hoch steht der Mezer Gesang über den andern gallischen Schulen. Eben so unterrichteten die genannten römischen Sangmeister die fränkischen in der Kunst, die Orgel zu spielen.“ (Eine Handschrift der Vorischer Annalen.)

In dem am 23. März 789 zu Aachen von Karl erlassenen Reichsgesetz wird in Cap. 79. für die gesammte Geistlichkeit angeordnet: „Sie sollen den römischen Gesang vollkommen erlernen und hören und die Messe nach Vorschrift singen, wie unser Vater König Pipin seligen Andenkens bestimmt hat, daß es geschehen solle, als er in Uebereinstimmung mit dem apostolischen Stuhl und dem Frieden und der Eintracht mit der heiligen Kirche Gottes zu Liebe den gallitanischen Gesang abschaffte.“

Abweichend von der obigen Nachricht erzählt der Mönch von St. Gallen, der Papst Stephan habe dem König nach der Zahl der Apostel 12 Sangmeister ins Frankenreich geschickt, sie aber hätten, wie denn die Griechen und Römer auf den Ruhm der Franken immer eifersüchtig seien, den Plan gefaßt, „den Gesang so verschieden zu lehren, daß Einheit und Harmonie darin in dem fremden Reiche und Lande niemals sich verbreiten könnte. Bei ihrer Ankunft wurden sie nun von Karl sehr ehrenvoll empfangen und nach den bedeutendsten Orten vertheilt; sie aber bemühten sich, jeder an seinem Orte, so verschieden und so verdorben, wie sie sich es nur ausdenken konnten,

zu singen, und so auch ihre Schüler zu unterweisen. Der kluge König Karl aber feierte einmal die Geburt oder Erscheinung des Herrn in Trier oder Metz, und achtete da sehr aufmerksam und mit großem Verstande auf die Art der Lieder, so daß er sie ganz durchdrang; im nächsten Jahre feierte er dieselben Feste in Paris oder Tours, und da er nun nichts von den Melodien hörte, die er in den eben genannten Orten im vorigen Jahre kennen gelernt hatte, und auch erfuhr, daß an den übrigen Orten die dahin geschickten Sangmeister je länger je mehr von einander abwichen, so trug er die Sache dem Papst Leo, heiligen Gedächtnisses, Stephans Nachfolger, vor. Dieser rief sie nach Rom zurück und bestrafte sie mit Verbannung und Zuchthaus; zu dem erlauchten Karl aber sagte er: „Wenn ich dir nun andere verschaffe, so werden sie doch ebenso wie die früheren, durch Neid verblindet, es nicht lassen dich zu täuschen. Aber ich will auf andere Weise für Erfüllung deines Wunsches sorgen. Gib mir aus deiner Umgebung zwei Geistliche von großen natürlichen Anlagen, doch so, daß meine Leute nicht wissen, daß sie dir angehören, und so Gott will, sollen sie in der Kunst, die du begehrt, alle Vollendung erreichen.“ Und so geschah es, und siehe, nach kurzer Zeit schickte er sie vortrefflich unterrichtet an Karl zurück. Dieser behielt einen bei sich, den andern schickte er auf die Bitte seines Sohnes Drogo, Bischofs von Metz, nach dessen Kirche. Dieses Mannes Bemühung trug nicht nur dort Frucht, sondern verbreitete sich auch durch ganz Frankreich in dem Grade, daß noch jetzt bei Denen, die hier zu Lande lateinisch sprechen, der Kirchengesang Mettensisch heißt, bei uns aber, wie wir theutonisch oder deutsch sprechen, nach heimischer Art Met oder Mette, oder auch nach griechischer Ableitung mit einem gebräuchlichen Namen Mettisca genannt wird.“

Was Karl für die Bildung seiner Völker in der Schule gethan, ist über allen Ruhm erhaben; von der Volksschule an bis hinauf zur Akademie war er thätig. Wo er einen tüchtigen Meister fand, suchte er ihn an seinen Hof zu ziehen oder wenigstens im Reiche festzuhalten. „Eines Tages“, erzählt der Mönch von St. Gallen, „landeten in Begleitung britischer Kaufleute an der gallischen Küste zwei Irländer, die des weltlichen Wissens, wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren. Sie boten aber keine käuflichen Waaren zur Schau, sondern wenn die Menge kaufslustig herbeikam, so war ihr Ruf: „So Jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfangen sie, denn sie ist bei uns zu kaufen.“ Daß sie dieselbe für Geld feil hätten, das sagten sie, da sie sahen, daß das Volk nicht um Das, was umsonst geboten wurde, sondern um die theuren Waaren handelte, damit sie die Leute entweder auf solche Weise anreizten, die Weisheit wie die

übrigen Dinge einzuhandeln, oder, wie der Erfolg zeigte, durch solchen Aufruf sie zur Bewunderung und zum Erstaunen brächten. Kurz, sie riefen das so lange aus, bis es durch Diejenigen, welche sich darüber verwunderten oder auch sie für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beständig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er nun ließ sie eiligst vor sich fordern und fragte, ob sie denn in Wahrheit, wie er durch die Rede vernommen, die Weisheit bei sich führten. Sie erwiderten: „Freilich haben wir sie und sind bereit, sie Denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig darnach verlangen.“ Und da er weiter fragte, was sie dafür begehrten, antworteten sie: „Nur passende Orte und empfängliche Seelen und, was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung.“ Da er Das vernommen, freute er sich ausnehmend, und anfangs behielt er sie bei sich, nachher aber, da er zu Kriegszügen genöthigt wurde, ließ er den Einen, Namens Clemens, in Gallien sich niederlassen und empfahl eine große Zahl mehr oder weniger vornehmer und auch geringer Knaben seiner Obhut, verordnete auch, daß ihnen das Nöthige, wie sie dessen bedürften, gereicht werde; den andern aber schickte er nach Italien und wies ihm das Kloster des heiligen Augustinus in Pavia an, damit dort Alle, welche dazu geneigt wären, zum Lernen um ihn sich versammeln könnten.“

Unter den bedeutenden Männern, welche dem großen Kaiser in der Pflege des Schulwesens und der Gelehrsamkeit zur Seite standen, werden der Bischof Theodulph von Orleans, die Erzbischöfe Pulfus und Riculf von Mainz, die Äbte von Fulda, Reichenau, St. Gallen und andere genannt; der bedeutendste Aller ist der Engländer Alkuin, auch Albinus genannt, geboren im Gebiete von York, im Jahre 732, in der Schule des ehrwürdigen Beda gebildet. Zu Parma wurde er Karl vorgestellt, der sich gleich Mühe gab, ihn festzuhalten.

„Alkuin war,“ sagt mit Recht der Mönch von St. Gallen, „in dem ganzen Umfange der heiligen Schrift bewandert über alle andern Meister der neuen Zeit, als Schüler nämlich des hochgelehrten Beda, welcher nach dem heiligen Gregor am besten die Schrift ausgelegt hat. Ihn behielt der König Karl ununterbrochen bei sich bis an sein Lebensende, ausgenommen nur, wenn er in den Krieg zog, und er wollte, daß man ihn seinen Schüler, jenen seinen Meister nenne. Auch gab er ihm die Abtei des heiligen Martin bei Tours (781), damit er in der Abwesenheit des Königs dort in Ruhe sich aufhalten und die herbeiströmenden Schüler unterrichten könne. Und so reiche Frucht trug seine Lehre, daß die heutigen Gallier oder Franken den alten Römern und Athenern gleich kamen.“

Ueber seine Thätigkeit schrieb Alkuin einmal an Karl: „Deiner Ermahnung und deinem Willen gemäß suche ich in dem Hause des heiligen Martin Einigen den Honig der heiligen Schriften zu reichen, Andere bemühe ich mich mit dem lautern Weine der Gelehrsamkeit zu berauschen; Andere nähre ich mit den Früchten grammatischer Feinheit, Andere unterrichte ich im Laufe der Gestirne und in der Ordnung des Himmels; Alle strebe ich zum Nutzen der heiligen Kirche Gottes und zur Bieder deiner königlichen Regierung zu erziehen.“ Alkuin starb im Jahre 804.

Karl war unersättlich in seinem Verlangen nach gelehrten Männern und Lehrern; unmutbig, daß er mit aller Mühe mehrere nicht finden konnte, rief er eines Tages aus: „O, daß ich doch zwölf Geistliche hätte von solchem Wissen, wie Hieronymus und Augustinus besaßen!“ Alkuin besänftigte ihn mit den Worten: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nicht mehr von ihrer Art, und du willst zwölfe haben?“

Man wird nicht irre gehen, wenn man, die für das Priesterthum vorbereitenden Schulen abgerechnet, zweierlei Schulen unterscheidet. Die erste ist, wie wir jetzt sagen, die Volksschule, und zwar eine private oder öffentliche. Es gibt nämlich eine Verordnung, welche die Pfarrer auffordert, Knaben in ihr Haus aufzunehmen, daß sie dieselben lesen lehren; auf der Mainzer Synode von 813 wird bestimmt, daß jeder Vater seine Söhne zur Schule schicken solle, entweder in ein Kloster, oder auf dem Lande zu einem Priester, und unter den Fragen, welche auf der Aachener Synode von 802 an die Laien gerichtet wurden, lautete die eine: ob auch Jeder seinen Sohn in den Unterricht schicke. Der Bischof Theodulf von Orleans schrieb vor, daß die Pfarrer auf dem Lande Schulen haben und die Aufnahme von Knaben nicht nur nicht verweigern, sondern diese freundlich und freigebig behandeln, auch außer den Geschenken, welche die Eltern aus freien Stücken bringen, kein Honorar für den Unterricht annehmen sollten. Die zweite Art von Schulen bildeten die Stiftsschulen und die Klosterschulen, in welchen das Trivium, nämlich die Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und das Quadrivium, d. i. die Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, gelehrt wurden. Neben der inneren Schule für die Klosterzöglinge oder Priesteramtsandidaten bestand eine äußere Abtheilung, in welcher die Laien unterrichtet wurden. Haben diese Schulen, die zu Aachen, Metz, Tours blühten, und an welche sich bald die zu Aniane, Ferrières, Fontenelle, Fulda, St. Gallen, Corvey, Werden anschließen, Aehnlichkeit mit unseren Gymnasien, so konnte die Universität durch die Akademie Karls als vertreten gelten. Ernstere Studien wurden hier betrieben, beim heitern Mahle Räthsel aufgegeben und gelöst, der Sänger angehört. Damit die

Akademiker im Angesichte der Majestät den traulichen Ton nicht verlohren, waren Namen ausgetheilt; Karl hieß David, Alkuin Flaccus, Theodulf Bindar, Angilbert Homer, Arno, der Erzbischof von Salzburg, welcher zur Befehrung der Carantanen und Awaren auszog, Aquila, sonst auch Karls Auge, Einhard Beseseel, weil er wie dieser „geschickt war zu Arbeiten in Gold, Silber, Erz und Edelstein.“

Karl, der schlachtenherrliche Held, der Staatsmann, welchem die Pflicht der Herrschaft über ein Reich oblag, wie es Ein Menschengeist kaum zu umfassen vermag, lag den Studien mit rührender Treue ob. „Reich und sicher,“ sagt Einhard, „floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er klar und leicht ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß; im Lateinischen brachte er es so weit, daß er es wie deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen, als selbst sprechen. Die edelen Wissenschaften pfl egte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Manne, in den übrigen Wissenschaften ließ er sich von dem Diakonus Albinus mit dem Beinamen Alkuin, unterweisen, einem in allen Fächern gelehrten Mann, der von sächsischem Geschlechte war und aus Britannien stammte. In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pfl egte deßwegen Tafel und Papier im Bett unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indeß brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, da er es zu spät angefangen hatte.“ Man würde irren, wenn man Letzteres buchstäblich nehmen wollte; Karl hatte seine Schulbildung in der Hofschule erhalten, und unter seiner nicht sehr gelohnten Bemühung im Schreiben ist das Malen der Buchstaben zu verstehen, welches in jener und der folgenden Zeit des Mittelalters in den Klöstern und Schlössern so beliebt war.

Karl legte eine Bibliothek an, ein Bemühen, das weitem Nach-eiferung weckte und in viele Hände die Feder zum Abschreiben der alten Schriften legte.

Auch seiner besonderen Bemühung um das deutsche Wesen muß hier gedacht werden. Einhard berichtet: „Er ließ die alten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen waren, aufschreiben, damit sie unvergessen bleiben möchten.“ Wo

sind sie, diese ursprünglichen Fassungen unserer Heldenjage? — „Auch eine Grammatik seiner Muttersprache begann er abzufassen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateinische und barbarische Namen im Gebrauche waren, Benennungen aus seiner eigenen Sprache. Ebenso gab er den zwölf Winden deutsche Namen, während man vorher nur für vier Winde besondere Benennungen hatte.“

Und zwar nannte er den Januar Wintermanoth, Wintermonat; den Februar Hornung; den März Lenzinmanoth, Lenzmonat; den April Ostarmanoth, Ostermonat; den Mai Winne-
manoth, Wonnemonat; den Juni Brachmanoth, Brachmonat; den Juli Heuvimanoth, Heumonath; den August Aranmanoth, Ernte-
monat; den September Mitumanoth, Herbstmonat, (oder Mutu-
manoth = Obstmonat?) den Oktober Windumemanoth, Weinmonat; den November Windamanoth, Windmonat; den Dezember Heilag-
manoth, Christmonat.

Den Winden aber gab er folgende Namen: den Ostwind (Sulsolanus) nannte er Ostronowint; den Südostwind (Eurus) Ost-
sundroni; den Südsüdostwind (Euroauster) Sundostroni; den Süd-
wind (Auster) Sundroni; den Südsüdwestwind (Austroafricus) Sund-
westroni; den Südwestwind (Africus) Westsundroni; den Westwind
(Zephyr) Westroni; den Nordwestwind (Chorus) Westnordroni, den
Nordnordwestwind (Circius) Nordwestroni; den Nordwind (Sep-
temtrio) Nordroni; den Nordostwind (Aquila) Nordostroni; den Ost-
nordostwind (Bulturnus) Ostnordroni.

Betreten wir zum Schlusse noch einmal die Schule, und zwar die Hofschule in der kaiserlichen Pfalz zu Aachen. Da sitzen zu den Füßen des Lehrers die eigenen Söhne und Töchter des Kaisers, auch fremder Herren Kinder, welche als Geiseln für die Treue der Väter da sind, aber auch arme Knaben, denn Karl ist gütig und nimmt sich ihrer wie ein Vater an. Er selbst setzt sich mitten unter die Schaar, folgt dem Vortrage, denn immer kann man lernen, und immer und überall will der herrliche Kaiser lernen. Er wohnt auch den Prüfungen bei und nimmt sie wohl selbst vor; über eine derselben wollen wir die Erzählung des bekannten Mönchs von St. Gallen hören:

„Als der siegreiche Karl einmal nach langer Abwesenheit nach Gallien heimkehrte, ließ er die Knaben vor sich kommen, welche er dem Clemens anvertraut hatte, und hieß sie ihre Aufsätze und Gedichte vorzeigen. Da brachten ihm die Knaben von geringerer und die von niederer Herkunft die ihrigen, über alle Erwartung mit jeglicher Würze der Weisheit gesüßet, die vornehmen aber wiesen ganz leere, unnütze Waare vor. Karl also, der sehr weise König, that nach dem Vorbilde des ewigen Richters: er sonderte die guten

Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten, und redete sie solcher Gestalt an: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehl zu eurem Frommen nach Kräften auszuführen bemüht gewesen seid. Jetzt also bestrebt euch, die Vollendung zu erreichen, dann werde ich euch gar herrliche Bisthümer und Klöster geben, und ihr werdet immer hochgeehrt in meinen Augen sein.“ Darauf wandte er sein Angesicht mit großem Unwillen zu den links stehenden, erschütterte ihr Gewissen mit flammendem Blick und stieß mit furchtbarem Hohn, mehr donnernd als redend, diese Worte gegen sie aus: „Ihr hochgeborenen, ihr Fürstensöhne, ihr zierliche und hübsche Leutchen, die ihr traut auf euere Abkunft und euern Reichthum; meinen Befehl und euern Ruhm hintansetzend, habt ihr die Wissenschaften vernachlässigt und im Wohlleben mit Spiel, Nichtsthun und leerem Treiben die Zeit verbracht.“ Und nach diesem Eingang erhob er sein erhabenes Haupt und die nie besiegte Rechte zum Himmel und rief, gleich einem Wetterstrahl, seinen gewohnten Schwur: „Beim Herrn des Himmels! Ich gebe nicht viel auf euern Adel und euer hübsches Aussehen, wenn auch Andere euch anstaunen mögen; und dessen seid versichert: wenn ihr nicht eiligst euere frühere Nachlässigkeit durch sorgsame Anstrengung wieder gut macht, so habt ihr von Karl nie etwas Gutes zu erwarten.“

Die Studien bildeten einen schönen Schmuck des Hofes und der Regierung; aber nicht eine bloße Zierrath beabsichtigte Karl, sondern die Bildung seiner Völker, eine edle Auffassung des Lebens neben den nothwendigen Kenntnissen für die bessere Gestaltung desselben. Und wenn er die Gelehrten und die Lehrer ehrte, so hat dies nicht nur ihm und ihnen Ruhm gebracht und mannigfache Freude, sondern auch ein reicher Nutzen fiel davon für das Reich ab. Schön sagt Weiß (W.-G. II, 575.): „Gelehrte wurden mit Staatsfachen betraut, und Staatsmänner wurden Gelehrte. Leidrad, der Moriker, von dem wir noch einige Briefe und theologische Abhandlungen besitzen, wurde Erzbischof von Lyon und hatte als Sendbote das Gerichtswesen im Süden zu untersuchen; in seinem Gedichte „Ermahnung an die Richter“ schildert er alle Versuche der Bestechung und sagt: ‚Sterblicher, sei stets bereit, Sterbliche mild zu behandeln; das Gesetz der Natur ist dasselbe für sie, wie für dich; Alle, Hoch und Nieder, haben denselben Anfang und dasselbe Ende, der Heiland ist für sie, wie für dich gestorben und wird sie wie dich nach Verdienst einst richten.‘ . . . Der Grammatiker Smaragdus wurde zu Unterhandlungen mit Rom verwendet; Theodulf, ein Gothe aus Italien, an dessen Liedern der feine Scherz, wie der tiefe Ernst so gefiel, und von dem die Kirche Frankreichs noch heute einen Hymnus singt, ward Erzbischof von Orleans. Der Grammatiker Paulinus wurde Erzbischof von Aquitanien.

leia. . . . Der Dichter Angilbert wurde der erste Rath Pipins, des Königs von Italien, und Abt von St. Riquier, Adelhard ebenfalls dem Könige von Italien als Rath beigegeben und Abt zu Corvey.“

Wie der Bildung, so nahm Karl der materiellen Güter des Lebens sich an. Der Ackerbau kam in Flor; über die Betreibung desselben, wie über die Viehzucht und die Bienenzucht erließ Karl Capitularien, und auf seinen Gütern wurde eine zur Macheiferung ermunternde Musterwirthschaft getrieben. Für Zeiten der Theuerung wurde eingeschränkt, daß Niemand seine Frucht zu hoch und nicht über die Grenzen des Reichs hinaus verkaufe. Für den Handelsverkehr legte der Kaiser Straßen an und baute Brücken; zu Diefenhofen stellte er im Jahre 805 ein Capitulare auf, welches die Städte angab, bis zu welchen die Kaufleute, die mit Slaven und Awaren im Verkehre standen, ihre Waaren bringen könnten; darüber hinaus nahm sich dann ein kaiserlicher Commissär ihrer weiteren Besorgung an. Zum Schutze gegen die Normannen ließ er Schiffe an den Flüssen, die in die Nordsee münden, bauen, „und weil die Normannen die deutsche und französische Küste unaufhörlich mit Raubzügen heimsuchten, so legte er in alle Häfen und Flußmündungen, wo geeignete Ankerplätze zu sein schienen, kleine Geschwader und Wachtposten und hielt durch solche Vorkehrungen den Feind ab. Dieselben Anstalten traf er auch im Süden an der Küste der narbonnefischen Provinz und Septimaniens, ebenso an der ganzen Küste Italiens bis nach Rom gegen die Mauren, die sich in neuerer Zeit auf Seeraub legten. Und so wurde zu seinen Lebzeiten weder Italien durch die Mauren, noch Gallien und Deutschland durch die Normannen von schwerem Schaden betroffen.“ (Einhard.)

Ueber den Rhein bei Mainz baute Karl die Brücke, welche 500 Schritte lang war; ein Jahr vor seinem Tode brannte sie ab „und konnte ob dieses schnellen Todesfalles nicht wieder hergestellt werden, wiewohl es in seinem Plane lag, statt einer hölzernen eine steinerne aufzuführen.“ (Einhard.)

Was König Ludwig I. von Bayern in unserer Zeit vollendete, den Kanal, durch welchen die Donau mit dem Rhein verbunden, dem Herzen des Reiches die Wasserstraße nach dem Morgenlande eröffnet werden sollte, hat schon der große Karl unternommen. Einhard's Jahrbücher berichten zum Jahre 793: „Nun war er von Etlichen, welche die Sache zu verstehen behaupteten, überzeugt worden, daß wenn zwischen den Flüssen Radontia und Alomona (Rhein und Altmühl) ein schiffbarer Graben geführt würde, man ganz bequem von der Donau in den Rhein fahren könnte, da der eine von jenen Flüssen in die Donau, der andere in den Main mündet. Darum begab er sich sogleich mit seinem ganzen Gefolge

in die Gegend, ließ eine große Menge Menschen dahin kommen und den ganzen Herbst hindurch arbeiten. Es wurde also zwischen beiden Flüssen ein Graben gezogen, zwei tausend Schritte lang und drei hundert Fuß breit; jedoch umsonst; denn bei dem anhaltenden Regen, und da das sumpfige Erdreich schon von Natur zu viel Nässe hatte, konnte die Arbeit keinen Halt und Bestand gewinnen, sondern wie viel Erde bei Tag von den Grabern heraus geschafft wurde, so viel setzte sich wieder bei Nacht, indem die Erde wieder an ihre alte Stelle einsank.“ (Einhard.)

Derselbe Einhard bezeugt, daß Karl an verschiedenen Orten sehr viele Bauten zum Schmuck und Nutzen des Reiches unternommen und manche auch vollendet habe; als besonders herrliche Paläste werden, außer der jagenumspunnenen Pfalz zu Aachen, der zu Neumagen am Flusse Waal, welcher die Insel der Bataver auf der Mittagsseite bespült, und der von Ingelheim gepriesen. Wie die Kirche daselbst mit Schildeereien aus der heiligen Geschichte geziert war, so die Pfalz mit einem Cyclus von Bildern der Weltgeschichte, anfangend bei Cyrus und endigend mit Karl:

„Karl, der Weise, dann bietet dem Blick die offenen Büge;
Hoch, mit der Krone geziert, trägt er voll Würde das Haupt.
Drüben da stehet das sächsische Heer zum Kampfe gerüthet,
Aber er schlägt und bezwingt, unterwirft sie dem Reich.
Sener Wohnsitz glänzt von diesen und ähnlichen Bildern,
Schon ihn zu sehen erquickt; wer ihn beschauet, wird froh.“
(Ernold Nigellus, Lobgedicht auf Kaiser Ludwig.)

Unter der Herrschaft Karls sollten auch die Armen froh werden; das erachtete er als eine der ersten Herrscherpflichten. Nicht nur spendete er selbst freudig und reichlich das Almosen, sondern forderte dazu auch fleißig auf. „In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung durch Almosen,“ heißt es bei Einhard, „bewies er viel frommen Eifer, und das nicht bloß in seinem Land und Reich, sondern auch weit übers Meer pflegte er Geld zu schicken, nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandria und Carthago, wenn er hörte, daß Christen daselbst in Dürftigkeit leben, und sprang ihnen so in ihrer Noth bei. Deswegen vornehmlich bewarb er sich auch um die Freundschaft der Könige jenseits des Meeres, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hilfe zufließen lassen könnte. Ihm schein es, erklärte Karl, angemessen und würdig, daß den Fremden, den Pilgern und Armen regelmäßige Gaben ausgetheilt werden. „Fremde und Arme sollen in den Klöstern und Canonikaten überall aufgenommen werden“, wurde 795 verordnet. „Der Bischof soll“, heißt es anderwärts, „über die kirchlichen Einkünfte Gewalt haben, damit er in der Furcht Gottes davon an alle Dürftigen austheile.“

Wie oft wird den Sendboten eingeschärft, daß sie den Schutz und das Recht der Armen, Wittwen, Waisen und der andern Unmündigen wahrnehmen! „Sie sollen nach den Rechtsachen der Kirchen Gottes, der Wittwen, Waisen, Unmündigen sich erkundigen und sie austragen, und wo sie finden, daß etwas zu bessern ist, sollen sie es thun, so weit es möglich ist; und was sie nicht selbst bessern können, das sollen sie vor den König bringen.“ Die Synode von Rheims (813) mahnte: „Die Grafen, Vikare, Richter und Centenarii dürfen das Eigenthum der Armen nicht für sich kaufen oder mit Gewalt nehmen.“ — „Wittwen, Waisen, Blinde, Lahme sollen Schutz und Unterstützung finden, wie der König es geboten hat,“ sprach die Synode von Niesbach (799) sich aus; und die erstere wieder: „Jeder Bischof soll seine Diöcese jährlich einmal bereisen, und wenn er Richter und Mächtige findet, welche die Armen bedrücken, so soll er sie zuerst priesterlich ermahnen, und wenn Dies nichts nützt, sie beim Könige zur Anzeige bringen.“

Wenn wir alles überschauen, was Karl that in der Sorge für die materiellen Güter des Lebens, für die Bildung und geistige Erhebung; für die Pflege der Gerechtigkeit, als Herrscher und Vater seiner Völker, so erscheint gewiß das Wort Ludens berechtigt: „Karl that in Allem, was die Nothwendigkeit gebot, was die Klugheit forderte, was die gesellschaftliche Ordnung erheischte, was gute Menschen für das Beste hielten, was er selbst in eigener Seele als das Heilsamste erkannt hatte, ein Erzieher seiner Zeit, aber auch ihr Bögling.“

XI.

Karls Persönlichkeit und Tod.

Ob wir an der Körpergestalt Karls hinaufsehen und ihre Festigkeit bewundern, ob wir sein geistiges Schaffen überdenken oder uns zu Zeugen machen der Regungen seines guten Herzens, überall tritt uns der herrliche Kaiser als eine gewaltige und dabei herzgewinnende Persönlichkeit gegenüber.

Sieben Fuß maß Karl; „über Alle ragt König Karl hervor mit seinen hohen Schultern;“ mächtig das Haupt, groß und lebendig die Augen, freundlich und heiter das Angesicht — die Kürze des Halses und das Vorhängen des Unterleibes wurden bei dem Ebenmaß der übrigen Glieder übersehen —, so war Karl eine stattliche, würdige Erscheinung, ob er saß oder stand. Seine Gesundheit schien unerschütterlich; nur in den letzten vier Jahren seines Lebens wurde er häufig vom Fieber ergriffen; denn, heißt es naiv in seiner Lebensbeschreibung, „er folgte auch damals mehr seinem

eigenen Gutdünken, als dem Rathe der Aerzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm riethen, dem Braten, den er zu speisen pflegte, zu entsagen und sich an gesottenes Fleisch zu halten.“ Einhard ist es, der von ihm erzogene, welchem wir diesen letzten Satz sowie die meisten anderen Sätze dieser Characterschilderung zum großen Theile wörtlich entnehmen.

Unermüdllich war er auf der Jagd, bei jeglichem Wetter, auf jegliches Wild, unermüdllich im Reiten, wie es die Sitte seines Volkes war. Die träge Ruhe war ihm immer verhaßt. „Sehr angenehm waren ihm auch die Dünste der warmen Quellen; er übte seinen Leib fleißig im Schwimmen und verstand das so trefflich, daß es ihm Keiner darin zuvor that. Darum erbaute er sich auch zu Aachen ein Schloß und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schaar seines Gefolges und seiner Leibwächter lud er zum Baden ein, so daß bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten.“

„Nachts unterbrach er den Schlaf vier- bis fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hieß er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach Untersuchung des Falls das Urtheil, als säße er auf dem Richterstuhl; und das war nicht das Einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu thun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.“

„In Speise und Trank war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank; denn die Trunkenheit verabshente er an jedem Menschen aufs äußerste, geschweige denn an sich und den Seinigen. Im Essen konnte er jedoch nicht so enthaltfam sein, vielmehr klagte er häufig, daß das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien, und nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen, außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß zu bringen pflegten und der ihm lieber war als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gerne Musik oder einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude, besonders an denen, die „von Staate Gottes“ betitelt sind.“ Im Genuß des Weines und in jeglichem Getränke war er so mäßig, daß er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich und trank einmal, dann

legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht that, und ruhte zwei bis drei Stunden.“

„Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz gefertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehent von Gold und Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und ließ sie sich niemals anlegen; nur zu Rom kleidete er sich einmal, nach dem Wunsche des Papstes Hadrian und ein zweites Mal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo, in die lange Tunika und Chlamis und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Haken zusammen gehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen gefertigtes Diadem einher; an anderen Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.“

Wir können hier gleich auch die Tracht der Franken nach der Ueberlieferung des Mönches von St. Gallen beschreiben.

„Sie bestand in Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, scharlachenen Binden um die Beine und darunter leinene Hosen von derselben Farbe, aber mit kunstreicher Arbeit verziert. Ueber diese und die Binden erstreckten sich in Kreuzform, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schnüre. Dann ein Hemd von Glanzleintwand und darüber das Schwertgehent. Dieses Schwert wurde erstlich durch die Scheide, dann durch irgend welches Leder, drittens durch sehr weißes, mit hellem Wachs gestärktes Leinen so umgeben, daß es mit seinen in der Mitte glänzenden Kreuzchen zum Verderben der Heiden dauerhaft erhalten wurde. Das letzte Stück ihres Anzuges war ein graues oder blaues Gewand, viereckig und doppelt, so geformt, daß es, über die Schultern gelegt, vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumstamm, mit gleichmäßigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff von Gold oder Silber, mit schöner, erhabener Arbeit versehen. In dieser Tracht habe ich das Haupt der Franken im Kloster des heiligen Gallus strahlen sehen, und mit ihm zwei goldlockige Früchte

ſeiner Leiden, von denen der Erſtgeborene ſeine Größe erreichte, der Jüngere aber, allmählich höher wachſend, den Gipfel des Stammes mit höchſtem Ruhme zierte und ihn überragend ſchützte. Aber wie die Art des menſchlichen Geiſtes iſt, als die Franken, mit den Galliern im Heere gemiſcht, ſahen, wie dieſe mit purpurnen Kriegsröcken glänzten, ließen ſie aus Freude am Neuen von der alten ab und ſingen an, ſie nachzuahmen. Der ſtrenge Kaiſer ließ das einſtweilen geſchehen, weil ihm jene Kleidung für den Krieg zweckmäßiger erſchien. Als er aber bemerkte, daß die Frieſen, dieſe Nachſicht mißbrauchend, jene kurzen Röckchen zu demſelben Preise verkauften, wie früher die ganz großen, da befahl er, daß Niemand von ihnen etwas Anderes kaufen ſolle, als jene gewohnten, überaus langen und weiten Mäntel, und fügte hinzu: „Wozu ſind dieſe Lappen gut? Im Bett kann ich mich nicht mit ihnen zudecken; zu Pferde kann ich mich nicht gegen Wind und Regen ſchützen . . .“

„Der chriſtlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugethan. Darum baute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und ſchmückte es mit Gold und Silber und mit Kerzen und mit ehernen Gittern und Thoren. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er ſie aus Rom und Ravenna herbeſchaffen. Morgens und Abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Meſſe, beſuchte er fleißig die Kirche, wenn es ihm ſein Befinden erlaubte, und er ließ es ſich ſehr angelegen ſein, daß alle gottesdienſtlichen Verrichtungen mit möglichſt großer Würde begangen würden, und gar häufig ermahnte er die Küſter, nichts Schmutziges oder Ungebührlisches in die Kirche zu laſſen. Die heiligen Gefäße ließ er aus Gold und Silber anfertigen und ſie ſowie die prieſterlichen Gewänder in ſo großer Zahl anſchaffen, daß nicht einmal die Thürſteher, die doch den unterſten kirchlichen Grad bilden, beim Gottesdienſt in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erſcheinen brauchten. Auf die Verbeſſerung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt, wenn er auch ſelbſt nicht öffentlich las und nur leiſe und im Chorc mitſang.“

Bewunderungswürdig iſt der Gleichmuth, mit dem er Freud und Leid, die Standhaftigkeit, in welcher er Glück und Unglück demüthig und ſtark ertrug. „Als er nach ſeines Vaters Tod mit ſeinem Bruder das Reich getheilt hatte, ertrug er deſſen Neid und Haß mit ſolcher Geduld, daß es Allen bewundernswerth erſchien, wie er ſich von ihm nicht einmal zum Zorne aufreizen ließ.“ — „Den Tod ſeiner Söhne und Töchter nahm er mit dem hohen Sinne, der ihm eigen war, überaus gelaffen hin; doch preßte ihm die herzliche

Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Thränen aus. Auch bei der Nachricht von Papst Habrians Tod, der hoch in seiner Freundschaft stand, weinte er so, als hätte er seinen Sohn oder den theuersten Bruder verloren. Denn er hatte ein für Freundschaft äußerst empfängliches Gemüth; leicht war er ihr zugänglich, unverbrüchlich hielt er sie fest und bewies heilige Treue gegen alle Diejenigen, zu denen er in solch' ein Verhältniß getreten war."

Das Bild des „eisernen“ Kaisers wäre nicht vollständig, würden wir den Zug der Fröhlichkeit, der Jovialität unbeachtet lassen. Karl liebte es, gutmüthig zu necken, Verlegenheiten heiter auszuheuten, auch Verstöße gut aufzunehmen. Der Mönch von St. Gallen, der „zahnlose, geschwähige Alte,“ wie er sich selber nennt, weiß eine Menge von Anekdoten davon zu erzählen; nur die lustige vom Schafpelz soll hier eine Stelle finden.

Als eines Tages die Helden des Kaisers in ungemein festlicher Kleidung um ihn waren, sagte er: „Um nicht in Müßiggang hinlebend der Trägheit zu verfallen, laßt uns auf die Jagd gehen, bis wir etwas erbeuten, und laßt uns alle in der Kleidung ausziehen, die wir jetzt anhaben.“ Es war aber ein kalter Regentag, und Karl selbst hatte einen Schafpelz an von nicht großem Werthe; die Uebrigen aber gingen, da Festtage waren und sie von Padua kamen, wohin eben die Venetianer von jenseits des Meeres alle Reichthümer des Ostens gebracht hatten, gekleidet in Häute phönizischer Vögel, mit Seide eingefast, dann geziert mit der Hals- und Rückenhaul und den Schwanzfedern der Pfauen und mit tyrischem Purpur oder orangenfarbenen Streifen verbrämt, Andere in Marder- und Hermelinfelle gehüllt: so durchstreiften sie den Wald, und zerlegt von Baumzweigen und Dornen, vom Regen durchnäßt, auch durch das Blut der Thiere und die frisch abgezogenen Felle beschmuzt, kehrten sie zurück. Da sprach der listige Karl: „Keiner von uns ziehe den Rock aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf dem Leibe besser trocknen könne.“ Nach diesem Befehle sorgte Jeder mehr für seinen Leib als für sein Kleid, und suchte sich überall ein Feuer, um sich zu wärmen. Erst in tiefer Nacht wurden sie entlassen. Und da sie nun anfangen, die feinen Felle oder noch dünneren Seidenstoffe auszuziehen, machten sich die Brüche der Mähte und Falten weithin hörbar, wie wenn man dürres Holz zerbricht, und sie seufzten und jammerten und klagten, daß sie an einem einzigen Tage so viel Geld verloren hätten. Vom Kaiser aber erhielten sie den Befehl, sich ihm am nächsten Tage wieder in denselben Pelzen vorzustellen. Das geschah, und da nun alle nicht in schönen Gewändern glänzten, sondern von Lumpen und farbloser Häßlichkeit starrten, sprach der verständige Karl zu seinem Kämmerer: „Nimm jetzt meinen Pelz in die Hand und bring ihn

uns vor Augen.“ Unverfehrt und glänzend weiß wurde er gebracht; und er nahm ihn in die Hand und zeigte ihn allen Anweſenden und ſprach: „O ihr thörichteſten aller Menſchen, welches Belzwert iſt nun koſtbarer und nützlicher, meines hier, das ich für einen Schilling gekauft habe, oder eure da, welche nicht nur Pfunde, ſondern viele Talente gekoſtet haben?“

Rein, ehrbar und überaus innig war das Familienleben des unvergleichlichen Karl, und eitel Verläumdung iſt die Rede vom Gegentheile. Es wird ihm vorgeworfen, daß an ſeinem Hofe ein freier Ton, lockeres Leben geherrſcht, daß er ſelbſt die Heiligkeit der Ehe hintangeſetzt und mit mehreren Frauen zugleich gelebt habe, daß ſchon wenige Jahre nach ſeinem Tode eine Viſion bekannt geworden ſei, in welcher ein Mönch ihn im Fegfeuer ſah, gepeinigt für ſeine böſen Sitten. Um ſo erfreulicher iſt, was ein Mann wie Boſſuet ſagt: „Tapfer, weiſe, gemäßigt, kriegeriſch ohne Ehrgeiz, exemplariſch in ſeinem Lebenswandel — ich behaupte dies allen Wortwürfen unweiſender Jahrhunderte gegenüber, — erweiterten ſeine umfaſſenden Eroberungen die Grenzen des Reiches Gottes, und er zeigte ſich chriſtlich in all' ſeinen Werken.“

Aber treten wir der Sache näher. Ueber die Töchter Karls gibt Einhard eine Andeutung nach dieſer Richtung hin, über Karl ſelbſt nicht. Dieſe Andeutung lautet: „Da ſie (die Töchter) ungemain ſchön waren und von ihm aufs zärtlichſte geliebt wurden, ſo iſt es ſehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem ſeiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er ſagte, er könne ohne ihre Geſellſchaft nicht leben, und behielt alle bis zu ſeinem Tode bei ſich zu Hauſe. Darob mußte er, ſonſt ſo glücklich, die Lücke des Schickſals erfahren; er ging jedoch ſo über die Sache hinweg, als wäre nie der geringſte Verdacht ob eines Fehltritts gegen ſie entſtanden oder ein Gerücht darüber laut geworden.“

Es fragt ſich vor Allem, ob dieſe Stelle wirklich aus Einhard's Feder ſtammt; es iſt beſtritten und die Vermuthung aufgeſtellt worden, daß ein Späterer ſie eingeshoben, wie auch eine andere Stelle faſt greifbar zeigt, daß Einhard ſie nicht geſchrieben haben kann; oder ſollte dieſer, an Karls Hofe erzogen und gebildet, vom Kaiſer geliebt und bevorzugt, in ſein Vertrauen aufgenommen, von der Jugend Karls nichts erfahren und daher geſchrieben haben: „Ueber die Geburt, die Kindheit, ja auch das Knabenalter Karls etwas zu ſagen, halte ich für thöricht, weil nirgends etwas darüber ſchriftlich aufgezeichnet, und Niemand mehr am Leben iſt, der Auskunft darüber geben könnte . . .“ Als Karl 814 ſtarb, war Einhard ungefähr 44 Jahre alt, und da er ſchon in jungen Jahren durch den Abt Bangolf von Fulda (799—804) an den Hof gebracht

wurde, so sollte er, von dem es heißt, daß „der kleine Mann, denn er war unansehnlich von Gestalt, durch seine Klugheit und Rechtschaffenheit einen so großen Ruhm erlangte, daß es unter allen Dienern des Königs wohl keinen gab, zu dem dieser, der mächtigste und weiseste Fürst seiner Zeit, in einem so innigen und vertrauten Verhältnisse stand,“ — in der langen Reihe von Jahren über die Jugend seines Erziehers und Wohlthäters nichts erfahren haben?

Zunächst geht die zuerst angeführte Stelle, ob sie nun ächt oder eingekoben ist, was endgiltig nicht mehr ausgemacht werden kann, gegen die Töchter Karls, von deren zweien, Hruotrud und Bertha, gesagt wird, daß sie am Hofe geboren haben sollen; sodann wird eine weitere Tochter Karls, Emma, genannt, welche Karl dem Einhard vermählt habe, nachdem er sie belauscht, wie sie den Schreiber nächtlicher Weile über den frisch gefallenen Schnee getragen, damit keine nächtlichen Fußspuren entdeckt würden. Es ist jedoch keine Tochter Karls mit dem Namen Emma nachzuweisen; hätte Einhard's Frau, die allerdings Emma hieß, der kaiserlichen Familie angehört, so würde Einhard bei der Aufzählung der Kinder Karls nicht unterlassen haben, davon etwas zu sagen; endlich ist das Märlein zum erstenmale im Jahre 1189 von einem Forscher Mönche auf Einhard und Emma angewandt worden, nachdem der englische Geschichtschreiber Wilhelm von Malmesbury es ein halbes Jahrhundert zuvor von einer Schwester des Kaisers Heinrich III. erzählt hatte. Somit ist endlich die angebliche Liebesgeschichte Emma's und Einhard's aus den Geschichtsbüchern zu streichen, wenn auch die Grafen von Erbach ihren Ursprung auf Einhard und Karl den Großen zurückführen und die Mönche von Seligenstadt dem Stifter ihres Klosters im Mittelalter auf den Grabstein schrieben:

Einhard war ich im Leben, berühmt durch der Könige Liebe,
Und vom mächtigen Karl hatt' ich die Tochter zum Weib.

Was aber Hruotrud und Bertha betrifft, so wissen wir ja nicht, ob nicht die erste an den Grafen Rorich, und die andere an Angilbert vermählt war, was, da die kirchliche Ehegesetzgebung noch nicht völlig durchgedrungen, in manchen Stücken nicht einmal klar festgestellt war, auch hinter dem Rücken des kaiserlichen Vaters geschehen sein konnte.

Doch wichtiger ist die Feststellung der Thatsache, daß Karl selbst in der Reinheit seiner Sitten verläumdete worden ist.

Wenn wir die fromme und strenge Lebensweise des Kaisers betrachten, so muß ja doch schon von hier aus der Verläumdung der Boden entzogen werden. Der Mann, auf dessen Leib nach dem Hinscheiden ein härnes Bußhemd gefunden wurde, der Mann, der so mäßig war in Speis und Trank, zum nächtlichen Chorge-

bete aufstand, viel beschäftigt war und alle Mühen der Staatsgeschäfte und die Strapazen des Krieges und der Jagd beständig auf sich nahm, sieht wahrhaftig nicht wie ein Weichling aus, der in Schwelgerei und Müßiggang von einer niedrigen und entehrenden Leidenschaft sich beherrschen läßt.

Die Ehrlichkeit der Ueberzeugung ist dem gewaltigen Karl nicht abzustreiten: wie will man nun die angeblichen Ausschreitungen mit seiner strengen Sprache gegen dieselben vereinigen? Die Capitularien wurden ihm nicht von den Organen seiner Regierung in den Mund gelegt, sondern er selbst war, wie wir wissen, an ihrer Redaction sehr theilhaftig. Nun lesen wir nur dieses eine: „Wir verbieten unter der Strafe des Gottesraubes gewaltsame Einfälle in die Kirchengüter, Ungerechtigkeiten aller Art, Ehebruch, Schwächung, Incest, unerlaubte Verbindungen, ungerechte Tödtungen, durch welche Handlungen, wie wir wohl wissen, nicht allein die Reichen und die Könige, sondern auch die einfachen Bewohner zu Grunde gehen. Und da Wir mit der Hilfe Gottes und durch die Verdienste und die Fürbitte der Heiligen und Diener Gottes, welche Wir allezeit verehrt haben, bis daher eine große Zahl Reiche erworben und Siege erkämpft haben, so ist es auch an Uns, alle Sorge dafür zu tragen, daß Wir nicht diese Güter durch die obenverzeichneten Verbrechen und Schandthaten zu verlieren verdienen. In Wahrheit, Wir wissen wohl, daß viele Gegenden, in welchen diese gewaltjamen Einbrüche in das Kirchengut, solche Ungerechtigkeiten, Ehebrüche, Sittenlosigkeiten vorkamen, weder tapfer im Krieg, noch standhaft im Glauben waren. Jeder kann, wenn er ihre Geschichte liest, erkennen, wie der Herr den Sarazenen und andern Völkern gestattet, die Vollbringer solcher Missethaten zu unterjochen, und Wir zweifeln gar nicht, daß ganz dasselbe auch Uns geschehen würde, wenn Wir Uns nicht vor derartigen Schändlichkeiten in Acht nehmen; denn Gott rächt sie gewöhnlich. Möge daher jeder Unserer Unterthanen wissen, daß Derjenige, welcher auf einem dieser Verbrechen überrascht oder desselben überführt wird, aller seiner Ehren, wenn er deren hat, beraubt sein soll; derselbe soll ins Gefängniß gesetzt werden, bis er sich gebessert und in öffentlicher Buße Genugthuung geleistet hat; außerdem soll derselbe von jeder Gesellschaft der Gläubigen ferne gehalten werden; so sehr müssen wir die Grube fürchten, in welche, wie wir wissen, Andere hineingefallen sind.“

Ungeachtet dieser Sprache fragen wir welche Stirne dem Kaiser anzudichten wäre, wenn er, für das Reich sorgend und dessen Gefährdung durch die Ungerechtigkeiten und Unsittlichkeiten erkennend, selbst durch eigene Unsittlichkeit zu dessen Untergrabung die schwerste Schuld auf sich geladen hätte? Stellen wir uns die Reichsversammlung vor, in welcher dieses Capitulare in Gegenwart der Großen

mit ihrem wilden Sinne und ihrer nur mit Widerstreben die Zügel des christlichen Sittengesetzes ertragenden Leidenschaftlichkeit, vorge tragen wurde: hätten diese Männer dem Kaiser nicht ins Ange sichts gelacht und widerstanden, wenn sie auch nur eine Ahnung davon gehabt hätten, daß der Kaiser Andern predige und Lasten auferlege, die er selbst nicht auf sich nehmen möchte? — Als Karl seine erste Frau, die Himiltrude, verstieß — Einhard nennt sie eine Kebsle, aber sie war dessenungeachtet seine rechtmäßig angetraute Ehefrau, — tadelte P a p s t Stephan III. ihn und seinen Bruder Karlmann mit ernster Rede: „Ihr seid beide nach Gottes Willen und Rathschlag und nach der Vorschrift eueres Vaters in rechtmäßiger Ehe mit schönen Gemahlinnen aus einheimischen, fränkischem Geschlechte vermählt, denen ihr in Liebe zugethan sein müßt. Es ist euch wahrhaftig nicht erlaubt, sie zu verstoßen und andere Weiber zu nehmen. . .“ Würde dieser P a p s t, würden seine Nachfolger Hadrian I. (772—795), der heilige Leo III. (795—816) nicht die ernsteste Pflicht gehabt haben, mit apostolischem Worte gegen den Frebler am christlichen Sittengesetze aufzutreten, wenn Karl ihnen Veranlassung dazu gegeben hätte? Es ist bekannt, daß die P ä p s t e in allen Zeiten eher das Aergste erduldeten, als daß sie die Frevel der Mächtigen gegen das Heiligthum des Ehebundes mit Stillschweigen ertrugen. Aber die ehrwürdigen Männer Hadrian und Leo stunden und blieben bis an ihr und sein Lebensende in inniger Freundschaft mit Karl. Wem werden wir unser Vertrauen schenken, ihnen und der allgemeinen Liebe und Verehrung des christlichen Volkes zum Kaiser oder den lüsternen Geistern, denen es wohl ist im Schlamm?

Und Einhard, der vertraute Liebling Karls, hätte er uns seine Schilderung von dessen Familienleben schreiben können, wenn er Dinge gewußt hätte, welche den Frieden und die Freudigkeit des Familienlebens zerstören? Ueber das Verhalten Karls zu seiner Mutter Bertrada und seiner einzigen Schwester schreibt er: „Seine Mutter wurde bei ihm in hohen Ehren alt; denn er bewies ihr die größte Ehrfurcht, so daß nie der geringste Zwist zwischen ihnen ausbrach, außer bei seiner Scheidung von der Tochter des Königs Desiderius, die er auf ihren Rath geheirathet hatte. Sie verstarb endlich nach dem Tode der Hildegard, nachdem sie schon drei Enkel und ebensoviele Enkelinnen in ihres Sohnes Hause gesehen hatte; er ließ sie in der Kirche des heiligen Dionysius, in der auch sein Vater liegt, mit hohen Ehren bestatten. Eine einzige Schwester, Namens Gisla, hatte er, die sich schon in ihren Mädchenjahren ganz dem Dienste der Religion hingab; er bewies ihr dieselbe große Liebe, wie seiner Mutter; wenige Jahre vor seinem Tode starb auch sie in demselben Kloster, in dem sie gelebt hatte.“

Wenig ist Dies, wenig auch, was wir von seinem Leben mit

ſeinen Kindern erfahren, aber hinreichend, um einen frohen Blick in das liebevolle Weſen ſeines Haushalters zu gewähren: „Die Erziehung ſeiner Kinder richtete er ſo ein, daß Söhne wie Töchter zuerſt in den Wiſſenſchaften unterrichtet wurden Dann mußten die Söhne, ſobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, ſich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber ſich mit Vollarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beſchäftigen, damit ſie ſich nicht an Müßiggang gewöhnten, und er ließ ſie anleiten zu jeder guten Zucht“ — „Für die Erziehung ſeiner Söhne und Töchter war er ſo beſorgt, daß er zu Hauſe niemals ohne ſie ſpeiſte, nie ohne ſie eine Reiſe machte; ſeine Söhne ritten ihm zur Seite, ſeine Töchter aber folgten ihm im hinterſten Zuge, und eine Schaar von Leibwächtern war zu ihrer Beſchützung beſtellt.“

Athmen dieſe wenigen Züge nicht ſo viel Innigkeit und trauertes Weſen, daß neben ihnen eine unedle Leidenschaft geradezu undenkbar erſcheint?

Aber wir können auch nachweiſen, daß Karl mit den Frauen, von welchen ihm Kinder geboren wurden, in geſetzlicher Ehe lebte. Nachdem er ſich von der Himiltrude hatte ſcheiden laſſen und hierauf auch die Tochter des Deſiderius verſtoßen hatte, vermählte er ſich mit der Schwäbin Hildegard, nach deren Tod (783) mit der Oſtfränkin Faſtrada, und als dieſe 794 ſtarb, mit der Alamannin Liudgard, welche im Jahre 800 mit Tod abging; nun folgen drei Nebweiber, die Gerſuinde aus ſächſiſchem Geſchlechte, die Regina und die Adalinde. Daß er auch dieſe nicht gleichzeitig, ſondern nach einander gehabt, dafür zeugt das Alter ihrer Kinder, und ſchon Mabillon hat gezeigt, daß nicht nachgewieſen werden könne, daß Karl mit mehreren Frauen gleichzeitig zuſammengelebt habe. Der Name Nebweib; den Einhard dieſen Frauen gab, hat viel an der falſchen Auffaſſung verſchuldet. Es iſt gar kein Grund vorhanden, an ein unſittliches Verhältniß bei dieſem Namen zu denken; man braucht nur den heutigen Stand der Ehegeſetzgebung nicht in die Zeit Karls hineinzutragen. Bezeichnen wir die Verbindung Karls mit den genannten Frauen als morgannatiſche Ehe, als Ehe zur linken Hand, ſo iſt die Sache zurecht geſtellt. Bekanntlich bezeichnete das altrömiſche Recht mit dem Ausdrucke Concubinatus eine Ehe, welche ebenſo geſetzlich und heilig war, wie die unter feierlichen Formen geſchloſſene, dagegen nicht alle geſetzlichen Folgen wie dieſe hatte. Dieſer Sprachgebrauch ging auch in die kirchliche Ehegeſetzgebung über; die Kinder dieſer Frauen waren ihre und Karls rechte, eheliche Kinder, nur ging ihnen das Recht der Nachfolge auf dem Throne und in der Herrſchaft ab.

So blieben denn nur zwei Flecken an Karl: einerseits die Verstoßung seiner ersten Frau Himiltrude und anderseits seine Vermählung mit der Langobardin und deren Verstoßung. Von letzterem Flecken ist er leicht rein zu waschen. Entweder hat er sie aus dem Grunde verstoßen, weil er einsehen mußte, daß die Ehe von vornherein ungiltig war, oder er stützte sich auf den Grund, welchen der Mönch von St. Gallen erwähnt, „weil sie kränklich und zur Fortpflanzung seines Reiches untauglich gewesen,“ und in diesem Falle stand ihm die damalige kirchliche Ehe-disciplin zur Seite, wie z. B. der Canon der Synode von Compiègne (756), der, unter dem Vorfize von zwei päpstlichen Legaten gefaßt, dahin sich äußerte, daß einem Manne dessen Frau mit seiner Einwilligung den Schleier nimmt oder auch mit unheilbarem Aussatze behaftet ist, die Scheidung von ihr und die Wiederheirath erlaubt sei; wie denn auch derselbe Mönch von St. Gallen sagt, daß er die Langobardin „nach dem Rathe der weisesten Priester wie eine todte“ verlassen habe. Folgte er diesem Rathe, der Mahnung des Papstes Stephan IV., welche so sehr die Rechtmäßigkeit der Ehe mit Himiltrude betonte, so hat Karl mit der Verstoßung der Langobardin nicht nur nicht gegen die Heiligkeit der Ehe gefrevelt, sondern im Gegentheile eine Gewissenspflicht erfüllt.

Unlöslich dagegen ist die Frage der Verstoßung der ihm rechtmäßig angetrauten Himiltrude; lag hier kein gesetzmäßiger Grund der Scheidung vor — und wir vermögen weder ihn, noch das Gegentheil nachzuweisen — so lud Karl in seiner Jugend eine Makel auf sich. Aber wurde diese nicht durch ein langes, makellofes, an Bußwerken reiches Leben gesühnt? Und wäre sie nicht gesühnt worden und wäre Karl der Mann lockerer Sitten gewesen, wie er so vielfach seit dem Glaubensabfalle des 16. Jahrhunderts verdächtigt wird, wie ist dann seine Mäßigung, seine Gerechtigkeit, seine liebevolle Sorge für die Völker und die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, diesen höchsten Vertreter der moralischen Interessen auf Erden, zu erklären? Mit vollem Rechte sagt daher Dom Guéranger von Karl: „Woher konnte diese erhabene Mäßigung kommen, womit Karl der Große sein siegreiches Schwert vor der moralischen Macht neigte? Woher diese Niedertrötung hochmüthiger Regungen, die doch allenthalben mit der Macht zu wachsen pflegen? Das kann nur eine Folge innerer Heiligung sein. Der Mensch allein, ohne die Beihülfe einer in seinem Herzen wohnenden Gnade, kommt nicht zu dieser Höhe, und wenn er dahin käme, so wäre es ihm noch viel weniger möglich, sich ein ganzes Leben lang darauf zu erhalten. Karl der Große war von dem Emmanuel auserwählt, um das Muster eines christlichen Fürsten auf Erden zu sein, und alle katholischen Herzen werden gerne seinen Ruhm vor dem Kinde verkünden, daß

gekommen ist, über die Völker zu herrschen und sie in Heiligkeit und Gerechtigkeit zu leiten. Jesus Christus brachte den Begriff eines christlichen Königthums vom Himmel herab, und in der ganzen Geschichte suchen wir vergeblich nach einem Manne, der ihn besser erfaßt und mit solcher Vollgewalt und Majestät verwirklicht hätte, als Karl der Siegreiche, der allezeit Erhabene, der von Gott Gekrönte.“

Viele Schmerzen brachte dem greisen Karl das Jahr 810. Gleich am 6. Januar starb Ruotrude, seine älteste Tochter, im Juli sein Sohn Pipin, der König von Italien; ein Jahr darauf, am 4. Dezember, schied auch noch sein Sohn Karl dahin. Schlimme Nachrichten liefen aus Spanien, Venetien und Dalmatien ein; Corsika überrumpelten die Mauren; auf 200 Schiffen kamen die Normannen und fielen in Friesland ein, schlugen die Friesen und brandschatzten die Gilande und die Küste. Sie zu vertreiben, war des greisen Kaisers erste Sorge; dann zog er mit Heeresmacht über die Weser, dem Dänenkönig Godofrid entgegen, der prahlend sich gerühmt, er werde seinen Sitz im Frankenreiche aufschlagen. Eine Seuche raffte die Thiere des Heeres dahin, und es gewann den Anschein, daß der Feldzug nicht nach Wunsch ablaufen werde. Da ward es auf Einmal anders: ringsum am Horizonte verschwanden die Wetterwolken. Godofrid wurde von einem seiner Leute ermordet; sein Neffe und Nachfolger Hemming wünschte, um sich in der Herrschaft befestigen zu können, Frieden, der dahin zu Stande kam, daß die Eider Grenze sein sollte zwischen Dänemark und dem Frankenreiche. Auch in Spanien machten die fränkischen Waffen wieder Fortschritte, und der Kaiser von Byzanz schickte eine Friedensgesandtschaft nach Aachen.

So war es am Lebensabende des Kaisers stille geworden, und mit Muße vermochte der Greis seine Thätigkeit noch der Besserung der Zustände in Kirche und Staat zuzuwenden.

Der einsam Gewordene berief im Sommer 813 seinen noch einzig ihm gebliebenen Sohn Ludwig aus Aquitanien nach Aachen und „erklärte ihn in feierlicher Versammlung der Großen aus dem ganzen Frankenreiche mit Aller Beistimmung zum Mitregenten im ganzen Reiche und zum Erben des kaiserlichen Namens.“ (Einhard.) Vor dem Hochaltare von Unserer Lieben Frauen Münster, auf welchem Karl die Krone niedergelegt, betete er und richtete darin seine väterlichen Mahnungen an Ludwig. Vor Allem solle er Gott lieben und fürchten, in Allem seine Gebote beobachten, die Kirchen in Obhut und Schirm nehmen wider böse Menschen; dann solle er gütig sich erweisen den Geschwistern, Neffen und Nichten, den Verwandten überhaupt die Priester ehren als Väter, die Niedrigen im Volke lieben als Kinder, übermüthige und boshafte Leute zügeln,

die armen Ordenspersonen und die armen Leute überhaupt milt-
thätig trösten; er solle pflichtgetreue und gottesfürchtige, unbestechliche
Richter einsetzen, Keinen von einem Ehrenamte ohne hinlänglich er-
wiesene Verschuldung entfernen, und sich selbst jederzeit vor Gott
und allem Volke untadelhaft darstellen. Ludwig gelobte, das Alles
treulich halten zu wollen. Der betagte Vater, hinkend an einem Fuße,
ward von dem jugendlich kräftigen Sohne beim Heimgang in die Pfalz
gestützt; das Volk umjubelte den Vater und Sohn. Wenige Tage
darauf schieden sie, um sich auf dieser Erde nicht wieder zu sehen.

Karl achtete seiner Entkräftung nicht viel und ging noch in den
Ardenner Wald seiner Gewohnheit gemäß auf die Jagd; Anfangs
November kehrte er dann in sein geliebtes Aachen zurück. „Hier
wollte er den Winter über verweilen; aber im Januar mußte er,
von einem heftigen Fieber ergriffen, sich zu Bette legen. Er enthielt
sich sogleich, wie er es beim Fieber immer that, des Essens, in der
Meinung, durch Hungern die Krankheit bezwingen oder wenigstens
lindern zu können; als aber zum Fieber noch Seitenschmerzen hin-
zutraten, welche die Griechen Pleuritis nennen, und er immer noch
seine Hungerkur fortsetzte und seinen Leib nur durch spärliches Trin-
ken stärkte, da starb er, nachdem er noch vorher das heilige Abend-
mahl genossen hatte, am 7. Tage der Krankheit, im 72. Jahre sei-
nes Lebens, im 47. seiner Herrschaft, am 28. Januar 814 in der
dritten Stunde des Tages.“ (Einhard.)

„Niemand aber kann es berichten,“ heißt es in einer Handschrift
der Vorschier Annalen, „wie groß das Klagen und Trauern um ihn
war auf der ganzen Erde; auch bei den Heiden ward er betrauert
als der Vater des Erdkreises; die größte Trauer aber war bei den
Christen und zumal in seinem ganzen Reiche.“

„Und Karl ward begraben zu Aachen in der Kirche der heiligen
Mutter Gottes, die er selbst erbaut hatte. Sein Leib aber wurde
einbalsamirt und auf goldenem Stuhle sitzend im Grabgewölbe be-
stattet, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium
auf den Knien in den Händen haltend, die Schultern rückwärts an
den Stuhl gelehnt, das Haupt stattlich erhoben und mit goldener
Kette das Diadem darauf befestigt. Und im Diadem ward ein Stück
Holz vom heiligen Kreuz eingelegt. Und sie erfüllten sein Grab
mit Wohlgerüchen, Spezereien, Balsam und Moschus und vielen
Schätzen in Gold. Sein Leib ward mit kaiserlichen Gewändern be-
kleidet und mit einem Schweißtuch unter dem Diadem sein Antlitz
bedeckt. Ein härenes Kleid, wie er es heimlich immer getragen
hatte, wurde ihm um den Leib gelegt und über den kaiserlichen Ge-
wändern ihm die goldene Pilgertasche umgehängt, die er auf dem
Wege nach Rom zu tragen pflegte. Das goldene Scepter und der
goldene Schild, den Papst Leo geweiht hatte, stellte man ihm zu

Füßen; hierauf ward sein Grab geschlossen und versiegelt.“ (Eine Handschrift der Lorscher Annalen.)

Wir werden später berichten, wie Kaiser Otto III. in die Gruft Karls hinabstieg; im Dezember 1165 ließ dann Kaiser Friedrich Barbarossa in Gegenwart vieler Bischöfe und Fürsten das Grab eröffnen; darauf ist dasselbe wieder geschehen im 15. Jahrhunderte, wie folgende Urkunde bezeugt: „Zum Gedächtnisse für die Zukunft sollen alle Christgläubige wissen, daß im Jahre 1481 am 12. October nach vorgängiger reislicher Berathung des Dekans und Capitels dieser ehrwürdigen Kirche der gegenwärtige heilige Reliquienkasten . . . eröffnet und aus demselben nur allein der Obertheil des rechten Armes des heiligen Karls des Großen auf das brünstige Bittgesuch des allerchristlichsten Königs Ludwig von Frankreich entnommen worden, der zu Ehren der glorreichsten Jungfrau und eben des heiligen Karl in diesen Tagen einen goldenen Arm 28 $\frac{1}{2}$ Mark Goldes schwer, eingeschickt hat, in welchem der vorbenannte Theil des Armes nach dem Begehren des königlichen Herrn eingeschlossen wurde. Unter dem Pontifikate Sr. Heiligkeit Papst Sixtus IV., unter der Regierung des römischen Kaisers Friedrich III.; als Ludwig von Bourbon Bischof von Lüttich und Hermann Erzbischof von Köln und Propst dieser Kirche war.“ Diese Urkunde wurde in dem Reliquienchreine gefunden, als im Jahre 1843 der Stiftspropst Claessen von Aachen denselben eröffnete.

Bei der Eröffnung durch den Kaiser Friedrich Rothbart ist der Leib Karls durch Reinald von Dassel und Alexander von Lüttich aus der Gruft erhoben und in einen Reliquienchrein gebracht worden. Darauf nahm, auf des Kaisers Wunsch, der Gegenpapst Bajchaliz die Heiligprechung Karls vor; ungiltig ganz gewiß; aber der große Kaiser lebte fort im frommen Andenken des Volkes, und niemals hat der heilige Stuhl gegen die Handlung des Afterspastes Bajchal eine Einwendung erhoben, so daß Benedikt XIV. bemerkte, daß, da die rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus stillschweigend gelten ließen, was jener unrechtmäßig gethan, dies einer wahren, wenn auch nicht ausdrücklichen Beatifikation gleich komme.

XII.

Kaiser Karl in der Sage und Dichtung.

Der siegreiche Held, der allgewaltige und mit seinem Volke so vertraulich verkehrende Kaiser ist zu einem Sagenhelden geworden; den die Fantasie des Volkes mit einer Wunderwelt umspinnen hat. Das treue Volk, das er in das erneuerte heilige Kaiserreich

eingefügt, konnte lange den Gedanken nicht fassen, daß sein Liebling, der mächtige Helfer und schirmende Hort, zu den Todten gegangen sein sollte; daß er vielmehr in Bergen und Brunnen fortlebe und, wenn die große Stunde kommt, wiederkehren und zu neuen Siegen seine Völker führen und eine Herrlichkeit schaffen werde, wie sie noch niemals dagewesen, hat es lange geglaubt und selig geträumt.

Noch beim ersten deutschen Kreuzzug wollte man ihn gesehen haben, wie er den Heerschaaren vorangezogen: „Si wänten, daz der Künig Karl erstanden waere und mit in füere und si beleite,“ wie die Chroniken von Reggau und Urauch berichten.

Von den großartigen Verhältnissen der Zeit mußten die Herzen ergriffen werden. Der König war ihnen der Gesalbte des Herrn, und seit der Kaisermantel seine hehre Gestalt umwallte, stand er einzig in wunderbarer Herrlichkeit neben dem Statthalter Christi auf Erden als der Kirche treuer und starker Hort. Ein höheres Leben wehte die Geister an; Kampf und Krieg mühten sich nicht mehr bloß um die niedrigeren Interessen des Lebens: das Schwert, das die Heiden schlug, strahlte im Glorienscheine göttlichen Auftrags. Der in Gerechtigkeit waltende, mit raschem und klarem Blicke alle Verhältnisse auffassende und für Jeden aus dem Volke sorgende Kaiser regte zu Mittheilungen über seine Persönlichkeit und die Thaten seiner Paladine an, und in der Fantasie des Volkes verwob sich ein Zug mit dem andern zu einem Cyklus von Bildern, welche dann von Dichtern aus dem Sagenschatze des Volkes erhoben und in das Gewand der Poesie gekleidet wurden. Da ist es nun gewiß von hohem Interesse, daß wir neben das geschichtliche Bild des großen Kaisers sein Sagenbild stellen.

Gegen die Ansprüche von Nachen, Jügelheim, Paris, Barghel und Jopilla bei Lüttich, Karls Geburtsort zu sein, tritt die Reismühle, am Flüsschen Würm im Baiernlande, auf grüner, mit Erlen umwachsener Wiese gelegen, in die Schranken. Auf seiner Burg Weihenstephan bei Freising saß König Pipin, den Heiden zu wehren; daselbst entsandte er seinen Hofmeister, der ein rother Ritter, also nach der Volksmeinung ein ungetreuer Mann und der listigen Falschheit voll war, zum Könige von Brit-taja oder Hürling, ihm seine Braut einzuholen. Das that der Ritter; aber als er noch eine Tagreise zum König Pipin hatte, da nahm er in der Nacht den Verlobungsring der Jungfrau und ihre Kleider und gab sie seiner eigenen Tochter: die Kleider dieser aber legte er der Jungfrau an, und zwei Knechte mußten sie vor Tag wecken und in den wilden Wald führen, sie daselbst zu tödten. Die Jungfrau erschrak gar sehr, und sie empfahl in ihrem Herzen

Ehre und Leben dem ewigen Gott, und es kam ihr in den Sinn, sie sollte ihr Werkzeug mitnehmen, denn sie verstand gar fein zu wirken. So nahm sie Gold und Seide; ein klein Hündchen mochte nicht von ihr scheiden und ging mit ihr. Die Knechte erbarmten sich ihrer; sie tödleten nur das Hündchen, schnitten ihm die Zunge aus und tauchten in sein Blut das Unterkleid der Jungfrau, dem rothen Ritter zu einem Wahrzeichen, daß sie seinen Befehl vollzogen. Die Jungfrau aber irrte viele Tage im Walde umher, bis sie zu einer Mühle kam, wo der Müller sie aufnahm. Ihr dünkte keine Arbeit zu gering, sie begehrte auch keine andere Kost, als der Müller aß, obgleich sie schöne Borten wirkte; die der Müller in Augsburg zu Markte brachte und aus deren Erlöse er ein reicher Mann wurde, denn sieben Jahre heimete die Jungfrau bei ihm und begehrte nicht mehr, als daß sie ihr Lebtag da bleiben sollte. Nun fügte es sich, daß der König Pipin jagte und sich in der Wildniß, die dazumal sich von Weihenstephan bis zur Reismühle hinzog, verirrete und zuletzt noch seinen Jäger und Knecht verlor; nur sein Arzt war bei ihm, dieser aber war ein Meister und Sternseher. Da glänzte aus dem Waldesdunkel ein weißer Hirsch auf; dem folgte der König und ward bis zur Reismühle von demselben geführt. Während der Nacht las der Meister in den Sternen gar sonderbare Kunde, daß das eheliche Gemahl in der Mühle sei, verelendet als dienende Magd, und daß der König von ihr ein rechtes Degenkind gewinnen werde, das so mächtig sein sollte, daß die Könige der Christenheit und der Heidenchaft unter ihm sein müßten. „Wie mag das sein?“ frug der König; der Müller läugnete auch, daß er eine fremde Frau im Hause habe, aber zuletzt, da der Astrologus auf seiner Aussage bestand und Pipin nicht nachließ, in den Müller zu dringen, kam denn doch das Geständniß zu Tage, daß seit sieben Jahren eine so schöne Jungfrau, wie er sie mit Augen nie gesehen hätte, bei ihm sei; und als nun diese herfürging, da erschraf sie so sehr, daß sie alle ihre Farbe verlor. Sie zeigte ihm nun die Borten, die sie gewoben, und das rechte Wahrzeichen, daran der König das Königskind und seine rechte Hausfrau erkannte.

Offenbar hat der Name von Karls Mutter, Berta oder Bertrada, und das Geheimnißvolle, das über dem Walten des Kaisers lag, die Sage veranlaßt, an den Mythos von der strahlenprächtigen Frau Berchta anzuknüpfen. Diese war dem deutschen Süden, was Frau Holla — Hulda — dem Norden gewesen; die Göttermutter, die als dienende Magd verelendet, aber ihre himmlische Weisheit und Kunst noch im Wirken prächtiger Borten kundgibt. Das rechte Wahrzeichen ist dann der breite Fuß, entweder weil Frau Berta zur Spinnerin geworden ist, oder weil sie den Fuß der Schwänen

Jungfrau auch noch in ihrer Erniedrigung beibehalten hat. Dieselbe Sage, nur mit wechselnden Ausschmückungen und Abweichungen in Nebendingen, wurde auch in Italien und Frankreich erzählt.

Karl wächst auf der Reismühle heran; er hütet die Kasse und ist in den Spielen der Knaben ihr oberster Meister, auch ihr Richter, wenn ein Zank entsteht. Eines Tages wurde einer der Knaben auf Diebstahl ertappt; Karl urtheilt, daß der Dieb gehängt werden müsse. Schon beugt Einer ein Bäumchen nieder, um den Frevler daran zu hängen, da springt ein weißer Hase aus dem Gebüsch; die Knaben jagen, ihren Kameraden vergessend, ihm nach, und bis sie zurückkehren ist der Knabe todt, was sie nicht gewollt und beabsichtigt haben. Als Karl an den Hof kommt, und inne wird, daß sein Vater ein König, da überhebt er sich nicht, ist gut mit seinen Geschwistern, weise im Urtheil, der Erste in ritterlicher Kunst, und so schön, daß seine Augen wie die lichten Morgensterne leuchten.

Seine ungewöhnliche Größe verzog das Volk ins Neckenhafte; es erzählte, 10 Schuh sei er hoch gewesen und eine Elle breit seine Brust, vier Pferdelasten habe er allein getragen, dafür aber bei jeder Mahlzeit einen ganzen Hasen oder zwei Gänse verjpeist, doch im Trunkte so sehr Maaß gehalten, daß er nur dreimal des Tages Wasser mit Wein gemischt getrunken.

Gar tiefsinning faßt die Sage sein Verhältniß zum heiligen Stuhle auf, indem sie Leo zum Bruder Karls macht; der ist vom Vater Pipin zur Schule geschickt und gelehrten Meistern in die Zucht gegeben worden, daß man ihn auf St. Petri Stuhl erhebe. Dem Karl träumte einst, daß er gegen Rom ziehen solle, wo sein Bruder ihn krönte. Kaum ist er aber wieder aus Rom fort, so stechen die bösen Römer seinem Bruder die Augen aus. Der Blinde flieht zu Karl und wirft sich ihm zu Jungelheim unerwartet zu Füßen. Karl spricht zu Gott mit Drohung: „Denke an meine Arbeit; ich habe Alles für dich gethan; ich habe deinen Statthalter in Rom besetzt, ihn gesund dir gelassen; nun finde ich ihn blind wieder. Wenn du ihm nicht hilffst, so sind wir geschiedene Leute; ich zerbreche dein Haus.“ — Er betete, und Gott gab Leo hellere Augen wieder, als er je gehabt hatte; nur zierte zum Zeichen dieses Wunders eine überaus schöne Narbe, gleich einem feinen Faden seine Taubenaugen mit schneeweißem Glanze.

Ueberall traten wunderbare Träume, Botschaften der Engel, himmlische Erscheinungen in das Leben Karls; er ist der Auserwählte Gottes, daher sichtbar in Gottes Schutz genommen, und Alles im Himmel und auf Erden dient ihm zur Erfüllung seines Berufes.

••••• Zehn Jahre trieb der Kaiser sich in der Heidenchaft um und

kam aus Ungarn eine so lange Zeit nicht heim gegen Aachen, daß arge Verwirrung im Reiche entstand und Karls Gemahlin von den Großen bedrängt wurde, einem andern Herrn ihre Hand zu reichen, damit wieder ein König im Reiche wäre. Lange widerstrebte sie, bis sie zu dem Glauben gebracht wurde, daß ihr Egeherr todt sei. Das kündete ein Engel dem König im fernen Ungarlande, doch waren es nur noch drei Tage bis zur Hochzeit. Aber Karl, dem das Herz brannte, zweifelte nicht, daß Gott für ihn ein Wunder wirken werde; denn der Engel hatte ihm gesagt, er solle die 115 Kasten bis gegen Aachen in drei Tagen zurücklegen. Seines Schreibers starkes Pferd trug ihn aus der Bulgarei über Feld, Moor und Haide in einer Tagereise bis zur Stadt Raab; am andern Tage ritt er in Passau noch bei Sonnenschein ein. Da kam gerade das Vieh von der Weide; ein stattliches Roß lief mit in den Hof. Dessen begehrte Karl; er griff es bei der Mähne und frug den Wirth um den Kaufpreis; doch der Wirth wandte ein, es sei noch zu jung und ungebändigt; aber Karl gab ihm viele Goldstücke und sein Roß dazu, und am dritten Morgen schwang er sich auf den neuen Renner, und dieser trug ihn bis zu seiner Burg in Aachen. Da war bereits Tanz und Lustbarkeit und festliche Vorbereitung auf die Hochzeit. Karl übernachtete heimlich, doch am Morgen ging er in Unserer Lieben Frauen Münster und setzte sich auf seinen Königsstuhl, sein entblößtes Schwert auf dem Schooß. Als die Priester kamen, erschrakn sie und beschworen ihn, zu sagen, ob er lebe oder ein Geist sei. Er nannte seinen Namen, und nun flohen seine Widersacher eiligst, und die bedrängte Königin hatte ihren Gemahl wieder erhalten.

In einer Anwandlung von menschlicher Schwäche hatte Karl den treuen Diener Elegast vom Hofe verbannt und alles Vertrauen seinem Schwager Eggerik zugewandt; dieser aber war ein böser Mann. Da träumte dem König, er solle einmal auf Diebstahl ausgehen. Er war darüber verwundert, that aber doch, wie ihm geheißn. Er traf mit Elegast zusammen, der in der Noth sein Leben nicht anders zu fristen wußte, als mit Raub. Karl sprach ihm zu, sie wollten mit einander den Kaiser bestehlen; aber Elegast wollte seinem Kaiser die Treue nicht brechen. Nun kamen sie überein, des Kaisers Schwager Eggerik zu bestehlen. Als sie an dessen Kammer geschlichen waren, hörten sie, daß er noch wache und zu seinem Weibe sagte, daß er den Kaiser ermorden wolle. Die Frau widerrieth es ihm, aber er schlug sie. Da ward der Kaiser inne, warum ihm der Traum geworden; er ließ den treuloßen Schwager verhaften und hinrichten und gab all dessen Gut dem treuen Elegast. —

Nicht leicht entging dem weisen Karl etwas, das zu rügen
 Solzwarth, Weltgeschichte. III.

war, und oft kleidete er seine Rüge in listige Schalkheit. Da war ein Bischof voll Eitelkeit und überaus begierig nach unnützen Dingen. Als der kluge Karl das bemerkte, befahl er einem jüdischen Handelsmanne, der oft nach dem gelobten Lande zu ziehen und von dort übers Meer viele Kostbarkeiten und fremdartige Gegenstände mitzubringen pflegte, jenen Bischof auf irgend eine Weise anzuführen oder zum Besten zu haben. Der Jude fing eine gewöhnliche Maus, bereitete sie mit verschiedenen Spezereien zu und bot sie dem Bischofe zum Kauf an; aus Judäa, sagte er, habe er dieses höchst kostbare und noch nie gesehene Thier mitgebracht. Jener freute sich ausnehmend und bot ihm drei Pfund Silber für ein so werthvolles Ding. Da rief der Jude: „Ein schöner Preis für ein so kostbares Stück! Lieber werfe ich es ins Meer, wo es am tiefsten ist, als daß Jemand es für einen so erbärmlichen Preis erhalten sollte.“ Jener, der sehr reich war und niemals etwas an die Armen gab, versprach ihm zehn Pfund. Da stellte sich der verschlagene Jude sehr unwillig an und sagte: „Das verhöte der Gott Abrahams, daß ich so meine Mühe und Kosten verlieren sollte!“ Der geizige Pfaffe, der den Schatz gar zu gerne haben wollte, bot 20 Pfund; der Jude aber wickelte zornig die Maus in ein kostbares seidenes Tuch und fing an wegzugehen. Da war der Bischof angeführt — aber er sollte noch erst recht angeführt werden — er rief den Juden zurück und bot ihm ein volles Maas Silber. Der Handelsmann ließ sich noch erst viel bitten und willigte nur sehr zögernd ein; das Geld brachte er dann dem Kaiser und erzählte ihm Alles. Nicht lange darauf rief Karl alle Bischöfe und Bornehme des Landes zu einer Besprechung, und nachdem man über viele nothwendige Dinge verhandelt hatte, ließ er jenes Geld herbeibringen und in die Mitte des Saales legen. Dann sagte er: „Ihr Bischöfe, unsere Väter und Vormünder, den Armen, vielmehr Christus selbst in ihnen, sollet ihr dienen und nicht nach eitlen Dingen trachten. Nun aber verkehrt ihr Alles ins Gegentheil und ergebt euch leerer Eitelkeit und Habsucht mehr als Andere. Einer von euch hat so viel Geld an einen Juden gegeben für eine gewöhnliche einbalsamirte Maus.“ Jener, der auf solcher schmachlichen That ertappt war, stürzte ihm zu Füßen und bat um Verzeihung für sein Vergehen. Der König hielt ihm seine Thorheit nach Gebühr vor und ließ ihn dann beschämt gehen.

Wo Karl aus Unkenntniß der Sachlage seine Gerechtigkeit nicht walten lassen konnte, da griff die göttliche Gerechtigkeit selber ein, um die seinige zu ersetzen, so beim Baue des Münsters und der Pfalz in Aachen, wo ein Abt, der alle Andern an Geschicklichkeit übertraf und deßhalb zur Ausführung des Werkes berufen war, in Karls Abwesenheit die Werkleute für Geld entließ und die,

welche nicht zahlen konnten, mit hartem Frohndienste plagte. Durch diesen Betrug scharfte er viel Gold und Silber und seidene Stoffe zusammen. Nun wurde ihm eines Tages plötzlich gemeldet, daß sein Haus in Flammen stehe. Er eilte herbei, brach mitten durch die Flammen in das Gemach, wo die Kasten voll Gold aufbewahrt waren, und weil er nicht mit einem allein hinausgehen wollte, nahm er auf jede Schulter einen und eilte zum Ausgange. Da stürzte ein sehr großer Balken, vom Feuer durchgebrannt, auf ihn nieder und verzehrte seinen Körper durch das irdische Feuer, seine Seele aber sandte er zu dem Feuer das nicht von Menschenhänden angezündet wird. So wachte das Gericht Gottes für den frommen Karl, wo er selbst, durch die Reichsgeschäfte verhindert, weniger Acht gab.

Ein anderer Meister begehrte zum Guß einer überaus schönen Glocke vom Kaiser 100 Pfund Silber. Diese aber that er bei Seite und mischte in das geläuterte Kupfer sorgfältig gereinigtes Zinn. Der Kaiser bewunderte die Glocke; als man sie aber läuten wollte, schlug der Klöppel nicht an. Nun zog der Meister selber am Glockenstrange, da stürzte der Klöppel auf ihn herab und traf mit dem Gewichte seiner Sünden auf seinen Nacken. Das gestohlene Silber aber ließ Karl unter die Dürftigen vertheilen.

Den ungerechten Haushofmeister Liutfried hat gar der Teufel geholt. Das ging so zu. Karl überwies die Werkleute, die er aus weiter Ferne für seine Bauten hatte kommen lassen, diesem seinem Haushofmeister, damit er sie auf öffentliche Kosten nähren und kleiden lasse und ihnen alles, was zu den Bauten erforderlich, stets mit größter Sorgfalt verschaffe. Solange nun Karl anwesend war, that Liutfried dies wirklich; als aber jener sich entfernt hatte, unterließ er es gänzlich und sammelte von der Arbeit jener Unglücklichen solche Reichthümer, daß er nicht anders als auf einem Kameele zur Hölle gebracht werden konnte. Das kam auf diese Weise unter die Leute. Kaiser Karl hatte die Gewohnheit, daß er sich nach der Morgenmette wieder in seine Kammer zurückzog, die Geistlichkeit aber wartete in der Vorhalle wachend, bis er zum Hochamte kam; nur wer es gerade nöthig hatte, legte sein Haupt ein wenig auf den Schooß seines Genossen. Unter diesen war ein armer Mann, der das Haus jenes Liutfried zu besuchen pflegte, um seine Kleider oder Stoffe zu waschen und zu flicken, wie Solches den Armen am Hofe Noth ist. Dieser schloß auf den Knien seines Genossen ein und sah im Traume einen Riesen, der vom königlichen Hof über den Bach durch die Furth nach Liutfrieds Hause ging und ein ungeheures Kameel mit unschätzbarer Ladung belastet nach Liutfrieds Haus zog. Entsezt fragte er ihn im Traume, woher er komme und wohin er gehe, und Feuer antwortete: „Vom Hause des Königs gehe ich nach Liutfrieds Haus

und will ihn auf diese Ladung setzen und mit derselben in die Hölle versenken.“ Von furchtbarer Angst ergriffen fuhr der Geistliche auf, und eben als er seinen Genossen den Traum erzählte, kam ein Mädchen aus Duitfrids Haus geeilt, stürzte ihnen zu Füßen und bat, daß sie der Seele ihres Freundes gedenken möchten. Da sie aber fragten, was denn mit ihm sei, erwiderte sie: „O ihr Herren; ganz gesund ging er an einen heimlichen Ort, und da er lange wegblieb, gingen wir hin und fanden ihn gestorben.“ Als dem Kaiser sein plötzlicher Tod gemeldet war und die Werkleute nebst den übrigen Hausgenossen seinen Geiz und seine Habsucht nun ohne Scheu an den Tag legten, ließ er seine Schätze untersuchen, und weil der nächst Gott gerechteste Richter wußte, auf welche ungerechte Weise sie gesammelt waren, gab er öffentlich diese Entscheidung: „Von Dem, was er Andern durch Ungerechtigkeit entzogen hat, kann nichts zur Erlösung jenes Elenden dienen; man vertheile es daher unter die Bauleute an diesem Bau und an die Kermeren unseres Palastes.“

Selbst da, wo Karl durch Verschuldung sich in eine Gefahr begibt, ist ihm doch die Hilfe nahe. Einst überhob er sich seiner Tugenden, und ward darüber von seiner Hausfrau verspottet, die da sagte, der griechische Kaiser Hugo sei noch viel mehr werth als er. Zornig brach Karl mit seinen 12 Paladinen auf gegen Griechenland; da aber fand er Hugo's Hofstaat so glänzend, daß er sich sagen mußte, er könne sich nicht mit ihm messen. Dafür rächten sich seine Paladine mit ungeheuren Prahlereien, so daß der griechische Kaiser unwillig ward und sprach, er werde Jedem den Kopf abschlagen lassen, wenn er nicht ausführe, was er geprahlt. Sie warfen sich reuig vor einem Reliquienkasten aus Jerusalem nieder, und nun thaten sie, was sie versprochen. Wilhelm z. B. schleuderte eine ungeheure Kugel und warf damit eine Mauer ein; Bernhard trieb einen Fluß aus seinem Bette, so daß der griechische Kaiser selbst, um sich vor der Ueberschwemmung zu wahren, auf einen hohen Thurm floh und sich demüthig als Kaiser Karls Vasall bekannte.

Die Reden Karls scheinen überhaupt den Mund gerne etwas voll genommen zu haben. Es war ein Mann aus dem Thurgau, der mit dem Kaiser gegen die Heidenschaft auszog. So oft er an den Thurfluß kam, wenn dieser durch Gießbäche angeschwollen war, und er nun sein gewaltiges Ross, ich will nicht sagen in die Strömung, aber auch gar nicht in das Wasser zu treiben vermochte, so nahm er es beim Zügel, zog es schwimmend sich nach und sagte: „Beim Herrn Gallus, du sollst mir folgen, du magst wollen oder nicht.“ - Als dieser also im Gefolge des Kaisers mitzog, mähetete er die Behemauen, Wilzen und Avaren wie das Gras auf der Wiese und spießte sie wie die Vögel auf seine Lanze. Siegreich heimge-

kehrt, sagte er, wenn ihn die Müßiggänger fragten, wie es ihm im Wendenlande gefallen habe, ärgerlich: „Was sollte ich mit diesen Kröten? Sieben oder acht, oder auch neun, spießte ich auf meinen Speer und trug sie dahin und dorthin, weiß nicht, was sie dazu brumnten; unnützer Weise haben der Herr König und wir uns gegen solche Würmer abgemüht.“

Gar fromm faßte die Sage die Kämpfe Karls gegen die Heidenchaft auf! Gott selbst hat ihn dazu auserwählt; in Regensburg gab ihm ein Engel in Gottes Auftrag das Schwert Trunfhart (Duranda) und das Horn Olifant, daß er beides an Roland schenke, der damit alle Feinde betäuben und besiegen solle. Dem Kaiser träumte in einer Nacht, ein schöner Strom von Sternen senkte sich auf die spanische Halbinsel nieder, und dreimal erschien ihm der heilige Apostel Jakobus und verlangte von ihm, daß er sein Grab in Galizien, wie es durch die Sterne angedeutet sei, aus der Gewalt der Ungläubigen befreie. Karl gehorcht und zieht über die Pyrenäen, hat aber einen schweren Stand. Eines Abends wachsen 4000 Speere, welche die Kriegsgefährten in die Erde gesteckt, als Bäume fest und blühen, und die 4000 Krieger, denen sie gehören, starben als Martyrer. Diesen Zug veränderte eine andere Fassung der Sage dahin: Karl hatte eben Gerunda durch Hunger bezwungen, aber in Galizien wurden alle die Seinen erschlagen. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, heute noch naß ist. Aber ein Engel tröstete ihn und rieth, ein Heer von Jungfrauen zu sammeln. Karl that es, und vor diesem neuen Heere erschrafen die Heiden so sehr, daß sie um Frieden baten und sich taufen ließen. Die Jungfrauen aber, die gesiegt ohne gekämpft zu haben, steckten ihre Lanzen in die Erde: diese wurzelten ein, und Blätter und Blüten schlugen aus. Der Wald, der daraus entstand, heißt noch der Schäftewald.

Nach schweren Kämpfen wurden die Heiden besiegt, und ihr König Agolant kam, um sich taufen zu lassen. Als er aber bei Karl 12 Bettler beim Morgenmahle fand und frug, was Das bedeute, und Karl zur Antwort gab, er speise jeden Tag so viele Arme nach der Zahl der Apostel, da sagte der König Agolant: „Dein Glaube kann nicht der rechte sein, weil du die Boten deines Gottes nicht besser behandelst,“ und kehrte wieder um. Karl schämte sich und fing nun an, die Armen aufs beste zu kleiden und zu speisen. — Der König Gbraim von Sevilla fährt ein in Teufelsfrazzen verkapptes Heer gegen Karl; dieser aber läßt den Pferden Augen und Ohren verbinden und siegt; den Riesen Ferrgut, einen Nachkommen Goliaths, überwindet Roland. Zuletzt bleiben nur noch zwei Maurenkönige in Spanien übrig, Marsilius von Saragoßa und dessen Bruder Boligaud. Da Karl heimziehen will, bestreiten sie ihn

mit Listen; sie schicken zu ihm, begehren Frieden und versprechen die Taufe. Roland rüth ab, der Kaiser, an Haupt und Bart schneeweis, bedeckt sich; aber Ganelon verheißt, den Frieden abzuschließen und die Fürsten zur Taufe zu bringen. Er wird an sie abgeschickt, und Karl zieht heim, obgleich böse Träume ihn warnen. Ganelon spinnit mit den Maurenkönigen Verrath um schnödes Geld; Roland und die Nachhut des Heeres sollen überfallen werden. Das geschah im Thale Roncevalles in den Pyrenäen. Oliver steigt auf eine hohe Pinie, und da er die Uebermacht der Feinde überschaut, begehrt er, Roland solle in sein Horn blasen, aber dieser weigert sich, weil es Feigheit wäre. Die 20,000 Franken knieen nieder, und der Bischof segnet sie zum Tode ein. Nun kommt es zur Schlacht; Alle fallen, nur Oliver und Roland schlagen noch um sich, Oliver ist so schwer verwundet, daß er aus dem Blute nicht mehr hervorsehen kann und seine Hiebe Roland treffen. Nachdem dieser letzte Kampfgefährte geschieden, sinkt auch Roland hin; er weint über sein gutes Schwert Trunthart, er will es zerbrechen, damit es keinem Heiden Dienste thue; da er es nicht vermag, schlägt er es so tief in den Felsen, daß keines Mannes Hand die edle Klinge mehr lösen kann. In sein Horn blies der Sterbende so mächtig, daß es zersprang, Karl aber auf 30 Meilen den Ton vernahm. Eben stand der Bischof Turpin am Altare und sah, wie die Engel die Seele Rolands gegen den Himmel trugen. Eilig kehrte der Kaiser um, aber die Erschlagenen standen nicht mehr auf.

Eine andere Gruppe von Sagen spinnit sich an die wilden Kämpfe der trotzigen Vasallen an und hat zu ihrem Grundtone die Klage um die verlorene Treue. Die Sage von den vier Haimonskindern ist die interessanteste davon; in einer der Fassungen erscheint Karl im Unrechte, in der andern ist er viel edler aufgefaßt; so haben die Parteien gegen ihn und für ihn sich gestritten. In dem deutschen Volksbuche von den vier Haimonskindern heißt es: Kaiser Karl hielt Hof zu Paris um die Pfingstzeit. Da tritt vor ihn der blondgelockte Hugo von Bourbon und stellt ihm seinen Oheim, Haimon von Dordone, und Haymerin von Bourbon vor mit dem Begehren, sie für ihre treuen Dienste im Kampfe mit den Heiden in Spanien zu belohnen. Karl antwortet, er wolle sie nicht belohnen, weil sie nicht gehorsam genug seien und immer thäten, was ihnen beliebe. Da erwidert Hugo, es bringe ihm wenig Ehre, so gute Dienste unbelohnt zu lassen. Das erbitterte den Kaiser so sehr, daß er das Schwert zog und Hugo niederstieß. Haimon und Haymerin aber zogen von dannen, sammelten viel Volk und bestanden den Kaiser, um Blutrache zu üben. Sie haben einen zauberkundigen Wetter, Malagys, der ihnen beisteht, und sie gewinnen solche Erfolge, daß sie von dem Gold und Silber, das sie beson-

ders Kirchen und Klöstern rauben, die Hufe ihrer Kasse beschlagen. Karl sieht sich zuletzt genöthigt, seinen Frieden mit ihnen zu machen; er gibt dem Haimon zur Sühne seine eigene Schwester Nya zur Hausfrau. Als nun Karls Sohn Ludwig gekrönt werden sollte, will der Bischof Turpin die Krönung nicht vornehmen, wenn nicht auch Haimon dabei sei. Dieser wird eingeladen und kommt; zum erstenmale empfindet er jetzt Gram darüber, daß er keine Kinder habe. Da eröffnet ihm seine Hausfrau, daß er vier Söhne habe, die sie aber beseitigt, weil er bei seinem entblößten Schwerte geschworen, Alle umzubringen, die aus Karls Geschlechte stammten. Die Haimonskinder sind so unbändig, daß sie den Vater anpacken. So wird sein eigener Troß gegen den Kaiser durch den Troß seiner Söhne gegen ihn selbst noch überboten. Er freut sich aber über die stämmigen Recken so, daß er sie zu Rittern schlägt. Dem Reinold, welcher der stärkste ist, sagt seine kluge Mutter, sie wisse ihm ein Roß, den Bayard, ohne Mähne, rabenschwarz, stark wie 12 Pferde zusammen, unnahbar wegen seiner Wuth und deshalb in einen Thurm eingemauert; wie andere Kasse Heu, so zerbeiße es Steine. Der Bayard schlägt nach Reinold, dieser aber überwältigt ihn mit seinem starken Arm und zähmt ihn völlig, so daß er willig die vier Brüder zusammen auf seinem langen Rücken trägt. — An Karls Hof wacht der alte Haß wieder auf; weil die Frauen den schönen Reinold bewundern, wird Ludwig eifersüchtig, und weil Reinold ihm den Bayard nicht verkaufen will, läßt er bei der Tafel den Haimonskindern keine Speisen vorsetzen. Reinold holt sie sich selbst aus der Küche, und da der Marschall sich widersetzt, schlägt er ihn nieder. Als man ihm zur Nacht auch keine Betten gibt, jagt er andere Ritter aus den ihrigen, und als Ludwig mit dem Haimonskinde Adelhard Schach spielt und, weil er verliert, diesem das Brett an den Kopf wirft, schlägt Reinold ihm den Kopf ab. Der alte Haimon will dem Kaiser die Vasallentreue nicht brechen und verspricht, seine Söhne auszuliefern. Sie aber sind zum Kaiser Ivo nach Tarasconia geflohen und bauen die hohe Felsenfeste Montalban, in welcher der Kaiser sie vergebens belagert; doch in der Sehnsucht nach ihrer alten Mutter, gehen sie, als Pilger verkleidet, in die väterliche Burg. Da macht der Vater sie trunken und läßt sie binden; Reinold bricht die Fesseln und bindet seinen Vater und schickt ihn dem Kaiser; dafür wird er mit den Brüdern hart belagert, und als er heimlich ausbricht, um Hilfe zu holen, müssen die Brüder sich ergeben und werden als Gefangene nach Paris gebracht. Reinold eilt auf seinem Bayard ihnen nach und bietet, in einem Walde versteckt, dem Kaiser schweres Lösegeld für die Gefangenen; umsonst. Nun wird ihm, da er schläft, sein Roß gestohlen und dem Kaiser gebracht. Darüber ist Reinold untröstlich,

und in dieser Noth erbarmt sich seiner der Vetter Malagys; mit seinen Zauberkünsten verwandelt er ihn in einen siechen Greis und räth ihm, sich an eine Brücke zu setzen und den Kaiser zu bitten, daß er ihn auf den Bayard sitzen lasse, denn nur dadurch könne er wieder genesen. Wie das Roß ihn sieht, erkennt es ihn trotz der Verwandlung und bleibt freundlich stehen; der Kaiser ist gütig und erlaubt ihm, es zu besteigen; kaum sitzt Reinold darauf, so erhält er seine vorige Gestalt wieder und jagt davon. Darüber wird Karl so zornig, daß er die gefangenen Haimonskinder nun hängen lassen will; doch Malagys befreit sie, und nun werden sie auf Montalban wieder hart belagert, so hart, daß sie alle Rosse schlachten müssen und zuletzt nur noch Bayard übrig bleibt. Ihn zu tödten kann sich Reinold nicht entschließen; aber das Blut wird dem herrlichen Thiere abgezapft, und davon fristen die Belagerten noch eine Weile das Leben. Endlich gelingt ihnen auf dem Rosse die Flucht, und Aya wirft sich ihrem Bruder zu Füßen und fleht um Gnade und Sühne. Karl will sie genehmigen, wenn Reinold ihm den Bayard ausliefere. Um die Seinen aus weiterer Noth zu retten, willigt Reinold ein. Da befiehlt Karl, das edle Thier mit zwei Mühlsteinen am Halse im Flusse zu versenken. Bayard blickt Reinold an, schüttelt die zwei Mühlsteine ab und schwimmt zu ihm ans Ufer. Karl läßt ihm noch vier Mühlsteine an die Füße hängen, aber wieder blickt Bayard seinen Herrn an und arbeitet sich noch einmal aus dem Wasser. Jetzt werden ihm zwei Mühlsteine an jeden Fuß gebunden und zwei an den Hals, und nun blickt das Thier zum drittenmal seinen Herrn an, „als ob es ein Mensch gewesen wäre,“ und sinkt unter. Reinold aber kann den Jammer nicht mehr mit ansehen und schwört, niemals mehr ein Roß besteigen zu wollen; er verläßt die Welt und geht zu einem Einsiedler. Nach drei Jahren befiehlt ihm ein Engel, daß er mit dem greisen Kaiser ins heilige Land ziehen und dasselbe erobern helfen solle. Er folgt dem Befehle des Engels und findet den Kaiser und seine alten Freunde wieder. Sie erobern das heilige Land; dann aber zieht Reinold nach Köln wie ein Bettler, und als dort die St. Petri-kirche gebaut wird, thut er rüstig als gemeiner Arbeiter mit; da er aber fleißiger ist und kunstreicher, als die anderen Werkleute, erschlagen sie ihn aus Neid im Schlafe.

Die Menschen haben die Treue eingebüßt; der Kaiser hat sie gegen die Vasallen gebrochen, da er ihre Dienste unbelohnt läßt und den Mahner erschlägt. Das fordert die Untreue der Vasallen heraus, und damit das gegenseitige Ringen einen Abschluß finde, muß der Bayard als Symbol der Treue zum Sühnopfer werden. Da erkennt Reinold, daß Treue nur noch bei Gott ist, dem er sich als Einsiedler; dann als sein Streiter, darauf als Bettler und zu-

legt als Arbeiter hingibt. So geht die Sage aus dem weltlichen Heldenkreise in die Legende über und führt auf die Verklärung der Vasallentreue in der Kirche; der Tod, den Reinold im treuen Dienste Gottes findet, wird ihm zum Lohne, denn er bringt ihm die Verklärung.

Der Zug ins heilige Land ist im Sagenkreise Karls ein so selbstverständlicher Zug, daß man sich wundern müßte, wenn das Volk ihn nicht aufgefunden hätte, und doch war Karl bekanntermaßen niemals im Morgenlande. Aber so fest stand in der Volkmeinung die Thatsache, daß z. B. die Chronik Benedikts vom Berg Sorakte die Sage mit der Geschichte verwob und sie unbefangen neben den wirklichen Ereignissen erzählte. Karl habe sich für seinen Zug ins Morgenland den Segen des Papstes Leo geholt, dann beim Heiligthum des Erzengels Michael auf dem Berge Garganus Gott um seinen Beistand angefleht. „Brücken ließ er schlagen über die weite Meeresfläche; alle Franken und Sachsen, Bayern und Aquitanier, Wasconier, Pannonier, Avaren, Alamannen, Langobarden, so viel Volkes, daß Niemand die Menge zu fassen vermag, schickte er vor sich her. Und alle Völker zogen in das Land der Griechen, so daß man deren Stärke für nichts achtete. Sie lobten und priesen Gott, der auf geradem Wege leitet den König Karl, den Diener Petri, des Fürsten der Apostel.“

Alle Völker des weiten Reiches ziehen mit, da ist auch nicht eines zurückgeblieben; natürlich, Karl zieht ja zu seinem größten Werke aus, an dem noch Jahrhunderte mit so glühender Begeisterung hingen. Jedem andern Werke gegenüber genügt Karl allein, denn so herrlich und gefürchtet ist sein Name, daß wo dieser auch nur genannt wird, die Nordmänner z. B. die Flucht ergreifen. „Es traf sich einst, daß Karl auf einer Rundreise unvermuthet in eine Stadt des narbonensischen Galliens kam. Während er nun bei der Mahlzeit war, kamen unvermuthet normannische Kundschafter um eines Freibeuterzuges willen in den Hafen. Als man die Schiffe sah, vermuthete der Eine Dieses, ein Anderer Jenes, der weise Karl aber erkannte sogleich an ihrer Ausrüstung und Behendigkeit, daß sie keine Rauffahrer seien, und er sagte: „Die Schiffe sind nicht mit Waaren angefüllt, sondern mit den schlimmsten Feinden.“ Auf diese Worte eilten alle zu den Schiffen, Jeder suchte dem Andern zuzuvorkommen; aber vergeblich: kaum hatten die Normannen gehört, daß der schreckliche Karl in der Stadt sei, so mieden sie, damit nicht ihre Waffen an ihm stumpf würden oder in kleine Stücke zerschellten, mit unvergleichlich rascher Flucht nicht nur die Schwerter, sondern auch die Blicke der Verfolger.“

„Der fromme Karl aber, der gerechte und gottesfürchtige, stand vom Tische auf und stellte sich an das Fenster nach Osten. Hier

weinte er lange; endlich sagte er zu seinen kriegerischen Fürsten: „Nicht Das befürchte ich, daß diese Thoren, diese Nullen, mir etwas zu schaden vermögen, sondern Das betrübt mich, daß sie es gewagt haben, bei meinen Lebzeiten dieses Ufer zu berühren, und ich werde von heftigem Schmerze ergriffen, weil ich vorhersehe, wie viel Schaden sie meinen Nachkommen und deren Unterthanen zufügen werden.“

Immer kehrt in der Sage ein Zug vom treuen Gemüthe des Kaisers wieder. Wie sie ihn hier weinen läßt um Dinge, die er für künftige Zeiten ahnt, so kann sie es gar nicht fassen, daß Karl die Langobardin geheirathet habe; diese entbrennt vielmehr, da sie den herrlichen Helden im Feld vor Pavia erblickt, so sehr von Liebe für ihn, daß sie mit dem besiederten Pfeil Briefe an ihn entsendet und sogar zur Verrätherin an ihrem Vater wird, denn sie öffnet das Thor, daß die Franken einstürmen können; doch da wird sie von deren Kossen zertreten.

Die Königin Fastrada hat, wie Einhard berichtet, auf das gute Gemüth Karls einen so übeln Einfluß geübt, daß der milde und gerechte König unter ihren Einflüsterungen seiner Milde und Güte vergaß. Diese Herrschaft der bösen Königin schreibt die Sage einem Zauber zu; sie ist nicht natürlich, und was Karl unter ihr thut, ist keine Verschuldung. Bekanntlich war er ein so großer Liebhaber der Gerechtigkeit, daß er zu Nachen an seiner Pfalz eine Glocke aufhängen ließ, die Jedermänniglich läuten konnte, der, von aller Welt verlassen, einen Richterspruch des Kaisers begehrte. Eines Tages ertönte die Glocke, und als man nachsah, fand es sich, daß eine Natter sich um den Glockenstrang geringelt hatte. Der weise Kaiser, auf Alles aufmerksam, ließ sich zu dem Thiere führen, und dieses schlängelte sich vor ihm her bis zu seinem Neste. Da sah Karl, wie quer über demselben eine Kröte lag; er verurtheilte sie zum Tode und ließ sie speißen. Zum Danke gab die Natter ihm einen goldenen Ring; in diesem aber lag eine Zauberkraft verborgen, ohne daß der Kaiser es wußte. Er gab ihn der Königin Fastrada, und empfand von da an eine so heftige Liebe zu ihr, daß er gar nicht mehr von ihr lassen konnte, und da sie neidisch auch noch nach ihrem Tode ihn der Liebe einer andern Frau nicht gönnen wollte, steckte sie vor dem Sterben den Ring unter die Zunge, so daß der gute Karl alle Zeit bei ihrer Leiche zubrachte, bis der Bischof Turpin den Zauber entdeckte und den Ring der todten Königin aus dem Munde nahm. Da erwachte Karl aus seiner Verblendung und vermochte es nicht zu fassen, wie er der Todten so zugehan gewesen und so lange Zeit bei dem zerfallenden Leichnam zugebracht habe. Da aber nun Turpin den Ring in den See bei Nachen versenkte, so fand die Sage auch die Erklärung dafür, wa-

rum Karl die Stadt Aachen so lieb gehabt, daß er in seinen letzten Jahren fast ausschließlich daselbst verweilte.

Was Kaiser Karl seinen Völkern Gutes gethan, das faßt die Sage fromm als Gottesgnade auf und machte den geliebten Herrn zum Arzt und Helfer jeglicher Noth. Einst lag der Kaiser an einer Wunde siech; da kam im Traume zu ihm ein grauer Schmied; der zog ihm zwei Pfeile und einen Speer aus dem Leibe, und Karl war plötzlich genesen. Zugleich empfing er eine gute Zahl Reliquien, ein Stückchen vom heiligen Kreuz, das Schweiß Tuch des Herrn, ein Unterkleid der heiligen Mutter Gottes. All' Das legte er schön zusammen und trug es in einer Schärpe, und er zog damit durch sein ganzes Reich und heilte überall die Kranken, die Lahmen, die Blinden, und wer immer ein Gebresten hatte. — Als einst eine Pest das Land schwer heimsuchte und der Kaiser gar sehr bekümmert war um sein Volk, da hieß ein Engel ihn, einen Pfeil in die Luft zu schießen, derselbe werde ein Kraut treffen, das er zur Heilung der Pestkranken verwenden solle. Am Morgen schoß Karl den Pfeil ab und traf damit die Eberdistel, und diese heißt deshalb Karlina.

Es wäre ein Leichtes, noch viele weitere Sagen hier anzureihen, so reich ist der Schatz, denn gar groß war das Interesse des Volkes an seinem Kaiser; aber wir wollen uns einschränken; wir finden ja doch in den vorgeführten Zügen des Sagenbildes die des geschichtlichen Karl, wenn auch manchmal etwas entstellt und immer vom Dufte der Fantasie umwoben.

Die Poesie hob den Schatz. Wir können in dem Sagenkreise Karls des Großen drei Reihen von Dichtungen unterscheiden: die eine behandelt Karl als Gottesstreiter an der Spitze seines Apostelchores von 12 Paladinen, unter welchen Ganelon der Judas ist, der die Getreuen verräth; eine zweite Reihe hat zu ihrem Vorwurf die Kämpfe mit den Vasallen, und eine dritte lehnt sich theils äußerlich an Karl an, indem sie gleichfalls den Gotteskampf gegen die Ungläubigen schildert, theils sucht sie ihre Personen und Stoffe durch Genealogien in die Verwandtschaft Karls und seines Geschlechtes einzuführen. An die erste und zweite Reihe schließen sich mehrere kleinere Gedichte an, welche einzelne Züge aus Karls Leben herausgreifen, wie z. B. Kaiser Karls Recht in Janzens „Enkel“ (Urenkel), Minnezauber u. a.

Die meisten Sagen über Karl hat die in der Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßte „Kaiserchronik“, und zwar offenbar aus Liedern gesammelt; sie erhebt keinen Anspruch auf dichterischen Werth und begnügt sich, in einfacher, schlichter Weise zu erzählen.

Karls Stellung als Gottesstreiter, anknüpfend an das Unglück von Roncesvalles, behandelt das Rolandlied des Pfaffen Ron-

rad, welches von W. Grimm für die Blüthe dieses Sagenkreises erklärt worden ist. In diesem Gedichte ist das Bild Karls nach der Skizze in der Kaiserchronik ausgeführt; man erkennt darin Gottes wahren Wigand, der die Heidenschaft zum Christenthum zwingt. Karl ist „selig, schön, gnädig, kühn, demüthig, stetig, loblich, forchtlich und doch billig“; vor aller Welt Königen hat er die meisten Tugenden; wer auch niemals gehört, daß er der Kaiser sei, der weiß es doch beim ersten Anblick; seine Augen leuchten wie die lichten Morgensterne, und in die Majestät seines Angesichtes mag man so wenig sehen, wie in die Sonne am Mittag. Er handelt nicht nach eigenem Willen, sondern im göttlichen Auftrage; was er menschlich gesündigt, wird ihm vergeben, daß er fleckenlos dasteht, Gottes Huld erfährt und seine Wunderkräfte schaut. W. Grimm versucht den Beweis, daß das Rolandslied vom Pfaffen Konrad in den Jahren zwischen 1172 und 1777 auf Veranlassung Mathildens, der Gemahlin Heinrichs des Löwen, einer Königtöchter aus England, nach einer französischen Quelle gedichtet worden sei, wogegen es von Andern tiefer in das 12. Jahrhundert zurück und nach Oberdeutschland verlegt wird. Im 13. Jahrhundert hat der Stricker, ein österreichischer Dichter, das Gedicht umgearbeitet, mit neuen Zusätzen, z. B. Abenteuern aus Karls Jugend, versehen und dem herrschenden Zeitgeschmacke angepaßt.

Zwei mittelniederländische Gedichte, das eine nur in Bruchstücken erhalten und Karls Thaten gegen die Ungläubigen schildernd (Karajan in Haupts Zeitschrift 1, 103—111), und das andere Ogier von den Ardennen, handschriftlich in Heidelberg, nennen wir nur der Vollständigkeit wegen.

Konrad Fleck, ein schwäbischer oder schweizerischer Dichter, hat ums Jahr 1239 Flore und Blancheflur frei nach einer provençalischen Quelle, die schon im 12. Jahrhundert bekannt war, gedichtet; eine rührend innige, durch das ganze Mittelalter vielberühmte Geschichte, die mit Karl nur äußerlich und zwar dadurch zusammenhängt, daß Berta, die Tochter von Flore und Blancheflur, seine Mutter wird. Auch die „gute Frau“ eines Dichters aus dem 13. Jahrhundert, dürftig und innerlich unwahr, knüpft nur äußerlich an Karl an. Der „heilige Willehalm“, unvollendet von Wolfram von Eschenbach, (um 1215), weiter ausgeführt von Ulrich von dem Türllein 1253—1278, nachdem Ulrich von Türheim schon um 1250 eine Fortsetzung der Wolfram'schen Arbeit versucht hatte, enthält Darstellungen von Kämpfen mit den Heiden, angefüllt mit Abenteuern; die alten Helden sind bereits zu vollendeten Rittern umgestaltet. — Von den Kämpfen des Kaisers endlich mit den Vasallen handeln die unter dem Titel Karlmeinet umlaufenden Bruchstücke, das Gedicht Karl und

Elegast, und in breiterer Ausführung das Volksbuch von den vier Haimonskindern.

Es ist aufgefallen, daß der Gedichte aus dem „Merlingischen“ Sagenkreise in der deutschen Literatur nur wenige sind und diese auf französische Quellen zurückweisen; man möchte erwarten, daß die Kreuzzüge die poetische Entfaltung dieser Sage gefördert haben sollten, da ihr größtentheils dieselben Motive zu Grunde liegen, wie ihnen und in die Zeit ihrer höchsten Blüthe das Rolandslied des Pfaffen Konrad fällt. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß eben durch die Kreuzzüge der Kern der Sage zur lebendigen Gegenwart und Wirklichkeit wurde; was Karl mit seinen Paladinen gegen die Ungläubigen Spaniens erstrebt und gethan, das unternahm nun das ganze Abendland. Hierdurch aber wurde die Dichtung veranlaßt, nach andern Stoffen sich umzusehen; denn sie wendet sich ja mit Vorliebe von der Gegenwart und dem nahe Liegenden weg zur duftigen Ferne. Nun hatte der bretonische Sagenkreis, der sich um Artus her legte, in England und Frankreich seine Ausbildung erhalten; seine ritterlichen Abenteuer aber entsprachen dem weltlicher gewordenen Ritterthume mehr, als die strengen Gottesstreiter aus Karls Kreise, welche der früheren Gestaltung des Ritterthums und der Zeit der anhebenden Kreuzzüge recht waren. So kam es, daß die höfische Poesie von Karl sich abwandte, während im Volksmunde einzelne Züge seiner Herrlichkeit bis zum Schlusse des Mittelalters lebendig blieben und das Volk bis auf den heutigen Tag an den Volksbüchern, die vom großen Kaiser handeln, seine Freude bewahrt hat.

Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun. Die Reichstheilung.

(814—843.)

I.

Die Anfänge Ludwigs des Frommen.

Ludwig stand, im Jahre 778 geboren, in der Vollkraft des Mannesalters, als er auf dem ersten Throne der Welt die Stelle seines großen Vaters einnahm. Was durfte das Reich von ihm erwarten? Was vollbrachte er für dasselbe? Großartig war der Jubel, der ihn begrüßte; ob er verdient, ob er allseitig in seiner

Quelle lauter gewesen, ob nicht auch unreine Motive sich einge-
mischt . . . , das sind Fragen, die wir untersuchen müssen.

Ludwig hatte eine schöne Vergangenheit hinter sich, er brachte eine reiche Erfahrung auf den Kaiserthron. Frühe von seinem Vater zum Könige von Aquitanien ernannt, wuchs er dort in den Geschäften des Friedens und des Krieges auf und erwarb sich solche lobwürdige Nachrede, daß der große Karl zu Thränen gerührt wurde. Aquitanien ist durch Ludwig glücklich geworden; denn nicht nur sicherte er seinen Bestand durch die rastlosen Kämpfe gegen die Mauren, sondern er nahm sich auch der Kirchen und der Rechtspflege in einer Weise an, daß z. B. das sogenannte „größere Leben Ludwigs“, in diesem Stücke auf den Berichten eines Augenzeugen beruhend, darüber berichtet: „Des Königs frommer Sinn war schon von früher Jugend an, damals aber besonders für den göttlichen Dienst und die Erhöhung der heiligen Kirche besorgt, so daß man ihn nach seinen Werken eher einen Priester, als einen König nennen möchte. Denn die ganze Geistlichkeit Aquitaniens hatte, bis sie ihm überwiesen wurde unter Tyrannen lebend, mehr dem Reiten, dem Kriegsdienst, dem Lanzenschwingen, als dem göttlichen Dienste ihre Zeit gewidmet. Auf Antrieb des Königs aber wurden von überall her Lehrer herbeigerufen, und die Kenntniß des Lesens und Singens, sowie geistliche und weltliche Wissenschaft, blühte schneller auf, als man es glauben konnte. Vorzüglich aber hing er Denen mit Liebe an, welche, all das Ihrige um Gottes willen verlassend, einem beschaulichen Leben sich hinzugeben strebten. Denn ehe Aquitanien unter seine Herrschaft kam, war dieser Stand daselbst ganz verfallen, unter ihm aber blühte er wieder auf . . . Er stellte viele Klöster wieder her und stiftete andere, die wie leuchtende Edelsteine das ganze Reich Aquitanien zieren. Seinem Beispiele folgten nicht nur viele Bischöfe, sondern auch viele Laien stellten die verfallenen Klöster wieder her und wetteiferten, neue zu gründen.“ — „Zu solchem blühenden und glücklichen Zustand gelangte aber das aquitanische Reich, daß wenn der König umherreiste oder zu Hause residirte, kaum Einer sich fand, der klagte, daß er etwas Ungerechtes erduldet hätte. Denn an drei Tagen in der Woche saß der König zu Gericht. Und als einst Kaiser Karl seinen Sekretär Erchambold an den Sohn sandte, um diesem Befehle zu überbringen, und dieser, zurückgekehrt, von jener Einrichtung dem Vater erzählte, soll dieser so erfreut gewesen sein, daß er vor zu großer Rührung in Thränen ausbrach und zu den Umstehenden sagte: „Wünschen wir uns Glück, von der gereiften Weisheit dieses Jünglings besiegt zu sein.“

Der Ruhm der Gerechtigkeitspflege und des sorgenvollen Eifers für die Erhebung seines Volkes in Religion und Sitte durch die

Kirche bleibt Ludwig unangetastet, wenn auch aus seiner Art der Herrschaft das Auseinanderfallen des Frankenreiches seinen Anfang genommen hat.

Das Königreich Aquitanien war nicht das Frankenreich; der Regierung jener Provinz gewachsen, war Ludwig nicht der Mann; das Werk des großen Karl in dessen Geiste fortzuführen. Ich glaube, daß Ludens Charakteristik zutreffend ist; in dieser heißt es: „Die Last des Reiches, die von Karls des Großen Schultern herabgesunken, konnte nur weiter ein Riese an Geist und Kraft tragen. Ludwig war das nicht, sondern ein gewöhnlicher Mensch. Wenige überragend, von Vielen überragt; nicht ohne Verstand, nicht ohne Tapferkeit, nicht ohne mannigfaltige Kenntnisse — er verstand die griechische Sprache und redete die lateinische wie seine Muttersprache; — ein Mann von edler Gestalt, von dem besten Herzen, von der reinsten Gesinnung, fromm, mild, theilnehmend und treu, züchtig und mäßig, jeder guten Sitte zugethan; fern von allem Prunk und so ernst, daß selbst Possenreißer und Mimen, welche die Gastmähler erheitern sollten, ihm niemals ein Lachen abnöthigten; aber ohne Schärfe des Blickes, ohne Schnelligkeit im Urtheil, ohne zureichende Klugheit, ohne Festigkeit im Entschluß, ohne Selbstvertrauen. . .“ Luden fügt hier noch bei, daß es Ludwig auch an Arbeitsamkeit, Fleiß und Ausdauer gefehlt habe; an Ausdauer, das ist richtig, daß er aber ohne Arbeitsamkeit und Fleiß gewesen, dafür wüßte ich einen Nachweis nicht beizubringen. Am unheilvollsten scheint mir der Zug gewesen zu sein: „Wenige überragend, von Vielen überragt;“ im Bewußtsein Dessen gab Ludwig in seiner Herzengüte gerne an seine Rathgeber sich hin, diese aber verstand er nicht zu wählen und wurde so ihr und ihrer Parteien Werkzeug, eine jener weichen Naturen, die, statt sich selbst zu bestimmen, es lieben, von Andern sich leiten zu lassen.

Wie es bei Regierungen von besonders langer Dauer überall sichtbar ist, daß bei Vielen Unzufriedenheit aus den verschiedensten Gründen sich ansammelt und deren Abhilfe vom neuen Herrscher erwartet wird, so geschah es auch beim Ableben Karls. Ludwig wurde freudig begrüßt aus guten Gründen; aber Viele von Denen, die ihn umschwärmten und an ihn sich drängten, hatten nicht immer das wahre Wohl des Reiches, sondern sehr stark auch ihre eigenen Interessen und eigensüchtigen Absichten zum Ziele ihres Rathens und Handelns. Zu dieser einen Schwierigkeit gesellte sich die andere, daß die Völkerschaften, durch Karls strenge Gewalt in den einen Reichsverband gezwungen, naturgemäß auseinanderstrebten, und ihnen und den großen nach mehr Selbständigkeit verlangenden Vasallen war Ludwig nicht der gefürchtete Karl, sondern eben der gütige, weiche Ludwig. So entstand aus der Schwierig-

keit der Verhältnisse und der Eigenart des Herrschers bei dessen bestem Willen, alle Anstände zu heben und alle Mißhelligkeiten auszugleichen, ein Mißgriff um den andern.

Das Erste, was Ludwig that, war, daß er, um eines modernen Ausdrucks mich zu bedienen, das Ministerium änderte, die ersten Rathgeber und besten Freunde des heimgegangenen Kaisers entfernte, so die Brüder Adelard und Wala, seine Bettern, welche, der letztere an der Spitze der Militärmacht, der erstere in den Staatsgeschäften, dem jungen Bernhard, des verstorbenen Pipin Sohn, zur Seite standen. Wala entsagte der Welt und ging ins Kloster Corvey, wohin sich sein Bruder erst später zurückziehen durfte, nachdem er eine Zeit lang auf der Insel Heri als Verbannter gelebt hatte. Auch der Erzbischof Leidrad von Lyon dankte ab und zog sich ins Kloster zu Soissons zurück. Den Palaß in Aachen räumte Ludwig rascher Hand aus, man sagte, weil ihn die Aufführung seiner Schwester geärgert habe, in Wahrheit, weil eine ganz neue Umgebung sich um den Herrscher drängte, die ihn keine Fühlung mit den väterlichen Traditionen nehmen lassen wollte. Alle Klagen der Unzufriedenen wurden willig aufgenommen und ohne viel Untersuchung entschieden. In Sachsen erhielten die fränkischen Herren, welche Karl dort als Hüter der Unterworfenen in die Güter verpflanzter Sachsen eingesetzt hatte, den Befehl, dieselben herauszugeben; die Sendboten erhielten Auftrag, in allen Gauen des Reiches Untersuchungen anzustellen und ohne Rücksicht der Person zu verfahren; es hatte den Anschein, als ob in Karls letzten Jahren ein Zustand der Rechtlosigkeit wie ein Pilz das Reich überzogen hätte, so gründlich und rasch glaubte Ludwig, auf seine neuen Rathgeber hörend, durchgreifen zu müssen. Schuf er hiermit viel Mißvergnügen, so beging er auch noch einen verhängnißvollen Mißgriff dadurch, daß er seinen ältesten Sohn Lothar nach Baiern, den andern, Pipin, nach Aquitanien sandte, weil Baiern und Aquitanien den Anspruch erhoben, als Eckpfeiler des Reiches von königlicher Gewalt regiert zu werden. Karl hatte ähnlich mit Ludwig gehandelt und seinen Sohn Pipin zum Könige von Italien ernannt; aber Ludwig war nicht Karl, und er sollte es erleben, was daraus entstehen mußte, daß unter seinen Söhnen die Provinzen Baiern und Aquitanien zu Königreichen sich consolidirten.

Ludwig begehrte die Kaiserkrone; in richtiger Auffassung der Dinge wußte er, daß sein Vater zwar für sich ihn zum Erben des kaiserlichen Namens einsetzen, aber die kaiserliche Würde ihm nicht wirklich übertragen konnte, und daß jene feierliche Handlung im Münster zu Aachen, wo Ludwig nach seinem Gelöbnisse, ein guter christlicher Herrscher sein zu wollen, auf Geheiß Karls die Krone vom Altare nahm (September 813) nicht gleichbedeutend war

mit der kaiserlichen Salbung und Krönung. Wir vermuthen, daß Kaiser Karl in der Vorahnung seines Todes diese Handlung mit Leo III. verabredet hatte; jetzt lag Ludwig daran, daß Stephan IV., Papst seit dem 22. Juni 816, die kaiserliche Würde ihm förmlich und feierlich übertrage. Da er aus mancherlei Gründen eine Romfahrt nicht wohl anzutreten vermochte, entschloß sich Stephan, über die Alpen zu kommen, und die feierliche Salbung und Krönung fand zu Rheims statt (September 816). Im Frieden, mit gegenseitigem Entgegenkommen ordneten Papst und Kaiser die Verhältnisse; Ludwig beschwor die Rechte der römischen Kirche, anerkannte des Papstes höchste Gerichtsbarkeit in seinem eigenen Lande, der Papst hingegen versprach, mit frommem Eifer der Wohlfahrt des Reiches sich anzunehmen. Stephan starb rasch dahin; am 25. Januar wurde Paschalis I. auf den heiligen Stuhl erhoben, und ihm stellte Ludwig eine Urkunde aus, worin der römischen Kirche das Patrimonium Petri mit dem römischen Dukate, die Patrimonien auf Sizilien, in beiden Calabrien und im Dukate von Neapel bestätigt wurden. Nichts störte den Frieden zwischen Papst und Kaiser.

Dagegen zeigten sich unter den Prälaten des Reiches verhängnißvolle Spuren eines inneren Zwiespaltes, indem der hohe Adel mit Mißgunst auf die Männer sah, welche Karl trotz ihrer niedrigen Herkunft, das Talent und die Würde der Persönlichkeit achtend, zu den höchsten und einflußreichsten Stellen erhoben hatte. Dennoch kamen auf den Reichssynoden von Aachen (816 und 817) die trefflichsten Bestimmungen über Kirchenzucht, über die Amtsführung der Bischöfe, über den Wandel der Canoniker und das klösterliche Leben zu Stande, und freudig bezeugte Ludwig seinen Eifer für das Gedeihen und segensreiche Walten der Kirche.

Auch für die Staatsangelegenheiten wurde ein äußerst wichtiger, in seinen Folgen gar verhängnißvoller Akt vollzogen. Die neue, am Hoflager herrschende Partei drang in den Kaiser, daß er, wie sein Vater ihm gegenüber gethan, einen seiner Söhne zum Reichsgehilfen erwählen möge. Der Kaiser nahm die Sache sehr ernst; für drei Tage wurde allgemeines Fasten, öffentliches Gebet angeordnet. Dann, am 20. Juli 817, ernannte Ludwig seinen ältesten Sohn Lothar zum Mitkaiser, mit der Bestimmung, daß Lothars Brüder Pipin und Ludwig, von denen der Erstere Aquitanien und der Letztere Baiern erhielt, den königlichen Titel führen, aber gleich Ludwigs Neffen *Bernhard*, der seinem Vater Pipin in der Regierung Italiens gefolgt war, der Oberherrschaft Lothars untergeordnet sein sollten.

Der große Karl hatte Ludwig zum Mitkaiser ernannt, als er sich dem Grabe nahe fühlte; Ludwig stand erst auf der Höhe des Lebens, als er den verhängnißvollen Schritt that, und seine Söhne waren noch nicht zu Männern gereift. Die Ueberordnung Lothars

über Pipin, Ludwig und Bernhard sollte die Reichseinheit sichern; aber sie brachte so viel Mißmuth bei den Hintangesetzten hervor, daß diese nur um so zäher auf die Ausbildung ihrer Gebiete zu eigentlichen und unabhängigen Königreichen bedacht wurden. Die ernstesten Männer aus Karls Schule, deren Leben und Trachten mit der Herrlichkeit des Reiches verwachsen war, hörten erschüttert die Hammerschläge, welche an seinen Fundamenten erklangen.

Die Gährung in den mißvergnügten Gemüthern äußerte sich am heftigsten in Italien. Die langobardischen Großen redeten dem Bernhard ein, für sie sei es eine unerträgliche Schmach, daß ihr König nur ein Beamter Lothars sein solle; ob denn er die Unwürdigkeit nicht selber fühle, ob er sie schweigend zu tragen gedente? Der ohnedieß hitzige Bernhard, der übrigens trotz seiner jungen Jahre sich als einen tüchtigen Menschen bereits bewährt hatte, braute auf; er solle, wurde ihm eingeredet, offen seinem kaiserlichen Oheim erklären, daß Italien seine Sache durch sich selbst besorgen könne und werde, und von Lothar sich nichts darcin reden lasse — schmeichlerische und hochtönende Redensarten, die über die Alpen zum Kaiser getragen wurden, dem Bernhard aber nichts als sein Unglück brachten; denn Kaiser Ludwig rüstete gleich mit Macht und ließ nach den Alpenpässen marschiren, die Langobarden aber erwieien sich so lässig, ihren Worten Nachdruck zu geben, daß Bernhard sich außer Stand sah, dem Oheim mit einiger Hoffnung auf Erfolg entgegenzutreten.

Da entschloß er sich zu einem verzweifelten Schritte: er ritt wehrlos nach Burgund und warf sich zu Chalons dem Kaiser zu Füßen; mehrere seiner Anhänger stellten sich mit ihm: sie wurden verhaftet, in Aachen sollten sie von den Reichsständen gerichtet werden. Ob der Ritt nach Chalons eine Eingebung der Reue und des Vertrauens auf die Güte des Kaisers war, ob eine Intrigue, darauf angelegt, den Arglosen zu verderben, ihn veranlaßt hat, läßt sich nicht mehr entscheiden, da Parteihaß die Geschichte jener Tage verzerrt hat; unter den Langobarden, denen es um Beschönigung ihrer Fahrlässigkeit zu thun war, fand das Gerede Glauben, die Kaiserin Irmingard habe den jungen Mann mit der trügerischen Hoffnung umspinnen, daß der Kaiser verzeihen werde, wenn Bernhard nur komme; Das habe sie aber gethan, um ihn zu beseitigen und einem ihrer Söhne die lombardische Krone in die Hände zu spielen.

Um Ostern 818 versammelten sich die Reichsstände zu Aachen; ihr Spruch lautete auf Hochverrath und Tod. Das Todesurtheil unterzeichnete der Kaiser nicht; aber Bernhard wurde geblendet, mit ihm der kaiserliche Pfalzgraf Reginar, und beide starben an der grausamen Qual der Blendung, Bernhard am 17. April 818.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wußte Ludwig von der Blendung nichts; er wird, wie so oft, seinen Entschluß, was mit den in strenger Haft Gehalteneu zu thun sei, hinausgezogen, die Gegenpartei aber, vielleicht der Kaiserin zu lieb, den unbequemen Bernhard mit rascher That beseitigt haben. Als Ludwig im Herbst aus einem Feldzuge gegen die aufgestandenen Bretonen heimkehrte, eröffnete ihm Irmingard sterbend, in der Angst ihrer Seele, was seinem Neffen geschehen sei. Sie starb am 3. October des Jahres 818 zu Angers; der Kaiser aber trauerte so sehr, daß er sich fast nur noch mit geistlichen Uebungen beschäftigte und ernstlich den Gedanken erwog, alle Herrlichkeit der Welt dahinzugeben und in einem Kloster sich zu vergraben, ein Gedanke, mit dem er schon in der Jugend als König von Aquitanien sich abgegeben hatte.

Er brachte ihn nicht zur Ausführung; eifrig suchte die Hofpartei nach einer Braut, die Abdankung Ludwigs hätte sie lahm gelegt, unter ihm hoffte sie ihre Herrschaft weiter führen zu können. Der Kaiser wählte Judith aus dem bairischen Hause der Welfen, dem mächtigen, das vom Bodensee bis zum Innstrom begütert war. Am 12. Juni 819 wurde die Vermählung gefeiert; aber wie bald sollte die Freude endigen mit Leid!

Im Jahre 820 übergab Ludwig Italien an seinen Sohn Lothar, dem der Papst Paschalis I. am 5. April 823 zu St. Peter die Kaiserkrone aufsetzte. Auf dem Reichstage zu Rymwegen 821 wurden die Landschaften näher bestimmt, welche zu den Königreichen Pipins und Ludwigs gehören sollten; Letzterem wurde zu Baiern auch noch Kärnthen, Böhmen und die in Slavonien und Pannonien eroberten Striche geschlagen. Aber in der Entscheidung über Krieg und Frieden, selbst in den Fragen ihrer Verhehlung wurden die Brüder an den Rath und die Zustimmung Lothars gewiesen. Ludwig glaubte hierdurch aufs Beste für das Reich gesorgt zu haben. Als dann im October dieses Jahres Lothar seine Vermählung mit Irmingard, der Tochter des Grafen Hugo von Tours, feierte, kannte der Erguß der Herzensgüte Ludwigs kaum mehr eine Grenze; er wünschte, daß alle Welt zufrieden sei; er begnadigte Alle, welche in den Aufstand Bernhards verwickelt gewesen, und ließ ihnen alles abgenommene Gut zurückerstatten; die Bischöfe, die, der Theilnahme beschuldigt, von ihren Stühlen vertrieben worden waren, durften zurückkehren. Auch den Rathgebern seines Vaters näherte sich Ludwig wieder; Adalhard durfte aus der Verbannung in sein Kloster Corvey heimkehren, und Wala wurde dem kaiserlichen Sohne Lothar als Rathgeber beigegeben.

Jetzt hörte Ludwig wieder andere Stimmen, als er seit seiner Thronbesteigung gewohnt war; die Entfernung der verdientesten Männer ohne Untersuchung auf bloße Verdächtigung hin, die Absetzung von Bischöfen und Aebten ohne canonisch geregelten Rechts-

gang auf einen bloßen Hofbefehl hin, die mannigfachen Bedrückungen, von seinen Günstlingen ausgeübt, erschienen dem Kaiser nun in neuem, von ihm bisher gar nicht geahnten Lichte; er ließ es zu, daß die Erzbischöfe Haitulf von Mainz, Hadebold von Köln, Hatto von Trier und Ebbo von Rheims mit ihren Suffraganen und anderen Bischöfen aus Frankreich und Deutschland scharfe Bestimmungen gegen die Vergewaltigung des Clerus noch zu Diederhosen trafen, und er selbst gab dem Reichstage zu Attigny im August geradezu alles anheim, was er nur immer beschließen wolle, um allen Ungerechtigkeiten und Uebelständen abzuhelfen. Er ging, da laut der Ruf nach Buße und allgemeiner Veröhnung erscholl, seinem Volke mit dem besten Beispiele voran; er rief seine Halbbrüder Drogo und Hugo zu sich, bat sie um Verzeihung dafür, daß er sie in Ungnade von sich gestoßen, und sorgte, daß Drogo Bischof von Metz wurde und Hugo Abt; er versprach, daß er vollauf alles gut machen wolle, was er oder sein seliger Vater gefehlt; im harten Bußgewande trat er in die Versammlung und bekannte seine Schuld, daß er übereilt verfahren im Prozesse gegen Bernhard und gegen den Grafen Bera von Barcelona, und fußfällig bat er die Bischöfe um Absolution und Auflegung einer Kirchenbuße. Die ganze Versammlung zerfloß in Thränen; die Gottesfürchtigen waren ganz für ihn gewonnen; bei Vielen aber trat, als die Rührung des Augenblicks vorüber war, der Spott gegen den Kaiser als einen mönchischen Schwächling ein.

Von den Bischöfen ist, anderer vortrefflicher Anordnungen nicht zu gedenken, eine Urkunde vorhanden, in welcher sie sagen: „Durch göttliche Inspiration und Euren frommen Eifer, auch aufgefordert durch Euer heilsames Beispiel (das Sündenbekenntniß) bekennen auch wir in vielen Stücken, sowohl in Betreff des Lebenswandels als des Unterrichtes und der Amtsführung, nachlässig gewesen zu sein. Aber durch Eure Güte mit der gehörigen Befugniß und Freiheit ausgerüstet, wollen wir fortan sorgfältiger sein. Da das Heil des Volkes vorzüglich vom guten Unterrichte abhängt, so sollen überall gelehrte Geistliche vorhanden sein. Die Schulen wollen wir eifrigt verbessern; wer lernen will, soll darin tüchtige Lehrer finden; für den Unterhalt der Schüler aber haben die Eltern und die Herren zu sorgen. In größeren Diöcesen sollen mehrere Schulen errichtet werden. Sind die Bischöfe nicht im Besitze der nöthigen Einkünfte, um solche Schulen zu gründen, so sollen die Besitzer der Herrschaften dafür sorgen. Die weltlichen Großen sollen häufiger in die Predigt kommen. Stellen dürfen nicht mit Rücksicht auf Verwandtschaft oder Freundschaft vergeben werden, denn auch Das ist Simonie.“

Welche Ernte aus der Saat Ludwigs aufgehen mußte, war

unſchwer zu errathen. Iſt alles Lobes würdig ſein aufrichtiges Streben, durch Gottesdienſt und fromme Zucht dem öffentlichen Leben höhere Impulſe zuzuführen, ſo haben die frommen Anſtalten, die trefflichen Geſetze und die dem Kaiſer nahe ſtehenden Perſonen ſelbſt Unſägliches zu leiden bekommen durch die mannigfachen Wirren, an welchen Ludwig nicht vollſtändig ſchuldlos war. Während ſeinem Vater das Reich über dem Einzelnen ſtand und er über Privatinterereſſen mit wenig Rückſicht hinwegſchritt, wo es ſich um das Wohl des Allgemeinen handelte, hat Ludwig im Gegentheile jeden Einzelnen zufrieden zu ſtellen geſucht; Das konnte aber bei den bunt durcheinander laufenden Fäden nicht immer geſchehen, ohne daß die Befriedigung des Einen die Unzufriedenheit des Andern wach rief. Dieſen Stimmungen gegenüber war er nicht der klarblickende und durchgreifende Mann, und ſeine Unſicherheit und die daraus hervorgehende Unbeſtimmtheit verſchuldete dann ein allgemeines Schwanken. Dieſes aber förderte die Parteibildungen. Während um die Söhne in ihren Ländern die nach größerer Selbſtändigkeit ihrer Heimath verlangenden Mannen ſich ſchaarten, gab es immer noch eine Partei, welche an dem Einheitsgedanken des Reiches feſthielt; Ludwig ſelbſt aber entſchied ſich weder ganz für die eine, noch für die andere, und bald traten Ereigniſſe ein, welche am Hofe eine neue Partei ins Leben riefen, und nun war das Geſchick des guten Kaiſers Ludwig eine beſchloſſene Sache. Die zweite Hälfte ſeiner Regierungsjahre wob ſein Todtenkleid nur zu Ende, nachdem er in der erſten derſelben die Fäden dazu ſelbſt bereitet und angelegt hatte.

II.

Die erſten Bedrängniſſe Ludwigs durch ſeine Söhne. Die Empörung Pipins.

(830.)

Als Judith im Jahre 823, am 13. Juni, eines Knaben genas, — er wurde Karl genannt und iſt unter dem Namen des Kaſſelen bekannt, — war es ein ſelbſtverſtändlicher und berechtigter Wunſch der Mutter, daß ihr Sohn Land und Leute nicht miſſen und von der Herrſchaft nicht ausgeſchloſſen werden möchte. Aber die Theilung der Herrſchaft war bereits vorgenommen und zweimal vom Kaiſer und den Großen beſchworen worden. Doch Ludwig, vom Liebreiz ſeiner geiſteskräftigen und hochgebildeten Gemahlin ganz beherrſcht, widerſtand ihren Zumuthungen nicht, und kaum war Karl über die erſten Lebensjahre hinaus, ſo wurde das Ge-

rede schon recht laut, daß ihm ein Antheil an der Herrschaft ausgemittelt werden müßte.

Der Plan fand verschiedene Gegner, sicherlich aus verschiedenen Motiven. Die Männer der Reichseinheit konnten unmöglich dazu mitwirken, daß abermals ein Stück des Reiches der unmittelbaren kaiserlichen Gewalt entzogen und das Widerstreben gegen die Einheit durch die Gründung eines neuen Reichstheiles verstärkt werde. Diese Männer sahen sich auf Lothar als den künftigen Träger der Kaisergewalt hingewiesen. Aber nicht aus dessen Gebiet wollte man die Stücke zur Bildung des neuen Reichstheiles schneiden, sondern die Königreiche Pipins und Ludwigs sollten die Ausstattung Karls abgeben. Das erregte den Mißmuth der beiden Brüder und ihrer Männer. Als die hauptsächlichsten Gegner Judiths und ihrer Absicht werden genannt: der Kanzler Elzachar, der Erzbischof Hilduin, der Graf Hugo von Tours, Lothars Schwiegervater, der Graf Matfred von Orleans und der greise Wala; welcher Parteischattirung die einzelnen dieser Herren angehörten, wissen wir nicht.

Nun traten in den Jahren 826 und 27 Unglücksfälle im Westen und Osten ein: gegen die Bulgaren wie gegen die Mauren wurde unglücklich gestritten: dabei waren einige der Herrn theilhaftig, und da erhob sich die Anklage so heftig gegen sie, daß Ludwigs Gesinnung umschlug; Hugo und Matfred wurden gestürzt, an ihren Würden und Lehnen gestraft, Balderich von Friaul schimpflich abgesetzt. Die Partei der Kaiserin hatte den ersten Theil ihrer Aufgabe gelöst, ein namhafter Theil der Opposition war beseitigt und durch die glänzende Rechtfertigung, welche vom Kaiser dem Herzoge von Barcelona, Bernhard, dem Hauptgegner der gestürzten Herren, zu Theil ward, die eigene Partei mächtig gestärkt.

In tiefer Heimlichkeit und unter vielfältigen Vorbereitungen zu einem kräftigen Schlage wider das Elend der Zeit reifte der Plan der Kaiserin zur Ausführung. Mannigfaches Unglück, arge Mißbräuche und Ungerechtigkeiten stimmten die Gemüther ernst; schwere Klagen wurden gegen die Juden erhoben, nicht nur über ihre gewohnte Uebervortheilung und Ausbeutung der Christen, sondern auch wegen des Verkaufs christlicher Knaben ins Land der Mauren; Klagen auch gegen Bischöfe und Geistlichkeit, gegen den Kaiser und seine Beamten. Auf einem Convente zu Aachen (828/29) führte Wala eine sehr freimüthige Sprache; er hatte alle Mißstände des Reiches, so weit sie ihm bekannt worden waren, aufgeschrieben und brachte das Sündenregister in die Versammlung. Er tabelte den Kaiser streng, daß er sich in rein geistliche Sachen mische, Kirchengut zu weltlichen Zwecken verwende, an unwürdige Schmeichler hohe Kirchenämter verleihe. Den Bischöfen warf er vor, daß sie viel zu sehr mit weltlichen Dingen sich abgaben, Dinge unternähmen, die

ihres Amtes nicht seien, dagegen ihr Hirtenamt hintansetzten und um das Heil der Seelen sich nicht kümmerten. Seine schärfste Rüge traf die Hofgeistlichen, weil sie weder als Canoniker, noch als Mönche lebten, zu weltlich sich aufführten und stets nach den reichsten Prälaturen haschten. Unmuthig wollte der Eine und Andere auffahren, aber der Kaiser hörte den strengen Richter ruhig an und verordnete, daß an vier Orten des Reiches, zu Paris, Mainz, Lyon und Toulouse, Reformsynoden abgehalten und durch ein allgemeines Fasten, in welchem Ludwig und Lothar mit gutem Beispiele voranzugehen versprachen, würdig vorbereitet werden sollten. Die Pariser Synode, welche im Sommer 829 zusammentrat, äußert sich darüber folgendermaßen: „Auch wenn wir mit schweren Sünden belastet sind, dürfen wir nicht verzweifeln; denn Gott ist barmherzig gegen Den, der Buße thut. Aber wir müssen auch die Strafen, die er uns wegen unserer Sünden schickt, geduldig ertragen. Da nun die Christenheit des fränkischen Reiches, welche Christus seinen rechtgläubigen Dienern Ludwig und Lothar zur Regierung und Beschützung übertragen hat, von verschiedenen Krankheiten geplagt, von vielem Unglück gedrückt ist und unablässig erfahren muß, daß das Schwert Gottes von Innen und Außen, nach Verdienst, gegen sie wüthet, so haben die Kaiser, von Gott erleuchtet, eine allgemeine Buße nach dem Beispiele der Niniviter für nothwendig erachtet. Erkennend jedoch, daß dieses Geschäft nicht ihres Amtes, haben sie auf den Rath der Bischöfe, der Großen und anderer Getreuen es dem geistlichen Stande überlassen, Denen, welchen die Binde- und Lösegewalt übergeben ist und welche Stellvertreter der Apostel sind. Und sie haben hierin ganz recht gethan. . . Deshalb haben sie befohlen, gleichzeitig an vier Orten des Reiches Synoden abzuhalten, um zu berathen, worin Fürsten und Volk, Clerus und Laien von dem göttlichen Willen abgewichen seien. Diesem Befehle der Kaiser gemäß, und um sowohl für das eigene Heil, als für das des anvertrauten Volkes zu sorgen, sind am 6. Juni 829 die Bischöfe aus den Provinzen von Rheims, Sens, Tours und Rouen in der Stadt Paris zusammengekommen und haben folgende Kapitel als nothwendig aufgestellt.“

Wie ernst die Synode ihre Aufgabe nahm, dafür wollen wir, die trefflichen Vorschriften für Geistlichkeit, Kirchenzucht und Gottesdienst übergehend, nur der für den König bestimmten Kapitel gedenken. „Der König“, heißt es, „soll nicht nur selbst ein Muster der Tugend sein, sondern auch seine Diener zu aller Art von Rechtschaffenheit anhalten. Sein Amt ist, die Gerechtigkeit zu verwalten und ein Beschützer der Kirchen, der Geistlichkeit, der Wittwen, Waisen und Armen zu sein; es ist Sünde, wenn er sein Amt bloß durch Diener verwalten läßt, und er soll nur bewährte Diener an-

stellen, denn er ist vor Gott für sie verantwortlich. Jeder König muß bedenken, daß er das Reich von Gott hat, daß er es nach Gottes Willen verwalten muß, und daß es nur bestehen kann, wenn Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Erbarmen herrschen. Vielen Geistlichen und Laien fehlt die Liebe, und daher so viele Uebel. Namentlich sollen die Palastbeamten untereinander durch das Band der Liebe verbunden sein; aber leider hassen sie einander, suchen einander zu stürzen, und darum bewahren sie auch dem Könige die Treue nicht und geben Andern ein schlimmes Beispiel. Die Unterthanen müssen dem Fürsten treu gehorchen und für ihn beten.“

Aus den Klagen und Bitten, welche die Synode erhebt, erhalten wir ein gar trauriges Bild der Zeit. „Das viele Unglück“, jagt die Synode, „welches die Kirche und das Reich heimsucht, ist eine Folge der vielen Sünden, namentlich der herrschenden Unsittlichkeiten. Auch noch viele Reste des Heidenthums sind vorhanden: Zauberei, Wahrsagerei, Traumdeuterei, Liebestränke, Amulette &c. Manche wollen durch teuflische Künste das Wetter ändern, Hagel machen, den Kühen die Milch nehmen oder verderben. Ueberdieß sind Trunkenheit, Fraß und Böllerei, Streit, Feindschaften, Verleumdung, Haß &c. so sehr verbreitet, als ob all Dies ganz natürlich wäre; ferner Possenreißerei, thörichtes Gerede, Bervünschungen, Lügen, frevles Schwören, obscöne Gesänge. Alles Dieses wollen wir mit Gottes Hilfe zuerst von uns selbst entfernen, Andern ein gutes Beispiel geben und unsere Diöcesanen darüber belehren. — Geistliche und Weltliche haben zweierlei Maas und Gewicht, größeres, wenn sie etwas einnehmen, kleineres, wenn sie etwas hergeben, und beinträchtigen ihre Untergebenen so, daß diesen von der Ernte und den Trauben für sich und ihre Familie nichts übrig bleibt. In einigen westlichen Provinzen des Reiches geschieht es, daß Bischöfe, Grafen und andere Herren ihren Untergebenen vorschreiben, wie viel sie für den Scheffel Getreide und den Eimer Wein verlangen dürfen, und auf diese Weise ihnen nur den dritten Theil von Dem geben, was Frucht und Wein anderwärts kosten. Geistliche und Laien treiben schrecklichen Wucher, so daß dadurch viele Leute verarmen, vor Mangel zu Grunde gehen oder zur Auswanderung genöthigt sind.“ — An den Kaiser wendet sich die Synode also: „Ihr verlangt zu erfahren, was denn daran Schuld sei, daß Priester und Fürsten vom rechten Wege abgewichen sind. Außer Anderem kennen wir besonders Ein Hinderniß des Rechts, das schon lange eingewurzelt ist, daß nämlich die fürstliche Gewalt, dem göttlichen Willen zuwider, sich in kirchliche Angelegenheiten einmischt, und anderseits die Geistlichen aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit oder Habsucht sich mit weltlichen Geschäften und Sorgen abgeben. — Wir bitten, daß Ihr Eure Söhne und Großen über die Macht und Würde

des geistlichen Standes in Kenntniß sezet; auch müßt Ihr Eure Getreuen ermahnen, uns nicht zu verdächtigen, wenn wir auf Euren Befehl Vorschläge zu unserer und Aller Besserung machen. Es ist nicht recht, wenn man sogar schon vor Veröffentlichung unserer Arbeit Verdacht gegen uns erweckt; nicht Eigennuß, sondern Eifer für das Seelenheil leitet uns. Wir bitten, daß Ihr uns wenigstens Einmal im Jahre freie Zeit zur Abhaltung von Synoden gewährt. Wir bitten, daß Ihr nach dem Beispiele Eures Vaters wenigstens an drei Orten des Reiches öffentliche kaiserliche Schulen errichtet. — Demüthig bitten wir, daß Ihr dem freveln Blutvergießen im Reiche Einhalt thuet, indem Manche, ohne durch ein Amt dazu berechtigt zu sein, sich eigenmächtig zu Richtern aufwerfen und Andere tödten. — Euren Sendboten möget Ihr befehlen, daß sie uns im Reformwerke unterstützen. Auch möget Ihr für die Heiligung des Sonntags Sorge tragen; keine Märkte, Volksversammlungen, Feldarbeiten sollten stattfinden dürfen, auch nicht mit Karren gefahren werden.“

Für die Person des Kaisers, für seinen Haushalt und die Familie gelten die Mahnungen: „In Betreff des Empfangs der heiligen Eucharistie möget ihr gemäß den Ermahnungen der ältern Synoden handeln, und durch euer Beispiel eure Diener zu Gleichem ermuntern. Ihr möget bei Aufstellung der Bischöfe und Hirten große Sorgfalt anwenden. Ebenso sollet ihr, wie schon oft gemahnt worden ist, bei Aufstellung von Aebtissinnen und bei der Auswahl eurer Diener sehr sorgsam sein und darauf halten, daß eure Räte und Diener unter sich einig seien. — Wir bitten und beschwören euch, daß ihr eure Kinder in der Furcht Gottes erziehet und ihnen gegenseitige Liebe zu einander, Achtung gegen die Mahnungen des Vaters und Enthaltung von allem Unrecht einschärfet.“

Unter dieser Stimmung der Gemüther wurde (6. Juni 829) der sechsjährige Knabe Karl in der Kirche von St. Germain (Paris) zum Könige gekrönt, ohne daß ihm vorderhand ein Reichsgebiet ausgemittelt worden wäre. Das geschah erst im August zu Worms, und Rhätien, Alamannien und einige Striche von Burgund wurden sein Erbtheil; den Herzog Bernhard von Barcelona bestellte der Kaiser, unter Erhebung zum Reichskämmerer, als Erziehler des Prinzen. Das war ein vollständiger Sieg der Kaiserin Judith. Im Leben Ludwigs von Thegan heißt es, daß die Uebergabe der genannten Landstriche an Karl in Gegenwart von Lothar und Ludwig (dem Deutschen) erfolgt sei, und daß sie darüber erzürnt gewesen, wie auch ihr Bruder Pipin. Es ist übrigens sicher, daß Lothar anfänglich seine Zustimmung zu der Abmachung gegeben hat; Zeuge dafür ist Nithard, welcher, besser als irgend Einer eingeweiht, berichtet: „Nach der Geburt Karls mußte der

Kaiser nicht, was er mit diesem anfangen solle, da er das ganze Reich unter die übrigen Söhne vertheilt hatte. Und da der Vater hierüber in Sorge um Karl seine Söhne anging, verstand sich endlich Lothar dazu und bekräftigte eidlich, daß er, welchen Theil des Reiches auch der Vater dem Sohne geben würde, Karls Beschützer und Vertheidiger gegen alle seine Feinde für die Zukunft sein wolle.“ Es ist möglich, daß Lothar diesen Eid in Unbefangenheit geleistet hat; denn als künftiger Kaiser verlor er durch die Begünstigung Karls nichts, da dessen Gebiet aus den Reichen seiner Brüder geschnitten werden sollte, wobei sein eigenes Reichsgebiet unangetastet blieb; im Gegentheile gewann er, da er hoffen konnte, daß sein Schützling Karl, ihm verpflichtet, gegen die Brüder ihm beistehen werde. Aber wie bei Lothar mit Ausnahme der schlechten Leidenschaften nichts eine nachhaltige Wirkung äußerte, so ließ er auch gegen seinen Eid sich umstimmen; was lag diesem schlechtesten der Söhne Ludwigs, dem treulosen Manne, an einem Eidschwur? „Auf Anreizen Hugo's, dessen Tochter er zur Frau genommen hatte, und Matfreds und Anderer, fing Das, was er gethan hatte, ihn zu gereuen an, und er arbeitete auf alle Weise darauf hin, wie er jene Uebereinkunft rückgängig machen könnte. Dies entging Vater und Mutter nicht; Lothar aber strebte, wenn nicht offenbar, so doch im Geheimen, Das, was der Vater festgesetzt hatte, umzustoßen.“ (Mithard, 4 Bücher Geschichte. 1. 3.)

Zu den Vordergrund trat Pipin. Mit den schamlosesten Mitteln wurde die Bevölkerung gegen den Kaiser aufgestachelt; die Kaiserin, hieß es, sei eine ungetreue Frau, Karl nicht Ludwigs, sondern Bernhards Sohn, der Kaiser aber durch Zauber verstrickt, so daß er die schlimmen Dinge nicht einmal bemerkte. In Pipins Umgebung bemerkte man den Erzkaplan Hilduin, Abt von St. Denis, den Bischof Jesse von Amiens, die Grafen Hugo und Matfred, den Abt Elijacher und Andere, der Kaiser aber war so ziemlich verlassen. Als er im Jahre 830 gegen die Bretonen zog, wurde das Aufgebot nur spärlich und lässig geleistet; desto mehr Zuzug hatte Pipin. Ludwig gestattete Bernhard über die Pyrenäen zu gehen, Judith aber barg er in einem Kloster zu Laon; er selbst begab sich nach Compiègne. Hier wurde verhandelt, eine harte Forderung um die andere an den Kaiser gestellt, daß er abdanken, seinem alten Verlangen, in ein Kloster zu gehen, nachgeben solle; Judith sei bereit, den Schleier zu nehmen, er also von dieser Seite frei. Die Kaiserin nämlich war aus dem Marientloster zu Laon entführt und unter den schwersten Drohungen zu dem Versprechen genöthigt worden, daß sie den Schleier nehmen und dem Kaiser den Willen der Empörer einreden wolle. Wider ihr Erwarten erwies sich der hartbedrängte Kaiser, muthiger im Unglücke, als in der Führung

der Herrschaft, standhaft; sicher wollte er, ohne den heiligen Stuhl befragt zu haben, weder über seine Person noch über das Reich in solcher Weise verfügen und begehrte Bedenkzeit. Im October (830) begab er sich dann nach Rymwegen, wohin er einen Reichstag berufen, auf die Deutschen vertrauend, denen seine schmählische Mißhandlung zu Herzen ging. Klug hatte er verordnet, daß Jeder nur in einfacher Begleitung sich einfinde; den Abt Hilduin, der eine bedeutende Schaar mit sich gebracht, verwies er ins Lager bei Paderborn; die Empörer erschrafen, und den Deutschen wuchs der Muth. Auch Lothar war aus Italien gekommen; noch war er nicht öffentlich als Gegner seines Vaters aufgetreten, hatte aber alles, was geschehen war, gut geheißt und gestattete jetzt, daß die entscheidende Berathung in seiner Gegenwart vor sich ging. „In der Nacht versammelten sich die Empörer in der Wohnung Lothars“, berichtet der sogenannte Astronomus im Leben Ludwigs, „und erklärten, man müsse es entweder zu den Waffen kommen lassen oder sich vor der Macht Ludwigs irgendwohin zurückziehen. Nachdem sie über dieser Berathung die ganze Nacht zugebracht hatten, ließ der Vater seinem Sohn am Morgen sagen, er solle nicht den öffentlichen Feinden trauen, sondern als Sohn zu ihm, dem Vater kommen. Als er Dies hörte, ging er, trotz der Abmahnungen Derer, die um ihn waren, zum Vater, von dem er nicht mit harten Scheltworten angefahren, sondern in milder und gemäßigter Weise zurechtgewiesen wurde. Da aber Jener sich ins Innere des Hauses begeben hatte, begann das Volk auf Anreizen des Teufels gegen einander zu rasen, und die Wuth wäre bis zum gegenseitigen Morden gestiegen, wenn nicht die Klugheit des Kaisers Dem vorgebeugt hätte. Während nämlich Jene unter einander tobten und fast bis zur Raserei sich ereiferten, zeigte sich der Vater mit seinem Sohne der gesammten Menge. Sogleich legte sich die ganze Aufregung; denn als sie des Kaisers Worte gehört hatten, standen sie vom ganzen Streite ab.“ Ohne Widerstand zu finden, konnte der Kaiser jetzt die Häupter der Empörung festnehmen lassen, und wer an der Spitze der übrigen Richter sie dem Henkerbeile überantworten wollte, das war Lothar. Doch Ludwig begnügte sich damit, die Majestätsverbrecher in Klöster sperren zu lassen, und kaum ein Jahr war ins Land gegangen, so hatte er sie Alle begnadigt und in ihre Ehren und Güter wieder eingesetzt. Das Werk von Rymwegen wurde in Aachen auf einem Reichstage im Februar 831 vollendet. Judith, aus Aquitanien herbeigeht, forderte ihre Ankläger vor; keiner wagte ihr entgegenzutreten, und nun schwor sie feierlich einen Reinigungseid. Im Frieden entließ der Kaiser seine Söhne; von Lothar verlangte er, daß er inskünftige weder in Italien, noch diesseits der Alpen ohne den Rath und die Guttheißung des Vaters etwas Wich-

tiges mehr unternehme; Pipin wurde sogar mit einigen weitem Landstrichen ausgestattet. So glaubte die Güte Ludwigs über die Empörung seiner Söhne triumphirt zu haben.

III.

Die Empörung Ludwigs des Deutschen.

(832.)

Im Herbst 831 brachte Bernhard, der Herzog von Septimanie, Gesandte aus Spanien auf den Reichstag nach Diedenhofen, deren Botschaft das alte Verlangen des Kaisers zu einem Kreuzzuge gegen die Mauren neu aufweckte und bestärkte; allein die Mißthelligkeiten in Aquitanien gestatteten keine Heerfahrt über die Pyrenäen. Pipin, obgleich geladen, kam nicht einmal zur rechten Zeit auf den Reichstag, sondern erst, nachdem derselbe vorüber war. Bernhard forderte seine früheren Ankläger zum Gottesgericht durch den Zweikampf; da aber keiner auftrat, schwur er den Reinigungseid, blieb aber nicht am Hofsager.

Pipin ließ sich bewegen, vor seinem Vater in Aachen zu erscheinen; er ward aber sehr verbittert, insbesondere, da er bald merkte, daß er in einer Art von Haft gehalten, auf Schritt und Tritt von Spähern beobachtet werde. Am 28. Dezember flüchtete er, und alsbald erscholl durch Aquitanien hin das Geschrei, der Kaiser, mißleitet durch seine Umgebung, habe es auf den völligen Ruin dieses seines Sohnes abgesehen, weshalb die Getreuen für ihren Herrn zum Schwerte greifen mußten.

Das war keine unwillkommene Botschaft in Baiern, wo die Gemüther durch das Gerücht aufgeregt worden; der Kaiser denke nach der bayerischen Seite hin das Gebiet Karls zu vergrößern und so die Ostmark zu schwächen. Ludwig war seinem Vater bisher nicht zu nahe getreten; im Gegentheile hatte er sich in Nymwegen zu seiner Stütze gemacht; sein Land aber mochte er nicht schmälern lassen. Matfred verhandelte mit ihm, gewiß in einem dem Kaiser feindseligen Sinne. Im Frühjahr 832 brach Ludwig in Alamannien ein, wohl um die Alamannen und Ostfranken im Sturme zu einer Erklärung für ihn fortzureißen. Allein als der Kaiser kam, verließen sich die Heerhaufen seines Sohnes; das Volk der Baiern wollte nicht gegen den Kaiser kriegen, und Ludwig sah sich genöthigt, den Vater um Verzeihung zu bitten, die der Gütige leicht gewährte, unter der Bedingung, daß der Sohn das Gelöbniß leistete, keiner Abmachung in Betreff seines Halbbruders inskünftige entgegenzutreten und niemals wieder gegen seinen Vater etwas zu unterneh-

men oder an einer Feindseligkeit Anderer gegen denselben Theil zu nehmen.

IV.

Der Bund der Brüder. Die Absetzung des Kaisers. Dessen Wiedereinsetzung.

(833—834.)

Waren Lothar und Pipin vom deutschen Ludwig über sein Vorhaben verständigt und er von ihnen in demselben bestärkt worden? Gewiß ist, daß der Kaiser den Lothar mit Zurückhaltung behandelte, ja nicht einmal mehr dessen Namen auf die Ausfertigung kaiserlicher Urkunden setzen ließ; an Pipin aber stellte er die Forderung unbedingter Unterwerfung; er verbannte ihn mit seiner Familie nach Trier, mit dem Gebote, ohne väterliche Erlaubniß diese Stadt nicht mehr zu verlassen. Pipin gehorchte, wurde aber auf dem Wege von aquitanischen Herren — wohl nicht ohne sein Wissen und Willen — aufgehoben und in die Heimath entführt. Am 4. October 832 stand der Kaiser mit Heeresmacht bei Toulouse, forderte den Sohn vor sein Gericht und entsetzte ihn, da er nicht Folge leistete, seines Landes. Er gab es an Karl, der nun vom Lech bis Ebro alles Land sein eigen nennen sollte.

Das war den Brüdern unerträglich, aber auch den Aquitaniern zu viel zugemuthet. Nur wenige hielten zum Kaiser, und mitten im Winter mußte dieser aus der Provinz entweichen; in trostlosem Zustande kamen seine Heerhaufen in Nachen an. Der Hilferuf Pippins fand bei Ludwig und Lothar Widerhall; Letzterer bat den Papst um seine Vermittlung. Gregor IV. entschloß sich, über die Alpen zu kommen und eine Friedensvermittlung zu versuchen; da er aber im Gefolge Lothars reiste und Pipin und Ludwig ihm entgegeneilten, auch viele Mißvergünstigte zu den Prinzen sich schlügen, so wurde am kaiserlichen Hoflager sein Auftreten von vornherein verdächtig; ja der Kaiser gab (Ostern 833) den Befehl, die Alpenpässe zu besetzen. Nach Worms hatte er einen Reichstag berufen; daselbst überwog die vorwärts drängende, zu jeder Gewaltmaßregel entschlossene Partei. Dem heiligen Vater wurde zugemuthet, daß er unverweilt den Heimweg antreten oder auf die Seite des Kaisers herübertreten solle. Deutsche Prälaten erklärten ihm, daß sie seiner Mahnungen nicht achten könnten und auf seine Drohungen nichts geben würden, denn er könne nur dazu gekommen sein, die Flamme der Zwietracht noch stärker anzufachen; er solle es nicht so weit kommen lassen, daß sie seine und seiner Begleiter Absetzung aus-

iprächen. Diese unwürdige Sprache setzte den heiligen Vater in höchstes Erstaunen; Männer, die in seinen Augen Feiglinge waren, da sie gesagt hatten, daß sie zu seiner Begrüßung ihm nicht entgegen kommen könnten, weil der Kaiser es ihnen verboten habe, wagten es, mit dem Schisma zu drohen, Männer des Streites den mit dem Delzweige in ihre Mitte Tretenden zu beschimpfen. Die Leidenschaften waren in wildem Tumulte, im Lager der Prinzen nicht minder als am Hofe des Kaisers. Bei ihnen hieß es, so lange könne es keinen Frieden geben, bis der schwache, von einer Partei willenlos geleitete Kaiser abgesetzt sei; aber der Papst sei da; dieser erkenne die Nothwendigkeit an und werde, von seiner apostolischen Gewalt Gebrauch machend, erklären, in welchem Lager der rechtmäßige Kaiser sich befinde, und die gegen seinen Spruch Widerpäufigen mit der Excommunication schlagen.

Die Kaiserlichen rückten von Worms aus ins Elsaß, wo bei Colmar die Heerhaufen der Brüder lagerten. An St. Johannis des Täufers Tag sollte es zur Schlacht kommen; da ward dem Kaiser gemeldet, daß der heilige Vater nahe. Unwürdig, weil frostig, war der Empfang von Seiten des übel berathenen Ludwig; doch bald ging sein Herz auf, und der Papst kehrte voll froher Hoffnung in das Lager der Söhne zurück. Der Vater bot die Hand zum Frieden und war in seinen Forderungen mäßig; doch Friede wollten die Söhne nicht, sie hatten mit ihrer Partei gehofft, der Papst werde den Vater zur Abdankung bereben. Jetzt ließen sie ihn nicht mehr zum Kaiser zurück; dafür wurde die Lüge ausgesprengt, er habe wirklich gethan, was sie gehofft, und Ludwig habe sich zur Abdankung bereit erklärt. Diese schlau ersonnene Lüge vereinsamte den Kaiser; denn nun rissen all' die ungetreuen Männer aus, welche glaubten, vom alten Herrscher nichts mehr gewinnen zu können, durch die Söhne aber Alles zu verlieren fürchteten, wenn sie nicht bei Zeiten ihnen sich anschließen. Kamen erst nur Einzelne, so ließen die Uebrigen durch Versprechungen und Drohungen sich verführen, so daß sich der Kaiser eines Morgens nur mehr von wenigen geistlichen und weltlichen Herren umgeben sah; unter ihnen werden die Bischöfe Drogo von Metz, Mebain von Autun, Willerich von Bremen, Alderich von Sens u. A. genannt. Ihnen sagte Ludwig: „Gehet auch ihr zu meinen Söhnen; ich will nicht, daß Einer um meinewillen Leben oder Glieder einbüße.“ Weinend gingen sie fort. Nur sieben Tage waren nöthig gewesen, in dieser Weise den Abfall zu vollenden.

Nun war an eine Schlacht nicht mehr zu denken; aber im hoch angeschwollenen Lager der Söhne erscholl der Ruf zu einem Angriff auf das kaiserliche. Ludwig bat seine Söhne, ihn nicht der Wuth des Volkes preiszugeben. Er solle zu ihnen kommen, er-

widerten sie, und so ritt er hinüber. Die Söhne sprangen von den Rossen; der Vater ermahnte sie, ihm zu halten, was sie eidlich versprochen; aber er wurde ein Gefangener Lothars, Judith in den Gewaltjam Ludwigs und dann nach Tortona gebracht, Karl ins Kloster Prüm gesperrt.

Traurig kehrte der heilige Vater Gregor heim; das Feld, wo der Verrath triumphirt hatte, wurde fortan vom gerechten Volksmunde das Lügenfeld genannt, denn gelogen war da worden wider Gott und die Menschen.

Als die Frevelthat geschehen war, erschrafen doch Viele; auch die Brüder waren durch sie nicht einiger geworden, im Gegentheile erregte das herrliche Auftreten Lothars neuen Haß. Lothar führte den gefangenen Vater mit sich herum, bis er ihn zu Soissons in einem Kloster einsperrte, in anständiger Haft, wie er ausgab, in unkindlicher, ja barbarischer Mißhandlung, wie das Gerücht zum Schrecken der Völker ausmalte. Das Unglück gewann das allgemeine Mitleid. „Alle“, jagt der Astronomus, „außer den Urhebern erfaßte Jammer über diese Sache und über solchen Wechsel der Dinge.“ In der Sorge, das Errungene möchte ihm wieder entgehen, erjann Lothar listig das Auskunftsmittel, durch die Vertreter der Kirche den Kaiser unschädlich zu machen. Im October (833) hielt er zu Compiègne einen Parteitag — Reichstag können wir wegen der Zusammensetzung der Versammlung nicht sagen —; da ward die Frage kurz abgethan, ob Vater und Sohn zusammen die kaiserliche Gewalt wieder ausüben sollten; niemals hätte dies getaugt, hieß es, sondern der Schwächere müsse dem Stärkeren weichen. Unter den entschiedensten Gegnern des alten Kaisers wird der Bischof E b b o vom Rheims genannt, welcher es mit anderen Bischöfen auf sich nahm, Ludwig so lange zu bearbeiten, bis er sich zur Abdankung bereit erkläre. Nicht nur Gründe der Politik wurden vorgeführt, sondern auch durch Vorstellungen: der Kaiser gefährde sein Seelenheil, er sei für die Mißregierung und alles Unglück, das für die Einzelnen, wie für das Reich daraus hervorgehe, verantwortlich, das Gewissen des armen, guten Ludwig so erschüttert, daß er nachgab und zum Ueberflusse noch öffentlich seiner Sünden sich anklagen wollte.

Zu Soissons in Unserer Lieben Frauen Kirche vor dem Altare lag ein Bußkleid. Dabei kniete vor allem Volke Ludwig der Kaiser und beichtete laut, vielfältig Thränen vergießend, daß er Fehler auf Fehler in der Regierung gehäuft, die Blendung des Königs Bernhard nicht gehindert, viele Meineide veranlaßt, Bischöfe ohne canonische Untersuchung mit schweren Strafen belegt und sonst noch vielfältig Unheil über das Reich gebracht habe; daher bitte er um Auserlegung einer Kirchenbuße. Er legte sein schriftliches Sündenbekenntniß auf dem Altare nieder, gab das Schwert aus dem Wehr-

gehäng und ließ das härene Bußkleid sich anlegen. Dann legten ihm die Bischöfe die Hände auf und ertheilten ihm die Losprechung; Ebbo von Rheims sprach die Kirchenbuße aus. Jetzt war Ludwig, solange diese währte, unfähig zu jeder Regierungshandlung, und Lothar glaubte mit seiner Partei, schlau die Forderungen der Anhänger des Kaisers beseitigt zu haben.

Alein die Beschimpfung der kaiserlichen Majestät empörte die Anhänger Ludwigs, wandelte den Sinn vieler seiner Gegner um, und lauter als zuvor ertönten die Klagen durch das Reich. Der bairische Ludwig erklärte Lothar, daß sein kindlich Gemüth aufs Tiefste erschüttert sei; er könne den Zwang, der dem Vater angethan, nicht ertragen, auch nicht die fortwährende Gefangenschaft desselben und fordere, daß Lothar ihn frei nach Deutschland reisen lasse. Seine Worte unterstützte er mit energischen Rüstungen. Eine ähnliche Sprache erhob Pipin. Eine Verhandlung zwischen Lothar und Ludwig in Mainz führte zu keiner Entscheidung; nun standen die Baiern, die Alamannen, die Ostfranken und Sachsen auf, um den guten Kaiser zu befreien. Auf der anderen Seite kam Pipin mit den Aquitanern, und schon im Jahre 834 sah sich Lothar in solchem Gebränge, daß er nach Paris flüchtete. Nun schickten auch noch mächtige Herren aus Burgund Botschaft, daß der Kaiser freigegeben werden müsse, wenn man nicht wolle, daß sie selbst mit Waffengewalt ihn frei machten, und auch unter den Westfranken zeigte sich eine bedenkliche Stimmung. Die heuchlerischen Reden Lothars, daß er der beste Sohn, und der Vater nicht durch ihn, sondern durch eine Reichsversammlung in seine mißliche Lage gekommen sei, zogen kein Schwert mehr für ihn aus der Scheide; er sah sich in Paris nicht mehr sicher und entwich bis Wienne.

Nun strömte es in hellen Haufen nach St. Denis, wo Lothar seinen Vater zurückgelassen; jubelnder Zuruf drang in den Kaiser, die Waffen wieder anzulegen und die Krone sich neuerdings aufs Haupt setzen zu lassen. Auch Ludwig der Deutsche und Pipin kamen, und am 22. Februar 834 ward der Vater mit den kaiserlichen Gewändern angethan. Alles verzieh, Vieles vergaß er in seiner Herzengüte; freudeerfüllt wollte er nicht einmal Lothar verfolgen. Seine Gemahlin Judith wurde ihm aus Italien gebracht; Karl verließ das Kloster von Prüm.

Lothar aber war noch nicht so sehr von Streitkräften entblößt, daß Ludwig aller Anstrengung wider ihn sich hätte entschlagen dürfen; aber er wollte es zu keinem Kampfe kommen lassen. Trozdem Lothar den ersten Friedensgesandten schnöde abgewiesen hatte, schickte der Vater, als sein Heer durch den Zuzug Ludwigs mit seinen Deutschen und Pipins mit den Aquitanern zur erdrückenden Uebermacht angewachsen war, abermals eine Botschaft, nichts verlangend,

als reumüthige Unterwerfung. Da die Nachricht eintraf, daß normännische Seeräuber an der Küste sich zeigten, und solange der Aufruhr Lothars währte, keine Möglichkeit war, eine ordentliche Macht gegen sie aufzubieten, so wurde der Unmuth wider Lothar als den Zerrüther des Reiches sehr bitter, und da er Alles befürchten mußte, entschloß er sich zur Unterwerfung; die Komödie konnte er ja nach so mancher vorausgegangenen auch noch spielen. Auf den Knien bat er, umgeben von seinen vornehmsten Anhängern, um Gnade, und sie schwuren, Ludwig als ihren rechtmäßigen Kaiser und Herrn anzuerkennen und Treue ihm zu halten. Dann erklärte dieser Alles für verziehen, stellte den Empörern ihre Güter und Ehren zurück und befahl Lothar, nach Italien sich zu begeben und dieses Land ohne seine Guttheilung niemals wieder zu verlassen. Die Bischöfe von Lothars Partei hatten sich geflüchtet, Ebbo in einem Walde bei Paris in einer Einsiedelei sich versteckt; er wurde nach Fulda gebracht und dann im März 835 zu Diedenhofen zur Buße und Abdankung veranlaßt.

Ludwig, wieder als Kaiser waltend, machte sich mit seinem frommen Eifer daran, die Wunden, welche in den zerstörenden Zwisten dem Reichskörper geschlagen worden waren, nach Kräften zu heilen. So befahl er seinem Sohne Pipin, die Kirchengüter, die er in Aquitanien entweder selbst seinen Anhängern geschenkt, oder welche diese sich eigenmächtig zugeeignet hatten, ohne Verzug zurückzuerstatten. In die Städte und Klöster schickte er Sendboten, um das verfallene Kirchenwesen wieder aufzurichten; auch befahl er, daß Sendboten die einzelnen Grafschaften durchzögen und dem frechen Treiben der Räuber und Diebe, das zu unglaublicher Höhe gestiegen war, ein Ende machten; und wo deren Macht zu groß wäre, sollten die Sendboten noch die nächsten Grafen und die Leute der Bischöfe aufbieten, um die Banden zu vernichten. Auf der nächsten Reichsversammlung in Worms wollte er Bericht über Alles haben. Da sich zu Worms herausstellte, daß viele Grafen bei der Ausrottung der Räuberbanden nachlässig gewesen waren, strafte er auf verschiedene Weise unter hartem Tadel ihre Trägheit und ermahnte seine Söhne und das Volk, die Gerechtigkeit zu lieben, die Räuber zu verfolgen, die Guten und ihre Besitzungen von Unterdrückung zu befreien, indem er ihnen drohte, noch schwerere Strafen über Diejenigen zu verhängen, welche dieser Ermahnung nicht nachkommen würden. So der Astronomus.

V.

Neue Wirren.

(837—840.)

Die Kaiserin Judith war das Unglück Ludwigs. Zwar sind die üblen Nachreden, mit welchen sie von den Geschichtschreibern der Partei der Söhne besleckt wird, entschieden in das Reich der Verläumdung zu verweisen; aber indem sie fortwährend darauf bedacht war, ihrem Söhnchen Karl einen möglichst ausgedehnten Reichstheil zuzuwenden, und Ludwig allen ihren Wünschen und Bestrebungen zu Willen war, mußte sie nothwendig zum Sterne seines Unglücks werden.

Da der Kaiser zu kränkeln anfang und sein baldiges Ableben voranzusehen war, überkam sie und ihre Rätthe die Sorge, daß es um ihre Sache so schlecht als möglich bestellt sein werde, wenn der Tod vor der definitiven Regelung der Erbschaftstheilung eintrete. Zudem sie also auf diese hinarbeiteten, suchten sie zugleich an einem der Brüder eine Stütze gegen die andern zu gewinnen. Sie fielen auf Lothar, und der Kaiser wurde veranlaßt, an diesen Botschaft zu schicken, daß er mit dem Vater zusammenkommen möge, damit sie sich vollständig versöhnten und mit einander die Zukunft sicher stellten. Auf einem Tage zu Diefenhofen im Mai 836 erschien als Lothars Gesandter der greise Wala, mit welchem die Präliminarien vereinbart wurden; dem Wunsche einer persönlichen Zusammenkunft konnte Lothar nicht gleich nachkommen, da er krank darniederlag.

Unterdessen wurde in Aachen (837) dazu geschritten, für Karl einen größeren Reichstheil auszumitteln; der Kaiser umgürtete ihn mit dem Schwerte, und dem angehenden Jünglinge wurde eine Krone auf das Haupt gesetzt. Ludwig und Pipin schwiegen; aber es erregte großes Aufsehen, daß Ersterer mit Lothar irgendwo in den Alpen eine geheime Zusammenkunft hatte, und man wußte am Kaiserhofe nicht, wie man eigentlich mit Lothar daran war.

Man lud ihn Judith aufs Dringendste ein, zu kommen; man werde sich leicht verständigen, er sei die Hoffnung des kränkenden Vaters; er werde die Hälfte des Reiches mit alleiniger Ausnahme Baierns erhalten, wenn er nur seinen Bruder Karl lieben, unterstützen, schützen und behüten wolle.

Am 30. Mai 838 war Lothar in Worms auf der Reichsversammlung. „Und daselbst“, erzählt Nithard, welcher in alle Reichsgeschäfte eingeweiht war, „warf sich Lothar demüthig vor allem Volke zu den Füßen des Vaters nieder und sprach: Ich weiß, daß ich gegen

Gott und gegen dich, meinen Herrn und Vater, gesündigt habe; nicht um Herrschaft und Reich, sondern um deine Vergebung und deine Gnade bitte ich.' Ludwig aber, als ein frommer und gütiger Vater, verzieh dem Flehenden die begangenen Uebelthaten und schenkte ihm die erbetene Gnade unter der Bedingung, daß er künftig wider seinen, des Vaters, Willen nichts in irgend welcher Weise weder gegen Karl, noch gegen das Reich unternähme. Dann hieß er ihn herzlich willkommen, küßte ihn und dankte Gott für den verlorenen Sohn, welchen seine Hand ihm wieder zugeführt habe. Darauf gingen sie gemeinschaftlich zur Mahlzeit, indem sie die Berathung der Geschäfte auf den nächsten Tag verschoben. Als sie nun am nächsten Tage zur Berathung zusammengetreten waren, sprach der Vater, von dem Wunsche beseelt, Das, was er versprochen hatte, auszuführen: 'Siehe, mein Sohn, wie ich versprochen habe, liegt hier das ganze Reich vor dir; theile es nach deinem Gefallen; wenn du theilst, soll Karl die Wahl seines Theiles zugestehen; wenn aber wir die Theilung machen, sollst du deinen Theil dir wählen.' — Drei Tage lang arbeitete Lothar an der Theilung; da er aber damit nicht fertig werden konnte, schickte er an den Vater mit der Bitte, daß er und die Seinigen die Theilung vornehmen möchten, ihm aber die Wahl seines Theiles überlassen bleibe; zugleich beschworen seine Boten feierlich, daß nichts als Unkenntniß des Landes der Grund sei, weshalb Lothar sich der Theilung nicht unterziehen wolle. Der Vater, der dies leichter konnte, theilte daher mit den Seinigen das ganze Reich, Baiern ausgenommen; und den Theil südlich von der Maas wählte Lothar mit den Seinigen, den westlich von jenem Flusse überließ er seinem Bruder Karl; und darauf erklärte er sowohl wie der Vater vor allem Volke, daß Dies ihr Wille sei. Und der Vater versöhnte die Brüder, so gut er konnte, indem er sie bat und beschwor, sich gegenseitig zu lieben, und flehte sie an, einer den andern zu schützen und zu schirmen. Nachdem Dies geschehen war, entließ er Lothar, indem er ihm volle Verzeihung gewährte, in Güte und Frieden nach Hause; und beim Abschiede rief er ihm noch einmal die Eide ins Gedächtniß, welche er ihm geschworen hatte, erinnerte ihn, wie oft er gefehlt, wie oft er, der Vater, ihm sein Vergehen nachgesehen habe, und bat ihn dringend und inständig, was er vor allem Volke als seinen festen und ernstesten Willen bekannt hätte, zu halten und auszuführen."

In dieser Wormser Theilung ist keine Rede von Pipin. Dieser war so krank, daß sein Tod erwartet wurde; wirklich starb er auch in den Tagen der Wormser Verhandlungen. An die Einsetzung seiner unmündigen Söhne Pipin und Karl dachte Ludwig nicht, und im Herbst ging er mit einem bedeutenden Heere nach Aquitanien, um seinen Karl daselbst einzusetzen. Das Werk der

Huldigung war, obgleich einige der größeren Vasallen der Waisen Pipins sich annahmen, in gutem Gange, als aus Deutschland die Botschaft einlangte, daß Ludwig, mißmuthig über seine völlige Hintanzetzung, zu den Waffen gegriffen habe. Freilich war die ihm gewordene Behandlung hart, unverbient und auch unpolitisch. Zu Rymwegen im Juni dieses Jahres war ihm jeder Antheil an Alamannien, Thüringen und Sachsen, ja selbst Ostfranken, dessen König er sich bereits nannte, abgesprochen worden, und als Ludwig nach Aquitanien zog, bedeutete er seinem Sohne, daß er Baiern nicht verlasse, wenn er nicht mit Krieg überzogen werden wolle. Aber anders dachten die Deutschen; sie wollten ihr schönes Land nicht zerreißen und dadurch schwächen lassen; überall erhoben sich drohende Stimmen, und am 2. Februar 840 erhielt der Kaiser zu Poitiers die Botschaft, daß die Edeln in Sachsen und Thüringen in einen Bund sich zusammengethan wider die Zerreißung ihres Vaterlandes; sie wollten den Baier zu ihrem Könige haben, und Viele in Alamannien und Ostfranken wollten Dasselbe.

In Eilmärschen rückte der Kaiser an den Rhein. Ludwig wollte gegen den Vater nicht kriegen und wich ihm aus; durch das Land der Slaven begab er sich nach Baiern. Nun schrieb der Kaiser auf den 1. Juli einen Reichstag nach Worms aus, wo Alles gütlich beigelegt werden sollte. Bevor aber dieser Tag des ersehnten Friedenswerkes kam, war der kranke Kaiser gestorben.

VI.

Ludwig des Frommen Tod.

(20. Juni 840.)

Schon im Jahre 838 hatte ein Komet den Kaiser und seine Umgebung erschreckt; sein eigener Astronom berichtet darüber, daß Ludwig beim Anblicke desselben gesagt habe: Eines übergehst du mit Schweigen; es heißt ja, daß solch ein Zeichen auf Veränderung des Reiches und Tod des Fürsten deute. „Da ich hierauf das Zeugniß der Propheten anführte, der sagt: Ihr sollet euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie sich die Heiden fürchten, entgegnete er in einziger Erhabenheit des Geistes und Weisheit: Wir sollen keinen Andern fürchten außer Dem, welcher uns und dieses Gestirn erschaffen hat; aber wir können die Güte Dessen nicht genug bewundern und loben, der uns, da wir Sünder und ohne Reue sind, durch solche Zeichen aus unserer Trägheit zu reißen sucht. Weil daher dieses Zeichen mich und alle Andern gemeinsam trifft, so wollen wir Alle nach bestem Wissen und Vermögen uns

der Besserung besleißigen, damit nicht etwa, wenn Jener seine Barmherzigkeit anbietet, wir um unserer Unbußfertigkeit willen derselben unwürdig befunden werden.' — Nach diesen Worten trank er etwas Wein und befahl Allen, ebenso zu thun; dann ließ er Jeden nach Hause gehen; er selbst aber verbrachte die Nacht, wie uns erzählt wurde, fast ganz schlaflos, unter Lobgesängen und Gebeten, bis der Morgen anbrach. Und in der Dämmerung rief er die Diener des Hofes zusammen und befahl, den Armen und den Dienern Gottes, sowohl Mönchen als Canonikern, reiche Almosen zu spenden, und ließ, soviel er konnte, Messen lesen, nicht so sehr aus Furcht für sein Wohl, als aus Besorgniß für die ihm anvertraute Kirche.“

Die totale Sonnenfinsterniß am Dienstag nach St. Markustag 840 erschien dem Kaiser als eine abermalige Mahnung, da seine Krankheit bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Der Astronomus berichtet, daß er stark an Ver schleimung gelitten, daß dadurch die Lunge angegriffen und die Brust geschwächt gewesen, daß er bei der Botschaft von der Empörung Ludwigs des Deutschen von so heftigem Zorne ergriffen worden sei, „daß sich der Schleim verhärtete und in den Lebensorganen ein unheilbares Geschwür bildete.“ Nichtsdestoweniger machte er den Zug nach Deutschland beim Beginn der Fasten. „Er, der diese Zeit durch Abhängen von Psalmen, fortwährendes Gebet, Feier der Messen und Almosen spenden ganz zu einer heiligen zu machen pflegte, so daß er kaum an einem oder zwei Tagen zur Erholung einen Ritt machte, wollte jetzt keinen Tag feiern; denn nach dem Beispiele eines guten Hirten scheute er zum Besten der ihm anvertrauten Heerde nicht den Schaden am eigenen Leibe.“ Unter großer Anstrengung, da die Leiden seine Kraft verzehrten, kam er an den Rhein. Es fing jetzt ein gänzlicher Widerwille gegen jede Nahrung ihn zu schwächen an; der Magen wurde durch Speise und Trank zum Brechen gereizt; auch fühlte sich der Kaiser durch häufige Brustbeklemmungen gequält und durch den fortwährenden Husten erschüttert. Dies alles zusammen hatte seine Kraft gebrochen; denn wenn die Natur von ihrem Gefolge verlassen wird, muß das Leben nothwendig schwinden. Als der Kaiser Dies bemerkte, ließ er sich auf einer Rheininsel nahe bei Mainz eine zeltartige Sommerwohnung einrichten; hier sank er matt und schwach aufs Krankenlager nieder.

„Wer aber kann,“ fährt der Astronomus fort, „seine Sorge um den Zustand der Kirche, seinen Schmerz über die ihr drohenden Erschütterungen schildern? Wer kann die Ströme von Thränen berichten, welche er vergoß, um die göttliche Gnade zu beschleu nigen? Denn darüber trauerte er nicht, daß er sterben müßte sondern er jammerte über das, was er als Zukunft voraussah, in-

den er sich einen Glenden nannte, dessen Leben unter solchem Jammer und Glend zu Ende gehe. Es waren aber, um ihn zu trösten, viele ehrwürdige Bischöfe und andere Diener Gottes erschienen, unter denen auch Hetti, der ehrwürdige Erzbischof von Trier, Otgar, Erzbischof von Mainz, und Drogo, der Bruder des Kaisers, Bischof von Metz und Erzkaplan des Palastes, sich befanden, welcher letzterem er um so unbedingter sich und alles Seinige anvertraute, je näher er ihn sich verwandt wußte. Vierzig Tage aber war der Leib des Herrn seine einzige Speise; und er lobte deshalb die Gerechtigkeit des Herrn, indem er sagte: Du bist gerecht, o Herr, daß du mich, da ich in der dazu bestimmten Zeit das Fasten unterlassen habe, jetzt nöthigst, es nachzuholen. Er gab seinem ehrwürdigen Bruder Drogo den Auftrag, alle Diener vor sich zu bescheiden und seinen Schatz, der aus königlichem Schmuck, wie Kronen und Waffen, Gefäßen, Büchern und Priestergewändern bestand, in die verschiedenen Theile zu zerlegen. Und dazu hatte er ihm angegeben, was die Kirche, was die Armen, was endlich seine Söhne Lothar und Karl erhalten sollten. Und zwar vermachte er dem Lothar eine Krone und ein mit Gold und Edelsteinen geziertes Schwert, unter der Bedingung, daß er Karl und Judith die Treue bewahre und jenem den ganzen Theil des Reiches gewähre und schütze, welchen er, der Kaiser, vor Gott und sämtlichen Vornehmen der Pfalz als Zeugen, mit ihm und in seiner Anwesenheit Karl gegeben hatte. Nachdem Dies besorgt war, dankte er Gott, da er erfuhr, daß nun nichts mehr von irdischem Besitze sein wäre . . .“

Seine Umgebung hatte aber noch eine Sorge; „sie fürchteten nämlich, daß der Kaiser im Haß wider seinen Sohn Ludwig sterben möchte; . . . aber seine immer bewiesene unerschütterliche Geduld kennend, ließen sie durch seinen Bruder Drogo leise beim Kaiser darüber anfragen. Ludwig offenbarte zuerst die ganze Erbitterung seines Herzens; dann aber faßte er sich und suchte, alle seine Kräfte zusammennehmend, aufzuzählen, welche und wie große Widerwärtigkeiten dieser Sohn ihm bereitet, und was er so, gegen die Natur und Gottes Gebote handelnd, verdient habe. Weil er aber, fuhr der Kaiser fort, nicht zu seiner Rechtfertigung hier erscheinen kann, so verzeihe ich ihm, so viel an mir ist, Ihr und Gott seid Zeugen, Alles, was er gegen mich verbrochen hat. Aber eure Sache wird es sein, ihn zu erinnern, daß er seines Vaters graue Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht und Gottes, des gemeinsamen Vaters, Drohungen und Gebote verachtet hat.“

„Nachdem er Dies verrichtet und geredet hatte, — es war am Samstag Abend — befahl er, daß man vor ihm in der Nacht die Vigilien feiere, und ließ sich einen Splitter vom Kreuze Christi auf die Brust legen, und so lange er die Kraft besaß, schlug er

inmierfort mit der eigenen Hand das Kreuz auf Stirne und Brust; wenn er aber matt war, ließ er es von seinem Bruder Drogo über sich schlagen. So blieb er die ganze Nacht in völliger körperlicher Kraftlosigkeit, aber sein Geist war ganz klar. Am andern Morgen — des Sonntags — ließ er den Altardienst vorbereiten und von Drogo selbst die Messe halten: auch nahm er aus seinen Händen die heilige Communion und ließ sich darauf einen Schluck warmen Getränkes geben. Nachdem er hievon ein wenig genossen, bat er den Bruder und die andern Anwesenden, für ihre leiblichen Bedürfnisse Sorge zu tragen; er könne so lange warten, bis sie sich gestärkt hätten. Als aber der Augenblick des Verschwindens nahte, winkte er den Drogo zu sich, den Daumen mit den andern Fingern zusammendrückend, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Bruder durch Zeichen sich verständig machte, und ihm, sowie den übrigen Priestern, da sie zu ihm traten, empfahl er sich, so gut er konnte, durch Worte und Zeichen, bat um den Segen und verlangte, daß geschehe, was beim Heimgang eines Menschen üblich ist. Während sie damit beschäftigt waren, wandte er, wie mir Mehrere erzählt haben, das Gesicht nach der linken Seite und rief zornig, mit Anstrengung aller Kraft, zweimal „huz, huz,“ das heißt „hinaus.“ Es ist aber klar, daß er einen bösen Geist sah, dessen Gesellschaft er weder im Leben, noch im Tode dulden wollte. Dann richtete er seine Augen gen Himmel, und je finsterner er dorthin geblickt hatte, desto heiterer schaute er dahin, so daß auf seinem Angesichte wie ein Lächeln schwebte.“

„So erreichte er das Ende des irdischen Lebens und ging, wie wir glauben, glücklich zur Ruhe ein; denn wahr ist vom wahren Lehrer gesagt: es kann nicht übel sterben, der gut gelebt hat. Er starb aber am 20. Juni 840, im Alter von 64 Jahren. Nachdem die Seele entschwunden war, ließ Drogo mit andern Bischöfen, Aebten, Grafen, kaiserlichen Vasallen und einer großen Menge der Geistlichkeit und des Volkes die Leiche des Kaisers mit großen Ehren nach Metz führen und in der Kirche des heiligen Arnulf, wo auch seine Mutter Hildegard begraben lag, beisetzen.“

So starb, fromm, des großen Karl Sohn; was aber war in der kurzen Frist von 36 Jahren aus Karls Reich geworden!

VII.

Der Bruderkrieg.

(840—843.)

Der Tod des Vaters brachte keinen Frieden unter die Söhne; nicht aber war es der in seinem Grolle berechnete Ludwig, welcher

den Streit wieder anhub, sondern *Lothar*, der, wie man glauben sollte, vom sterbenden Vater sich vollständig zufriedengestellt hätte betrachten können. Aber Herrschbegierde und Ränkesucht ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, und da er der Erbe des kaiserlichen Namens war, so wirkten auf seiner Seite die Männer der alten Schule, die Träger der Idee der Reichseinheit und der Oberherrlichkeit des einen Bruders über die andern. So achtungswerth diese Männer auch sein mochten, so muß die Geschichte doch den einen Tadel wider sie erheben, daß sie die Zeichen der Zeit nicht verstanden; auf der einen Seite strebten die Völker aneinander und nach nationalen Königreichen, und auf der anderen war Lothar der Mann nicht, welcher zur Kaiserwürde im Sinne Karls des Großen das Zeug in sich gehabt hätte.

Bei der Kunde von des Kaisers Ableben beeilte sich Lothar, seine Sendboten in alle Lande zu schicken und zu betheuern, daß er die getreuen Männer in ihren Ehren und Aemtern bestätigen werde; die zweifelhaften ließ er gleich in Eid und Pflicht nehmen und die Widerspenstigen mit schweren Drohungen schrecken. Die Erfolge dieses Auftretens wollte er zuerst von Italien aus beobachten.

Dabei lag es nicht in seinem Sinne, die Anordnungen des Vaters zu befolgen; seine Absicht war vielmehr die Ausdehnung seiner Herrschergewalt über das ganze Reich, folglich die Unterdrückung der Brüder.

Und auf diese ging er aus, ohne eine Veranlassung dazu von ihrer Seite abzuwarten; als er auf günstige Berichte seiner Sendboten Italien verließ, geschah es schon in der Absicht, die Brüder anzufallen; treulos begann Lothar den Bruderkrieg; und treulos führte er ihn.

Da er sich wohl sagen mußte, daß er den Streitkräften Beider zugleich nicht gewachsen wäre, so trachtete er darnach, dieselben auseinander zu halten und das Zusammenstehen der Brüder zu verhindern. Dafür wußte er seine Künste der Verführung spielen zu lassen, und gegen Karl brauchte er nur die Söhne Pipins und deren Anhänger zu begünstigen, so mußte derselbe hinlänglich in Aquitanien festgehalten sein.

Im Begriffe, sich auf den bairischen Ludwig zu werfen, stellte er Karl vor, daß er gegen ihn, wie der Vater befohlen habe und seine Pflicht erheische, sich als Freund erweisen werde, bat ihn aber, seiner Neffen, Pipins Söhne, zu schonen, bis sie mit einander über die Angelegenheiten Aquitaniens überein gekommen wären. Als er dann an der Mainspitze oberhalb Mainz die Ueberzeugung gewann, daß er den Ludwig vorderhand nicht mit Waffengewalt überwinden könne, entbot er diesen zu einer Zusammenkunft zur friedlichen Be-

rathung oder Waffenentscheidung auf den November und zog gegen Karl. Flehentlich bat dieser ihn, der gegenseitig geleisteten Eide eingedenk zu sein und ihm sein väterliches, von Lothar selbst ihm zugestandenes Erbe zu lassen; dafür verspreche er, ihm treu und unterthänig sein zu wollen, wie es ihm die Pflicht gegen den ältesten Bruder gebiete; er wolle den Frieden und sei bereit, Bürgschaften zu stellen. Lothar gab den Gesandten eine ausweichende Antwort und versuchte, sie von ihrem Eide abwendig zu machen; da sie, Rithard, der Geschichtschreiber, und Adalgar, sich nicht verführen ließen, nahm er ihnen die Ehren, mit welchen sein Vater sie ausgezeichnet hatte. Dasselbe Spiel brachte ihm größern Gewinn bei Andern; durch Versprechungen und Drohungen zog er viele Leute Karls an sich; aber entschlossene Männer blieben diesem getreu und schwuren, eher mit ihrem Könige zu sterben, als ihre Ehre preiszugeben. Daher wagte denn auch Lothar keine Schlacht, als die Heere sich bei Orleans gegenüberstanden. Lothar bot seinem Bruder Aquitanien, Septimanie, die Provence und zehn Grafschaften zwischen Loire und Seine an, bis sie am 8. Mai des folgenden Jahres (841) zu Attigny das Weitere verhandeln würden. Die Großen Karls willigten unter der Bedingung ein, daß Lothar alle Feindseligkeiten einstelle. Wieder wurden Eide geschworen; aber bevor noch die Leute Karls das Haus, wo der Abschluß stattgefunden, verlassen hatten, versuchte Lothar schon, einige von ihnen diesem abwendig zu machen, und überfiel gerade jene Gegenden, die er eben seinem Bruder zugestanden, und wiegelte daselbst, so viel er konnte, Alles auf, der immer treulose Mann. Und als die für eine Verhandlung verabredete Zeit heranrückte, überhäufte er Karl mit Klagen, daß er nicht in den ihm zugewiesenen Grenzen geblieben sei, den Vertrag nicht gehalten habe.

Ludwig und Karl erkannten die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens, sollte nicht der Eine nach dem Anderen bezwungen werden. Denn auch gegen Ludwig war Lothar nicht müßig; nachdem es ihm gelungen war, Viele zu verführen, ließ er eine Heeresabtheilung diesseits des Rheines, aber Ludwig schlug sie, und suchte eine Vereinigung mit Karl zu bewerkstelligen. Aus der Verabredung zu Attigny wurde nichts, denn Lothar kam nicht; trotzdem waren Karl und Ludwig, auch nachdem ihre Heere zusammengestoßen waren, zu Friedensunterhandlungen geneigt und bereit. Sie schickten, wie Rithard mittheilt, Bischöfe und Grafen „edle, Kluge und wohlgesinnte Männer“ an Lothar, daß sie „ihm vorstellen und ihn beschwören sollten, daß er, des allmächtigen Gottes eingedenk, seinen Brüdern und der gesammten Kirche Gottes Frieden gewähre;“ sie wollten nur ihr Recht und boten ihm als Kriegssentschädigung Alles, was ihr Lager enthielt, die Pferde und Waffen ausgenommen. Lothar wies

sie ab, und es drohte, zur Schlacht zu kommen. Nochmals machten die Brüder Anerbietungen. „Es sei ihnen sehr schmerzlich,“ ließen sie ihm sagen, „daß er den Frieden abgeschlagen habe und die Schlacht fordere; da er es aber wolle, so möge es denn, wenn es nicht anders ginge, geschehen, aber Alles ohne Trug und Hinterlist gethan werden. Und zwar sollten sie zuerst unter Fasten und Beten Gott anrufen, dann aber Jedem, der von der einen zur andern Seite übergehen wolle, Ort und Gelegenheit dazu bieten.“ Statt der Antwort zog Lothar ab; doch die Brüder zogen ihm nach, und als sie in der Lage waren, ihn zur Schlacht zu zwingen, boten sie ihm, Jeder einen Theil seines Reiches an, und wolle er hierauf nicht eingehen, so möge ganz Francien in gleiche Theile zerlegt und von ihm sein Theil beliebig gewählt werden. Das sei ein ganz neuer Vorschlag, sagte er, und ihn zu überlegen, müsse er einige Tage Zeit haben. So beseitigte er abermals die Schlacht, die er bisher vermieden, weil er den Zuzug des jungen Pipin erwartete. Am 24. Juni hatte dieser seine Vereinigung mit ihm bewerkstelligt; nun erhob Lothar eine übermüthige Sprache, gab aber auf die vorgelegten Friedensanträge keinen Entscheid. „Da nun hiermit jede Hoffnung auf Gerechtigkeit und Friede von Seiten Lothars verschwunden scheinen mußte, ließen sie ihm entbieten, daß, wenn er keine andere Entscheidung fasse oder keinen der von ihnen gemachten Vorschläge annehme und sie bis zum andern Tage, dem 25., bis zur zweiten Stunde nicht Antwort wissen lasse, sie zum Gottesurtheil kommen würden, zu dem er sie ohne und wider ihren Willen herausfordere.“

Und sie kamen und schlugen Lothar bei Fontenaille (Fontanetum) am Flüsschen Andrin, welches der Bach der Burgundionen genannt wurde. (25. Juni 841.) Die Sieger ordneten, fromm überzeugt, daß Gottes Gericht hier gewaltet, und in Erbarmen mit dem Bruder, nicht nur keine Verfolgung an, sondern ließen den Flüchtigen durch nacheilende Boten gänzliche Verzeihung anbieten. Zur Sühne der Sünden, wenn Einer oder der Andere nicht aus reiner Liebe zur Gerechtigkeit, sondern aus Motiven irdischen Interesses oder der Leidenschaft gekämpft, und um das göttliche Erbarmen für die Gefallenen zu erlangen, schloß sich ein dreitägiges feierliches Fasten an den Sieg an, der so blutig war, daß man noch in späterer Zeit die ungemaine Schwäche Franciens dem außerordentlichen Männerverluste in dieser Schlacht zuschrieb.

Man hat den Brüdern den Vorwurf gemacht, daß sie ihren Sieg nicht ausgebeutet hätten; allein ihre Mäßigung hatte zur Grundlage das Vertrauen, daß die Anhänger Lothars zur Einsicht kommen und daß nun Friedensverhandlungen wirksam sein würden. Darin täuschten sie sich; Lothar blieb taub gegen jedes Anerbieten;

er trachtete nur darnach, Karl vom beschworenen Bündnisse mit Ludwig abzubringen, und im Uebrigen gingen die Kämpfe im kleineren Maßstabe weiter.

Karl und Ludwig stießen wieder zusammen, diesmal zu Straßburg, am 14. Februar 842. Sie erneuerten ihren Bund, beschworen ihn vor ihren Kriegsheuten und ließen ihn durch diese gleichfalls beschwören. Zuvor redeten sie das versammelte Volk an, der eine in deutscher, der andere in romanischer Sprache. Ludwig, als der ältere, begann und sprach: „Ihr wisset, wie oft Lothar diesen meinen Bruder nach des Vaters Tode verfolgt und bis zur gänzlichen Vernichtung zu verderben gesucht hat; da aber weder die brüderliche Liebe, noch christliche Gesinnung, noch sonst ein Mittel hat bewirken können, daß unter gerechten Bedingungen Friede zwischen uns herrschte, haben wir endlich die Angelegenheit dem Gerichte des allmächtigen Gottes übergeben, daß wir uns mit seiner Entscheidung, was einem Jeden gebühre, zufrieden geben wollten. Und wie ihr wißt, sind wir aus dem Gottesgerichte als Sieger hervorgegangen; er aber ist besiegt worden und ist mit den Seinigen geflohen, wohin ein jeder konnte. Aber von brüderlicher Liebe getrieben und aus Erbarmen mit dem christlichen Volke haben wir ihn nicht vernichten wollen, sondern haben ihn jetzt wie früher aufgefordert, daß er nun einem Jeden sein Recht gewähren möge. Aber er fügte sich nicht dem göttlichen Spruche, sondern fuhr fort, mich und meinen Bruder mit feindlicher Macht zu verfolgen und verwüstete unsere Länder mit Feuer, Raub und Mord; deßhalb sind wir jetzt, von der Noth gedrungen, zusammenzukommen und haben beschlossen, vor euch diesen Eid zu schwören, damit ihr nicht an unserer Treue und brüderlichen Eintracht zweifelt. Und Dies thun wir nicht von ungerechter Begierde verleitet, sondern damit wir, wenn Gott uns mit eurem Beistande Frieden und Ruhe gibt, sichere Bürgschaft für das Wohl und das Beste des Staates haben. Wenn ich aber, was Gott verhüte, den Eid, welchen ich meinem Bruder geschworen habe, zu brechen mich vermessen sollte, so spreche ich einen Jeden von Euch vom Gehorsam und dem Eide los und ledig, den ihr mir geschworen habet.“ Diese Rede haben wir aus der Aufzeichnung Nithards, der ohne Zweifel sie mit angehört, wie er für den Wortlaut der nachfolgenden Eide das Original vor sich gehabt haben wird. Nachdem Karl in romanischer Sprache das Volk angeredet,

schwur Ludwig zuerst:

Pro Deo amur et pro christian
poblo et nostro commun salva-
ment, dist di in avant, in quant
Deus savir et podir me dunat,
si salvaraeio cist meon fradre
Karlo et in adiudha et in cad-
huna cosa, si cum om per dreit
son fradra salvar dist, in o
quid il mi altresí fazet; et ab
Ludher nul plaid nunquam prin-
drai, qui meon vol cist meon
fradre Karle in damno sit.

„Aus Liebe zu Gott und wegen des christlichen Volkes und unserer beiderseitigen Erhaltung will ich von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen gibt, diesen meinen Bruder halten, wie man mit Recht seinen Bruder halten soll, unter der Bedingung, daß er mir ein Gleiches thue. Und mit Lothar werde ich keinen Vergleich eingehen, der, nach meinem Willen, diesem meinem Bruder zum Schaden gereiche.“

Der Eid, den die Völker, jedes in seiner Sprache schwuren, lautet

der Deutschen:

Oba Karl then eid, then er
sineno bruodher Ludhuwige ge-
suor, geleistit, indi Ludhuwig
min herro then er imo gesuor,
forbriehit, ob ih inan es ir-
wenden ne mag, noh ih noh
thero nohhein then ih es ir-
wenden mag, widhar Karle imo
ce follusti no wirdhic.

„Wenn Ludwig (Karl) den Eid, welchen er seinem Bruder Karl (Ludwig) geschworen hat, hält, und Karl (Ludwig) mein Herr, seinerseits ihn nicht hält, will weder ich, wenn ich ihn nicht davon abzubringen vermag, noch wen ich sonst daran verhindern kann, wider Ludwig (Karl) ihm darin Hilfe leisten.“

Gesandte gingen an Lothar, der sie abwies. Nun zog Ludwig seinen Sohn Karlmann mit einem baierischen und alamannischen Heere an sich, und in drei Heerhaufen zogen die Verbündeten den Rhein hinab. Bei Coblenz sollte ihnen der Uebergang über die Mosel gewehrt werden; allein die Besatzung ergriff die Flucht, und als Lothar zu Sinzig davon hörte, „zögerte er nicht, die Pfalz und das Reich zu verlassen, und er eilte immer vorwärts, bis er end-

dann Karl in deutscher Zunge:

In Godes minna ind in thes
christianes folches ind unser
bedhero gealtnissi, fon thesemo
dage frammordes, so fram so
mir Got gewizci indi madh fur-
gibit, so hald ih tesan minon
bruodher, soso man mit rehtu
sinan bruher seal, in thiu, thaz
er mig sosoma duo; indi mit
Ludheren in nohheiniu thing
ne geganga, the minan willon
imo ce scadhen werhen.

der Romanen:

Si Lodhuwigs sacrament, quae
son fradre Karlo jurat, conser-
vat, et Karlus meos sendra de
suo part non lo stanit, si io
returnar non lint pois, ne io ne
neuls cui eo returnar int pois,
in nulla aiudha contra Lodhu-
wig nun li iver.

lich mit den Wenigen, welche ihm gefolgt waren, an dem Ufer der Rhone Halt machte.“ (Nithard.)

Die Brüder begaben sich nach Aachen und begehrt von den daselbst versammelten Bischöfen ein Gutachten, was aus dem verlassenen Reiche werden solle. Schwere Anklagen wurden wider Lothar erhoben, wie oft er eidbrüchig gewesen und das Volk zum Eidbruche gedrängt, wie viele Schandthaten jeder Art die gesammte Kirche durch seine nichtswürdige Habgier erduldet habe, wie kein guter Wille an ihm wahrzunehmen und keinerlei Fähigkeit zur Regierung. Je mehr er ins Gedränge kam, desto schamloser wurde er in seiner Mittelwahl zur Bekämpfung der Brüder; wo und wie er konnte, suchte er Anhang und Hilfe; nicht nur vertheilte er Staatsgut an Privatleute als Eigenthum, schenkte Vielen die Freiheit und versprach sie Andern, sondern schickte auch nach Sachsen und ließ den Frilingen und Hörigen versprechen, daß wenn sie ihm folgten, sie das Gesetz, das sie zur Zeit hatten, da sie noch Götzendiener waren, wieder erhalten sollten. Ohnedieß aufgebracht über ihren Adel, thaten sich viele Sachsen zu einem Heerhaufen zusammen, nannten sich die Stellinga¹⁾, verjagten viele Edle aus dem Lande und lebten nach alter Weise in dem Gesetze, wie es Jedem beliebte. Auch die Normänner, die mit Entsetzen gefürchtete Geißel jener Zeit, rief Lothar herbei, überließ ihnen einen Theil christlichen Landes als Besiz und gestattete ihnen volle Freiheit zu ihren Raubzügen in andere christliche Länder.

Der Spruch der Bischöfe konnte nicht anders, als dahin ausfallen, daß Gottes Strafe den Lothar wegen seiner Sünden getroffen und Gottes Hand sein Reich, damit es besser regiert werde, seinen bessern Brüdern übertragen habe. Indes überließen sie diesen nicht die Herrschaft, ohne sie öffentlich gefragt zu haben, ob sie das Reich nach Art des entsetzten Bruders oder nach dem Willen Gottes regieren wollten. Nachdem aber die Könige geantwortet, daß sie, soviel ihnen Gott Einsicht und Kraft verleihe, nach seinem Willen sich und die Ihrigen leiten und regieren würden, sprachen die Bischöfe: Und nach dem Willen Gottes bitten, ermahnen und befehlen wir euch, daß ihr dieses Reich übernehmet und nach dem Willen Gottes regieret.

Jeder der Könige wählte nun aus seinen Getreuen zwölf Männer aus, welche die Theilung des Reiches zwischen Ludwig und Karl vornahmen. Die Maas bildete die Grenzscheide. Dies geschah im Sommer 842.

1) Nach Leo soviel als Anhänger der alten Götteraltäre; nach Andern dagegen gleichbedeutend mit Freibauern oder freie Eigenthümer.

VIII.

Der Vertrag von Verdun.

(843.)

Jetzt endlich entschloß sich Lothar, um einen gütlichen Vergleich sich an seine Brüder zu wenden. Hoherfreut bewilligten sie ihm gerne, was sie schon am Anfang ihm zugesagt hatten, den dritten Theil des Reiches, den er sich von ihnen erbat. Aber da er sie so willfährig fand, zeigte er sich schon mißvergnügt, meinte, der ihm zugewiesene Theil sei zu klein, und steigerte seine Forderung. Auch diese wurde zugestanden, so tief empfunden war das Bedürfniß des Friedens, und festgestellt, daß das ganze Reich, Langobardien, Aquitanien und Baiern ausgenommen, in drei Theile getheilt und ihm die Wahl seines Theiles überlassen sein solle.

Die Ausführung der Theilung auf der Landkarte machte unsägliche Schwierigkeiten; — 120 adelige Männer sollten sie zu Coblenz besorgen. Lothar beging neue Treulosigkeiten; allein den Königen fehlten die Mittel zur Erneuerung des Krieges, und die Großen aus allen Theilen des Reiches wollten den Frieden mit unbeugsamem Willen. So entschlossen sich die Könige, den Waffenstillstand bis zum zwanzigsten Tage nach Johanni des folgenden Jahres (14. Juli 843) zur Fortsetzung des Friedenswerkes auszuwehnen.

Endlich im August 843 konnte der Theilungsvertrag besiegelt werden; es geschah zu Verdun. Ihm zufolge erhielt Ludwig alles deutsche Land auf dem rechten Rheinufer und dazu das Gebiet der Bisthümer Mainz, Speyer und Worms auf dem linken; selbstverständlich blieb ihm Baiern. Karl behielt Aquitanien und erhielt dazu alles Land westlich von der Schelde, der Maas, der Saone und der Rhone bis zur spanischen Grenze. Dem Lothar wurde, außer Italien, das ihm nie bestritten worden, der Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, der östlich vom Rheine und westlich von der Maas, der Schelde, der Saone und der Rhone begrenzt wird, sowie Friesland zuerkannt. In der Schweiz bildeten die Aar und die Walliser Alpen die Grenze seines Reiches.

Lothar behielt den Kaisertitel. Karl nannte sich König von Francien, für Ludwig aber wurde der Beinamen des „Deutschen“ geschaffen, und von nun an kam der Name „Deutschland“ auf.

So ist das Reich des großen Karl in drei selbständige Reiche auseinander gerissen, oder sagen wir besser: gefallen; denn nachdem schon unter dem mächtigeren Kaiser die entfernteren Provinzen nach

einer selbständigen Regierung verlangt und in ihrer Lage hatten verlangen müssen, hatte kein Mann mehr das Scepter geführt, der den Geist und die Willenskraft besaßen, das Wachsthum der Ansätze zur weiteren Absonderung aufzuhalten; im Gegentheile waren die sich wiederholenden Theilungen unter dem Ehrgeize entarteter Söhne und den Absonderungsgelüsten ihrer Landsleute nur zu sehr dazu angethan, den Kitt des Reiches zu lösen und die unvermeidliche Katastrophe zu fördern. Aus dem einen Reiche der Franken traten die drei Völker der Deutschen, der Franzosen und Italiener hervor.

Noch aber war die Idee des alten Reiches nicht völlig eingesargt; wir hören noch von allgemeinen Frankentagen, bei welchen der Kaiser den Vorsitz führte, die Könige zwar nicht seine Vasallen waren, aber bei ihm belangt werden konnten.

Zu Grabe gegangen waren die Männer, die mit Karl am Reiche gebaut, aber die Liebe zu diesem war noch nicht im Winde verweht. Deß sind Zeuge die Klagen über den Hingang von des Reiches Herrlichkeit. So schrieb der Diakon Florus eine Klage über die Theilung des Reiches, in welcher es heißt: „Einst bestand ein großes Reich, mit strahlendem Diadem. Ein Fürst und Ein Volk! Die heidnischen Nationen beugten demüthig das Haupt unter das Joch des Glaubens; die Ketzerei hatte ihre Stirne noch nicht erhoben. Aber heute ist das stolze Gebäude von seinem Fundamente gestürzt, wie ein Blumenkranz von der Stirne, deren Schmuck er war. Das Eine Reich ist jetzt in drei Stücke getheilt, und für den Kaiser ist da keine Stätte mehr; statt eines Königs haben wir ein Königlein, statt des Reiches ein Reichlein.“ P. Rabbertus schreibt im Leben Wala's über den Tag von Verdun: „O stets beklagenswerther Tag, der über diesen Erdkreis ewige Finsterniß und unsägliche Gefahren gebracht hat, der ein friedliches und einiges Reich in Stücke schnitt, der die heiligsten Rechte unter Brüdern und die Bande des Blutes zerriß, der allenthalben Feindschaft säete und die Mitbürger zerstreute, der die Treue aufhob, der Liebe ein Ende machte und Alles verdarb! Von da an beginnen die steten Bürgerkriege voll Erbitterung, von da an schwindet der Ruhm des vaterländischen Heeres und verwüsten die Fremden Dörfer, Städte und Provinzen.“

Dieses Tages Schuld, wie hat sie der fromme Ludwig zum Voraus gebüßt, wie mußten die hadernden Brüder in Bitterkeit sie büßen. Friede hieß es, aber es war kein Friede. Lothar spann auf Neue Ränke; von Ludwig und Karl konnte zwar Nithard noch schreiben: „Sie waren beide von mittlerer Größe, schön und ebenmäßig gebildet und zu jeder Uebung geschickt; beide muthig, freigebig, klug und beredt; und alle die genannten edeln Eigenschaften

übertraf der Brüder heilige und verehrungswürdige Einigkeit. Denn fast immer waren sie bei einander, und was sie werth und hoch hielten, das schenkten sie einander in brüderlicher Liebe. In Einem Hause aßen und schliefen sie; öffentliche wie Privatangelegenheiten betrieben sie gemeinschaftlich, und keiner forderte etwas vom andern, wovon er nicht glaubte, daß es auch diesem nützlich und dienlich wäre.“ Aber ob es immer so blieb, wird die Folge lehren.

Vorherhand müssen wir, ehe wir den Ausgang der Karolinger beschreiben, von Völkern Kenntniß nehmen, welche, von Außen auf das Reich drückend, das Elend, das jeder Zusammenbruch mit sich bringt, zur unerträglichen Höhe steigerten.

Die Normannen, die Slaven und die Ungarn.

I.

Die Normannen.

Kaiser Karl hat sie gesehen; auf ihren flüchtigen Schiffen eilten sie von dannen bei der ersten Kunde von seiner Nähe; er aber wurde sehr ernst und weinte. Und ihm nach weinten in der Zeit seiner Enkel alle Anwohner der See, und weit hinein in das Land die Menschen in den Dörfern und Städten; denn die Normannen steuerten in die Flüsse, und keine Burg und keine Mauer gab Sicherheit gegen die stürmende Tapferkeit, und keine Kirche und kein Kloster Frieden gegen die wilde Wuth dieser Söhne des Nordlands.

Die Normannen sind Nordgermanen; aus Dänemark, Schweden und Norwegen zogen sie aus auf den Meerespfaden; die Schweden wandten sich vorzugsweise den östlich gelegenen Ländern zu; die Dänen suchten Britannien heim, die Norweger waren überall.

Was sie gerade in der Karolingerzeit so massenhaft auf die Meere trieb und zur furchtbaren Geißel der Völker machte, wer vermag es zu sagen? Sie treten gleichsam als die geborenen mißhassenden Feinde des Kreuzes auf; sie zerbrechen die Altäre, wandeln die Kirche in Ställe, erschlagen die Priester. Aber nachdem sie ihr Werk der Zerstörung vollbracht und unterdessen die Saat des Christenthums in ihren Herzen aufgegangen war, wurden sie die ritterlichsten Männer, die begeistertsten Streiter um Jerusalem.

Mauern, die edelsten Bertheidiger der Kirche. Nur Christus allein bezwang sie, und von ihm ließen sie sich zu seinen Helden erziehen.

Vor ihnen waren in ihrer nordischen Heimath die Lappen und die Finnen gewesen, dann waren die Kelten gekommen, bis sie selbst, wahrscheinlich zur See, etwa 300 Jahre vor Christus Dänemark, Schweden und Norwegen überslutheten, ein Geschlecht hellen Geistes, reich im Gemüthe, eisenhart wie das Erz, das Nordlands Gebirge in unerschöpflichem Reichthum besitzen.

Das Nordland war ganz dazu angethan, diesem Geschlechte die Gestalt anzubilden, in welcher es uns bei seinem Eintritte in die Geschichte erscheint. Die Natur ist farg, sie schüttet dem Menschen ihre Früchte nicht in den Schooß, er muß mit harter Arbeit, mit Wagen und Ringen sie erkämpfen; nicht erschläft ihn die Sonne zu träumerischer Trägheit, die Kälte stählt ihn, sie hält ihn in rastloser Beweglichkeit. Das Naturkind widerstrebt der Begierde nach Besitz und Genuß nicht; da oben aber ladet das Meer zum reichen Erwerb des Fischfangs und des Seeraubs. Kühn wagt sich der Normanne auf die See; den klippenreichen Buchten, der brausenden Brandung, der mächtigen Fluth lauscht er die Nothwendigkeit eines eigenthümlichen Schiffsbaues ab, und hat er nur diesen einmal gefunden, so steuert der kühne Mann mit Vorliebe bei Sturm aus dem Hafen und erscheint auf der hohen See selbst ohne Compaß und Quadranten. In die Ferne aber zieht ihn seine Fantasie, welche durch die mannigfaltigen, geheimnißvollen Naturerscheinungen seines Landes aufs Lebhafteste angeregt ist. Weiß (W. G. II. 757.) entnimmt einem deutschen Dichter folgende Schilderung: „Das Licht hat in Schweden eine tiefe Bedeutung, es übt einen wunderbaren Zauber auf die Natur und den Menschen. Man muß hier gelebt haben, man muß in den mit mancherlei Lustscheiden spielenden Winternächten, in den nimmer ganz dunkelnden Sommer-nächten durch Schwedens Wälder und zwischen seinen Seen und Felsen hingefahren sein, um von den Zauberscheinen und den wunderjamem Träumen, die Einen im Norden überfallen, eine Vorstellung zu haben. Kurz, das Licht wirkt hier wie ein wahrer Zauberer auf und über die ganze Natur, und durch diese Natur in der Zurückspiegelung auf den Menschen. Wie wunderbar mächtig lebt und webt dieser Zauber in den Augen des Nordländers; jeder Fels, jeder Berg, jeder Stein und Baum, jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigen Geister; die Trolt (Zaubergeister) und die schwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Gesängen auf den Blumenwiesen und unter Lieblingsblumen begegnen dem Schweden und Normann auf jedem Schritte. Der Reisende, welchem ein Bär oder Wolf über den Weg hinstreicht; die schn-

süchtige Jungfrau, welche aus den Frühlingszweigen den Schrei des ersten Ruckucks hört, und welcher der Auerhahn und Specht über Liebe und Hochzeit Geheimnisse zurufen; die Amme, welche das Kind aus der Wiege nimmt oder wieder hineinlegt; der Jäger, welchem eine Krähe oder Elster über den Kopf fliegt: — alle haben sie mit Geistern zu thun, haben diese durch alte bekannte und bewährte Mittel zu versöhnen oder anzulocken, oder zu verschrecken und abzuwehren, je nachdem sie schwarzer oder weißer Farbe, böser oder freundlicher Natur sind — noch heute herrscht die Eddalehre in den Herzen der Menschen.“ Im Gegensatz zum sonnigen Schweden ist Norwegen nebelig; wer aber wüßte nicht, wie die an den Ufern der Bäche die Erlen umspielenden, an den Felsen sich ballenden Nebelgestalten wunderbar das Gemüth ergreifen. Wenn dann der Wind sie verweht und das Auge einen Ausblick gewinnt auf die stuhende See, wenn brausend der Strom ihr zueilt, wenn dann fremde Schiffe landen und der Kaufmann die hellen Klängen des Ostens auslegt und die bunten Seidenzeuge, und Bernstein dafür eintauscht oder mit den gelben Metallstücken diesen bezahlt, da begreift es sich ja, wie es den Nordländer in die Ferne zog zu bunten Abenteuern und reichem Gewinn.

Der Seeraub galt ihm nicht als Schande oder Unrecht. Mit dem Leichname des Vaters wurden dessen Schätze im Grabhügel geborgen; wollte der Sohn reich sein an Gold und Gewand, so mußte er selber hinaus; die Jungfrau verachtete den friedlichen Mann, der sein Schiff nicht durch die Fluthen gesteuert. „Was soll ich,“ sagte sie, „einen Mann nehmen, der stets fest sitzt zu Hause im Neste der Mutter, dem Geschäfte des Haushalts lieber sind, als daß er etwas vollbringt, was zur Ehre gereicht und den Namen unsterblich macht?“ Wenn bei den Festgelagen im Winter der Harfenklang ertönte und der Ruhm der Helden gesagt und gesungen wurde, was für ein Hochgenuß war es da, die eigenen Thaten des kühnen Muthes im Liede preisen zu hören und die Augen der bewundernden Volksgenossen mit Wohlgefallen auf sich ruhen zu sehen!

Die brennende Begierde, die Väter im Wetteifer zu übertreffen, wuchs mit dem Knaben auf; der Skalde war sein Lehrmeister, und dieser sagte ihm vor: wer den Ruhm der Tapferkeit erwerben will, muß allein seinen Feind angreifen, gegen zwei sich wehren, darf vor dreien sich nicht zurückziehen, und erst wenn vier auf den alleinigen einstürmen, ist die Flucht keine Schande. Wer nicht klaglos die Schmerzen der Wunde erträgt, ist kein rühmenswürdiger Mann; die Verachtung des Todes bringt hohe Ehren; dem, der als Held fällt, thun die Thore der Götterburg sich auf.

Da entfaltete sich nun ein Streben und Ringen unter der

Jugend im Waffentwerk; im sichern Schuß mit Bogen und Pfeil, in der Führung des Schwertes und des Speeres, im Hoch- und Weitsprung, im Ritt und Lauf und im Schwimmen suchte der Eine es dem Andern zuvorzuthun; da schwang Einer zwei Schwerter zugleich, der dort fing den tausenden Speer des Gegners auf und schleuderte ihn zurück; da rangen zwei mit einander im Wasser, und Keiner wollte vom Andern sich besiegt erklären lassen. Als ein Ideal galt jener Nordlands-Mann, von dem es hieß: er war hoch an Wuchs und stark und der gewaltigste Streiter; er schwang den Speer mit der Linken so gut wie mit der Rechten; das Schwert schwang er so schnell, daß es schien, als blühten viele Schwerter zugleich in der Luft; er schoß mit dem Bogen und verfehlte nie das Ziel; in voller Rüstung sprang er so hoch, als er selber war, und ebensoweit rückwärts als vorwärts; er schwamm wie ein Seehund, und es gab keine Leibesübung, in der man es mit ihm aufnehmen konnte.

Dem Jüngling, der fort wollte, rüstete der Vater ein Schiff aus; in der Regel gehörten 30 Ruderer dazu, und 200 streitbare Männer konnte es fassen. Um Streitgenossen brauchte Keiner vellegen zu sein, in Schaaren strömten sie herbei. Mit wildem Geschrei wurde jedes Schiff, dem man begegnete, angefallen; ergab es sich nicht zur Beute, so hub der Kampf mit dem Pfeilregen und Steinwurf an; dann aber stürmte Schiff zu Schiff, und mit Speer und Schwert, mit der Streitart und dem Morgenstern¹⁾ wurde gestritten; mit den Fäusten noch fielen die über Bord Gestürzten sich an, und kein Bardon wurde gegeben, weil Keiner sich zum Sklaven machen lassen wollte. Oft aber kam es auch vor, daß die ebenbürtigen Streitenden die Waffen vor einander senkten, sich zum Bruderbunde umarmten und nun zu gemeinsamen Abenteuern weiter zogen. „Wikingerverleben“ hieß dies Treiben zur See, von Wit, Meerbusen, weil die Nordmänner gerne in den Buchten auf vorübersegelnde Schiffe lauerten. Wer viele Schiffe befehligte, hieß Seefönig; aber nur Der galt als ein rechter, der niemals unter ruhigem Dache schlief und niemals an eines Hauses Herd sein Horn trank.

Mit der Zeit war es nicht mehr die Jugend allein, die erobrend über die Fluthen zog: das ganze Volk wurde von dem Reize des Wikingerverlebens erfaßt. Wenn das Eis schmolz und die Birke grünte, erließen Häuptlinge und Könige das Aufgebot, und dann gings über die Pfade des Meeres, nicht mehr zum einfachen Seeraub, sondern ganze Länder wurden angegriffen. Es wurde gelandet, und vom Landungsplaze aus ergoß sich der Strom der Plünderer über weite Strecken; auf leichten Rähnen wurden die

1) Eine eiserne, am Ende mit Stacheln versehene Keule.

Flüsse befahren, und kein Strom Frankreichs oder Deutschlands war vor ihnen gesichert.

Entsetzen erhob sich, wo die langen blauen Segel mit ihren rothen und grünen Streifen auf der See auftauchten; es waren Normannenschiffe, die kamen und nicht wieder gingen, ohne daß sie unendliches Wehe zurückgelassen. „Wer hätte glauben können,“ klagte Paschasius Rabbertus, „was wir mit unseren eigenen Augen gesehen haben und was der Gegenstand unserer Seufzer und Thränen ist, daß eine aus Seeräubern zusammengesetzte Horde bis nach Paris vordringen und Kirchen und Klöster an den Ufern der Seine verbrennen würde?“ Andere klagen: „Büschel wachsen auf den Mauern zerstörter Städte, Kirchen und Klöster. Viele zogen nach Osten, um sich in entfernteren Gegenden niederzulassen; an der Meeresküste war Alles öde, weil die Bewohner sich in die befestigten Städte geworfen hatten. Die Erde gab den Großen keine Einkünfte mehr; Weinberge und Gärten waren zerstört, die Arbeiter vertrieben; weder Kaufleute, noch Pilgrime traf man mehr auf den Landstraßen, das Schweigen des Todes herrschte auf den Feldern.“

Die Karolinger waren die Männer nicht mehr, sie abzuwehren; im Gegentheil haben sie, wie wir sehen werden und bei dem Bruderkriege schon sahen, in ihrem verderblichen Hass dieselben gegeneinander benützt. Aber wäre auch ein kraftvoller Mann da gewesen, er hätte zwar die einzelnen Einfälle zurückzuweisen vermocht, nicht aber das Uebel ausgerottet, da für jeden Raubzug immer nur Einzelne verantwortlich gemacht werden konnten, denn noch bestand im Nordland keine umfassende politische Organisation. Nur den Männern des Kreuzes war es vorbehalten, die Quelle auszutrocknen; dann ging es mit dem verheerenden Strome selbst zu Ende.

II.

Die Slaven.

Die Slaven, der indo-germanischen Völkerfamilie angehörend, erscheinen zuerst den Gothen, Hunnen und Avarn unterworfen; dann schoben sie sich in die Länder ein, welche die Germanen in der großen Völkerverwanderung verlassen hatten; ob sie, selbst von Nachschüben bedrängt, die Lücken ausfüllten, oder die Germanen zur Wanderung gezwungen haben, läßt sich nicht ermitteln. In der Zeit, da wir das erstemal mit ihnen uns beschäftigen, nehmen Slaven das ganze Gebiet vom Nordosten Deutschlands ein; sie sind die Grenznachbarn der Sachsen und Thüringer.

Die slavischen Völker werden in zwei Hauptstämme getheilt, in einen östlichen und einen westlichen. Zum östlichen Stamme,

auch der der Anten genannt, gehören: die Russen, die bulgarischen Slaven in der Moldau, Walachei, Siebenbürgen und dem südlichen Ungarn, die Serben, die Croaten, die Alpen-Slaven oder Winden. Den westlichen Stamm bilden die Lechen oder Polen, die Czechen oder Böhmen, die Mähren, die Slovaken, die Polaken, welch' letzterer Name die Elb-slaven bezeichnet, diejenigen also, welche westlich von der Oder, dem Bober und dem Erzgebirge wohnen, die Slaven, welche Karl der Große zuerst bekriegte und die dann von den Kaisern des sächsischen Hauses in das deutsche Reich eingefügt wurden. Die Namen der verschiedenen Völkerschaften und die Wohnsitze, die sie einnahmen, bezeichnet Weiß (W.-G. II. 616.) so: „An die Stelle der Duaden, Rugier und Langobarden sind die Mähren getreten; an die Stelle der Markomannen die Czechen; an die Stelle der Vizier, Vandalen und Burgunder die Polen; wo einst Silinger hausten, wohnen jetzt Milzen; wo einst die Semnonen, jetzt die Laujizer und Haveler; wo einst die Teuten, jetzt Wilzen. Das Land der Turkilingen haben die Pommeren; die Insel der Rugier haben die Rani; das Gebiet der Heruler die Wagrier und Dobotriten in Besitz genommen.“

Wie die mittelalterlichen Chronisten diese Slaven beschreiben, hatten dieselben bereits einige Stufen der Kultur erstiegen. Außer dem Ackerbau, der Jagd und Fischerei trieben sie schwunghaften Handel, hatten aber noch kein im Lande gemünztes Geld; das auswärtige — besonders viele arabische Münzen wurden bei ihnen aufgefunden — verwendeten sie nicht nach seinem imaginären Werthe, sondern legten die Stücke auf die Waage, weshalb auch zertheilte Münzen bei ihnen vorkommen.

Die Anwohner der See treiben Seeraub, und so vorherrschend, „daß sie mit gänzlicher Hintansetzung der Vortheile des Ackerbaues zu Seeunternehmungen stets bereit sind und ihr ganzer Reichthum und alle ihre Hoffnung auf den Schiffen beruht. Ja, sie geben sich auch nicht einmal beim Häuserbau viele Mühe, vielmehr verfertigen sie Hütten aus Flechtwerk, da sie nur zur Noth Schutz gegen Sturm und Regen suchen. So oft ein Krieg auszubrechen droht, verbergen sie alles Getreide, nachdem sie es gedroschen haben, nebst allem Gold und Silber und was sie an Kostbarkeiten besitzen, in Gruben; Weib und Kind aber bringen sie in die festen Plätze oder mindestens in die Wälder, so daß dem Feinde nichts zu plündern bleibt, als die Hütten, deren Verlust sie sehr leicht ertragen.“

Derselbe Helmold, welche in seiner aus dem letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts stammenden Chronik der Slaven einmal sagt, die Slaven seien von Natur treulos und bössartig, weshalb man sich vor ihnen hüten müsse, nennt sie ein andermal ein ehrentwerthes,

gutherziges Volk; insbesondere rühmt er ihre Gastlichkeit; er hat sie selbst erfahren und schreibt:

„Zwanzig Gerichte belasteten die uns hingestellte Tafel. Da habe ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt, was ich vorher nur von Hörensagen wußte, daß kein Volk, was Gastlichkeit anlangt, ehrenwerther ist, als die Slaven. Denn in Bewirthung der Gäste sind alle eines Sinnes und gleich eifrig, so daß Niemand um gastliche Aufnahme zu bitten braucht. Was sie durch Ackerbau, Fischerei oder Jagd erwerben, geben sie Alles mit vollen Händen hin und preisen den als den Tapfersten, welcher am meisten Verschwendender ist, weshalb Viele durch die Sucht, hierin Aufsehen zu erregen, zu Diebstahl und Raub sich verleiten lassen. Diese Verbrechen kommen bei ihnen jedenfalls häufig vor, denn man entschuldigt sie, indem man sie mit dem Streben nach Gastlichkeit bemäntelt. Denn nach den Gebräuchen der Slaven muß man, was man in der Nacht gestohlen hat, am andern Morgen unter seine Gastfreunde vertheilen. Wenn aber Einer, was jedoch sehr selten vorkommt, einem Fremden Aufnahme verweigert zu haben überführt wird, dessen Haus und Habe darf man niederbrennen, und Alle stimmen in der Ansicht überein, daß sie sagen, der, welcher sich nicht scheue, einem Fremden Brod zu versagen, sei verrufen und grausam und verdiene, von Allen geschmäht zu werden.“

Von den Ranen, welche Helmsold als die gehässigsten Feinde des Christenthums bezeichnet, bemerkt er, daß sie sich durch viele natürliche gute Eigenschaften hervorthun; „sie üben in hohem Grade Gastfreundschaft und erweisen den Eltern die schuldige Ehre. Auch findet man bei ihnen keinen Dürftigen oder Bettler. Wenn dort Einer durch Krankheit oder Altersschwäche untüchtig wird, so überweist man ihn ohne Weiteres seinem Erben, der ihn verpflegen und sich auf das Sorgsamste seiner annehmen muß. Die Gastlichkeit und Fürsorge für die Eltern gelten bei den Slaven für die ersten Tugenden.“

Für die Frau wird weniger Buße bezahlt, als für den Mann, was auf ihre Stellung schließen läßt; der Mann kann so viele Frauen nehmen, als er mag und unterhalten kann; die neugeborenen Töchter werden, wenn ihre Last zu groß erscheint, beseitigt.

Den Böhmen und Polen wird besondere Grausamkeit im Kriege nachgesagt. „Die Böhmen und Polen“, heißt es bei Helmsold, „führen gleiche Waffen und haben dieselbe Kriegssitte. So oft sie nämlich zum Kriege mit fremden Völkern kommen, sind sie tapfer in der Schlacht, aber nachher höchst grausam, indem sie sich der Plünderung und des Todtschlags schuldig machen; sie schonen nicht der Klöster, nicht der Kirchen und Kirchhöfe. Sie lassen sich aber auch

nicht anders in einen auswärtigen Krieg ein, als wenn ihnen die Bedingung zugestanden wird, die Schätze welche die Ehrfurcht vor den heiligen Orten sonst wie eine Mauer schützt, plündernd hervorholen zu dürfen. Daher kommt es auch, daß sie aus Begierde nach Beute oft ihre besten Freunde wie Feinde behandeln, weshalb man sie sehr selten zur Hilfe beruft, wenn man ihrer im Kriege bedarf.“ — „Außerdem ist den Slaven ein unersättlicher Blutdurst angeboren; sie sind unstät und beunruhigen die Nachbarländer zu Wasser und zu Lande.“ Dieses unstätte Wesen wird insbesondere auch den Winiulern oder Winiithen (Wenden) nachgesagt, welche Seeraub gegen die Dänen trieben. Die buchtenreichen Küsten Dänemarks und seiner Inseln dienten ihnen trefflich zu ihren Verstecken; „denn in plötzlichen Ueberraschungen sind die Slaven besonders keck.“

Was die Slaven an Grausamkeit und wildem Blutdurst gegen die Christen geleistet, dafür liegen haarsträubende Berichte vor; insbesondere zeichneten sich darin jene aus, die, schon einmal bekehrt, wieder ins Heidenthum zurückgefallen waren. „Wie viele Todesarten sie den Christen zugefügt haben, ist schwer zu erzählen, da sie den Einen die Eingeweide aus dem Leibe rissen und sie um einen Pfahl wickelten, die Andern aber aus Kreuz schlugen, um das Zeichen unserer Erlösung zu verhöhnen. Sie verurtheilten die größten Verbrecher zum Kreuzestode. Die aber, welche sie um des Bösegeldes willen gefangen nehmen, peinigen sie mit solchen Qualen und fesseln sie so eng und drückend, daß, wer es nicht weiß, es kaum glauben kann.“ Helmold erzählt aus dem Anfange des elften Jahrhunderts die Verfolgung der Christen von Hamburg und Aldenburg (Oldenburg) durch abgefallene Slaven mit den Worten: „Aus Hammenburg wurden aus Haß gegen das Christenthum damals und in der Folge viele Geistliche und Bürger in Gefangenschaft hinweggeführt und noch mehr derselben getödtet. Slavische Greise, welche Alles, was bei den Barbaren vorgefallen ist, im Gedächtnisse haben, erzählen, in der Stadt Aldenburg, welche mit Christen sehr bevölkert gewesen, seien sechzig Priestere, nachdem man die anderen wie das Vieh geschlachtet hatte, zu freventlichem Muthwillen aufbewahrt worden. Der älteste derselben, der Propst des Ortes, hieß Oddar. Dieser wurde sammt den Uebrigen dem Martyrertode geweiht; man schnitt ihnen mit dem Schwerte die Kopfhaut in Kreuzesform und legte so einem Jeden das Gehirn bloß. Dann wurden die Bekenner des Herrn mit auf den Rücken gebundenen Händen durch die einzelnen Städte der Slaven hingeschleppt, bis sie starben . . . Noch manche ähnliche Begebenheiten sollen, wie man sagt, in den verschiedenen Ländern der Slaven und Nordelbinger damals vorgefallen sein . . .; es sind im Slavenlande sovieler Martyrer, daß ein Buch sie kaum fassen könnte.“

Bunt ist das Götterwesen der Slaven. Wir erfahren darüber von Helmsold: „Die Slaven haben vielerlei Götzendienst; denn sie stimmen nicht alle in derselben Art von Aberglauben überein. Die Einen stellen nämlich fantastische Götzbilder in den Tempeln zur Schau aus, wie z. B. das Götzbild zu Plune, welches sie Podaga nennen; Andere bewohnen Wälder und Haine, wie der Gott Prove zu Aldenburg; von solchen sind tausende von Bildern vorhanden. Viele Götzen stellen sie auch mit zwei und noch mehr Köpfen dar. Bei aller Mannigfaltigkeit derjenigen Götter aber, denen sie Fluren und Wälder, Leiden und Freuden zuschreiben, läugnen sie doch nicht, daß Ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. Dieser vor allen gewaltige aber, sagen sie, sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die anderen aber gehorchen ihm, indem sie die von ihm ihnen übertragenen Aemter verwalten; sie seien aus seinem Blute entsprossen, und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gotte der Götter stehe . . .“ — „Außer den heiligen Hainen und Hausgöttern, an denen Land und Stadt Ueberfluß hatten, gab es noch eine Menge von Göttern, deren erste und vorzüglichste Prove, der Gott des Aldenburger Landes, Siwa, die Göttin der Polaken, und Radigast, der Gott des Obotritenlandes, waren. Diesen waren Priester geweiht und wurden besondere Opfer gebracht, und man verehrte sie auf mancherlei Weise . . .“ Am berühmtesten wurde und den ersten Rang nahm allmählig der Gott der Ranen oder Rugianer, Swantewit, ein; das ist nach der einen Erklärung der Sonnengott, nach einer anderen aber hätten die Ranen, nachdem sie, von Corvey aus befehrt, wieder abgefallen waren, den heiligen Veit zum Gotte gemacht. So schreibt Helmsold: „Den heiligen Veit, den wir als Blutzengen und einen Knecht Christi anerkennen, verehren sie als Gott, indem sie das Geschöpf dem Schöpfer vorziehen; . . . sie preisen allein den Namen St. Veits, welchem sie auch mit dem größten Gepränge einen Tempel und ein Bild geweiht haben, indem sie ihm die göttliche Oberherrlichkeit zuerkennen.“ Der Name des Heiligen und des Gözen ist derselbe, Sweti Vid, auch das Attribut soll dasselbe sein, der Kessel; den Umständen angemessener scheint die Ansicht zu sein, daß die Missionäre die Verehrung des heiligen Veit besonders betont haben werden, um durch ihn den heidnischen Gott zu verdrängen, was sich ihnen durch die Gleichheit von Namen und Symbol nahe gelegt hat. — Swantewit galt als der wirksamste in Drafelsprüchen; daher aus allen Ländern der Slaven Pilger und Opfer in seinem Heiligthume zusammen strömten; die Rugianer selbst legten da den Haupttheil der Kriegsbeute nieder. — Bei den Dolenzern, jenseits der Oder, hatte Radigast sein besonders verehrtes Heiligthum in der Stadt Rethre; sein Bild

war von Gold, sein Lager eine Purpurdecke. Neun Thore führten in die rings von Wasser umflossene Stadt; aber nur wer opfern oder einen Orakelspruch hören wollte, wurde zugelassen.

Viel Ehrfurcht wurde dem Tempeldienst erwiesen. Der Priester stand in höherem Ansehen, als der König; denn er erforscht die Orakelsprüche des Gottes und den Ausfall der Loose; von deren Winke hängt er ab, von seinem Willen aber König und Volk. Im heiligen Haine des Prove kam an jedem zweiten Wochentage das Volk mit dem Priester und dem Landesfürsten zum Gerichte zusammen. Der Vorhof eines Heiligthums galt für so heilig, daß in der Nähe nichts Unreines oder Unehreerbietiges geduldet, im Kriege in der Umgebung desselben kein Blut vergossen wurde. Der Eintritt ist Jedermänniglich außer dem Priester und Jenen, welche opfern wollen, verwehrt, aber immer Allen offen, welche von Todesgefahr bedrängt werden; diesen durfte der Zufluchtsort niemals verschlossen werden. Von tiefem religiösen Gefühle zeugt, daß selten ein Eid geschworen wurde; Schwören ist dem Slaven soviel als sich Verschwören.

Durch Erforschung von Loosen kündigte der Priester an, welche Feste die Götter gefeiert wissen wollten. „Dann kommen Männer, Frauen, Kinder zusammen und bringen Opfer, bestehend aus Kindern und Schafen; ja sehr Viele bringen auch Menschen, Christen nämlich, weil sie erklären, am Blute derselben hätten die Götter besonderes Wohlgefallen. Nachdem das Opferrhies getödtet ist, kostet der Priester von dem Blute desselben, um sich zum Empfange göttlicher Weisungen mehr zu befähigen; denn daß die dämonischen Wesen leichter durch Blut anzulocken sind, ist die Meinung Vieler. Wenn dann das Opfer dem Brauche gemäß vollzogen ist, so wendet sich das Volk wieder zu Schmaus und Freude. . . Bei ihren Schmäusen und Zechgelagen lassen sie eine Schale herumgehen, auf welche sie im Namen der Götter, nämlich des guten und des bösen, nicht Worte des Segens, sondern der Verwünschung ausschütten. Sie glauben nämlich, alles Glück werde von einem guten, alles Unglück von einem bösen Gotte gelenkt.“ Diesen nennen sie in ihrer Sprache Diabol oder Czerneboc, d. h. den schwarzen Gott.

Von dem Brauche, Christen als Opfer des Swantewit zu schlachten, erzählt Helmold ein Beispiel: „Es traf sich vor einigen Jahren, daß dort (auf der Insel Rügen) des Fischfangs wegen eine sehr große Menge von Handelsleuten zusammengekommen war; im November nämlich, wenn der Wind stärker weht, werden dajelbst viele Häringe gefangen, und den Kaufleuten steht dann der Zutritt frei, wenn sie vorher dem Landesgotte den gebührenden Zins dargebracht haben. Damals befand sich zufällig ein gewisser Godecalc da, ein Priester des Herrn aus Bardewich, welcher hinberufen war,

um unter der großen Volksmenge den Gottesdienst zu versehen. Dies aber blieb dem heidnischen Priester nicht lange verborgen. Er berief deshalb den König und das Volk zu sich und erklärte, die Götter seien heftig erzürnt und könnten nicht anders versöhnt werden, als durch das Blut des Priesters, der einen fremden Gottesdienst unter ihnen auszuüben gewagt habe. Darauf ruft das barbarische Volk voll Bestürzung die Schaar der Handelsleute zusammen und verlangt, daß ihnen der Priester ausgeliefert werde, damit sie ihn ihrem Gotte als Sühnopfer darbrächten. Als nun die Christen sich dessen weigern, bieten sie ihnen 100 Mark zum Geschenke. Da sie aber nichts ausrichten, so beginnen sie Gewalt zu versuchen und kündigen ihnen auf den nächsten Tag Krieg an. Darauf treten die Handelsleute, da ihre Schiffe vom Fang bereits voll geladen sind, in derselben Nacht ihre Rückreise an und entziehen, mit günstigen Winde segelnd, sich und den Priester der furchtbaren Gefahr.“

Das Familienhaupt hatte über die Seinigen große Gewalt; die Familienhäupter wählten sich den Stammeshäuptling, aber über alle öffentlichen Angelegenheiten entschied die Volksversammlung, der anfangs auch das Gericht zustand. Ohne sie konnte kein Gesetz entstehen. Wer Land besitz, ist kriegsdienstpflichtig ohne Unterschied der Person. Die Noth der Kriege brachte die Herrschaft eines Einzigen, wie Maciniowski in seiner slavischen Rechtsgeschichte darthut. „In den Zeiten des Krieges setzte man die demokratische Regierung aus und gab die höchste Gewalt einem Einzigen, welchen man verschieden benannte. Daher kam es, daß die slavische Demokratie sich in eine Aristokratie verwandelte und den Weg zur Monarchie bahnte. Jedes Familienhaupt wollte, in der Meinung, daß es dazu fähig sei, Heerführer sein, und wie wir uns davon besonders aus der böhmischen und russischen Geschichte klar überzeugen, so wollte kein Familienhaupt dem zur Zeit des Krieges gewählten Anführer gehorchen. Die Anführer selbst riethen, sei es aus Rücksicht auf das eigene oder des Vaterlandes Wohl, dem Volke, die Regierung abzuändern und die Gewalt einem Einzigen zu übergeben.“ Bei den Polen erhielt dieser den Titel Woiewod (Heerführer) und Ksiads (Priester); bei den Läufigern Starzzy (der Senior), bei den Böhmen Gospodin, bei den Russen Weliki Kniaz (Großfürst.) Dem Könige folgte der erste Sohn, in Ermangelung eines solchen der Älteste der Familie von Vaters Seite. Außer dem hohen Adel, Panowie, gab es einen niedrigen, Slachta; die ärmeren Freien wurden zu Leibeigenen gemacht.

III.

Die Ungarn.

Bald werden die Ungarn kommen und mit ihnen unsägliches Elend. Im Jahre 890 wohnten sie noch um die untern Donaumündungen her; während da einmal die Mannschaft auf einem Kriegszuge begriffen war, fielen die Bulgaren und Petschenegen ins Land, verwüsteten es so gründlich, als möglich und verlegten den Zurückkehrenden die Wege. Verzweifeln brachen sich die Ungarn Bahn nach Siebenbürgen und der Walachei und wandten sich zu den grasreichen Büsten Pannoniens, welchem Lande sie ihren Namen, das Ungarland, bis auf den heutigen Tag aufgedrückt haben.

Die Ungarn, von den Slaven Ugrî, polnisch ausgesprochen Ungri, Ungari, anderwärts Ugareni genannt, weil man sie von Gog und Magog abstammen ließ, sind ein finnisches Volk. Früher hat man sie für Türken oder auch Parther gehalten; allein seit der Jesuit Sajnovics in Norwegen, wo er den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe beobachten sollte, mit Finnen zusammen gekommen war und deren Sprachverwandtschaft mit den Ungarn erkannte, ist die Ansicht allgemein geworden, daß sie ein finnisches Volk seien. Ihre Stammsitze wurden an der mittleren Wolga, am Ural und Os entdeckt; noch im Mittelalter fanden dort Predigermönche eine Bevölkerung, welche die Sprache der Ungarn redete und Sitten hatte, wie sie den stolzen Magyaren, wie die Ungarn selbst sich nennen, in der alten Zeit zugeschrieben werden, daß sie von Gott nichts wußten, wie das Vieh lebten, den Ackerbau verachteten, das Fleisch der Pferde aßen und deren Milch tranken.

Noch im zwölften Jahrhundert hat Otto von Freising über sie gesagt: „Die Ungarn sind häßlich von Angesicht, ihre Augen tief, ihre Gestalt niedrig; sie sind Barbaren in Sitte und Sprache und wildtrogig, so daß man sich mit Recht über die göttliche Langmuth wundern muß, welche solchen Ungeheuern, ich kann nicht sagen Menschen, ein so herrliches Land verliehen hat.“ Der ältere Regino von Prüm gibt die zutreffende Charakteristik: „Geborene Jäger, Fischer und Räuber, brausen sie auf ihren stinken Rossen über die Ebene und handhaben Bogen und Pfeil mit tödtlicher Gewandtheit.“ Etwas ausführlicher ist der Kaiser Leo der Weise: „Die Magyaren, eine freie, volkreiche Nation, sind von Jugend auf Reiter und lieben nicht zu Fuß zu gehen; sie tragen auf der Schulter lange Lanzen, in der Hand führen sie einen Bogen, den sie geschickt zu gebrauchen wissen, um den Rücken des fliehenden Feindes zu durchbohren. Ihre Brust und den Vordertheil der Pferde bedeckt ein

Harnisch von Eisen oder dichtem Filz. Gewohnt, mit Pfeil und Bogen zu streiten, lieben sie die Gefechte nicht, wo sie handgemein werden müssen, wohl aber die, wo sie aus der Ferne schaden können. Sie verstehen sich also vorzüglich gut auf Beunruhigung des Feindes, auf Scharmügel, plötzliche Ueberfälle, Abschneiden des Proviantes, Ueberflügelung und Hinterhalt. Nach dieser Taktik wissen sie durch verstellte Flucht den Feind anzulocken, sich dann plötzlich umzuwenden und in die getrennten Glieder einzubrechen. Kommt es auf eine förmliche Schlacht an, so stellen sie sich in kleinen, nahe an einander geschobenen Haufen von tausend Reitern und einen Haufen hinter dem andern auf, wodurch sie Festigkeit in ihre Stellung zu bringen suchen. Den fliehenden Feind verfolgen sie rastlos, und dann erst, wenn Alles aufgerieben ist, denken sie an die Beute. — Um dem Entweichen im Kriege vorzubeugen, das aus der Uneinigkeit der verschiedenen Stämme und Geschlechter leicht entstehen könnte, haben sie eine strenge Kriegszucht und den Oberbefehl Eines Feldherrn eingeführt und sich scharfen Kriegsgesetzen unterworfen.“

Die Sage erzählt, daß die sieben Häuptlinge der sieben Stämme zu Arpad gesprochen: „Wir wählen dich zu unserem Führer und Befehlshaber von heute an, und wohin das Glück dich führt, dahin folgen wir dir.“ Und sie bestätigten ihren Schwur durch das Blut; denn nach ihrer Sitte öffnete sich Jeder eine Ader und ließ das Blut in ein Gefäß fließen, daraus der Herzog trank, während sie schwuren, so solle das Blut Desjenigen vergossen werden, der dem Gewählten ungetreu werden oder Hader zwischen ihm und seinen Verwandten stiften würde.

Arpad ordnete den Staat; die sieben Stämme zerfielen in 108 Geschlechter; die Verfassung war auf den Krieg angelegt. Die Residenz Arpads war zu Stuhlweißenburg.

Bis hinauf zur Nordsee, bis weit hinein in den Süden Frankreichs und hinüber nach Italien machten die Ungarn ihre schrecklichen Kriegszüge, lange eine furchtbare Geißel für die Völker, bis das scharfe Schwert der Kaiser aus dem sächsischen Hause sie in ihre Grenzen zwang und der heilige Christ ihre Herzen eroberte.

Der Untergang der Karolinger.

(843—911.)

I.

Die karolingische Familie.

Nachdem wir im zweiten Kapitel die Elemente aufgedeckt haben, welche den Kitt des Reiches zerstörten und damit seine Grundlagen erschütterten, kann die Erzählung des Fortganges des Auflösungsprozesses unser Interesse nicht weiter anregen, und wir beschränken uns hier auf die allernothwendigsten Angaben.

Getheilt also war das Reich, der Vertrag mit heiligen Eiden beschworen, der Friede, wie es schien, befestigt. Aber keiner von den Brüdern dachte daran, die Eide zu halten, bei der Theilung es bewenden zu lassen. Von brüderlicher Liebe zeigt sich keine Spur mehr, selbst das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Familie scheint erloschen; Jeder spinnt Ränke und handelt, wie es die unerfättliche Ländersucht ihm eingibt. Sie führt die Brüder auseinander und zusammen, je nachdem die Verhältnisse gerade sich gestalten. Von der Gerechtigkeit wissen diese Könige nichts, die Ehre haben sie längst abgethan; daher sind sie in ihrer Mittelwahl so rücksichtslos, wie in den Zielen ihrer Bestrebungen. Keiner schent sich vor dem Verbrechen, die Normannen oder Slaven auf den Andern zu hezen, die Vasallen abgeneigt zu machen, die Söhne zur Empörung gegen den Vater aufzustacheln. Und die Normannen und Slaven brechen ein, und die Vasallen werden ungetreu, und in ihren Kindern büßen die Könige die eigene Schuld, in der sie gegen ihren guten Vater, den Kaiser Ludwig, gefrevelt haben.

Troßdem der bairische Ludwig in die Angelegenheiten Karls des Kahlen sich mischte und unter seinen Vasallen um Anhang warb, verbanden sich Beide, als der Bruder Lothar zu kränkeln anfang; denn sie dachten an eine Theilung seines Reiches über dessen Söhne hinweg. Lothar ging im Jahre 855 ins Kloster Prüm, starb aber schon nach sechs Tagen; sein ältester Sohn, Ludwig II., seit 844 Mitkaiser, seit 850 vom Papste gekrönt, erhielt Italien, Lothar II. Friesland und das Land zwischen Rhein und Mosel, seitdem Lotharingen genannt, Karl die Provence und ein Stück von Burgund. Nicht ohne Hader war diese Theilung zu Stande gekommen; die zwei älteren Brüder wollten den jüngsten um sein Erbe bringen; zu seinem Glücke starb er bald. Im Jahre 869 folgte ihm der

Bruder Lothar im Tode, und 875 auch der Kaiser Ludwig II., mit welchem Lothars Stamm erlosch, da keiner seiner Söhne einen Nachkommen hinterlassen hatte.

Jetzt stritten sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche nicht nur um die Beutestücke des Reiches, sondern auch um die Kaiserkrone. Karl, gewaltthätig gegen die Schwächern, in unedler List sein Heil versuchend gegen die Stärkeren, besaß das Vertrauen seines Volkes nicht; insbesondere die großen Vasallen waren ihm abhold, weil er sich auf die Bischöfe und die Beamten stützte. Im Jahre 858 schon hatte sich Ludwig zum zweitenmale nach Frankreich rufen lassen, angeblich zur Rettung des christlichen Volkes; denn was das Schwert der Normannen übrig lasse, das verderbe Karl durch seine Tyrannei. Mit Jubel wurde Ludwig vom Adel empfangen. Karl konnte keine Schlacht schlagen, denn seine Vasallen verließen ihn; nachdem aber der Adel von Ludwig erlangt, was er gewünscht, Gut der Kirche und der Gegner, mochte er das starke Regiment nicht mehr ertragen und forderte, daß das deutsche Heer entlassen werde. So von dieser Seite getäuscht, mußte Ludwig noch erfahren, daß er auch am Volke keine Stütze im Lande habe, denn die Bischöfe standen treu zu ihrem Könige; ihm aber schleuderte der Erzbischof Hiltmar von Rheims das prophetische Wort ins Angesicht, daß ihm einst von seinen eigenen Söhnen vergolten würde, was er an seinem Vater und seinem Bruder gethan. Ludwig verließ den Boden Frankreichs und ging nach Deutschland zurück.

Zeitweise sahen die feindlichen Brüder denn doch ein, daß sie zusammen stehen mußten, allein bald waren die besseren Eindrücke wieder verschwunden. Als Karl nach Ludwigs II. Tode um die Kaiserwürde sich bewarb, schickte der deutsche Ludwig seine Söhne zur Gegenwirkung nach Italien und bereitete selbst einen Heerzug dahin vor; allein er starb zu Frankfurt am 28. August 876.

Kaum war dieser tüchtigste Sohn des frommen Ludwig, der alle seine Brüder bezwungen hätte, wenn er nicht mit der Empörung seines Sohnes Karlmann und mit den Mähren in so schwere Kämpfe verwickelt gewesen wäre, todt, so versuchte Karl der Kahle, dem Papst Johann VIII. im December 875 die Kaiserkrone verließen, die Söhne des Verstorbenen um ihr Erbe zu bringen. Er prahlte, daß er mit einem Heere kommen werde, so groß, daß die Rosse den Rheinstrom austrinken sollten; dafür hat dieser Roß und Reiter verschlungen. Karl nämlich war über Aachen nach Köln gegangen, der jüngere Ludwig (III.) stand ihm bei Deuz gegenüber. Dieser mahnte den Oheim an die geschworenen Eide, vergebens; er ordnete Fasten und Gebete an und ward verlacht; er bot ein durch dreißig Männer zu bestehendes Gottesurtheil an und hat wiederholt um Frieden. Der Erzbischof Willebert von Köln kann kein Gehör

finden; da warnt er Ludwig vor Ueberfall. In stiller Nacht zieht dieser rheinaufwärts, geht bei Andernach auf das andere Ufer, und als Karl im Morgenrauen anrückt, ist er der Ueberraschte; er muß auf durchweichtem Boden kämpfen; die Deutschen haben sich einander durch weiße Feldbinden kenntlich gemacht, und Karl wird so schwer geschlagen, daß er nur mit Noth sich rettet und ein ungeheurer Troß den Siegern in die Hände fällt. Die Schacht von Andernach ward geschlagen am 7. October 876.

Die drei Söhne Ludwigs des Deutschen, Karlmann, Ludwig und Karl der Dicke, theilten sich in das Reich ihres Vaters; Karlmann aber fing zu kränkeln an und starb im Jahre 880, der Bruder Ludwig 882, und so blieb Karl der Dicke der alleinige Herrscher in den deutschen Landen.

Die Herrlichkeit des Kaiserthums Karls des Kahlen erlebte gar bald; schon nach einem Jahre war alle Welt desselben überdrüssig; der Kaiser selbst starb am 6. October 877 in einer Bauernhütte am Mont Genis, ob am Fieber, ob an Gift, das ihm sein jüdischer Arzt Bedekias gebrant haben soll, wer kann es entscheiden? Erst von Ludwig dem Stammer konnte die rasch in Verwesung übergegangene Leiche nach St. Denis gebracht werden.

Karl der Kahle hat das Mögliche gethan und Alles zugelassen, was geeignet war, die Monarchie zu schwächen, die Krone machtlos in das Belieben der Vasallen zu geben. Schon im Jahre 858 erklärte er ihnen, daß sie das Maasß der Verpflichtungen des Königs selbst bestimmen möchten; die Lehen wurden erblich, die Grafen streiften ihren Character als kaiserliche oder königliche Beamte ab und machten sich zu Herren auf ihrem Territorium. Die Schwäche des Königthums wurde so groß, daß ihm keine Gewalt mehr zu Gebote stand, die Leistung der Lehenspflicht zu erzwingen. So stand es in Frankreich, als Karl der Kahle starb. Von seinen Söhnen (Karl war durch ein Versehen tödtlich verwundet, Karlmann auf des Vaters Befehl geblendet worden) war nur noch Ludwig der Stammer übrig, der von den Großen zum Könige gewählt wurde, obgleich er unfähig war, oder vielleicht gerade deshalb. Doch er starb schon 879, nachdem er nur anderthalb Jahre König gewesen war. Seine zwei Söhne, Karlmann und Ludwig — erst nach seinem Tode kam Karl der Einfältige zur Welt — wurden gewählt, Jünglinge von Kraft, des Thrones nicht unwürdig und den Bedürfnissen der schweren Zeit gewachsen; aber auch sie sanken schon, der eine im Jahre 882, der andere 884 dahin, viel betrauert, denn beide hatten es unternommen, mannhaft den Normannen Widerstand zu leisten. Vom Siege Ludwigs über sie, 881 bei Saucourt errungen, gibt uns noch ein altdeutsches Gedicht Kunde, das Ludwigslied, das doppeltes In-

teresse erregt, indem es nicht nur frisch gleichsam aus dem Schlachtgetöse herauströnt, sondern auch weil es beweist, daß die deutsche Zunge damals noch in Frankreich verstanden wurde. Darin heißt es: „Der König ritt kühn, er hub an das Lied, und Alle zusammen fangen Kyrie eleison. Sang ward gesungen, Kampf ward begonnen, Blut schien durch die Wangen der kämpfenden Franken. Keiner der Helden that Ludwig es gleich; schnell und kühn, das war ihm angeboren, Viele durchschlug er, Viele durchstach er, schenkte seinen Feinden den Becher bitteren Leides.“

Die geschlagenen Normannen warfen sich jetzt, von Rachedurst entflammt, nach Deutschland; Lüttich, Maestricht, Tongern, Köln, Bonn gingen in Flammen auf; Unserer Lieben Frauen Münster zu Aachen wurde in einen Pferdestall umgewandelt, der deutsche König Karl der Dicke, der im Jahre 881 in Rom die Kaiserkrone empfangen, mußte endlich sich rühren. Im Jahre 882 hielt er einen Reichstag zu Worms, dann führte er den Herrbann der Baiern, Alamannen, Franken, Thüringer, Sachsen und viele Mannschaft aus Langobardien den Rhein hinab. Die Normannen schlossen sich in einem festen Lager bei Aschloß zusammen; hier wurden sie so bedrängt, daß es schien, sie müßten zu Grunde gehen; da schloß Karl Frieden mit ihnen; auf 200 Schiffen führten sie ihre Beute fort. Einer ihrer Könige, Gottfried, ließ sich taufen, und erhielt gegen das Versprechen, nie mehr deutsches Land anzufallen, das Gebiet der Rennemer in Friesland, Andere wurden mit den Schätzen zufrieden gestellt, welche Karl aus den Kirchen nahm. Die Kriegsvölker empfanden die Schmach, der König nicht; vielleicht hatte er den raschen Frieden mit den Normannen in der Absicht geschlossen, daß sie auf Frankreich sich werfen sollten, damit er das an Menschen und Gut heruntergekommene Land desto eher in Besitz nehmen könnte.

Karl war sehr ehrgeizig und ländersüchtig, aber er besaß den Geist zu großen Entwürfen nicht, und bald, nachdem er etwas begonnen, erlahmte die Kraft seines Willens. Seiner Schwäche bewußt, war er argwöhnisch und unedel in seiner Mittelwahl; seit er im Jahre 875 gegen seinen Vater in Frankfurt sich empört, war er von der fallenden Sucht heimgesucht.

Italien und Deutschland gehorchten ihm, und als der französische Karlmann, auf der Jagd von einem Eber verwundet, am 12. December 884 starb, ward er auch für die Franzosen eine Nothwendigkeit; denn Karl der Einfältige, Ludwigs des Stämmers nachgeborener Sohn, war noch ein Kind, und gegen die furchtbar hausenden Normannen konnte nur in einem Anschlusse an die deutschen Stämme einige Hoffnung geschöpft werden. So ward denn Karl der Dicke von den Franzosen zu ihrem Könige gewählt,

884. In kurzer Zeit aber war er zur Verachtung der ganzen Welt geworden.

In Italien wehrte er weder den Sarazenen, noch den Parteiungen; auf seinen Vetter Arnulf v. Kärnthén, einen natürlichen Sohn seines Bruders Karlmann, hegte er die Mähren, den Normannen kaufte er schmählich den Frieden ab, den sie nicht hielten.

Karlmann, der sie zuerst bei Avallis (Avaux) besiegt, darauf aber an der Somme gegen sie eine Niederlage erlitten hatte, war gezwungen worden, ihnen die Zahlung von 12,000 Pfd. Silbers zuzusagen, und diese Summe verlangten sie jetzt von Karl. Zu gleicher Zeit regte sich Gottfried; das Rennemer Land war ihm zu enge und brachte keinen Wein; er beehrte Andernach, Singig und Coblenz, ward aber ermordet. Nun erhoben sich die Normannen zu einem Rachezuge. Bei Löwen schlugen sie die Franzosen und wälzten sich über Rouen vor Paris. Der Kaiser zeigte sich nicht. Tapfer vertheidigte sich die Stadt unter Führung des Grafen Odo, der ein Sohn Roberts des Starken war und die Kapetinger in die Geschichte einführte; allein der Normannen waren zu viele. Zweimal versuchte ein deutsches Heer den Entsatz der hart bedrängten Stadt, doch vergebens. Endlich im September 886 kam der Kaiser mit Heeresmacht heran; statt aber die Normannen anzugreifen, zahlte er ihnen 750 Pfd. Silber und gab ihnen das schöne Burgund zur Plünderung preis. Andere Unwürdigkeiten vollendeten seinen Sturz. Es erhob sich am Hofe eine Partei, welche, um den Kanzler Liutward, Bischof von Vercelli, zu beseitigen, die schmählichsten Gerüchte wider diesen und die Kaiserin Richardis verbreiteten. Karl verstrickte sich in die Schlinge, verstieß die Kaiserin und jagte den Kanzler mit Schimpf und Schande davon. Richardis begab sich in das Kloster Andlaw im Elsaß, ihrer Stiftung auf eigenem Grund und Boden, wo sie im Leben und nach dem Tode die Verehrung der Gläubigen genoß; der Kanzler Liutward aber flüchtete zu Arnulf von Kärnthén, den bereits viele Stimmen als Nachfolger Karls bezeichneter. Die Unzufriedenheit mit diesem war allgemein; er wurde ein Verlassener, und krank an Gemüth und Körper dankte er ab oder wurde abgesetzt. Nur um ein wenig Land zu seines Lebens Nothdurft soll er gebeten haben. Bald darauf starb er eines erbaulichen Todes im Januar 888 zu Reidlingen (Reuding) an der Donau, der letzte echte Karolinger in Deutschland.

II.

Der große Papst Nikolaus der Erste.

(858—867.)

Eine hehre und erhabene Gestalt auf dem Stuhle des Apostelfürsten in einer Zeit trauriger Wirren war Nikolaus I., der am 24. April 858 den heiligen Stuhl bestieg, ein frommer, hochgebildeter Mann, dessen männliche Schönheit entzückte, während sein hohes Wesen zur Ehrfurcht zwang. Seine Sanftmuth und Milde war nicht Schwäche, und seine Strenge nicht Leidenschaft; unerschrocken beugte er die vornehmen Sünder, gütig hob er die Reuigen auf, und in barmherziger Liebe war er eifrig, die Armen zu erquicken und die Thränen zu trocknen. Der Chronist Regino von Prüm, einer seiner Zeitgenossen, schreibt von ihm: „Seit den Tagen des heiligen Gregor saß kein Hoherpriester auf St. Petri Stuhl, der mit Nikolaus verglichen zu werden verdiente. Könige und Tyrannen hat er bezähmt und wie ein oberster Gebieter die Welt beherrscht; gegen fromme Bischöfe und Priester war er gelinde und sanftmüthig, schlechten dagegen und gewissenlosen schrecklich, so daß man mit Recht sagen kann, ein neuer Elias sei in ihm erstanden.“ Wo immer eine Welt im Verfallen begriffen ist, da stattet Gott seine Kirche mit einem wunderbaren Reichthume von Gnaden aus, und da die Kirche ihre Kraft aus dem Mittelpunkt ihrer Einheit schöpft, so erhalten wir für solche Zeiten der Zerstörung und des neuen Aufbaues eine gewaltige Persönlichkeit auf dem heiligen Stuhle, und wenn auch nicht acht volle Jahre dem Wirken des ersten Nikolaus gegeben waren, so war dieses doch weltumfassend und ins Unermeßliche nachwirkend.

Eine seiner ersten Handlungen war die Bestätigung der Vereinigung des Bisthums Bremen mit dem Erzbisthume Hamburg, wogegen der Metropolitanstuhl von Köln protestirt hatte. Dies mag uns veranlassen, einen Blick auf die nordische Mission zu werfen. Mit ihr ist der Name Ansgar so innig verknüpft, daß wir vor Allem dieses apostolischen Mannes gedenken müssen.

Ansgar (Oskar), soviel als Gotteswaffe oder Gottlieb, wurde im Jahre 801 geboren und schon frühe in der Kindheit ins übernatürliche Leben durch Erscheinungen u. dgl. hineingezogen. In der von seinem innig geliebten Schüler und Nachfolger Rimbart verfaßten Biographie heißt es: „Er erzählte nämlich, daß, als er noch ein Knabe von ungefähr fünf Jahren war, seine Mutter, eine gar fromme, gottesfürchtige Frau, starb und bald nachher sein Vater

ihn zum Unterrichte in den Wissenschaften in die Schule schickte. In derselben aber begann er nach Knabenart mit seinen Altersgenossen Kindereien zu treiben und mehr auf leeres Geschwätz und Spässe, als auf die Lehrgegenstände zu achten. Während er nun so kindischem Leichtsinne ergeben war, schien es ihm einst in der Nacht, als wäre er an einem sehr schlammigen und schlüpfrigen Orte, von dem er nur mit großer Schwierigkeit fortkommen konnte. Jenseits dieses Ortes aber sah er einen sehr lieblichen Pfad, auf welchem eine hohe Frau, reich und schön gekleidet, in wundervoller Haltung einherschritt, der mehrere andere weißgekleidete Frauen folgten; unter den letzteren befand sich auch seine Mutter. Sowie er sie erkannte, versuchte er, zu ihr hinzueilien, allein er vermochte von jenem schlammigen und schlüpfrigen Orte nicht wegzukommen. Indes näherte sich ihm jenes Frauengefolge. Da war es ihm, als wenn die, welche die Herrin der anderen zu sein schien und die er sogleich sicher für die heilige Maria hielt, zu ihm sagte: „Mein Kind, willst du zu deiner Mutter kommen?“ Als er nun antwortete: „Von Herzen gerne,“ so erwiderte sie: „Wenn du unserer Gesellschaft theilhaftig werden willst, so mußt du allen Leichtsinn fliehen und die kindischen Spässe aufgeben und auf dich selbst, ein ernstes Leben führend, Acht haben; denn gar sehr verabscheuen wir alles, was Leichtsinn und Müßiggang verräth, und wer an dergleichen Freude findet, kann nicht in unserem Kreise sein.“ Nach diesem Gesichte begann er sofort, sich ernster zu benehmen, den Umgang mit Kindern zu meiden, dem Lesen und Nachdenken und sonstigen nützlichen Beschäftigungen anhaltend obzuliegen, so daß seine Mitschüler sich gar sehr wunderten, daß er so plötzlich umgewandelt sei.“

Als Ansgar in den Jünglingsjahren in das Kloster Neu-Corvey kam, machte er solche Fortschritte, daß ihm nicht nur ein Lehramt in der Schule, sondern auch das Predigtamt übertragen wurde; daraus aber ward er durch die Berufung zum Heidenmissionär gerissen. Im Jahre 826 nämlich kam der Dänenkönig Harald, aus seinem Lande vertrieben, hilfselehend zu Ludwig dem Frommen. Dieser faßte die Bekehrung der nordischen Völker ins Auge und redete dem Dänenkönige selbst zu, sich taufen zu lassen und die christliche Predigt in seinem Lande frei zu geben; zur Uebernahme des apostolischen Amtes aber bot Ansgar sich an.

Vor ihm hatte der heilige Willibrord in Zütland, der erste Bischof Bremens, der heilige Willehad, unter den Dithmarsen, Ebo von Rheims als kaiserlicher Gesandter und apostolischer Missionär in Dänemark selbst gearbeitet; des Letztern Stützpunkt war Welna (Münsterdorf bei Iphöve), ein kaiserliches Geschenk; aber entmuthigt durch seine geringen Erfolge hatte er seinen Posten

verlassen. Dadurch nicht abgeschreckt, ging Ansgar mit Harald nach Dänemark; sein muthiger Gefährte war der Priester *U t b e r t*, der aber bald nach *Neu-Corvey* zurückkehren mußte und daselbst starb. Ihre erste Wirksamkeit entfalteten die Missionäre in der Gegend von *Schleswig*, wo sie glückliche Erfolge errangen und eine Schule anlegten, um einheimische Knaben zu ihren dereinstigen Mitarbeiteren heranzubilden.

Im Jahre 829 traf bei Kaiser Ludwig eine Gesandtschaft aus Schweden ein, welche die Zulassung der christlichen Predigt in diesem Lande in Aussicht stellte. Ludwig berief sogleich Ansgar, und dieser ging nach Schweden unter vielen Fährlichkeiten; von Seeräubern angegriffen, verlor er nicht nur die kaiserlichen Geschenke, die er nach Schweden bringen sollte, sondern sogar seine Bücher, gegen 40, die er für den Gottesdienst gesammelt hatte. In der Stadt *Birka* (*Biorka* am *Mälarsee*) nahm der König *Biörn* ihn freundlich auf, und nach anderthalbjähriger Wirksamkeit war das erste Bethaus entstanden, das *Herigar*, einer der Vertrauten des Königs, auf seinem eigenen Grund und Boden erbaut hatte.

Ueber diese Erfolge war der Kaiser Ludwig in seinen vielen Trübsalen hoch erfreut, und da ihm mitgetheilt wurde, wie sein großer Vater den Plan gehegt, in *Hamburg* ein Erzbisthum zu errichten, so führte er dies jetzt aus. „Da der christliche Glaube durch Gottes Gnade bereits im Lande der Dänen und Schweden Frucht zu treiben begonnen hatte, gründete er . . . mit Zustimmung der Bischöfe auf einer sehr zahlreich besuchten Synode (zu *Ingelheim* im Jahre 831) in dem erwähnten entlegensten Theile von *Sachsen* jenseits der *Elbe* in der Stadt *Hammaburg* ein Erzbisthum, dem die ganze Kirche der *Nordelbingen* unterthan sein und dem über alle Länder des Nordens die Befugniß zustehen sollte, daselbst die Bischöfe und Priester einzusetzen, die dorthin in Christi Namen entsandt werden würden.“ (*Kimbert*, *Leben Ansgars*.) *Gregor IV.* gab seine Zustimmung; Ansgar wurde von *Drogo*, dem Bischof von *Mez*, consecrirt und mit *Ebbo* von *Rheims* zum päpstlichen Legaten in den Ländern des Nordens ernannt. Weil *Hamburg* der Gefahr der Seeräuber ausgefetzt war, verließ der Kaiser für alle Fälle der Noth dem neuen Erzbisthum das königliche Gut *Turholt* in *Flandern* (zwischen *Ypern* und *Brügge*).

Während in Schweden *Gauzbert*, ein Neffe *Ebbo's*, als Bischof den Dienst versah, arbeitete der heilige Ansgar von *Hamburg* aus unter den Dänen. Gleich Anfangs richtete er sein Augenmerk auch auf eine Schule; er kaufte unter den Dänen und Slaven Knaben aus der Gefangenschaft, die er theils in *Hamburg*, theils in *Turholt* erziehen ließ. Das ist ein besonderer Zug an dem apostolischen Manne; diese Sorge für die Zukunft durch die Samm-

Lung von Schülern. „Einstmals“, heißt es in der Lebensgeschichte seines Nachfolgers, des Erzbischofs Rimbert, „als der Herr Erzbischof in Turholt sich aufhielt, sah er eine Schaar Knaben unter Scherzen und albernem Hin- und Her-Sprechen in die Kirche eilen; der aber, der unter ihnen allen beinahe der kleinste war, schritt ernst einher, mied sorgfältig alle leichtfertigen Kindereien und vollzog sein Gebet mit Andacht und Ehrfurcht, machte, als er aufstand, auf seine Stirne das Zeichen des Kreuzes und zeigte eine Haltung, als wäre er schon reiferen Alters. So erkannte denn der Mann Gottes, daß die heilige Kindheit des frommen Knaben bereits vor Sehnsucht brannte, dem Herrn zu dienen; er ließ also seine Eltern rufen und erfuhr, er heiße Rimbert. Dann ertheilte er ihm mit ihrer Einwilligung die Tonsur und das geistliche Gewand.“

Als die Wirksamkeit Ansgars in seiner Diöcese und unter den Heiden ins zehnte Jahr ging, erschienen (840) Seeräuber vor Hamburg. Da der Gaugraf Bernarius abwesend war, übernahm Ansgar die Vertheidigung der Stadt; aber die Zahl und Kräfte der Einwohner waren unzulänglich, Alles zerstreute sich, Viele wurden gemordet, Viele in die Gefangenschaft weggeschleppt. Ohne Oberkleid flüchtete sich Ansgar, und nur die Reliquienstheine rettete er; die Kirche, das Kloster wurden mit der Stadt verbrannt, alle Kirchengeschäfte und Habseligkeiten gingen verloren, darunter eine schön geschriebene Bibel, welche der Kaiser dem Erzbischofe geschenkt; — doch ohne Murren, mit starkem Herzen trug der Heilige das Unglück, das die Ereignisse in Schweden noch empfindlicher machten; denn dort war durch einen Volksaufstand das Haus des Bischofs gestürmt, sein Neffe Nithard getödtet, der Bischof selbst mit seinen Genossen, so viele noch da waren, in Fesseln geschlagen und aus dem Lande geführt worden. Der heilige Ansgar war in großer Noth; ohne festen Wohnsitz irrte er umher; das Gut Turholt hatte Karl der Kahle ohne Weiteres eingezogen. So ging es etliche Jahre, da starb (24. August 847) der Bischof Leuderich von Bremen, und Ludwig der Deutsche dachte an eine Vereinigung dieses Sprengels mit dem Hamburger; im Jahre 857 wurde die Sache auf einer Wormser Synode bereinigt. Der Erzbischof Günther von Köln erhob zwar Einsprache gegen die Ausscheidung Bremens aus seinem Metropolitanverbannde; doch Papst Nikolaus wies dieselbe ab und bestätigte durch eine Bulle vom 31. Mai 838 die Vereinigung von Hamburg-Bremen als Erzbisthum, sowie die Exemption desselben von jedem andern Metropolitanverbannde, ertheilte Ansgar das Pallium und ernannte ihn zu seinem Legaten: „Und bestellen Wir Unsern Sohn, den genannten Ansgar, zu Unserem Glaubensboten und Legaten bei allen ringsum auf dem ganzen Erdball wohnenden

Völkern, den Schweden und Dänen, den Färöern, Norwegern, Grönländern, Isländern, Scriderinden (in Finnmarken), sowie auch bei den Slaven und bei allen andern Nationen dort zu Lande, wo Gott nach Seiner Liebe ihnen eine Thüre öffnet, und verleihe ihm und seinen Nachfolgern Macht, Uns beständig zu vertreten und öffentlich das Evangelium zu verkündigen.“

Inzwischen hatte Ansgar rüstig weiter gearbeitet. Der König Erich I. von Dänemark, dem er alle möglichen Dienste leistete, war so für ihn eingenommen, daß der Heilige sein vertrauter Rathgeber wurde und die Erlaubniß erhielt, in Schleswig eine Kirche zu bauen; der König selbst wies eine Wohnung für den Priester an und gestattete allem Volke, die christliche Predigt zu hören; „worauf die Gnade Gottes an diesem Orte reichere Frucht zu tragen begann; denn vorher schon gab es dort viele Christen, die in Dorstadt (jezt Wyk te Duerstede) oder Hammaburg getauft waren, und unter denen man die angesehensten Männer der Stadt zählte. Ihrem Beispiele folgten dann auch viele andere Männer und Frauen, verließen den abergläubischen Gözendienst, bekehrten sich zum christlichen Glauben und ließen sich taufen. So entstand große Freude in der Stadt, und die Folge war, daß auch die Leute aus unsern Gegenden und Kaufleute sowohl von hier als von Dorstadt aus nunmehr, was sie früher nicht gewagt hatten, ohne Furcht nach Schleswig kamen, was wieder die Veranlassung wurde, daß sich dort Güter und Vorräthe aller Art im Ueberfluß aufhäufeten.“ (Kimbert, Leben Ansgars.)

Aber im Jahre 854 vereinigte sich die heidnische Partei mit auswärtigen Feinden; Erich I. fiel, und seinem Nachfolger Erich II. ward eingeredet, daß die Götter wegen der christlichen Gemeinde in Schleswig zürnten; diese wurde geschlossen und der Priester vertrieben. Tief bekümmert eilte Ansgar zum Könige, aber dessen Stimmung war bereits umgeschlagen; der bitterste Feind des Christenthums, der Graf Hovi in Schleswig, war von ihm selbst vertrieben worden, und er bat den heiligen Bischof, seine Priester wieder zu schicken, versprach mit Eifer alles zu halten, was sein Vorgänger zur Förderung des Christenthums versprochen hatte, wies zu Ripen auf Jütland einen Platz zum Bau einer Kirche an und gestattete den Gebrauch von Glocken, „was bisher in den Augen der Heiden ein Greuel war.“

Auch nach Schweden führte der Seeleneifer den heiligen Ansgar wieder; allein er fand zu Birka König und Volk arg gegen das Christenthum aufgestachelt. Zuerst ließ der König sich gewinnen; allein abhängig vom Beschlusse der Volksgemeinde, vermochte er dem Heiligen keine bindende Zusage zu geben, bis diese durch das Loos sich entscheiden werde. Die Loose fielen günstig; ihre

Deutung ergab, daß die christliche Religion im Lande eingeführt werden solle, und der Volksbeschluß lautete, daß sowohl Kirchen erbaut als Priester eingesetzt werden sollten, und daß wer wolle, Christ werden dürfe. Der König Olaf schenkte einen Platz zum Kirchenbau; Ansgar kaufte dazu einen Hof für den Priester Grimbert, den Vetter des Bischofs Gauzbert, der selber die apostolische Arbeit nicht mehr übernehmen wollte. Im Jahre 854 kehrte er über Dänemark zurück und führte seine apostolische Arbeit noch elf Jahre fort bis zum 3. Februar 865, wo er verschied.

Sein Schüler Rimbert entwirft von ihm ein gar liebliches Bild. Unter den lieben Heiligen, deren Leben Ansgar nachahmte, war es insbesondere der heilige Martin, den er sich zum Vorbilde nahm, in seiner ascetischen Strenge, in seiner Liebe zur zeitweiligen Einsamkeit, in seinem Eifer der Predigt und in der Barmherzigkeit.

Trotzdem er vielfach kränklich war, trug er beständig ein härenes Bußgewand, bei Nacht, wie bei Tage. „So lange er noch einigermaßen Jugendkraft besaß, genoß er gar häufig des Brodes nur nach einem bestimmten Gewichte, sowie des Wassers nach einem festen Maasse. Als er aber ins Greisenalter eintrat, vermochte er nicht mehr so sehr der Speise sich zu enthalten, sein Getränk jedoch war stets Wasser; nur daß er, mehr um eiteln Ruhm zu meiden, als um einigen Wohlgeschmackes willen, dem Wasser einigen Wein beimischte. Weil er indeß in seinem höheren Alter die gewohnte karge Lebensweise nicht fortsetzen konnte, so suchte er das durch Almosen und Gebete, sowie durch viele andere gute Werke zu ersetzen. Aus diesem Grunde kaufte er z. B. viele Gefangene los, denen er die Freiheit schenkte; einige davon, die dazu fähig zu sein schienen, ließ er in der Gottesgelehrsamkeit unterweisen, um sie zum Dienste Gottes zu erziehen.“

Damit er in der Einsamkeit dem Gebete und der Betrachtung sich widmen könnte, baute er sich eine Zelle, die er sein Ruhheim, auch seinen Trostborn nannte. „Hier hielt er sich mit Wenigen zusammen auf; hier wohnte er, so oft er von der Predigt, den kirchlichen Handlungen und den Belästigungen der Heiden frei war, so jedoch, daß er die eigene Bequemlichkeit und die Liebe zur Einsamkeit stets dem Wohle der ihm anvertrauten Heerde unterordnete.“ — „Wie er sich beieferte, sich Gott zu Liebe in der Andacht zu fördern, beweisen diese Wände in unserem Bewahrsam, die er mit eigener Hand in Wortzeichen geschrieben hat. Man sieht, daß dieselben nur solche Dinge enthalten, welche zum Lobe Gottes des Allmächtigen, zur Widerlegung der Sünder, zum Preise des ewigen Lebens, zur Furcht vor der Hölle und zu allem anleiten, was Herzenszertnirschung und Traurigkeit des Gemüthes bewirken kann.

... „Doch war ihm das Alles noch nicht genug; er wollte sein ganzes Leben in Trauer und Thränen hinbringen. Denn obwohl ihm die Beknirschung seines Herzens häufig Thränen entlockte, so schienen ihm diese doch niemals genug zu sein; erst in seinem letzten Lebensjahre erlangte er von Gott auch die lange ersehnte Gnadengabe, daß er weinen konnte, so oft er wollte. Ferner stellte er aus allen Stellen der heiligen Schrift, welche Beknirschung des Herzens bewirken, für jeden Psalm ein diesem angepaßtes Gebet zusammen; das Werk pflegte er seine W ü r z e zu nennen, und bediente sich der Gebete, um sich den Genuß der Psalmen zu erhöhen. . . . Während des Psalmenjüngens pflegte er häufig Handarbeit zu verrichten; er verfertigte damals nämlich Netze. In Bezug auf die Psalmen aber hatte er eine bestimmte Ordnung, indem er bestimmt hatte, welche er des Nachts, welche er des Tages sang, ebenso welche er vornahm, wenn er sich zum Singen der Messe vorbereitete, oder wenn er, nachdem er sich die Schuhe ausgezogen, zu Bette gehen wollte. Des Morgens aber, während er die Schuhe anzog und sich wusch, sang er eine Litanei; dann ging er in die Kirche und ließ drei oder vier Messen lesen; zur bestimmten gehörigen Tageszeit aber sang er selbst die öffentliche Messe ab, wenn ihn nicht Unpäßlichkeit daran verhinderte, wo nicht, so hörte er sie wenigstens.“

Mit unermüdlichem Eifer suchte er dem Volke durch die Predigt des göttlichen Wortes zu nützen. Den Predigern, die er zu den Heiden sandte, gab er die Weisung, sie sollten ja nicht den Schein erwecken, als ob sie nach etwas Verlangen trügen, von Keinem etwas fordern, sondern vielmehr nach dem Beispiele des heiligen Paulus auch selbst mit ihren Händen arbeiten und sich mit der so erworbenen Nahrung und Kleidung begnügen. Uebrigens ließ er ihnen und ihren Begleitern, was sie bedurften, und überdies noch, was sie, um Freunde zu erwerben, verschenken mußten, aus seinen Mitteln zukommen.

„Wie freigebig er im Almosengeben war, wer vermöchte Das auszusprechen? Er wünschte alles, was er hatte, Denen zu schenken, die nach Gottes Willen Noth litten. Wo er einen Bedrängten wußte, suchte er ihm zu helfen, so gut er konnte, und nicht in seinem Sprengel allein, sondern in weit entlegenen Gegenden leistete er Hilfe und Unterstützung. Namentlich aber hatte er ein Armenhospital in Bremen (das St. Jürgenspital in der Hutfilterstraße) angelegt, welchem er die Zehnten von einigen Dörfern überwies, mit der Bestimmung, daß daselbst außer der täglichen Aufnahme von Armen auch Krankenpflege geübt werden sollte. Durch sein ganzes Bisthum gab er den Zehnten von Thieren und allen Renten, sowie den Zehnten von den Zehnten, die ihm zufließen,

zu Gunsten der Armen her, und von allem Gelde, oder was er irgend in Zinsen einnahm, gab er zum Vortheile der Armen wieder den Zehnten. Ueberdies ließ er alle fünf Jahre von allen Thieren, auch wenn sie schon gezehntet waren, doch zu Almosen wiederum von Neuem den Zehnten erheben. Auch von dem Gelde, welches in den Klosterkirchen einging, hatte er den vierten Theil zu diesem Zwecke bestimmt. Für Unmündige und Wittven aber trug er eifrigst Sorge, und wo er Einsiedler oder Einsiedlerinnen kannte, da war er darauf bedacht, sie durch häufige Besuche und Geschenke im Dienste Gottes zu stärken und ihnen durch erforderliche Unterstützungen zu helfen. Auch trug er stets an seinem Gürtel einen Beutel mit Geld, um, wenn ein Dürftiger kam und sein Almosenier gerade nicht da war, selbst unverzüglich etwas geben zu können. Zur Fastenzeit ließ er in Bremen täglich vier Arme speisen, zwei Männer und zwei Frauen. Den Männern wusch er auch selbst mit den Brüdern die Füße, den Frauen aber leistete diesen Dienst im Bremer Hospitale eine Gott geweihte Frau, welche er selbst in der Liebe zum Herrn und im Eifer für das Christenthum bewährt gefunden hatte. So oft er ferner die einzelnen Pfarreien als Erzbischof bereiste, ließ er stets, ehe er zu Tische ging, die Armen hereinführen und reichte ihnen selbst nicht bloß das Wasser zum Waschen der Hände, sondern er mischte dasselbe auch, nachdem er ihnen geweihte Brode gereicht, mit Wein, und erst, wenn der Tisch vor sie hingestellt war, ging er mit seinen Gästen zum Mahle. Um durch ein Beispiel zu zeigen, wie tief sein Inneres von Liebe und Barmherzigkeit erfüllt war, will ich hier Folgendes anführen. Als er einst unter vielen andern auch den Sohn einer Wittve, welcher als Gefangener weit weg, nämlich nach Schweden geführt worden war, getauft hatte und mit sich heimbrachte, begann die Mutter, als sie ihn freudigen Herzens wieder in der Heimath sah und dastand und ihn anblickte, nach Frauenart vor Freude zu weinen. Da fing auch der Bischof, von Rührung ergriffen, ebenso laut an zu weinen und schenkte dem Sohne der Wittve sogleich die Freiheit, gab ihn seiner Mutter zurück und ließ beide frohlockend heimkehren.“

In die Fußstapfen des heiligen Ansgar trat sein Schüler und Nachfolger *R i m b e r t*, von dem er selbst sagte, daß derselbe weit eher zur Würde eines Bischofs tauglich sei, als er selbst zum Dienste des Subdiaconats. In der Predigt gleich eifrig, in der unermüdlischen Arbeit in seiner Diocese wie in der Heidenwelt ihm nachfolgend, war er von gleicher Barmherzigkeit, stattete das Hospital in Bremen so aus, „daß wir“, sagt sein Biograph, „nirgends eine reicher und umsichtiger versorgte Anstalt der Art kennen.“ Aller Stiftungen seines Vorgängers nahm er sich mit möglichster Sorge

an, so daß sie nicht nur keinen Schaden leiden, sondern täglich etwas zunehmen möchten. Zum Loskaufe gefangener Christen opferte er selbst Kirchengefäße, und einst ließ er einem Heiden in Schleswig sogar sein eigenes Pferd, weil dieser anders eine Nonne nicht freigeben wollte. In Sanftmuth und Geduld kleidete Rimbert sein Wirken, aber bei seinen Entschlüssen blieb er standhaft bis zur Unbeugsamkeit. Er starb am 11. Juni 888.

Von solcher Art waren die Männer, welche die Kirche in deutschen und nordischen Landen erbaut haben, und wenn irgend Jemand, so durften sie erwarten, daß ihr Andenken im Segen bleiben werde. Aber kaum anders wird es, soweit die Hallen der katholischen Kirche sich nicht erstrecken, behandelt, als es zum Theil noch zu ihren Lebzeiten und bald nach dem Hinscheiden dieser Männer geschah; nur waren es damals Heiden, welche es schändeten und ihre Pflanzungen zertraten. Schon im Jahre 880 verbanden sich die Slaven mit den Dänen zu einem Einfalle in Nordelbingen, und viele Kirchen wurden niedergebrannt; dann kamen die Magyaren und lähmten die deutsche Streitkraft, daß im Norden den Heiden nicht gewehrt werden konnte. Obgleich Neu-Corvey immer wieder muthige Glaubensboten aussandte, so mochte das Werk doch nicht gedeihen. Erich III. und Gorm der Alte hausten so feindselig, daß die völlige Ausrottung des Christenthums in jenen nördlichen Ländern nahe bevorzustehen schien. Der Letztere, der sich ums Jahr 900 zum obersten Herrscher über das ganze Dänenvolk emporgeschwungen, zerstörte die Kirchen in Schleswig, Aarhus und Ripen, verwüstete Hamburg und quälte viele Priester zu Tode.

Doch bald kommen die Kaiser aus dem sächsischen Hause, die Heinriche und die Ottonen, und unter ihrer kraftvollen Herrschaft geht für die Völker des Nordens und die Slaven ein neuer, gesegneter Tag auf.

Wir haben von vielen und bitteren Trübsalen des heiligen Papstes Nikolaus zu berichten, aber auch von Freuden, deren Trost ihm zu seinen immerwährenden Kämpfen neue Stärkung gab. Solch' eine Freude wurde ihm im August 868 zu Theil, als er, vom Fürsten der Bulgaren Bogoris-Michael gesandt, dessen Sohn an der Spitze einer Gesandtschaft an den Stufen des heiligen Stuhles saß, ein sprechender Beweis von den Fortschritten der Bekehrung und christlichen Kultur unter den Bulgaren.

Weiß (W.-G. II. 594.) sieht in den Bulgaren Reste alter Hunnenstämme: türkischer Abkunft, die im Anfange des sechsten Jahrhunderts in Verbindung mit den Avarn über das Gebiet des römischen Reiches sich wälzten und, bald mit den Byzantinern verbündet, bald im Kampfe mit ihnen, an der untern Donau ein Reich gründeten, das von der Theiß bis zum Hamus

reichte. Wenn in den Ueberresten ihrer Niederlassungen an der Wolga Spuren von Kultur sich nachweisen lassen, „so zeigten sich die Bulgaren an der untern Donau bei ihrem ersten Erscheinen ebenso viehisch, als schrecklich und etelhaft, so daß der Name Bulgar zur Bezeichnung des größten Schmutzes und viehischen Wesens bei den Abendländern wurde und heute noch im französischen „bougre“ fortlebt. Der Bulgar machte keine Gefangene, er tödtete nur mit seinem kupfernen Schwerte, mit den langen Pfeilen seines ungeheuern Bogens oder mit dem Lasso, den er mit der linken Hand geschickt seinem Opfer um den Hals warf, dann am Sattelbogen befestigte, worauf er dann Kehrt machte und sein Opfer zu Tod schleifte. Die Einwohner der Städte und Dörfer wurden in große Gebäude zusammengetrieben und mit diesen verbrannt. Der Bulgar ließ nur Ruinen hinter sich, die man die Wälder der Bulgaren nannte, und Menschen an Pfählen verschmachtend, die Gärten der Bulgaren. Wer ein Kommando erlangen wollte, mußte zuerst einen Feind erlegt haben. Ihre Religion war Schamanismus, und von ihren Priestern glaubte man, daß sie unter fürchterlichen Zuckungen die Geister der Finsterniß anriefen und ihre Gegner im Kampfe zu beherzen vermochten.“

Von Christus hörten sie zuerst aus dem Munde von Kriegsgefangenen. Als sie im Jahre 813 Adrianopel eroberten und alle Einwohner nach Bulgarien schleppten, war darunter auch der Erzbischof Manuel, welcher sich der Bekehrung seiner Umgebung annahm, dafür aber mit mehreren der Gefangenen gemartert wurde. Später treffen wir den griechischen Mönch Constantin Rypbaros als Gefangenen in der Mission thätig. Ihn wechselte (845) die Kaiserin Theodora gegen die Schwester des Bogoris aus, die von den Byzantinern gefangen genommen worden war und bei ihnen das Christenthum kennen gelernt und die Taufe empfangen hatte. Jetzt drang sie in ihren Bruder, sich gleichfalls taufen zu lassen; Bogoris aber widerstrebte aus Besorgniß vor seinem Volke, bis er in einer Hungersnoth wunderbare Hilfe von Christus erhalten zu haben glaubte. In der Taufe erhielt er den Namen Michael, nach dem griechischen Kaiser, der sein Pathe war. (865.) Nun aber zwang er in unverständenem Uebereifer das ganze Volk zur Taufe; eine Empörung war die Folge; mit 80 Christen stürzte er sich, das Kreuz auf der Brust, den Rebellen entgegen und bezwang sie.

Da von Seiten der Griechen der Glaube ins Land gekommen war, so nahmen sich diese des Kirchenwesens unter den Bulgaren an; der Patriarch Photius gab dem Fürsten einen verständlichen Unterricht, und die Griechen brachten ihr schismatisches Wesen und ihre Disputirsucht ins Land. In der Besorgniß, daß das griechische Kirchenwesen für Bulgarien eine politische Unter-

ordnung unter Constantinopel zur Folge haben werde, schloß sich Bogoris-Michael an Ludwig den Deutschen und an den heiligen Stuhl an. Ludwig schickte kirchliche Cultgeräthe und den Bischof Ermanrich von Passau mit Priestern; der Papst that das Gleiche, und die Griechen fanden keinen Boden mehr unter den Bulgaren. Die obengenannte Gesandtschaft nun überbrachte dem Papste Nikolaus 106 Fragestücke aus allen Gebieten des Lebens, welche der heilige Vater in einer Weise beantwortete, daß sein Schreiben an die Bulgaren ein unvergängliches Denkmal der Weisheit und Großherzigkeit der römisch-katholischen Kirche bleibt. Wir heben einige Stücke daraus hervor. „Du hast uns mitgetheilt, daß du dein ganzes Volk zur Taufe geführt, daß aber dann eine Empörung ausgebrochen und dir gesagt wurde, du habest kein gutes Gesetz gegeben, in Folge Dessen sie nach deinem Leben und deiner Absezung trachteten; du sagst dann, daß du nach ihrer Niederwerfung alle Großen mit ihren Kindern getödtet habest, und fragst, ob du darin gesündigt. — Ohne Zweifel in Betreff der unschuldigen Kinder, welche die Waffen nicht gegen dich ergriffen und an der Empörung ihrer Väter keinen Antheil genommen haben. Du mußt selbst das Leben der Väter retten, die du zu Gefangenen gemacht, und aller Feuer, die du im Kampfe hättest verschonen können. Aber weil du es aus Eifer für die Religion, und noch mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit gethan, so kannst du durch Buße Verzeihung erhalten. Und wenn auch das Volk, das der Empörung sich schuldig gemacht, Buße thun will, muß man es nach dem Urtheile des Bischofs oder Priesters aufnehmen, widrigenfalls man der Häresie der Novatianer verfallen würde. — Wer vom christlichen Glauben wieder abfällt, soll zuerst von seinem Paten, der die Rechenschaft für ihn übernommen hat, ermahnt werden; folgt er nicht, so muß man ihn der Kirche anzeigen; und wenn er auch auf ihre Ermahnungen nichts gibt, so werde er wie ein Heide erachtet und vom weltlichen Arme gestraft, denn der König muß nicht weniger Diejenigen züchtigen, welche Gott ungetreu sind, als Jene, welche ihm selbst die Treue brechen. — Was aber die Heiden angeht, so übe keinerlei Gewalt zu ihrer Bekehrung; beschränke dich auf die vernünftigste Belehrung von der Wichtigkeit ihrer Sünden und auf die Ermahnung. Hören sie nicht auf dich, so habe keine Gemeinschaft mehr mit ihnen, sondern halte sie von dir ferne wie Fremde und Unreine.“

Wo der wahre Glaube sei, hatte Bogoris gefragt, da Griechen, Armenier und Christen anderer Länder unter den Bulgaren verschiedene Lehren aufstellten; Nikolaus antwortete: „Der Glaube der römischen Kirche war allezeit ohne Flecken; Wir schicken euch zu eurer Belehrung Unsere Legaten und Schriften und werden Uns alle-

zeit eurer Pflege wie einer neuen Pflanzung annehmen; übrigens aber, wenn nur die Wahrheit gelehrt wird, so ist es gleichgiltig, woher sie kommt.“

Ein Grieche hatte sich für einen Priester ausgegeben, ohne es zu sein, und mehrere Leute getauft; Bogoris befahl, ihm die Ohren und Nase abzuschneiden, ihn zu geißeln und aus dem Lande zu jagen. Darüber sagt der Papst: „Dein Eifer war nicht aufgeklärt; dieser Mensch hat nur Gutes gethan, indem er Christus predigte und die Taufe spendete; und wenn er sie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ertheilte, so ist giltig getauft, denn die Taufe hängt nicht von der Tugend des Sponsors ab. Du hast also gesündigt, indem du den Menschen so grausam behandelst hast, obgleich er schuldig war, indem er sich für etwas ausgab, was er nicht ist; es wäre genug gewesen, ihn aus dem Lande zu jagen, ohne ihn zu verstümmeln.“

Bogoris hatte gefragt, wie viele Patriarchen es eigentlich gebe, und gebeten, in seinem Lande auch einen aufzustellen. Nikolaus belehrt ihn über den ersten Punkt und erwiedert auf die Bitte: „Wir schicken dir jetzt einen Bischof, welchem Wir, wenn die Zahl der Gläubigen zunimmt, die Privilegien eines Erzbischofs ertheilen werden. Dann wird er Bischöfe einsetzen, die in den wichtigeren Angelegenheiten an ihn sich wenden und nach seinem Tode ihm einen Nachfolger geben werden, den sie consecriren, ohne daß er wegen der weiten Entfernungen nöthig hätte, dazu hierher zu kommen. Aber er wird dann außer dem Leibe Jesu Christi nichts consecriren können, bis er vom apostolischen Stuhle das Pallium erlangt haben wird, wie das die Erzbischöfe von Frankreich, Deutschland und andern Ländern auch thun.“

Die Griechen hatten versucht, den Neubekehrten das Joch ihrer Ceremonien und Gebräuche aufzuerlegen, so daß dieselben z. B. immer nur mit vor der Brust gekreuzten Armen beten, die Communion nicht ohne Binde empfangen, außer dem Sonntag den Samstag feiern sollten; der Papst dagegen zeigte ihnen, wie die Gebräuche eine indifferente Sache seien, hob die Strenge der christlichen Fasten in der Theorie hervor, milderte sie aber für die Neubekehrten.

Nikolaus ging in der Beantwortung der übrigen Fragen, welche weltliches Gesetz und Recht, hergebrachte Sitte und Gewohnheit und ähnliche Dinge betrafen, darauf aus, das Bulgarenvolk zu heben und seinen Character zu veredeln. Barbarisch waren die Strafgesetze; die Todesstrafen wurden viel zu häufig angewandt, und die Tortur war im Gebrauche. So mußte der Grenzwächter, durch dessen Schuld ein Freier oder Slave sich außer Landes geflüchtet, sterben, desgleichen jeder Krieger, dessen Waffen bei der Heerschau nicht in Ordnung waren. Der Papst rieth zur Mäßigung; die Folter verwarf er

gänglich, da sie weder durch göttliches noch natürliches Gesetz gerechtfertigt werden könne. Freiwillig muß das Geständniß sein, sagt er, und nicht erzwungen; eine Verurtheilung soll dann stattfinden, wenn der Schuldige durch drei Belastungszeugen überführt ist; kann diese Ueberführung nicht statthaben, so soll er auf seinen Eid hin von der Auflage entbunden werden. —

Ob es statthast sei, hatte Bogoris gefragt, daß er allein an einer Tafel speise, während die Fürstin und die Kinder mit den Großen um ihn her auf der Erde säßen; ob die Bulgaren ihren Töchtern Gold, Silber und Pferde zur Aussteuer geben, ob sie am Sonntag mit dem Feinde sich schlagen dürften; ob es zu billigen sei, daß sie als Feldzeichen einen Rosschweif benutzten, — diese und ähnliche Fragen eines kindlichen, vertrauensvollen Sinnes beantwortete Nikolaus väterlich, die gleichgiltigsten Dinge zu einer geistlichen Belehrung benutzend. Statt des Rosschweifes empfahl er das Kreuz; den Kampf am Sonntage erklärte er nicht für unerlaubt, wenn er zur Bertheidigung durchaus nothwendig sei; für die Hofhaltung wies er den Fürsten auf das Beispiel Christi hin, der selbst mit Sündern und den verachtetsten Zöllnern sich zu Tische gesetzt. Die abergläubischen Gebräuche, unter welchen insbesondere die Vorbereitung auf den Krieg betrieben wurde, tadelte Nikolaus und empfahl die Buße, das Almosen, das Gebet und die Theilnahme an der heiligen Messe als die beste Vorbereitung zum gerechten Streit. Im Uebrigen sollten sie ihr nationales Leben fortführen und alles thun dürfen, was nicht Sünde sei.

Ueberaus fruchtreich war die Arbeit der lateinischen Missionäre, und Bogoris war über seine und seines Volkes Verbindung mit Rom so erfreut, daß er sich für den Unterthanen des heiligen Stuhles erklärte.

Doch in Constantinopel war die Erbitterung darüber zu groß, als daß nicht die griechische Intrigue Alles aufgeboten hätte, das Band zu zerreißen. Der bössartige Photius, von dem wir gleich weiter berichten müssen, nahm die Kirche von Bulgarien als zu seinem Patriarchate gehörend in Anspruch; die Einreden der päpstlichen Gesandten auf dem achten allgemeinen Concil von Constantinopel wurden nicht gewürdigt; es gelang auch, den Bogoris politisch umzustimmen, ihm Mißtrauen gegen Ludwig den Deutschen einzuflößen und die Annäherung an Byzanz nahe zu legen; schon im Jahre 870 mußten die römischen Priester das Land verlassen. Unter dem Fürsten Symeon (888—927), dem zweiten Sohn des Bogoris, der den Papst Formosus kannte und schätzte und sich von ihm die Königswürde erbat, da er sich mit dem Plane trug, ein eigenes Königreich zu gründen, trat zwar eine Aenderung ein; allein unter seinem Sohne Petrus verfiel das Reich; nach einem das Land ver-

ödenden dreißigjährigen Kriege sank es im Jahre 1019 zur griechischen Provinz herab und wurde mit dem Reiche von Byzanz in das Schisma verwickelt.

Wir haben den Namen Photius genannt und damit den Namen des bösestigen, verlogensten und unheilvollsten Mannes; denn er ist der Urheber des griechischen Schismas geworden.

Zu Constantinopel waltete als Patriarch ein frommer Mann, Ignatius, in seinem eifrigen Streben, die Wunden, welche der Bilderstreit geschlagen, zu heilen, von der Kaiserin-Mutter Theodora kräftig unterstützt. Ihr Bruder Bardas suchte, um selbst die Zügel in die Hand zu bekommen, sie aus der vormundschaftlichen Regierung zu verdrängen und arbeitete an der Entuervung Michaels III. Dieser Bardas gab öffentliches Aergerniß; deßhalb wies ihn der gewissenhafte Patriarch am Feste der Erscheinung Christi von der Communion zurück, ward aber dafür das Opfer der Rache. Ignatius hatte eine Partei gegen sich, an deren Spitze der Erzbischof von Syrakus, Gregor Asbestas, stand; mit ihm vereinigte sich Bardas. Als nun Michael III. im Jahre 856 die Regierung antrat, überredete ihn Bardas, daß er an Ignatius das Ansinnen stellte, seine Mutter Theodora und seine Schwestern wider ihren Willen als Nonnen einzukleiden; da der Patriarch zu dieser Gewaltthat seine Mitwirkung verweigerte, wurde er als Stifter einer hochverrätherischen Verschwörung angeklagt und am 23. November 857 nach der Insel Terebinthus verbannt.

Gregor Asbestas kannte den Photius, einen Laien, Lehrer und Staatsbeamten, seinen ergebenen Anhänger, als einen Mann des glühendsten Ehrgeizes; ihn wählte er, im Einvernehmen mit Bardas, zum Patriarchen aus und ertheilte ihm im Verlaufe von sechs Tagen alle Weihen. Die Anhänger des Ignatius verfolgte Bardas mit solcher Härte, daß von den feigen Hofbischöfen nur fünf Bischöfe dem widerrechtlich entfernten Patriarchen treu blieben. Der Kaiser, bei Spiel und Trunk sich ergözend, ließ Alles geschehen.

Aber Rom war da, und seine Zustimmung mußten Photius und der Hof haben; deßhalb überbrachte eine Gesandtschaft lügenhafte Schreiben an den heiligen Stuhl. Ignatius wurde verdächtigt und gesagt, daß er in ein von ihm gestiftetes Kloster sich zurückgezogen habe; Photius klagte, daß er wider seinen Willen nach der Abdankung seines Vorgängers zur verantwortungsvollen Bürde des Patriarchates durch Clerus und Volk gedrängt worden sei; der Hof bat um Absendung von Legaten zur Abhaltung einer Synode, welche die Nachwehen des Bilderstreites beseitigen sollte.

Papst Nikolaus war nicht der Mann, sich so leicht täuschen zu lassen; auf einer römischen Synode (September 860) beschloß er die Absendung von zwei Bischöfen nach Constantinopel zur Untersuchung

der Sache, tadelte aber zum Voraus das ungerechte Verfahren gegen Ignatius und die Verletzung der kirchlichen Canones durch die Weihe eines Laien zum Patriarchen, und verschob die Anerkennung des Photius bis zum Abschlusse der Untersuchung durch seine Legaten. Griechischer Verschlagenheit gelang es, der Sache des Photius zum Siege zu verhelfen; denn die Legaten, Bischof Rodobald von Portus und Zacharias von Anagni, ließen sich, durch Drohungen erschreckt und durch Geschenke bestochen, von ihrer Pflicht abbringen. Auf einer im Frühjahr 861 abgehaltenen Synode von 318 Bischöfen, auf welcher die päpstlichen Schreiben nur mit Auslassung der für Photius ungünstigen Stellen und mit theilweiser Fälschung vorgelesen wurden, ward Ignatius, trotz seiner Appellation an den heiligen Stuhl, auf falsche Zeugenaussagen hin, als uncanonisch durch die weltliche Macht eingesetzt, zur Absetzung verurtheilt und Photius als legitimer Patriarch anerkannt. Doch Nikolaus zerriß das gottlose Gewebe; er widerlegte das Vorbringen der Byzantiner Satz für Satz, erklärte, daß keine Schuld des Ignatius erwiesen, seine Absetzung ungesetzlich, folglich Photius illegitim erhoben und überdies mit verschiedenen Verbrechen belastet sei. Daher suspendirte er auf römischen Synoden seine untreu gewordenen Legaten, erklärte den Photius aller geistlichen Würden für verlustig, die von ihm Geweihten für entsetzt und von jeder Weihe suspendirt, ebenso den Asbestas für immer entsetzt und den Ignatius für den rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel.

Photius trotzte; der kaiserliche Hof schrieb beleidigende Briefe nach Rom. Was darin gegen seine Person stand, überging Nikolaus mit Stillschweigen, was aber die Ehre und das Recht des apostolischen Stuhles antastete, das wies er mit seiner ganzen Energie zurück; er verurtheilte den byzantinischen Despotismus in Kirchensachen, zeigte die Lächerlichkeit der Drohungen des griechischen Hofes, weil sie machtlos waren, und rief dem elenden Kaiser Michael III. ins Gedächtniß, daß die Privilegien des heiligen Stuhles von Christus selbst verliehen seien, daß sie vor Michael bestanden und nach ihm bestehen würden, so lange der Name Christi verkündigt werde, während Neu-Rom kein apostolischer Stuhl und nur mit den geraubten Schätzen und Reliquien anderer Kirchen bereichert worden sei. Weil er Frieden wolle und Gerechtigkeit, erklärte Nikolaus, sei er zu einer neuen Untersuchung der Sache des Photius bereit, deßhalb müge dieser nach Rom kommen.

Daran dachte Photius nicht; vielmehr setzte er sich mit den Bischöfen, welche Nikolaus hatte maßregeln müssen, in Verbindung, ging den Kaiser Ludwig II. an, gegen den Papst einzuschreiten, und bauschte seine persönliche Sache zu einer Angelegenheit der ganzen orientalischen Kirche an. Hierfür leistete ihm die bulgarische Frage treffliche Dienste. Da nämlich Rom die Bulgarei für sein Patriarchat

in Anspruch nahm, weil die Diöcesen des alten Myrikums, von welchem die Bulgaren ihr Land erobert hatten, dahin gehörten, so wandte sich Photius in einem Rundschreiben an den Hochmuth der Orientalen und erklärte, daß sie ihre Patriarchate nicht schmälern lassen dürften, daß die lateinischen Geistlichen wie wilde Eber in den Weinberg von Bulgarien eingebrochen seien und durch falsche Lehren dieses von der orientalischen Kirche bekehrte Volk verführten, ja daß sie, und der Papst Nikolaus an der Spitze, der Häresie verfallen seien. Heuchlerisch klagte er vor dem Orient, daß die Lateiner am Samstag fasteten, daß sie in der ersten Woche der Quadragesime die Lacticinien gestatteten, die verheiratheten Priester verachteten und das Joch des Cölibates auferlegten, die von Priestern mit dem Chrisma Gesirnten noch einmal firmteten, weil nur die Bischöfe dieses Sacrament spenden dürften, daß sie das Glaubensbekenntniß durch Zusätze fälschten, indem sie die Lehre aufstellten, daß der heilige Geist nicht bloß vom Vater, sondern vom Vater und Sohne ausgehe. Bei den Bulgaren klagte er noch verläumberisch, daß die Lateiner am Ostersfeste nach Art der Juden zugleich mit dem Leibe Christi ein Lamm auf den Altar legten und opferten, daß ihre Geistlichen den Bart scheerten, daß sie das Chrisma aus Flußwasser bereiteten, daß sie Diakonen zu Bischöfen weihten, ohne ihnen zuerst die Priesterweihe ertheilt zu haben. Die Bulgaren und der ganze Orient sollten, das war seine Absicht, von Rom losgerissen werden; daher sagte er, der Primat sei gar nicht mehr bei dem römischen Stuhle, denn als die kaiserliche Residenz von Rom nach Constantinopel verlegt worden, sei derselbe damit auch von Rom auf den Stuhl von Byzanz übergegangen.

Photius wußte recht wohl, welche Uebelnheit die letztere Behauptung in sich schloß und daß die abweichenden Gebräuche der Lateiner nicht zu einem Schisma berechtigten; daher warf er schlaue dogmatische Frage vom Ausgehen des heiligen Geistes auf den Kampfplatz, sicher, daß die disputirfüchtigen Griechen darnach greifen und hier eine dogmatische Grundlage für den Abfall finden würden. Um diesen selbst herbeizuführen, versammelte er seine Anhänger zu einer Synode, auf welcher er erdichtete Verhandlungen zusammenstellte, Unterschriften von den Vertretern der morgenländischen Patriarchen, von Bischöfen und Geistlichen, welche von der ganzen Sache nichts wußten, beifügte, und in diesem schamlosen Betrüge den Papst Nikolaus für abgesetzt und gebannt erklärte. Im Jahre 867 schickte er dieses Urtheil nach Rom und wandte sich mit reichen Geschenken, Verdächtigungen und überschwenglichen Betheuerungen an den Kaiser Ludwig II. und dessen Gemahlin Engelberga, in der Erwartung, daß das Kaiserpaar seine Sentenz gegen den heiligen Vater zur Ausführung bringen werde.

Nikolaus stand am Vorabend seines Todes, seine Kräfte waren durch Kampf und Trübsal aufgerieben; aber er ermaß die ganze Tragweite der verschmitzten, vor keiner Lüge und Gewaltthat zurückschnehenden Agitation des ruchlosen Photius, welcher gegen die Kirche Klagen erdichtete, die Verbrechen des byzantinischen Hofes aber ungerügt geschehen ließ, und er glaubte das Abendland zur Vertheidigung aufbieten zu müssen. Während er selbst in weitere Verhandlungen mit dem griechischen Hofe trat, forderte er Hinkmar von Rheims und andere Metropoliten auf, in Provinzialconcilien zusammenzutreten und die Ergebnisse ihrer Studien über diese Frage nach Rom zu senden, damit die Ueberzeugung des Abendlandes in Constantinopel vorgelegt werden könnte.

Die Bewegung war in ein Stadium getreten, welches zwar eine zeitweilige Beschwichtigung, aber bei der Aufregung der Leidenschaften im Orient eine dauernde Vereinigung nicht mehr zuließ. Zwar führte die Ermordung des unfähigen Michaels III. (23. September 867) einen Umschwung herbei: Basilus der Makedonier verwies den Photius in ein Kloster und berief den Ignatius auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel zurück; die achte allgemeine Synode trat zusammen, anerkannte die göttliche Einsetzung des römischen Primates und unterschrieb die Formel: „Achten muß man das Wort unseres Herrn Jesu Christi: du bist Petrus, der Fels, auf den ich meine Kirche baue . . . Denn immer ist von dem römischen Stuhle die katholische Religion rein erhalten worden; im Glauben und in der Lehre desselben wollen wir verharren und den Befehlen der Väter, besonders aber den Anordnungen des heiligen apostolischen Stuhles in Allem Folge leisten;“ — allein die Eifersucht und der unerfättliche Ehrgeiz der Griechen, die durch den byzantinischen Despotismus herbeigeführte Verderbtheit der Bischöfe suchte alsbald wieder nach Gelegenheiten zur Durchführung der Spaltung. Am 23. October 878 starb Ignatius; drei Tage nach seiner Beerdigung hatte Photius den Patriarchenstuhl wieder eingenommen. Johann VIII. (872—882), der zweite Nachfolger Nikolaus' des Großen (Hadrian II. saß von 867—872 auf dem päpstlichen Stuhle) wollte ihn unter der Bedingung anerkennen, daß er vor einer zu versammelnden Synode demüthig Abbitte und Genugthuung leiste und dem römischen Patriarchate die Provinz Bulgarien zurückerstatte; dabei verwahrte er sich dagegen, daß aus seiner Anerkennung irgend eine Folgerung gegen die Anordnungen seiner Vorgänger und der achten allgemeinen Synode gezogen werde. Zum Unglücke verstanden seine Legaten nicht griechisch; ihre Brieffschaften und Instruktionen entlockte ihnen Photius durch das Anerbieten, sie ins Griechische übersetzen zu lassen; er aber verfälschte sie dahin, daß Johann überströmte in Lobsprüchen auf Photius, daß die Bedingungen der Aner-

kennung ausgemerzt, die Anordnungen seiner Vorgänger und der achten allgemeinen Synode mißbilligt und aufgehoben erschienen und die Rückgabe von Bulgarien nicht unter Androhung des Bannes gefordert, sondern nur erbeten wurde. In dieser Fälschung und Verstümmelung wurden die päpstlichen Schreiben dem Concil vorgetragen, unter dem Schweigen der Legaten, die nichts davon verstanden. Die selbstverständliche Folge der Verhandlungen war die Verherrlichung des Photius, der unter andern zwei Decrete durchsetzte, die ihm als Waffe gegen den heiligen Stuhl dienen sollten: die Gleichstellung des Patriarchen von Constantinopel mit dem römischen Papste darin, daß der eine die vom andern verhängten Censuren und Absetzungen genehmigen sollte, und die Bestimmung, daß dem Glaubensbekenntnisse von Nicäa mit dem Zusatz von Constantinopel von 361 kein weiterer Zusatz beigefügt, keine Aenderung oder Auslassung darin vorgenommen werden dürfe, eine Bestimmung, die er gegen das Dogma vom Ausgange des heiligen Geistes verwenden konnte. Nach dem Tode Johanns VIII. erschien dann ein gefälschtes Schreiben desselben, in welchem der Fälscher den Papst das Dogma eine gotteslästerliche Neuerung nennen läßt, die aber wegen der Stimmung des Abendlandes nur mit Vorsicht und nach und nach beseitigt werden solle. Um den Papst zu täuschen, erklärte sich Photius zur Herausgabe Bulgariens bereit, er müsse aber, da es eine politische Angelegenheit sei, dem Kaiser die Entscheidung überlassen.

Johann VIII. wurde durch seinen neuen Legaten, den Bischof Marinus, der so freimüthig in Constantinopel auftrat, daß der Kaiser ihn 30 Tage lang im Gefängnisse festhielt, über das unwürdige Treiben der vom November 879 bis März 880 versammelt gewesenen Synode ins Klare gesetzt, und nun sprach er feierlich den Bann über Photius aus, der in jeder Weise den apostolischen Stuhl sowohl zu hintergehen, als zu erniedrigen gewagt und zu seinen früheren Fälschungen neue hinzugefügt habe. Dem päpstlichen Spruche folgte bald der Sturz des Photius. Während er im Genuße seiner Macht schwelgte, starb im August 886 der Kaiser Basilus; sein Nachfolger aber, Leo VI., dem Photius schon lange gram, ließ in der Sophientirche ein Verzeichniß seiner Verbrechen verlesen und verbannte ihn in ein Kloster, wo er, der von drei Päpsten Excommunicirte, unbußfertig im Jahre 891 starb.

Man braucht die Anklagen, welche er gegen die römische Kirche schleuderte, nur eines Blickes zu würdigen, und es muß sich die Ueberzeugung bilden, daß das Schisma durch Ehrgeiz und Herrschsucht in frivolster Weise herbeigeführt wurde.

Rom forderte die Patriarchalrechte über die Provinz Illyri-

kum; sie standen ihm seit uralter Zeit zu, waren ihm von Theodosius dem Großen (422) und von Justinian (541) bestätigt worden, und es war nichts als Gewaltthat, wenn Leo der Isaurier das Patriarchat den Lateinern entriß, folglich Ungerechtigkeit des Photius, aus der Gewaltthat ein vermeintliches Recht abzuleiten.

Die Griechen zeigten sich erbittert über die abweichenden Gebräuche der Lateiner, den Grundsatz vergessend, den Photius zu einer Zeit, wo er ihm Dienste leisten konnte, selbst anerkannte, daß jede Kirche die abweichenden Gebräuche der andern achte, wenn sie nicht den Glauben oder die Sitten verletzten. Wenn die Lateiner die großen Fasten am Sonntage Quadragesima begannen, so hatten sie während des Jahres mehr Fasttage als die Griechen, und so glich sich die Zahl der Fasttage wieder aus; nur kleine Negerlei konnte hieraus eine Anklage gegen die römische Kirche erheben. — Die Handhabung des Eölibatzgesetzes war ursprünglich im Morgen- und Abendlande die gleiche; in der Regel wurde nur der Ehelose zu den höheren Weihen zugelassen, und nur ausnahmsweise der Verheirathete, der aber dann mit Einwilligung seiner Frau des ehelichen Lebens sich enthalten mußte; als dann die Candidaten des Priesterthums sich mehrten, wurde auch diese von Nothfällen bedingte Ausnahme beseitigt. Während nun im Abendlande die Regel galt, das Eölibatzgesetz nach Möglichkeit durchzuführen, fand im Morgenlande die entgegengesetzte allmählig Eingang, daß dem schon vor der Weihe Verheiratheten die Fortsetzung der Ehe nachgesehen wurde; nur von den Bischöfen wurde die alte Strenge des Eölibatzgesetzes verlangt. — Ueber die Spendung des heiligen Sakramentes der Firmung galt immer der Grundsatz, daß der ordentliche Spender der Bischof sei, daß aber auch Priester dazu ermächtigt werden könnten; im Abendlande geschah Dies im Nothfalle, also selten, im Morgenlande aber wurde es Regel, daß der tausende Priester auch die Firmung ertheilte. Hiergegen ist von Rom niemals eine Einsprache erhoben worden. Wenn nun aber Nikolaus die in Bulgarien Gefirmten nochmals firmen ließ, so hatte Dies seinen Grund nicht in der Verwerfung der durch griechische Priester überhaupt gespendeten Firmung, sondern darin, daß die griechischen Priester in Bulgarien von Photius, dem unrechtmäßigen Patriarchen, die Sendung und Vollmacht erhalten, das Sakrament also nicht wirklich gespendet hatten. — Weil Photius wohl wissen mußte, daß diese Anklagen zur Verwerfung der römischen Kirche und zur Trennung von ihr in keinerlei Weise berechtigten und die Ruhigeren und Einsichtsvolleren dazu nicht vermocht hätten, klagte er Rom der Häresie im Dogma vom Ausgange des heiligen Geistes an, auch

in diesem Punkte lügenhaft, denn die Orientalen haben mit den Abendländern immer den Glauben gehabt, daß der heilige Geist vom Vater und Sohne ausgehe. Das filioque wurde zuerst in Spanien (580), dann in Gallien und Deutschland und zuletzt auch in Rom ins Glaubensbekenntniß aufgenommen, weil es geeignet war, die gerade zur Zeit auftauchende Irrlehre ferne zu halten. Gegen den Arianismus wurde auf dem ersten allgemeinen Concil von Nicäa das apostolische Symbolum erweitert, das nicänische auf der zweiten allgemeinen Synode, der ersten von Constantinopel, gegen die Irrlehre des Macedonius; so glaubte man in Spanien, Gallien und Deutschland, zur völligen Ausrottung des Arianismus und des Adoptionismus, also zur energischen Hervorhebung des Glaubens an die heiligste Dreifaltigkeit, den Zusatz aufnehmen zu sollen, den Photius dahin verkehrte, als ob die abendländische Kirche ein neues Dogma eingeführt habe. —

Vom Tode des Photius an (891) bis ins elfte Jahrhundert bestand ein leidliches Verhältniß zwischen Rom und Constantinopel; dann aber kam der Patriarch Michael Cärularius, ein eben so giftiger Mann wie Photius, so ehrgeizig, daß er sich die kaiserlichen Insignien beilegte und behauptete, zwischen seinem und des Kaisers Range bestehe kein Unterschied, so eigensinnig, daß keine Belehrung und keine kaiserliche Vermittlung bei ihm Eingang fand, und so schlecht, daß auch er, wie Photius, mit Fälschungen amtlicher Aktenstücke sich abgab. Päpstliche Legaten legten am 16. Juli 1054 vor Clerus und Volk auf den Altar der Sophienkirche eine päpstliche Excommunicationsbulle nieder, die Cärularius gefälscht bekannt machte, um einen Volksaufstand zu erregen. Im Jahre 1059 starb er in der Verbannung, aber der schismatische Geist wirkte in den Griechen fort, und von nun an ward die Entfremdung der griechischen Kirche von der römischen dauernd. Die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem blieben noch eine Zeit lang in der Verbindung mit Rom, bis äußere Umstände auch sie in das Schisma hineinzogen; die russische Kirche hielt noch ein halbes Jahrhundert beim heiligen Stuhle aus.

Wir kehren zum heiligen Papste Nikolaus zurück, um Zeuge eines weitem erschütternden Kampfes zu sein; ihn erdrückte derselbe, aber wie herzerhebend wirkt durch alle Jahrhunderte das hohepriesterliche Auftreten gegen einen königlichen Sünder, das Martyrium für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Ehesakramentes!

König Lothar II., des ersten Lothar Sohn und des Kaisers Ludwig II. jüngerer Bruder, in kinderloser Ehe mit Theutberga, einer Tochter Bosó's aus Burgund, vermählt, ward von Waldrada,

einer Anverwandten der Kaiserin Irmingard, so verstrickt, daß er seine Gemahlin, an deren rechtmäßiger Ehe noch niemals ein Zweifel in ihm aufgestiegen war, zu verstoßen gedachte; dafür aber mußte, sollte das Vergerniß nicht die christliche Welt empören, irgend eine Form Rechtsens gefunden werden. Der Hof leitete die verruchte Intrigue mit gar schlimmen Gerüchten über die Königin ein; insbesondere wurde gesagt, daß sie in ihrer Jugend, vor der Verehelichung, bösen Umgang mit ihrem leiblichen Bruder Hugbert gehabt habe, und da dieser ein schlimmer, durch viele Schandthaten gezeichneter Mensch war, so wurden die Aussagen wider die Königin nicht überall für unwahrscheinlich gehalten. Als es so weit war, da trat Lothar vor die Großen seines Reiches und hieß sie, Gericht zu halten wider Theutberga, denn wenn sich die ärgerlichen Aussagen als wahr erwiesen, so könne und dürfe sie nicht mehr Königin und seine Gemahlin sein; es geschah dies im Jahre 859. Das Gericht erkannte auf das Gottesurtheil des heißen Wassers, und ein getreuer Diener der Königin bestand es mit so glücklichem Erfolge, daß Theutberga für unschuldig erklärt werden, Lothar aber sie der öffentlichen Meinung wegen wieder als Gemahlin anerkennen mußte; man sagt aber, daß er sie eingesperrt habe, und gewiß ist, daß er seinen verbrecherischen Umgang mit Walbrada fortsetzte.

Nun gelang es ihm, seinen Erzkanzler, den Erzbischof Günther von Köln, für seine Absichten zu gewinnen; er soll ihm die Heirath mit dessen Nichte versprochen haben, wenn er ihn von Theutberga scheidet. Günther gewann den Erzbischof von Trier, Thietgaud, der vom kirchlichen Rechte gar wenig verstand, sagt ein Chronist; beide glaubten auch noch auf andere Bischöfe und mehrere Aebte zählen zu können, und nun versammelte Lothar sie im Jahre 860 zu einer Synode in seiner Pfalz zu Aachen und stellte unter Vortrag der ärgerlichen Gerüchte über die Königin die Bitte um Untersuchung der Sache, denn er wolle nicht länger in der peinlichen Ungewißheit fortleben. Theutberga wurde vorgeladen; die bischöflichen Creaturen des Königs verhörten sie, arglistig, drohend, selbst Mißhandlungen nicht scheuend, und die erschreckte Frau machte dem Erzbischof Günther das Geständniß, allerdings habe sie eine Wunde im Gewissen, aber nicht freiwillig, sondern mit Gewalt sei sie verwundet worden, und nicht mehr würdig, zum Könige zurückzukehren, ja überhaupt mit irgend Jemanden in der Ehe zu leben; man möge ihr gestatten, den Schleier zu nehmen. Günther brachte sie auch noch dahin, daß sie die Bitte an ihn stellte, daß er ihr Geständniß den Bischöfen und Aebten mittheile. Im Februar mußte Theutberga vor einer größeren Synode (gleichfalls zu Aachen) ihr Bekenntniß schriftlich übergeben, es mündlich vor dem Könige, den Geistlichen und Laien wiederholen und bezeugen,

daß es ein freiwilliges sei. Daraufhin baten die Bischöfe den König, die Ehe mit Theutberga nicht fortzusetzen; sie aber verurtheilten sie zu Kirchenbußen und klösterlicher Haft.

Doch der heilige Stuhl, die Zufluchtsstätte aller Bedrängten und ungerecht Verfolgten, war da, und auf ihm saß der große, heilige Nikolaus. Theutberga, die geflohen und am Hofe Karls des Kahlen freundlich aufgenommen worden war, klagte in Rom und bat um Hilfe. Als die lothringischen Bischöfe davon hörten, beeilten sie sich, Nikolaus zu bitten, daß er keine Entscheidung treffe, bis er auch sie gehört habe; Lothar aber trachtete darnach, vorher seine Scheidung und Wiederverheirathung zu einer vollendeten Thatsache zu machen; er veranstaltete am 28. April 862 in Aachen eine dritte Synode, auf welcher Günther von Köln, Thietgaud von Trier, Adventius von Metz, Otto von Verdun, Arnulf von Toul, Franko von Tongern, Hungar von Utrecht und Ratold von Straßburg anwesend waren. Zwei davon, wir wissen nicht welche, bewahrten die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung, denn sie bezeugten, daß die Rechtmäßigkeit der Ehe mit Theutberga mit Unrecht bestritten werde und eine anderweitige Heirath Lothars in keinem Falle gestattet werden könne; doch die anderen wollten dem Könige zu Willen sein. Wie ein Betteljunge stellte er sich den Bischöfen dar, erhob mit unwürdigen Schmeicheleien ihre Würde über die der Könige, sagte, daß er auf ihren Befehl seine frewlerische Frau entlassen habe, klagte, daß er viel gesündigt, weil er ohne Weib nicht leben könne, bat um Buße dafür und um die Erlaubniß zur Wiederverheirathung. Thietgaud bezeugte, daß der König in der letzten Fastenzeit bereits genügende Buße gethan, und die Majorität sprach sich für die Wiederverheirathung Lothars aus. Er berief nun die Richte des Erzbischofs von Köln, ehelichte sie aber nicht, sondern jagte sie mit Schimpf wieder fort; dagegen feierte er am Weihnachtstage 862 festlich seine Vermählung mit Waldrada und ließ sie als Königin krönen. Das geärgerte Volk glaubte und sagte, daß er von ihr behext sei. So groß war das Aufsehen und das Aergerniß, daß viele Geistliche und Laien dem Erzbischof Hinkmar von Rheims, dem tapferen Krieger im Streit, drei und zwanzig und später noch sieben Fragen über diese Angelegenheit vorlegten. Hinkmar fällt über Lothar und die drei Aachener Synoden das vernichtende Urtheil, daß das Gerichtsverfahren gegen Theutberga formell nicht in Ordnung, daß wenn auch die Königin wirklich mit ihrem Bruder vor ihrer Verheirathung sich vergangen hätte, dies keine Berechtigung zur Ehescheidung und diese kein Recht zur Wiederverheirathung Lothars gegeben haben würde; nur wenn durch gerichtliche Untersuchung der Beweis geführt worden wäre, daß die Ehe von Anfang an nichtig

gewesen, stände dem Könige die Erlaubniß zur Heirath mit einer Andern zu.

Lothar sah sich wegen des allgemeinen Tadelz veranlaßt, dem heiligen Stuhle die Angelegenheit vorzulegen; denn wenn dieser dem Spruche der Aachener Synode beitrug, dann mußte wohl der Widerspruch verstummen. Jetzt trat Nikolaus auf den Kampfplatz. Er befahl, daß zu Meß eine Untersuchungssynode zusammentreten und Lothar vor ihr erscheinen solle; die Beschlüsse mußten ihm zur Bestätigung vorgelegt werden; seine Legaten waren die Bischöfe Johannes von Ficoclum (Cervia bei Ravenna) und Rodwald von Porto, derselbe, welcher den Verräther in Constantinopel gemacht, wovon aber Nikolaus zu dieser Zeit noch keine Kenntniß hatte. Der Papst wollte, daß der Meßer Synode auch je zwei Bischöfe aus den Reichen Ludwigs des Deutschen und Karls von der Provence beizohnen sollten; da aber Lothar die dafür bestimmten Briefe den Legaten abnehmen ließ, so richtete Nikolaus ein Schreiben an alle Bischöfe von Deutschland und Frankreich, worin er sie aufforderte, von selbst und ohne eine Einladung abzuwarten, nach Meß zu gehen und canonisches Gericht über Lothar zu halten. Von ihnen aber erschien keiner; denn die päpstlichen Legaten, von Lothar bestochen, hatten sie nicht geladen und bestanden nicht auf der Beziehung fremder Bischöfe, wie sie denn überhaupt ihren Auftrag nicht gehörig vollzogen, die Königin Theutberga nicht vorluden. Lothar hatte seine eigenen Bischöfe theils bestochen, theils durch Drohungen eingeschüchtert, so daß von der Synode, welche um die Mitte Juni 863 gehalten wurde, nichts Anderes zu erwarten war, als die Verurtheilung Theutberga's trotz ihrer Abwesenheit und die Rechtfertigung Lothars. Die Gründe der Entscheidung wurden in ein Buch zusammengetragen, und Günther und Thietgaud erhielten den Auftrag, es dem heiligen Stuhle zu überreichen; ein Bischof hatte seine Unterschrift mit dem Zusatze versehen, das Ganze solle nur dann Geltung haben, wenn auch der Papst es billige; Günther schnitt den Zusatz ohne Weiteres aus dem Pergamente; so unehrlich wurde die Angelegenheit betrieben.

Unterdessen war Nikolaus von dem verrätherischen Verhalten seiner Legaten in Constantinopel in Kenntniß gesetzt worden; um so vorsichtiger nahm er den Bericht über die Meßer Synode auf. Da er darin „viel Profanes und Unerhörtes“ fand, wie er sich ausdrückte, ließ er im October 863 im Lateran eine Synode zusammentreten und den Bericht verlesen, legte das Unrecht der Meßer Synode dar und verkündigte dann in einem an alle Bischöfe von Italien, Deutschland und Frankreich gerichteten Decrete sein Urtheil, dahin lautend: „König Lothar, wenn er je den Namen eines Königs

verdient, hat durch Bigamie großen Frevel begangen. Daß Thietgaud und Günther ihn dabei unterstützten, haben Wir schon lange von allen Seiten her erfahren, wollten jedoch Solches von Bischöfen nicht glauben; aber durch ihre Anwesenheit in Rom, sowie durch die Schrift, die sie überreichten und auch von Uns unterschrieben wünschten, hat sich die Wahrheit jenes Gerüchtes bestätigt; sie haben sich in der eigenen Schlinge gefangen, sind darum durch Beschluß der gegenwärtigen Synode abgesetzt, von allen priesterlichen Functionen suspendirt und der bischöflichen Gewalt verlustig erklärt worden. Die Beschlüsse der Synode zu Meß im Juni 863, deren Mitglieder die Uns zustehende Ehescheidung Lothars sich anmaßten, erklären Wir für kassirt auf ewig; auch alle anderen Bischöfe, die mit Thietgaud und Günther gemeinsame Sache machten, trifft gleiche Verdammung wie diese; wenn sie aber persönlich oder durch Abgeordnete aufs Neue ihre Uebereinstimmung mit dem heiligen Stuhle erklären, so wird ihnen verziehen werden.“ Den Bischof Hagano von Bergamo und den alten Feind des Papstes, Johann von Ravenna, welche mit dem Trierer und Kölner gegen den heiligen Stuhl sich erhoben, traf die gleiche Strafe; dem Lothar verbot Nikolaus, die Stühle von Trier und Köln anderweitig zu besetzen.

Günther und Thietgaud unterwarfen sich nicht, sondern flüchteten nach Benevent, wo der Kaiser Ludwig II. sich gerade aufhielt. Unter Lästerungen auf Nikolaus klagten sie dem Kaiser ihre Noth, malten ihm die Schmach seines königlichen Bruders und seine eigene aus, da sie, obgleich als Gesandte des Königs unter kaiserlichem Schutze stehend, verurtheilt worden seien. Ludwig II. ließ sich aufregen und zog gegen Rom; die deutschen Bischöfe streuten auf dem Wege Schmähschriften wider Nikolaus aus, nannten ihn einen Tyrannen und forderten die Bischöfe der Heimath auf, Lothar in seinem Troke zu bestärken. Sogar nach Byzanz schickten sie ihre Klagen und bettelten um Hilfe gegen den heiligen Stuhl.

Nikolaus erzitterte nicht; er vermochte gegen den heranziehenden Kaiser kein Heer aufzubieten; es fiel ihm nicht ein, Rom in Vertheidigungszustand zu versetzen; aber er ordnete Fasten und Gebete an, damit Gott den Sinn des Fürsten ändere. Schon stand Ludwig in der Nähe von St. Peter; Leute aus seiner Umgebung überfielen eine Prozession, mißhandelten die Theilnehmer, zerbrachen die Fahnen und Kreuze, darunter ein gar kostbares und viel verehrtes, das die heilige Helena einst gestiftet und mit einem Kreuzpartikel geschmückt hatte. Ludwig wollte den im Lateran weilenden Papst gefangen nehmen; Nikolaus entfloh, in einem Schiffchen verborgen, nach St. Peter, wo er zwei Tage und Nächte ohne Speise und Trank sich verborgen halten mußte. Da befahl den Kaiser das Fieber; der Soldat, welcher das Kreuz zerbrochen, starb; die

Kaiserin erschraf, Ludwig erkannte ein Gottesgericht und versöhnte sich mit dem Papste; das Heer zog ab, und Nikolaus waltete frei seines Amtes.

Günther blieb hartnäckig; er wagte sogar, obgleich er excommunicirt war, am Gründonnerstag in seiner Kathedrale zu Köln die heiligen Oele zu weihen; Thietgaud dagegen, erschüttert, enthielt sich aller geistlichen Amtshandlungen, und die übrigen lotharingischen Bischöfe bekannten ihre Schuld und baten um Verzeihung. Um Lothar her lichte sich der Kreis der Anhänger; auch seine beiden Oeime, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, machten ihm bittere Vorwürfe und dachten, als sie von seiner Bedrohung mit dem Banne hörten, an einen Ueberfall seines Landes. Das jedoch ist dem päpstlichen Verfahren nicht eigen, einen Unglücklichen, der kirchliches Urtheil zu gewärtigen hat, schutzlos zu lassen; Nikolaus verbot den Königen ernstlich jede Bedrängung Lothars und forderte sie auf, ihn zur Bekehrung zu ermahnen. Er entsandte auch im Sommer 865 einen Legaten (Arsenius) an die lotharingischen Bischöfe, sie an ihr Versprechen zu mahnen, daß sie die kirchlichen Grundsätze dem Könige gegenüber vertreten wollten, wovon er leider bisher nicht das Geringste bemerkt habe; er beschwor sie mit den kräftigsten Worten, sie sollten endlich mutbig und laut für das Recht auftreten, bittend, beschwörend, rathend vor den König treten, ihn hinweisen auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, im Namen Gottes und des apostolischen Stuhles ihm mit dem Banne drohen und sogar alle Gemeinschaft mit ihm aufheben, wenn er die Waldrada nicht entlasse. Er selbst schickte an Lothar einen Brief, worin er ihn mit dem Banne bedrohte, wenn er sich nicht bis zur Heimkehr des Legaten gebessert haben werde; das Urtheil selbst hatte der Papst bisher nicht ausgesprochen, weil er, wie er den Königen Karl und Ludwig schrieb, Blutvergießen und Krieg vermeiden wollte.

Lothar sah keinen andern Ausweg mehr, als sich zu beugen; er erklärte sich bereit, die Königin wieder aufzunehmen und die Waldrada an den Papst auszuliefern. Mehrere Bischöfe führten Theutberga nach Douzy (bei Sedan), wo der päpstliche Legat sie feierlich dem Könige übergab; zwölf Grafen Lothars hatten zuvor, am 3. August, auf die Evangelien und einen heiligen Kreuzpartikel geschworen, daß sie forthin als rechtmäßige Gemahlin und Königin gehalten und geehrt und von Niemanden beleidigt werden solle; das gleiche Versprechen legte Lothar selber ab. Waldrada wurde dem Legaten übergeben; aber in Pavia entfloh sie ihm und begab sich in die Provence, wo sie in weltlicher Pracht lebte, zum Aergeriß des Volkes als Vorsteherin einiger Klöster sich auführte und

an Orten sich aufhielt, wo sie mit Lothar leicht zusammenkommen konnte. Sie wurde excommunicirt.

Am Hofe wurde Theutberga nicht so behandelt, wie ihr geschworen worden war; Waldrada war die Herrscherin, sie die kaum Geduldete, ohne Freiheit, selbst ohne Mittel, Wohlthätigkeit zu üben. Darüber brach ihre Kraft; sie entfloh zu Karl dem Kahlen, und da sie nun auch dessen Schutz entbehren mußte, weil Lothar ihn durch Abtretung einiger Güter für sich gewonnen hatte, stellte sie an den Papst die Bitte, um die Scheidung ihrer Ehe. Nikolaus erklärte ihr und anderwärts hin, daß ihr Bittgesuch offenbar ein erzwungenes sei und er in ihre Trennung nur dann willigen könnte, wenn auch Lothar das Gelübde der Keuschheit ablegen würde. Daran aber dachte dieser nicht; um jeden Preis sollte Waldrada seine Gemahlin werden. Er stellte das Ansinnen an die lotharingischen Bischöfe, auf einer Synode in Trier den Beweis zu versuchen, daß Theutberga niemals seine rechtmäßige Gemahlin gewesen sei; im Falle, daß dieser Beweis nicht gelänge, sollte sie auf Ehebruch angeklagt, einem Gottesurtheile unterworfen und auf dessen ungünstigen Ausgang hin zum Tode verurtheilt werden. Was die Bischöfe zum Widerstreben gegen diesen Plan bewog, ihr Gewissen, oder die Furcht vor Nikolaus, bleibe unerörtert; der Papst warf ihnen fortwährend Lässigkeit vor; er konnte nicht begreifen, wie Wächter des Heiligthums nicht für die Gerechtigkeit einstehen und der Wahrheit nicht Zeugniß geben könnten. Er selbst war unermüdetlich; noch in den letzten Tagen vor seinem Tode befaßte er sich mit dieser unglückseligen Angelegenheit.

Ihre Beendigung fand sie unter seinem Nachfolger **H a d r i a n II.** (867—872). Dieser 76jährige, von Clerus und Volk in Ehrfurcht geliebte Greis, von welchem man erzählte, daß eines Tages die Amosenspenden sich wunderbar in seiner Hand vermehrt hätten, war schon zweimal zur päpstlichen Würde ausersehen gewesen und konnte diesmal dem Drängen von Clerus und Volk nicht abermals widerstehen; er nahm den Hirtenstab, welcher der kraftvollen Hand des heiligen Nikolaus entsunken war, mit demselben unbeugbaren Muthe und gleicher Festigkeit auf, nur mit dem Unterschiede, daß er glaubte, die von seinem großen Vorgänger begonnene Kur, wie er sich ausdrückte, mit milderem Mitteln zu Ende führen zu sollen.

Während Nikolaus gegen alle Fürsprache von Bischöfen und Königen die Unfähigkeit von Günther und Thietgaud, je wieder ein Kirchenamt zu übernehmen, aufrecht gehalten hatte, ließ sich Hadrian durch die Versprechungen Thietgauds bewegen, ihm wenigstens die heilige Communion in der Reihe der Priester zu spenden. Sein Bisthum freilich erlangte Thietgaud nicht wieder und starb als ein armer Mann im Sabinerlande, 868. Günther konnte auch von Hadrian

die Zulassung zur heiligen Communion in der Reihe der Priester nicht erlangen; am 1. Juli 869, nachdem er seine Unterwerfung unter den Spruch des Papstes Nikolaus feierlich erklärt hatte, reichte Hadrian sie ihm in der Reihe der Laien.

Lothar schöpfte Hoffnung. Unter Klagen, daß Nikolaus mehr seinen Feinden, als ihm geglaubt, daß derselbe ihm nie gestattet habe, dem heiligen Stuhle, welchen seine Vorfahren so oft beschützt, persönlich zu nahen, bat er, den neuen Papst sehen zu dürfen und seinen Segen zu empfangen. Hadrian erwiederte, der Stuhl Petri sei immer geneigt, eine würdige Genugthuung entgegen zu nehmen; wenn Lothar sich frei wisse von den angeschuldigten Sünden, so solle er sich vertrauensvoll dem heiligen Stuhle nahen; aber auch wenn er seine Schuld erkenne, solle er nicht zögern, zu kommen, um entsprechende Buße zu thun.

Ist Hadrian hier den kirchlichen Prinzipien, wie sein Vorgänger sie vertrat, untreu geworden? Wie wenig das der Fall war, zeigt ein weiteres Schreiben an Lothar. Dieser hatte die Theutberga nach Rom geschickt und die Unglückliche vermocht, persönlich um die Scheidung ihrer Ehe zu bitten. Der Papst schrieb darüber dem Könige, seine Sünde ernstlich rügend, daß er der Bitte der Königin nicht entsprechen könne, ihr vielmehr befohlen habe, zu ihrem Gemahle zurückzukehren; ihn aber beschwöre er, sie als seine rechtmäßige Frau wieder in die Ehegemeinschaft aufzunehmen, sie zu ehren und für sie zu sorgen, als für ein geliebtes Glied seines Leibes. Könne sie aber jetzt die Reise nicht machen, so solle sie unter königlichem Schutze völlige Sicherheit und die Einkünfte haben, welche Lothar ihr versprochen. Wer dagegen handle, sei dem Banne verfallen, und wenn es selbst der König wäre.

Nichtsdestoweniger gab Lothar den Plan mit Waldrada nicht auf. Von dieser bezeugte der Kaiser Ludwig II., daß sie ihrer früheren Hartnäckigkeit entsagt und Buße gethan habe und jetzt frei von jeder Makel sei; deshalb bat er für sie um Aufhebung der Excommunication. Hadrian willfahrte der Bitte im Februar 868, erlaubte der Waldrada wieder den Umgang mit Christen, Lothar ausgenommen, damit nicht Satan ihr wieder eine Schlinge bereite, bedeutete sie aber, daß es ihr nichts nütze, vor den Augen der Menschen vom Banne gelöst zu sein, wenn nicht auch Gott ihr vergebe, und im Falle, daß sie geheuchelt habe, werde sie von Gott nur noch strenger gebunden.

Im Juni 869 trat Lothar seine Reise nach Italien an, es war sein Weg zum Tode. Der Kaiser veranstaltete eine Zusammenkunft zwischen seinem Bruder und dem Papste im Kloster von Monte-Cassino. Lothar legte den Eid ab, daß er seit der Excommunication Waldrada's durch den Papst Nikolaus keinerlei Umgang

mit ihr gehabt, ja nicht einmal ein Gespräch mit ihr geführt habe. Ein Theil seiner Begleitung leistete denselben Eid. Auf Dieses hin ließ Hadrian sich bewegen, in Gegenwart Lothars die heilige Messe zu singen und ihm die heilige Communion zu reichen. Als der Augenblick zu dieser gekommen war, sprach der Papst: „Wenn du seit dem Spruche des Papstes Nikolaus mit Waldrada nicht mehr im Ehebruche gelebt hast, auch fest entschlossen bist, nicht mehr Umgang mit ihr zu pflegen, so tritt voll Vertrauen herzu und empfang das Sacrament.“ Lothar genoß es, seine Hofleute mit ihm; nur Wenige scheuten sich, die Lüge durch Gottesraub zu bezeugen. Die Frevler aßen sich den Tod hinein.

Da der Papst dem Könige einen Mantel, eine Palme und einen Stab zum Geschenke machte, deutete Lothar in unbegreiflicher Verblendung den Mantel dahin, daß Waldrada mit königlichem Schmucke bekleidet werde, die Palme, daß er Sieger sei über seine Feinde, den Stab, daß er die ihm widerstrebenden Bischöfe züchtigen solle. Unterdessen bereitete Hadrian eine große Synode vor, die über Lothars Ehe entscheiden sollte; doch Gott hatte bereits gerichtet. Die Communion hatte am 1. Juli 869 stattgehabt; schon am 8. August war die Eheangelegenheit für immer entschieden. Mit Hoffnungen reiste Lothar von Rom ab; schon in Lucca wurde er von einem Fieber ergriffen; nichtsdestoweniger ging er wieder nach Piacenza; hier raffte ihn der Tod hinweg und fast alle seine Begleiter mit ihm. Die wenigen Ueberlebenden begruben den König in einem benachbarten Kloster; alle Welt aber erkannte in seinem und seiner Begleiter Sterben das Gericht Gottes.

Nikolaus hatte auch noch andere Kämpfe zu bestehen, so mit dem ungerechten Erzbischof Johannes von Ravenna, mit dem hochverdienten, aber oft gewaltthätigen Hinkmar von Rheims; er hatte Fragen aller Art zu beantworten, die ihm von allen Theilen der Welt zukamen; er hatte die Unterdrückten zu schirmen, den Armen ein hilfreicher Vater zu sein. Was er leistete, das konnte nur dadurch geschehen, daß die Vorrechte des apostolischen Stuhles in aller Welt, die eifersüchtigen Griechen abgerechnet, anerkannt waren; sie nennt er deßhalb auch die Heilmittel der gesammten katholischen Welt, die Waffen gegen jeden Andrang der Ungerechtigkeit, den Schutz und das Muster der Priester des Herrn und aller Würdenträger, wie aller ungerecht Verfolgten.

Da in seiner Zeit eine Gesetzesammlung, die sogenannten pseudo-isidorischen Decretalen, rasche Verbreitung fand, so fehlt es unter den Widersachern des heiligen Stuhles nicht an Solchen, welche Nikolaus vorwerfen, er habe von dieser Fälschung Gebrauch gemacht. Eine Sammlung von Kirchenrechtsquellen stammt vom heiligen Isidor her; um die Mitte des neunten Jahrhunderts

erschien die genannte neue Sammlung, eine Erweiterung der Isidorischen, der wegen der Fälschungen, die sie enthält, der Name der pseudo-isidorischen beigelegt wurde. Die Fälschung besteht darin, daß in die alten echten Stücke andere eingeschoben wurden, welche, theils neu gemacht, theils schon vorhanden, einem alten Concil oder hochverehrten Papst oder Kirchenvater in den Mund gelegt wurden, um Rechtsfäßen, die bereits in Geltung waren, dadurch ein höheres Ansehen zu verschaffen. Wir haben also keine eigentliche Fälschung vor uns, kein Fabrikat, welches bestimmt gewesen wäre, das kirchliche Recht umzugestalten, der Verfasser wollte nur das bestehende durch hochverehrte Autoritäten befestigen.

Die Gegner des heiligen Stuhles säumten seit dem 16. Jahrhundert nicht mit der Anklage, zu Rom seien auf päpstliche Veranlassung die pseudo-isidorischen Decretalen verfaßt und zur Ausbildung der Papalhoheit ausgenutzt worden; allein wissenschaftlich wird diese Ansicht nicht mehr festgehalten und spuckt nur noch in Schriften untergeordneten Ranges. Man kennt mit voller Sicherheit weder das Land, noch die Zeit, und ebenso wenig den Namen des Verfassers und die Absicht seiner Sammlung. Unter den vielartigen Ansichten, die darüber aufgestellt wurden, ist die wahrscheinlichste die von Kofshirt vertretene, welche dahin geht, daß ein Liebhaber des Kirchenrechts die ihm zugänglichen Decretalen und Rechtsnormen, ohne die unechten von den echten zu unterscheiden, zusammengestellt, überarbeitet, solchen, welche keinen Namen trugen, aber in Geltung waren, Namen von Concilien und Päpsten beige geschrieben, rechtsgiltige Gewohnheiten in gerichtszübliche Form gebracht, wohl auch Einiges, aber nicht so viele Stücke, als man vielfach annimmt, selbst gemacht habe.

Es ist einfach nicht wahr, was vielfach vorgegeben wird, daß Pseudo-Isidor eine mächtige Wirkung auf Jahrhunderte hinein geübt habe. Hefele sagt mit Recht, daß dann diese Decretalen das größte Wunder in der Welt wären, das einzige Buch, das die Gestalt des kirchlichen, und selbst des politischen Lebens auf mehr als ein halbes Jahrtausend hin geändert hätte, und geräuschlos, unwidersprochen geändert hätte. Was vorzugsweise in Pseudo-Isidor betont wird, der Unterschied von Kirche und Staat, die Hoheit des heiligen Stuhles, die Würde der Bischöfe, die Einschränkung der Metropolitane, das lag als Bedürfniß in der Zeit, und daher fährt Hefele wieder mit vollem Rechte fort: „Wenn dieses Machwerk etwas ganz Neues, besonders Neues in rechtlicher Beziehung gesetzt hat, so ist nicht zu begreifen, wie es in so kurzer Zeit, während eines Menschenalters, allgemeine Anerkennung erringen konnte. Aber ganz natürlich erklärt sich die leichte Aufnahme und schnelle Verbreitung der pseudo-isidorischen Sammlung durch die Beachtung,

daß Das, was sie gibt und verlangt, nicht etwas ganz Neues gewesen sei, nicht etwas bisher Unerhörtes, daß sie vielmehr nur Solches, was schon in der Zeit lag, schon mehrfach ausgesprochen wurde, schon zum Theil in Pragis übergegangen war, schon factisch existirte, nun auch sanctioniren und auf kirchlich-juridischen Boden stellen wollte durch zurückdatirte Urkunden. Es ist auch in der That nachweisbar, daß nichts Bedeutendes, was Pseudo-Isidor aufgenommen hat, etwas ganz Neues, bisher nie Gesagtes, nie Gehörtes gewesen ist; es ist nachweisbar, daß auch solche Sätze Isidors, welche auf den ersten Blick als neu erscheinen könnten, schon in älteren Quellen und Documenten ausgesprochen, oder nur nothwendige Consequenzen aus den Fundamentalprincipien der kirchlichen Verfassung sind; auch sind ja die aufgenommenen Stücke nicht einmal neu, sondern zum Theil aus der Zeit selbst, zum Theile aus der jüngeren Vergangenheit herausgenommen und nur der Sanctionirung halber dem kirchlichen Alterthum in den Mund gelegt.“ Was von Pseudo-Isidor neu ist, fand Widerspruch und wurde niemals practisch.

Es ist sicher und wird auch von den Gegnern zugegeben, daß Nikolaus die pseudo-isidorischen Decretalen bis zum Jahre 864 gar nicht gekannt hat; erst da soll er durch den Bischof Rothadius von Soissons damit bekannt gemacht worden sein. Er berief sich niemals darauf; wo er in einem Decrete mit Pseudo-Isidor übereinstimmt, hatte er die echten Sammlungen vor sich, von denen auch seine Vorgänger Gebrauch gemacht. Wie übrigens Pseudo-Isidor in der römischen Kirche überhaupt kein großes Ansehen genoß, so hatte auch Papst Nikolaus wahrhaftig keinen Grund, auf einen Fälscher zu stützen, was er kraft göttlichen Rechtes seines apostolischen Stuhles den Bedürfnissen der Zeitverhältnisse angemessen forderte und ausführte.

III.

Die Mähren.

Die Geschichte der Mähren in dieser Zeit bietet ein zweifaches Interesse, ein politisches und ein kirchliches. Die Mähren legen an die Ostgrenze des deutschen Reiches ein mächtiges Gemeinwesen, und dazu hat nicht wenig die kirchliche Organisation beigetragen. Rasch erschwang sich das mährisch-pannonische Reich, mit Umsicht geleitet, zu Macht und Glanz; doch war das erste Jahrzehnt des zehnten Jahrhunderts noch nicht abgelaufen, so war das stolze Gebäude auch schon zusammengestürzt.

Im Jahre 822 tritt der Name der Mähren zuerst in einer Urkunde auf, das Volk aber war schon seit dem Jahre 803 dem fränkischen Reiche tributär, das heißt, nicht förmlich demselben einverleibt, aber der fränkische Herrscher war sein Schutzherr, dem es eine Art Tribut, Geschenke und im Kriege Hilfe leisten mußte, wie er dieselbe ihm leistete; eine gewisse Rücksichtnahme auf die benachbarten fränkischen Grafen verstand sich dabei von selbst. Aus dem vom Kaiser Ludwig dem Frommen auf dem Reichstag von Aachen 817 bekannt gegebenen Erbvertrage geht hervor, daß da die Oberhoheit über die Mähren Ludwig dem Deutschen zuerkannt wurde; denn Ludwig erhielt, außer Baiern, Kärnthen, Böhmen, und den Provinzen der Avaren, die östlich von Böhmen wohnenden Slaven zugetheilt, diese aber können keine andern sein, als die Mähren. In kirchlicher Beziehung unterstanden sie dem Bisthume Passau, und deutsche Priester arbeiteten an ihrer Bekehrung.

Durch die Verbindung mit dem Frankenreiche wurden die Mähren in die Geschichte eingeführt; jetzt treten auch Herrschernamen unter ihnen auf. Im jetzigen Mähren und Oberösterreich ist der erste Moimir; wir wissen aber nicht, wann und wie er über die übrigen Starosten sich erhoben hat und zur Würde eines Großfürsten gekommen ist. Noch gab es unter den Mähren keine erblichen Standesunterschiede, alle Glieder des Staates waren frei, das Haupt der Familie, der Starost, der Regent und Richter in seinem Kreise; die Versammlung der Starosten berieth des Volkes Wohl.

Im Jahre 846 brach Ludwig der Deutsche mit einem Heerhaufen in Mähren ein, ohne daß wir die Veranlassung dafür angeben könnten; es heißt, daß er einem Aufstande zuvorkommen wollte; vielleicht hing die Sache mit den Ränken seiner Brüder zusammen, die ihn gerne mit den Mähren beschäftigten, um den Unbequemen sich vom Halse zu halten. Ludwig entsetzte Moimir, und Rastiz, dessen Nefte, war fortan Großfürst der Mähren. Auf dem Heimwege durch Böhmen wurde Ludwig von den Böhmen angegriffen und geschlagen; vier Jahre lang dauerte darauf der Krieg, der mit dem vollständigen Siege der Böhmen endigte.

Das war für das Verhältniß der Mähren zum deutschen Reiche von den bedenklichsten Folgen; vom Kriegsglück der Böhmen gelockt und ermuthigt, faßte Rastiz den Entschluß, sich und seinem Reiche volle Freiheit und Selbständigkeit zu verschaffen. Im Jahre 855 kam es zum Kriege; Ludwig kehrte, ohne einen entscheidenden Sieg errungen zu haben, heim, von Rastiz bis über das rechte Donauufer verfolgt. Die Mähren hatten an Bedeutung gewonnen; von nun an schieht, wer in Ludwigs Reiche bedrängt ist, zu Rastiz, der ein Stützpunkt für Diejenigen wird, welche Ludwig entgegenarbeiten;

so für Karlmann, als er im Jahre 861 gegen seinen Vater sich empörte, und für Ludwig den Jüngeren bei seiner Empörung im Jahre 866.

Im Jahre 864 war Rastiz besiegt und sein Land wieder tributär geworden; 868 wurde er wieder Sieger, und nun bot er drei Heere auf. Ludwig rückte mit seinen Söhnen in Mähren ein; doch kam es zu keinem Hauptschlage, denn plötzlich wurde Friede geschlossen aus Gründen, die uns nicht bekannt sind; wahrscheinlich hat der Tod Lothars Ludwig bewogen, sich auf dieser Seite Ruhe zu schaffen, um für die Gestaltung der Dinge im Westen freie Hand zu bekommen.

Rastiz war geschlagen, geschwächt, aber nicht vollständig entkräftet und nicht unterworfen; doch frei war sein Thron nicht, seine Absicht keineswegs erreicht; Verrath im eigenen Hause half dazu, ihn vom Schauplatze vor der Zeit zu entfernen. Im Jahre 870 nämlich schloß sich sein Neffe Swatopluk oder Zwentibold den Gegnern seines Oheims an, indem er nicht nur Ludwigs Sohne Karlmann die Huldigung leistete, sondern auch Arnulf von Kärnthen ein Kind aus der Taufe hob, dem er seinen eigenen Namen beilegte. Rastiz wollte ihn bei einem Gastmahle tödten; aber Swatopluk, der gewarnt worden, erschien nicht. Rastiz eilte zu seiner Verfolgung aus, ward aber von ihm gefangen genommen und in Fesseln nach Regensburg gebracht. Er wurde zum Tode verurtheilt, denn die Richter behandelten ihn als hochverrätherischen Rebellen; Ludwig begnügte sich mit seiner Blendung, und von nun an verschwindet Rastiz in einem deutschen Kloster.

Stärkung seiner eigenen Macht hatte Swatopluk durch seinen Anschluß an die Franken gesucht; aber ein bairisches Heer fiel, ohne merklichen Widerstand zu finden, in Mähren ein, besetzte die Burgen des Landes und wandelte dieses zu einer völlig deutschen Provinz um.

Doch was Rastiz geschaffen, war hiermit dem Untergange nicht geweiht. Schon im Anfange der sechziger Jahre arbeitete er für den genialen Gedanken, die Selbständigkeit seines Landes durch die Kirche fördern zu lassen. Mächtigen Einfluß übte Ludwig der Deutsche durch deutsche Priester, die von Passau aus nach Mähren entsandt wurden, wenn auch dieselben dem slavischen Volke in Sprache und Sitten noch so ferne standen. Nun dachte Rastiz an Priester slavischer Zunge und zugleich an den heiligen Stuhl. Slavische Priester, welche die Sprache der Mähren verstanden, fanden sich nur im byzantinischen Reiche; daher entsandte er im Jahre 862 eine Botschaft nach Byzanz an Kaiser Michael III. und an den heiligen Stuhl; von Ersterem erbat er sich Priester, von Letzterem die Ordnung des Kirchenwesens in seinem Lande.

Im Juni 863 trafen zwei Brüder, Constantin und Me-

thodius bei Raftiz ein, um das Werk der Bekehrung des Mährenvolkes zu vollenden.

Die Brüder stammten aus Thessalonich, hatten eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und waren vom Zuge der Frömmigkeit und von Wissensdrang in ein Basilianerkloster am Olympos geführt worden, wo sie zu Priestern geweiht wurden und von 846—857 verweilten. Die abgeschmackte Irrlehre des Photius, daß jeder Mensch zwei Seelen habe, bekämpfte Constantin energisch, und dadurch mit Photius entzweit, war es ihm sicher lieb, daß der Kaiser Michael ihn außer Landes, zu den Chazaren am Kasow'schen Meere schickte, welche um orthodoxe Glaubensboten gebeten hatten. So kannte ihn Michael und entsandte ihn nun mit seinem Bruder Methodius nach Mähren. Dieser Constantin ist kein anderer, als der heilige Cyrill, denn bei der Bischofsweihe gab der Papst ihm diesen Namen.

Eine erste und ernste Angelegenheit für die beiden heiligen Apostel war es, daß sie für die slavische Sprache eine Schrift erfanden; denn bisher hatten sich die Mähren, wie andere Slaven, nur gewisser Runen bedient. Constantin setzte ein Alphabet zusammen, welches das glagolitische heißt zum Unterschiede von dem gräkoslavischen oder gräkorussischen, welches dem Bischofe Clemens von Waliza († 27. Juli 916) zugeschrieben und gewöhnlich das kyrillische genannt wird. Constantin übersetzte Stücke der heiligen Schrift ins Slavische und schrieb mit seiner Schrift die nöthigen Bücher für den Gottesdienst.

Nachdem die heiligen Brüder vier und ein halbes Jahr lang mit großem Erfolge unter den Mähren gewirkt hatten, begaben sie sich nach Rom, wo sie gegen Ende des Jahres 867 ankamen und, von Hadrian II. gütig empfangen, ihr Glaubensbekenntniß ablegten, das Treugelöbniß leisteten und am 6. Januar 869 zu Bischöfen geweiht wurden, während ihre Schüler die Priester- und Diafonatsweihe erhielten. Nun aber starb Cyrill schon am 14. Februar desselben Jahres, und Methodius wurde für die pannonischen und mährischen Slaven zum Erzbischof geweiht; sein Sitz ist unbekannt, seine Diöcese umfaßte die des untergegangenen Sirmium. Ganz außergewöhnlich waren die Vollmachten, welche dem neuen Erzbischof ertheilt wurden: er sollte sogar in der slavischen Sprache die Liturgie, also auch die heilige Messe feiern dürfen, nur mit der einzigen Einschränkung, daß dabei Epistel und Evangelium zuerst in lateinischer Sprache und dann erst in der slavischen vorgelesen werden sollten. Ob diese Liturgie die römische oder griechische gewesen, ist eine noch nicht zum Abchlusse gebrachte Frage.

Im Jahre 870 traf der heilige Methodius auf dem Schauplatze seines Wirkens wieder ein, aber gleich begannen auch die Schwierig-

leiten. Salzburg und Passau mochten die Schmälerung ihrer Sprengel nicht ohne Widerspruch geschehen lassen; im Herbst 871 hielt der Metropolit von Salzburg mit den Bischöfen von Passau, Freising u. A. in Gegenwart des Königs Ludwig eine Synode, auf welcher der Beschluß gefaßt wurde, die Consecration des Methodius als nicht geschehen und ihn lediglich als einen fremden Priester zu betrachten. So wurde er denn gefragt, ob er nicht wisse, daß er in einer fremden Diöcese lehre? Er aber gab die treffende Antwort: „Wüßte ich, daß dies euer Land ist, ich wäre demselben gewiß ausgewichen; so aber gehört es dem heiligen Petrus.“ Diese Einrede wurde nicht beachtet; Methodius hatte keinen Beschützer und er mußte nach Deutschland; ob er sich daselbst frei oder in Haft befand, wissen wir nicht. Die bairischen Bischöfe reichten in Rom und bei Ludwig dem Deutschen Klageschriften ein, ihr angestammtes Recht auf die Kirche Pannoniens behauptend, denn sie seien seit 75 Jahren im ungestörten Besiz dieser Kirchenprovinz, nachdem ihren Vorgängern von Karl dem Großen im Jahre 795 die Befreiung Pannoniens aufgetragen worden sei. Johann VIII., welcher am 14. December 872 den heiligen Stuhl bestiegen hatte, wies ihnen und dem Könige die Grundlosigkeit der angerufenen Verjährung nach und erlangte im Jahre 874, daß die mährisch-pannonische Kirchenprovinz anerkannt, Methodius aus Deutschland entlassen wurde und seine Amtsthätigkeit wieder aufnehmen konnte. Aber den Gebrauch der slavischen Sprache in der Liturgie hatte Johann VIII. untersagt.

Die Erbitterung in Baiern, kaum beschwichtigt, wurde wieder aufgeregt, da Swatopluk die deutschen Priester aus dem Lande verwies; dafür wurden neue Klagen über Methodius aufgebracht und sogar seine Rechtgläubigkeit beim heiligen Stuhle verdächtigt. Zur Untersuchung vorgeladen, ging er Ende 879 nach Rom und rechtfertigte sich vollständig. Die ganze Klage hatte sich darauf gestützt, daß er in der heiligen Messe im Credo das filioque nicht singe, woraus der Schluß gezogen wurde, daß er den Glauben an den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und Sohne läugne. Methodius bekannte vor der durch Johann VIII. versammelten Synode, daß er das Credo ohne den Zusatz filioque singe und singen lasse, denn das thue auch die heilige römische Kirche, das Haupt und die Mutter aller Kirchen, welche diesen Zusatz sowie auch er, Methodius, zwar fest glaube und bekenne, aber denselben nicht ins Credo aufgenommen habe, obwohl der apostolische Stuhl dies bei der deutschen Kirche dulde. . . . Daran hatten seine Ankläger nicht gedacht, sonst hätten sie seine Absetzung nicht erwarten können. Johann VIII. schrieb an Swatopluk: „Weil Wir ihn in allem und jedem kirchlichen Lehrsatze rechtgläubig und den kirchlichen Interessen

förderlich erfunden haben, so haben Wir denselben auch wieder zur Regierung der ihm anvertrauten Kirche Gottes zurückgeschickt und befehlen, daß ihr ihn als eueren eigentlichen Hirten mit der gebührenden Ehre und Achtung und freudigen Herzens aufnehmet. Auch haben Wir ihm kraft Unserer apostolischen Autorität das Privilegium der erzbischöflichen Würde bestätigt und verfügen, daß es für immer mit Gottes Hilfe festen Bestand habe, so zwar, daß er nach kirchengesetzlichem Herkommen alle kirchlichen Angelegenheiten zu besorgen und sie wie vor Gottes Augen zu verwalten habe; denn das Volk Gottes ist ihm anvertraut, und er wird für die Seelen desselben Rechenenschaft zu geben haben. . . Wir verordnen, daß die Priester, Diakonen und Kleriker jeden Grades, sie mögen Slaven oder von was immer einem Volke sein, welche innerhalb der Grenzen deines Landes sich befinden, Unserem genannten Bruder, euerem Erzbischof, unterworfen und in allen Stücken gehorsam sein sollen, so daß sie schlechthin nichts ohne sein Wissen thun dürfen. Sollten aber dieselben widerspenstig und ungehorsam sich unterfangen, Scandal und Schisma zu stiften, und sich nach einer und der anderen Ermahnung keineswegs bessern, so befehlen Wir, sie kraft Unserer Autorität, als Solche, welche Unkraut säen, von den Kirchen und eueren Marken zu vertreiben, nach Vorschrift und Maßgabe der Satzungen, welche Wir ihm gegeben und an euch gerichtet haben.“

Um der pannonisch-mährischen Kirchenprovinz für alle Zukunft festen Halt zu geben, wollte Papst Johann Suffraganbischöfe, vorherhand zwei, eingesetzt wissen; den einen, den Alamannen Wiching, weihte er für Meitra, den anderen sollte Swatopluk im Einverständnisse mit Methodius aussuchen und ihn zur Consecration nach Rom schicken.

Auch der Gebrauch der slavischen Sprache in der Liturgie wurde dem Heiligen in diesem Jahre 880 wieder feierlich zugestanden.

Wie die Arbeiten, so gingen auch die Kämpfe und die Trübsale nach diesem Siege des Heiligen über seine Widersacher fort bis zu seinem Tode, der am 6. April des Jahres 885 erfolgte, nachdem seine apostolische Thätigkeit etwa 22 Jahre gedauert; er war etwas über 60 Jahre alt geworden, „ein Mann, welcher in die Classe derjenigen Menschen gehört, die soviel als möglich sich den Blicken der Welt zu entziehen suchen und nur durch das Zusammenreffen mannigfacher Umstände dahin kommen, daß ihr Leben ein thätiges werde. Auch bei Methodius wirkten solche Umstände, die wir Widerwärtigkeiten nennen, die ihn jedoch nicht hinderten, mit vollem Eifer für den heiligen Glauben in die Schranken zu treten. Von schlichter Gemüthsart, fromm aus Ueberzeugung, leutselig im Um-

gang und beredt, verstand er es, seine Lehre durch sein eigenes Beispiel zu bekräftigen. Wenn es aber die Nothwendigkeit forderte, trat er kräftig gegen widerstrebende Ansichten auf und fürchtete sich durchaus nicht, weder vor Drohungen, noch vor irgend welchen Folgen. Mit Einem Worte: der heilige Methodius war ein wahrer Apostel.“ (Vgl. Dr. B. Dudif, Mährens allg. Gesch. I. 266.)

Als er aus diesem Leben schied, trauerten um ihn an 200 Priester und Diakonen und Subdiakonen, welche ungefähr der gleichen Zahl von Pfarrkirchen entsprachen; über die Gliederung der Diöcese läßt sich bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten Nichts und über die Grenzen der Diöcese kam Etwas bestimmen. Der heilige Methodius war vom heiligen Stuhle als Erzbischof über das ganze Reich Swatopluk's ohne alle Einschränkung und Angabe der Grenzen ernannt worden; außer der dem Wicing übertragenen Diöcese Neitra, gehörte ohne Zweifel zu Methodius' Sprengel das heutige Mähren, sodann Böhmen so ziemlich in seiner jetzigen Ausdehnung; (denn der böhmische Herzog Borziwoi war zwischen 878 und 880 in die christliche Kirche eingetreten); da die Elbe-, Oder- und Weichselslaven noch ohne Bisthum waren, so dürfen auch sie zu Methodius' Missionsgebiet gerechnet werden.

Gleich nach dem Tode des Heiligen begann die Verwüstung über seine herrlich aufblühende Pflanzung zu kommen. Das deutsche Element bekam das Uebergewicht; Wicing trat gegen die Schüler des Methodius auf, und Swatopluk wehrte ihm nicht, denn nicht nur zeigte er selbst kein besonderes religiöses Interesse, sondern er hatte auch die Richtung seiner Politik geändert, und so gelang es Wicing, insbesondere durch ein gefälschtes oder eigens zu seinen Zwecken erfundenes Breve Stephans V., im Jahre 886 die Einsetzung eines Nachfolgers des Heiligen zu verhindern und die bedeutendsten Schüler desselben zu vertreiben. Sie wurden ins Gefängniß geworfen und nach mannigfachen Martern über die Donau gebracht; hiermit begann die Zerbröckelung der Kirche Mährens.

Swatopluk hatte, wie gesagt, die Richtung seiner Politik geändert. Als er im Jahre 871 wegen angeblichen Treubruchs verhaftet worden war, standen die Mähren auf, und unvorsichtiger Weise wurde er zu ihrer Bezwingung mit der Führung eines bairischen Heerhaufens betraut; er ging zu seinen Landsleuten über und fiel mit ihnen die arglosen Deutschen an. Als dann Karlmann 872 nach Mähren zog, versagten ihm seine Brüder Karl und Ludwig den Beistand, und Swatopluk erwehrte sich siegreich seiner, so daß im Jahre 874 zu Forchheim ein Friedensvertrag zu Stande kam, der ihn in ein leidliches Verhältniß zu den Deutschen setzte. Er war ein unzuverlässiger Mann, weil er nicht nach großen Ideen, sondern nach den Bedürfnissen des Augenblickes seine

Mafnahmen traf. Seinem Volke gegenüber in einer schiefen Stellung, gegen die Deutschen dieselbe wechselnd, trat er, als Arnulf v. Kärnthens die Hand nach der deutschen Krone ausstreckte, mit seiner ganzen, vielvermögenden Macht für dessen Pläne ein, überwarf sich aber bald wieder mit ihm und hinterließ Kirche und Staat der Mähren in Verwirrung. Er hatte verstanden, ein großes Reich zusammenzufügen, nicht aber eine lebenskräftige Haltung ihm zu sichern; daher begann auch zugleich mit seinem Tode (894) der Verfall.

Swatopluk's Willen gemäß traten seine drei Söhne, Moimir II., Swatopluk und Swatoboj in der Art die Erbschaft des Reiches an, daß die beiden jüngeren Brüder in dem ältern, Moimir, ihren Oberherrn anerkennen sollten. Was im karolingischen Reiche so viel Unsegen gebracht, das hatte in Mähren dieselbe Folge; schon im Jahre 896 machte sich ein Bruderkwitz bemerkbar, indem die jüngeren Brüder sich selbständig zu machen suchten, Moimir dagegen nach der Alleinherrschaft strebte. Diese erlangte er in der That im Jahre 899, aber erst nach mannigfachen Kämpfen, welche das Reich gar sehr schwächten, während es gerade damals die Fülle der Kraft nöthig gehabt hätte, da die Ungarn ihre Einfälle begannen und die Böhmen und Serben abfielen. Moimir sah sich zum Anschlusse an die Deutschen genöthigt, gewiß sehr widerwillig, da er den alten Gedanken wieder aufgriff, durch die kirchliche Ordnung im Lande dieses dem deutschen Einflusse zu entziehen. Er bat den heiligen Stuhl im Jahre 899 um die Ordnung der Verhältnisse; dieser entsandte drei Legaten, welche Mähren in vier Sprengel theilten und die Einsetzung eines Erzbischofs mit drei Suffraganen beschloffen. Leider sind weder die Namen der Diöcesen noch die der Männer bekannt, welche ihnen vorstehen sollten. Als bald erhob Salzburg wieder Klage, wie früher, und fand dafür eine mächtige Unterstützung in Deutschland. Welche Folge Rom den Einreden gab, ist nicht bekannt; gleich in den nächsten Jahren gingen Kirche und Reich von Mähren unter den Hufen der magyarischnen Reiterbanden zu Grunde. In den Jahren 901 und 902 kamen diese, Alles vor sich niedertwerfend, Alles verwüstend und die Menschen erschlagend; im Jahre 906 oder 907 war kein Großfürst mehr da, es gab keinen mährischen Staat mehr; das Reich, das eines mächtigen Aufstrebens fähig gewesen, lag in Trümmern, in Schaaren flüchtete das Volk in die Länder der Nachbarschaft. Auf ein Jahrhundert hinaus blieb der Name Mährens verjunken und verklungen, und als er wiedererstand, erschien das Land als eine Provinz Böhmens, in welcher kaum noch eine Erinnerung an den heiligen Methodius laut wurde.

Das deutsche Reich aber lag von der Gns an den Magyaren offen; die Ostmark und Kärnthens waren schutzlos ihren Anfällen preisgegeben.

IV.

Arnulf v. Kärnthén und Ludwig das Kind.

(887—899).

(900—911).

Nach dem Tode Karls des Dicke (888) zerfiel das karolingische Reich in fünf Theile: Deutschland, Italien, Frankreich, Hoch-Burgund und Arelat. Schon im Jahre 879 hatte Bosso, der Schwager Karls des Kahlen, sich zum Könige von Südfrankreich wählen lassen, und sein Reich, aus einem Theile Burgunds und der Provence bestehend, erhielt nach seiner Hauptstadt Arles den Namen Arelat, wurde aber auch Burgundia cisjurana genannt.

Im Jahre 888 wurde der Welfe Rudolf, der Statthalter Karls des Dicke am Jura, von den geistlichen und weltlichen Herren Burgunds, eines Theiles der Schweiz und Savoyens, so wie des Elsasses und Lothringens im Kloster St. Moriz in Wallis zum Könige gewählt; sein Reich hieß Hoch-Burgund oder Burgundia transjurana.

Frankreich siechte unter den letzten Karolingern dahin, außer von den bisherigen Verlusten noch weiter durch die Gründung des Normannenreiches geschwächt.

In Italien stritten der Markgraf Berengar von Friaul und der Herzog Guido von Spoleto, die Beide mütterlicherseits von den Karolingern abstammten, um die Herrschaft. Berengar, der sich in Pavia zum König der Lombardei hatte krönen lassen, wurde von Guido in zwei Schlachten besiegt, und dieser nöthigte den Papst Stephan V., ihm die Kaiserkrone zu verleihen (891), worauf er seinen Sohn Lambert zum Mitregenten annahm und auch dessen Kaiserkrönung von dem Papste Formosus, dem Nachfolger Stephans V., erzwang. Da sich unter diesen beiden Kaisern die Verhältnisse in Italien immer trostloser gestalteten, rief der Papst, im Verein mit Berengar und mehreren anderen italienischen Großen, die Hilfe des deutschen Königs Arnulf an, und dieser erschien im Jahre 894 mit Heeresmacht in der Lombardei und ließ sich nach der Erstürmung von Bergamo zu Piacenza zum König von Italien krönen. Krankheiten in seinem Heere und der Wiederabfall vieler italienischer Grafen bewogen ihn zur Rückkehr nach Deutschland; doch erschien er im folgenden Jahre zum andern Male mit verstärkter Kriegsmacht in Italien, wo nach dem inzwischen erfolgten Tode Guido's dessen Sohn sich mit Berengar gegen ihn verbündet hatte. Nachdem er den Letzteren zur Unterwerfung gezwungen, zog er gegen Rom, wo Formosus von der spoletanischen Partei gefangen gehalten wurde, erstürmte die Stadt und empfing

aus den Händen des befreiten Papstes die Kaiserkrone (22. Febr. 896). Indessen war die deutsche Herrschaft in Italien nur von kurzer Dauer. Nachdem Arnulf wieder über die Alpen gezogen, rissen Berengar und Lambert alle Macht an sich, und nach dem frühen Tode des Letzteren — er wurde im Oktober 898 auf der Jagd ermordet — blieb Berengar, der im Jahre 915 zu Rom die Kaiserkrone empfang, im Alleinbesitze der Herrschaft in Ober- und Mittelitalien.

In Deutschland war Arnulf v. Kärnthen, des bairischen Karlmann unechter Sohn, dem Ludwig II. vom Erbe seines Bruders Kärnthen hatte lassen müssen, im Jahre 887 zur Herrschaft gelangt.

Dieser Arnulf war ein wilder, aber thatkräftiger Herrscher. Wir haben schon früher gesehen, wie er an der Absetzung Karls des Dicken theilhaftig war; ihn anerkannte Deutschland als seinen König, bestimmte aber, daß er in die anderen Reiche nicht eingreife; die Nothwendigkeit der Sammlung war allgemein als dringendstes Bedürfniß empfunden. Es war eine schreckliche Zeit, Unsicherheit und Verwirrung überall. Die Nationalsynode von Mainz, im Jahre 888 gehalten, klagt, das Elend sei groß, viele Kirchen, Altäre und Klöster seien verwüstet, die Kirchenschätze geraubt, Geistliche getödtet, Leute jeden Geschlechtes und Alters in großer Zahl ermordet, viele Klosterleute, Mönche und Nonnen, vertrieben und im Elende umherirrend, und nicht bloß Heiden und Feinde, selbst Nachbarn hätten so gewüthet.

Arnulf war dem kirchlichen Einflusse zugänglich; die Synode hielt ihm die Pflichten eines christlichen Königs vor, ordnete für den König und seine Gemahlin tägliche Gebete in allen Kirchen an; die Bischöfe bekannten aber auch ihre eigene Schuld und nahmen einen kräftigen Anlauf zur Verbesserung der Zustände. Hoffnung und Vertrauen wachten wieder auf im deutschen Reiche, und als Arnulf am 1. September 891 an der Dyle bei Löwen die Normannen so kräftig schlug, daß von nun an das Innere Deutschlands nicht mehr von ihnen heimgesucht wurde, da ward der kräftige Herrscher als ein König von Gott gesandt gepriesen.

Aber in seinen Kämpfen mit den Mähren beging er den verhängnißvollen Mißgriff, die Ungarn auf diese zu hezen, denn als sie Mähren überschwemmt hatten, wandten sie ihre Raubzüge gegen Deutschland.

Seitdem er im Jahre 896 von seinem zweiten Zuge nach Italien krank heimgekehrt war, lag er in beständigem Siechthum darnieder und konnte in den Gang der Geschichte nicht mehr eingreifen, und als er am 8. December 899 starb, war sein einziger rechtmäßiger Sohn Ludwig erst sechs Jahre alt.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ Dieses Wort

wurde wohl bedacht in deutschen Landen; dennoch wurde Ludwig, das Kind, auf dem Reichstage zu Forchheim am 21. Januar 900 als König anerkannt, denn die Besorgniß war begründet, daß das Reich zerrissen werden möchte, wenn man einen Mann wählte, der nicht zum Geschlechte der Karolinger gehörte. Aber was sollte aus dem Kinde werden?

In jedem Stamme gab es Familien, die zu solcher Macht gelangt waren, daß sie in die Stellung der alten Stammesherzoge zu treten vermochten und es wirklich thaten; solche Häupter waren: in Baiern Liutpold, in Sachsen Otto der Erlauchte, in Lothringen Gebhart v. Niederlahngau, in Franken die Babenberger und Konradiner. Aber gar treffliche Männer saßen auf den bischöflichen Stühlen, Männer die ein Herz hatten für das Vaterland: in Mainz Hatto, in Constanz Salomo der Weise, in Augsburg Adalbert, in Salzburg Theotmar, in Eichstätt Erchanbald, in Regensburg Tato, in Freising Walto, in Seben Zacharias, in Speyer Einhard und in Trier Ratbod.

Des Königs Vormund und der Regent war Hatto von Mainz; er und Otto der Erlauchte führten das Kind durch die Lande und stellten die Ordnung her. Salomo von Constanz klagte: „Ueberall wird das Gesetz zertreten; Jene, welche Vaterland und Volk vertheidigen sollten, geben das schlechteste Beispiel; deren Väter einst die königliche Gewalt befestigten, schüren den Bürgerkrieg an.“ Dennoch gelang es den Bischöfen, das Reich vor der Zersplitterung zu retten.

Aber die Ungarn! Fast jedes Jahr kamen sie. Nachdem Ludwig das Kind im Jahre 907 die Männer aus Baiern zur Vertreibung der Ungarn aus der Ostmark aufgeboten, dieselben aber bei Preßburg (Bratislavia) eine Niederlage erlitten hatten, verheerten die Ungarn 908 Thüringen und Sachsen, 909 Alamannien, 910 das Gebiet westlich vom Böhmerwald, und Deutschland mußte ihnen Tribut zahlen.

Darüber starb der arme Ludwig im Sommer 911, im achtzehnten Lebensjahre, der letzte Karolinger in Deutschland.

Wer nun Reich und Volk gerettet, werden wir bald hören.

V.

Blick auf England.

Wie ganz anders, als das auseinanderbrechende Karolinger-Reich, stellt sich England dar, wo freilich keine hohe, weltumfassende Politik getrieben, aber von einsichtigen Männern kraftvoll am Aufbau der Gesellschaft und des Staates gearbeitet wurde! Unter den

kleinen Königreichen ragte seit Ina (688—728) Wessez hervor in stetem Ringen um die Oberhoheit, bis Egbert (808—838), als Flüchtling am Hofe Karls des Großen von diesem in seiner Schule gebildet und von ihm unterstützt, ganz England mit starker Hand zusammenhielt, so daß auf einem Reichstage zu Winton im Jahre 828 der Beschluß gefaßt wurde, das Reich solle Anglia heißen, worauf die Namen der einzelnen Königreiche allmählig verschwanden.

Doch es kamen die Normannen, zuerst in einzelnen Schaaren (832), dann in mächtigen Heeresmassen, und sie hemmten seinen Siegeslauf. Aethelwulf, sein Nachfolger (838—858), war minder tüchtig und hatte Familienunglück; er mußte den Thron mit seinem ältesten Sohne Aethelbald theilen. Nach des Letzterem frühem Tode (680) stritt sein Bruder Aethelbert (860—866) rüstig wider alle Feinde des Königreiches, als tapferer Jüngling und unüberwindlicher Dänenvernichter gepriesen; doch unter Aethelwulfs drittem Sohne, Aethelred (866—871), kam das Verhängniß.

Die Sage erzählt, daß Ragnar Lodbrog, der kühne Wikinger, in England gefangen genommen und in einen Kerker geworfen worden sei, wo Schlangen an seinem Leben nagten. Noch bewahrt ein nordisches Lied den eisenfesten Sinn, den Todesmuth, welchem keine Qual ein Klagen entlockte, das jubelnde Sterben des Seehelden; darin heißt es: „Ich sehe lächelnd meinen Platz am Mahle Odins. Meine Söhne werden mich rächen. 51 Völkerschlachten habe ich geschlagen, und nie wird ein anderer König im Ruhme mir vorangehen. Grimmig nagen die Schlangen mir am Herzen; mit dem Leben ist es vorbei; doch die Asen winken, die Götterfrauen rufen mich heim, Odin hat sie mir aus seinem Saale gesendet; lächelnd will ich sterben.“

Im Jahre 866 landeten seine Rächer Inguar und Hubba; schrecklich war ihr Wüthen, heldenmüthig der Widerstand. Im Frauenkloster zu Colddingham schnitten sich die Nonnen Nase und Lippen ab, den Bestien Entsetzen einzulösen; diese verbrannten das Kloster mit den Gottgeweihten. Der gefangene König Edmund von Ostanglien erklärte: „Ich will nicht König sein, wo mein Volk vernichtet und auch das Letzte geraubt ist, was Werth dem Leben gibt.“ Die Normannen banden ihn entkleidet an einen Baum und schossen unter rohen Spässen auf ihn; kein Klagelaut entrang sich seiner Brust; endlich des Spieles müde, schlug ihm Inguar das Haupt ab.

Auch gegen Wessez wälzte sich das verheerende Normannenheer. Aethelred wurde bei Reading geschlagen, bei Nescesdun aber erfocht sein jugendlicher Bruder Alfred einen glänzenden Sieg; doch das Kriegsglück wandte sich wieder den Normannen zu, und am 13. April 871 starb Aethelred an seinen Wunden.

Er hinterließ nur zwei unmündige Knaben; daher bestieg sein

Bruder Alfred den Thron, Alfred, den sein Volk als den Großen verehrt und preist.

Alfred, d. i. Eisenkönig (871—901), war 22 Jahre alt, als er in schwerster Zeit den Thron bestieg; auf einer Wallfahrt nach Rom mit seinem Vater war er vom Papste gesalbt worden. Alles an ihm ist fromm, frisch und freudig; ein idealer Zug belebte ihn von Anfang an und begleitete ihn durch das ganze Leben. Die Schulbildung des aufgeweckten Knaben war so vernachlässigt worden, daß er in seinem zwölften Jahre noch nicht lesen konnte. Da zeigte eines Tages die Mutter den Kindern ein Gedicht und verhieß es jenem als Geschenk, der es zuerst lesen und aussagen könnte. Alfred, der jüngste, frug: „Aber gibst du es auch ganz gewiß Dem von uns, der es zuerst lesen und dir hersagen kann?“ Lächelnd erwiderte die Mutter: „Ja, ganz gewiß gebe ich es ihm.“ Alfred nahm sogleich die Schrift und ging zu einem Lehrmeister und lernte lesen, und als er das Gedicht hersagen konnte, lernte er seine täglichen Gebete lesen und schrieb sie und noch einige andere Gebete und Psalmen in ein Buch zusammen, das er Tag und Nacht mit sich herumtrug, „wie ich es selber oft gesehen habe,“ sagt sein Biograph.

Wie schwer die Zeit gewesen, da, ihm vertrauend, sein Volk ihn zum Könige ausrief, schildert ein mittelalterlicher Chronist so: „Das Unglück, das jetzt über England kam, war größer und härter, als alle anderen. Römer und Sachsen haben nach einander das Land erobert, aber sie haben es bebaut und nach Gesetzen regiert, die Dänen aber wollten nur plündern und verwüsten; wurden sie geschlagen was nützte es den Siegern, wenn sogleich an einem anderen Orte eine neue Flotte mit einem noch größeren Heere landete? Wollte der König die Ostküste vertheidigen und war er dem Feinde schon ganz nahe, so kam auf einmal ein Bote: ‚Die Dänen sind im Süden gelandet, zerstören Städte und Dörfer und verheeren sie mit Feuer und Schwert‘; ein anderer kam und sagte: ‚Die Feinde sind im Westen gelandet, kehre um, sonst bist du verloren‘; ein dritter kam und rief: ‚Die Feinde sind im Norden ans Land gestiegen, haben Alles geraubt, die Frauen geschändet, die Kinder an ihre Speere gespiest‘. Das Volk ließ Herz und Hände sinken: siegte man auch, so hatte man doch keine Freude; wurde man geschlagen, so war jeder Strahl der Hoffnung erloschen.“

Kämpfe und nichts als Kämpfe, Siege und Niederlagen drängen sich in den ersten sechs Jahren der Regierung Alfreds zusammen; im Jahre 878 war er selbst verschollen; Freund und Feind wußten und erfuhren nichts mehr vom Könige; nur einige wenige Vertraute blieben in Verbindung mit ihm. Wo der Däne und Parret

zusammenfließen, hat sich eine einsame, meist mit Erlen überwachsene Insel gebildet; nur auf zwei Morgen Ackerland vermag der einzige Bauer, der da haust, sein täglich Brod zu bauen; die Insel heißt Aethelney, d. i. die Königsinjel. Bei dem Bauern trat eines Tages ein junger Mann ein, der da sagte, er sei einer von des Königs Leuten; dieser sei geschlagen, er geflüchtet und der Bauer solle ihn um Gottes Lohn aufnehmen, er wolle arbeiten, was ihm geheißen werde. Der Bauer nahm ihn auf; der Fremde, der kein Anderer war als König Alfred selbst, griff jede Arbeit an, nahm mit der schlechtesten Kost fürlieb, verdarb aber auch durch sein zerstreutes Wesen dem Bauern manche Stunde, so daß er ausgeholten wurde. Eines Tages hatte ihm die Bäuerin aufgetragen, das Brod wohl in Acht zu nehmen; aber die Gedanken des Mannes waren anderwärts, er vergaß das Brod, das anbrannte; die Frau schalt, daß er das Brod nicht einmal umwenden möge, während er es doch so gerne esse. Noch oft hat Alfred in späteren Tagen von diesen und anderen Scenen auf der einsamen Insel erzählt.

Manchmal kamen unbekannte Leute und hatten lange Unterredungen mit dem Bauernknecht. Bisweilen war dieser auch viele Tage abwesend; dann erschien jedesmal im Lager der Normannen ein Harfner, der über seinem Spiele weg ein offenes Auge für Alles hatte. Alfred bereitete aus seiner Einsamkeit heraus den entscheidenden Schlag wider die Bedränger seines Volkes vor.

Auf einmal, im Frühlinge des Jahres 878, ging der Ruf durch das Land: „Wer ein Mann ist, der steht zu seinem König!“ Und am Egbertsteine, der am Ostende des großen Selwoodforstes stand und dessen Stelle noch jetzt ein Thurm bezeichnet, traten die Sachsen in Wehr und Waffen am 16. Mai zusammen. Unermesslicher Jubel begrüßte den König, der sogleich gegen Eddington aufbrach, daselbst das Lager des Dänenkönigs Guthorm (Schlachtwurm) einschloß und dessen Uebergabe erzwang. Guthorm ließ sich taufen; er erhielt den Namen Aethelstan, und Alfred gab ihm Ostanglien als eine Art Vasallenkönigreich. Jetzt war mit einem Male die Ruhe in England hergestellt, und Alfred rüstete so gewaltig, daß bis zum Jahre 893 keine Normannenslotte mehr wagte, in Sicht der englischen Küste zu kommen.

Weise benützte Alfred die Friedenszeit; er übte sein Volk in den Waffen und baute Festungen und Schiffe, ließ Seefahrten unternehmen, um Quellen und Absatzgebiete für den Handel zu eröffnen, baute wieder auf, was die Normannenstürme niedergerissen, war nicht nur der Vater, sondern auch der Lehrer seines Volkes, der eine nationale Literatur schuf. „Ich halte es für sehr gut“, sagte er; „daß wir einige Bücher, deren Lectüre uns recht nothwendig erscheint, in die Allen verständliche Sprache übertragen, und daß wir

es durchsetzen, — was wir auch mit Gottes Hilfe, wenn der Friede bleibt, sehr leicht durchsetzen können, — daß die gesammte Jugend in England, und besonders die Freigeborenen und Vermöglichen, lesen lernen müssen und kein Handwerk lernen dürfen, bevor sie nicht englische Schriften lesen können. Nachher sollen die Lehrer Diejenigen, welche sie weiter unterrichten und zu höheren Stufen bringen wollen, Latein lehren.“ Er selbst übersezte oder vielmehr bearbeitete: den Trost der Philosophie von Boëthius, die Weltgeschichte des Orosius, die Kirchengeschichte Englands von Beda dem Ehrwürdigen, die Pastoralregel Gregors des Großen, von welcher in jeder Kirche seines Reiches ein Exemplar vorhanden sein mußte. Auch andere gute Schriften ließ er übersezen, damit, was das Alterthum und die Fremde Nützliches geschaffen, Gemeingut seines Volkes werde.

Im Jahre 893 segelte eine Flotte von 250 Normannenschiffen zum ersten Male wieder gegen Englands Küsten heran; *Hafting*, der kühnste Seekönig, war ihr Führer. Drei Jahre lang währte das Ringen mit ihm; aber er ward von Albert gezwungen, die Insel wieder zu verlassen, und solange Alfred lebte, wurde sie nicht mehr behelligt. Er starb schon im Jahre 903; in der Vollkraft seines Lebens und im Glanze des edelsten Ruhmes schied der Gesetzgeber, Retter und Liebling seines Volkes, das er in 56 Feldschlachten geführt und dem er in kühnem Wagen und treuem Ausharren vorgeleuchtet hatte.

Sein Sohn *Edward* (901—925) und sein Enkel *Aethelstan* (925—940) gingen seine Wege, und England war glücklich. Im Jahre 937 verbanden sich gegen den Letzteren die Dänen Irlands und die Schotten; eine Flotte von 625 Schiffen landete im Humber; doch in der Schlacht von Brunanburg (938) errang Aethelstan einen glänzenden Sieg: fünf Könige, sieben Jarle fanden in derselben mit zahllosem Volke den Tod. Von diesem Siege heißt es in der Sachsenchronik: „Da gingen die Normannen in genagelten Schiffen unfrohmutzig rückwärts, ein schwankender Schwertrest, über das dunkle Meer heim nach ihrem Lande. Auch der König ging heim, des Kampfes froh. Sie ließen hinter sich schwelgen den Raben, den düstergefiederten, den rauhgekleideten Adler, des Nases begierig, den giervollen Kampfhabicht und das graue Thier, den Wolf im Walde. Nie war größerer Mord auf diesem Eilande, nie mehr Volk gefällt von diesem Schwertkampfe . . . die Feinde fielen, dem Tode geweiht, seit die Sonne am Morgen sich hob, seit der mächtige Stern über die Gründe glitt, Gottes, des ewigen Herrn helle Leuchte, bis das edle Gestirn den Sitz suchte. Da lag mancher Mann vom Speere getroffen, nordischer Mann über den Schild geschossen, müde Kampfesjaat.“ —

Culturgeschichtliches aus der Karolingerzeit.

I.

Das Lehenwesen.

Was die Kirche für die Hebung der Cultur gethan, heben wir hier nicht noch einmal hervor; fast jedes Blatt dieses Buches hat bereits davon berichtet, und auf den nachfolgenden Blättern werden wir ja doch immer wieder ihr begegnen. Weit wichtiger ist an dieser Stelle ein Blick auf die Veränderungen der Grundlagen des Staatsgebäudes, welche durch das Lehenwesen herbeigeführt wurden.

Die Franken liebten gar sehr die Gefolgschaft; an den mächtigeren Mann schloß gerne der geringere sich an, gelobte ihm Treue in die Hand und erhielt dafür ein Beneficium, ward sein Bassus oder Basall und genoß seines Schutzes; Untreue verwirkte das Beneficium oder Lehen. Dieses gegenseitige Verhältniß war ein rein persönliches, das von beiden Seiten gekündigt werden konnte. In Zeiten der Noth begaben sich die Gemeinfreien massenweise in den Schutz der Mächtigeren, überließen diesen ihren Besitz zu eigen und entnahmen ihm um des Schutzes willen gegen bestimmte Abgaben oder Dienstleistungen wieder von ihnen als Lehen. So vergrößerte sich die Zahl der Dienstleute und die Macht der Mächtigeren, und diese kleineren Machtkreise innerhalb eines Reiches mußten nothwendiger Weise der königlichen Gewalt Eintrag bringen. Daher haben die kräftigen unter den Königen dagegen gewirkt.

Aber wir haben schwache, unkräftige Könige erlebt und sind Zeugen der gegenseitigen Eifersucht und der steten Kämpfe derselben gewesen. Um sich Anhang zu verschaffen, verschleuderten sie die eigenen und die Kronüter, so daß sie ihren Basallen gegenüber immer schwächer und diese immer mächtiger wurden, und der König in naturgemäßer Folgerung am Ende nicht mehr als der Machtgebietende aufzutreten vermochte, sondern vom Willen der Basallen abhängig wurde. Es kam dahin, daß er die Vererbung der Lehen vom Vater auf den Sohn anerkennen mußte. Diese Erblichkeit nahm unter den spätern Karolingern immer mehr zu, bis sie zuletzt als völlig eingebürgert durch das Gesetz anerkannt wurde.

Daher wurde das Reich in eine bunte Menge von Territorien aufgelöst; eine Vielzahl von Herren griff nach der souveränen Gewalt. Da begegnen wir wieder den von Karl dem Großen so kräftig unterdrückten Stammesherzögen. Weil die Centralgewalt unmächtig sich zeigte, legten sich die Stämme an ihre einheimischen

Herren an, und diese, von ihren Vasallen umgeben und getragen, standen mit ihrer Hausmacht, die nicht selten die des Königs übertrugte, diesem als fast ebenbürtig gegenüber. Daher erscheint die Reibung zwischen dem König und den Großen und damit zugleich die vielfache Lahmlegung der Reichsgewalt durch das ganze Mittelalter hindurch als ein Grundzug der deutschen Geschichte. Diesen inneren Kämpfen hätte Deutschland erliegen müssen, wenn nicht die Idee des Kaiserthums, die oft bis ins Undächtige gehende Verehrung der geheiligten Kaiser Gewalt, in den edleren Gemüthern ein heilsames Gegengewicht geschaffen hätte.

II.

Die materielle Cultur.

Die fast beständigen Kriege und in Folge derselben die allgemeine Verarmung und die vielfache Unsicherheit von Habe und Leben mußten nothwendig Gewerbe und Verkehr einschränken; doch fand darin immerhin noch ein Fortschritt statt. Die Glaubensboten, die in das Nordland gingen und unter den slavischen Völkern weilten, haben nicht nur das Kreuz aufgepflanzt, sondern auch dem Völkerverkehre die Straßen gebahnt. Vom Handel unter den nördlichen Slaven haben wir schon eine Nachricht gegeben; von dem Verkehre des Reiches mit den Mähren erfahren wir etwas durch eine in den Jahren zwischen 903 und 907 aufgerichtete Zollordnung. Darin heißt es: „Slaven, welche des Handels wegen aus Mähren oder Böhmen herkommen, sollen überall auf den Märkten am Ufer der Donau, sowie nördlich von derselben, von der Ladung Wachs, die ein Saumthier fortträgt, zwei Maas, und von der, die ein Mensch trägt, eine Maas geben. Wenn sie aber Slaven oder Pferde verkaufen wollen, so zahlen sie für eine Sclavin, sowie für einen Hengst, vier Denare, für einen Slaven oder eine Stute, einen Denar. Die Baiern und die eingeborenen Slaven brauchen jedoch nichts zu entrichten. . . . Wer mit den Mähren verkehren will, soll auf der Herreise seine Abgabe von einem Schilling entrichten, bei der Rückkehr nichts.“ Wachs, Pferde, Slaven, Häute, Pelze, Vieh bildeten an der Ostgrenze des Reiches Einfuhrartikel, dagegen wurden Salz, Wollen- und Flachswaaren, auch Schmiedezeug und Wein ausgeführt. Aus der Zeit Karls des Großen erfahren wir schon von dem ausgebreiteten Verkehre mit niederländischen Tüchern.

Die Kriege füllten die Sklavenmärkte, die in mehreren Seestädten bestanden; die Normannen gingen ja eigens auf Menschenraub aus. Vergebens eiferte die Kirche gegen den Sklavenverkauf, dessen hauptsächlichste Vermittler die Juden waren. Bereits waren

diese auf dem Wege, das Geld Europa's zusammenzuraffen und demselben die Christenheit zu unterwerfen, weit vorangekommen; die Könige verwendeten die Juden zu ihren Diensten und gaben ihnen dafür Freibriefe. Wie frech sie, auf die Gunst der Höfe pochend, auftraten, dafür sprechen laut die Klagen des Erzbischofs Agobard von Lyon und seine eindringliche Ermahnung an die Christen zur völligen Scheidung von den Juden; er ermahnte sie, keinen christlichen Sklaven an einen Juden zu verkaufen, nicht zu dulden, daß Christen von Juden nach Spanien verkauft würden, daß christliche Frauenspersonen als Mägde der Juden mit diesen am Samstage feierten, dagegen am Sonntage arbeiteten und in der Quadrages mit ihnen aßen. — Die Juden verklagten den Erzbischof bei Ludwig dem Frommen; dieser entsandte zur Untersuchung der Sache drei Missi, die aber so partiisch für die Juden auftraten, daß sie nicht nur ausdrücklich erklärten, dieselben seien dem Kaiser lieb und theuer, sondern auch den Juden zulieb alle Samstagmärkte aufhoben und ihnen die Bestimmung eines anderen Tages überließen. Nicht so gefällig war die Behandlung der Juden an anderen Orten. In Toulouse z. B. wollte man im Besitze einer Verordnung sein, welche der große Karl, weil die vaterlandslosen Juden einst die Sarazenen nach Gallien gerufen, dahin erlassen habe, daß alljährlich an Weihnachten, am Charfreitag und am Himmelfahrtsfeste ein Jude vor dem Portale der Kirche von Toulouse mit einer kräftigen Ohrfeige bedacht werden solle. Darüber klagten, als über eine Mißhandlung, die Juden, als die königliche Macht im Niedergehen war. Nun wird aber berichtet, ob mit oder ohne Grund, ist gleichviel, daß der Erzbischof Nikard auf einer Synode von Toulouse im Jahre 883, weil die Juden die alten Urkunden nicht gelten lassen wollten und Christum schmähten, die Verordnung Karls dahin verschärft habe, daß der zur Ohrfeige ausersehene Jude dreimal habe rufen müssen: „Es ist gerecht, daß die Juden ihren Nacken unter die Schläge der Christen beugen müssen, weil sie sich Christo nicht unterwerfen wollen.“ —

Wie schon Karl der Große einst den Handel mit dem Morgenlande gepflegt, so verfolgten unternehmende Kaufleute die von ihm angebahnten Wege. Byzanz war für Indien der Stapelplatz; jetzt hatte man bereits zwei Wege nach der griechischen Hauptstadt: während früher die Waaren zur See nach Italien und dann über die Alpenpässe gingen, wagte man bereits auch den Weg durch das Land der Bulgaren die Donau herauf, besonders seit Ludwig der Deutsche angefangen hatte, seine Residenz in Regensburg aufzuschlagen. Im Norden des Reiches blühten Hamburg, Oldenburg, Magdeburg, Bardewik als Handelsplätze empor; auch die Ostsee wurde zu Fischfang und Handel befahren, wie wir bei der Charakteristik der Slaven gesehen haben.

Der Handel setzt nicht nur Straßen, sondern auch Geld voraus, das sich nun mehrte und durch seine Circulation freudigen Lebensgenuß auch in den Trübsalen der Zeit unter den Begünstigteren veranlaßte. Von den Festen des Volkes am trauten Herd oder auf den Märkten wissen wir kaum etwas; dagegen hat uns Nithard in seinen „Vier Büchern Geschichten“ aus dem Frühlinge 842, als die Brüder Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche mit ihren Heerhaufen bei Straßburg lagerten, ein Kampfspiel beschrieben, in welchem wir die Anfänge des Turnierwesens erkennen mögen. Er schreibt (II. 6.):

„Zur Leibesübung stellten sie auch oft Kampfspiele an. Dann kamen sie auf einem besonders auserlesenen Plage zusammen, und während rings umher das Volk sich schaarte, stürzten sich zuerst von beiden Seiten gleich starke Schaaren von Sachsen, Wasken, Aufrasiern und Brittonen wie zum Kampfe in schnellem Laufe auf einander; darauf wendeten die Einen ihre Rosse und suchten, mit den Schilden sich deckend, vor dem Angriff der Gegner durch die Flucht sich zu retten, während diese die Fliehenden verfolgten; zuletzt stürmten beide Könige, umgeben von der ganzen jungen Mannschaft, im gestreckten Lauf, die Lanzen schwingend, gegen einander, und bald von dieser, bald von jener Seite zur Flucht sich wendend, ahmt man den wechselnden Kampf der Schlacht nach. Und es war ein Schauspiel bewundernswerth wegen des Glanzes und der Ordnung, die herrschten; denn auch nicht Einer von dieser so großen Menge und von diesen verschiedenen Völkern wagte, wie es selbst unter Wenigen und Bekannten zu geschehen pflegt, einem Andern eine Wunde zu schlagen oder einen Schimpf anzuthun.“

III.

Wissenschaft, Gelehrte, Schulen.

So tief hatte der große Karl die Grundlagen für die geistige Erhebung seiner Völker gelegt, einen solch freudigen Anstoß zum Aufschwunge gegeben, daß alle die Wirren und die Trübsale der Folgezeit keine Hemmung brachten; die Schulen vermehrten sich, die Theilnahme an ihnen wurde lebendiger; eine stattliche Reihe von gelehrten Männern trat auf; in der Wissenschaft, obgleich sie naturgemäß auf die Rettung, Sammlung und das Verständniß des Alten hauptsächlich noch sich beschränken mußte, begann doch auch schon der Ansatß zu selbständiger Arbeit und Weiterbildung.

Unter den selbständigen Denkern ragt besonders der in Irland geborene Schotte Johannes hervor, Johannes Scotus Erigena.

Er wurde um das Jahr 810 geboren; nachdem er den Grund zu seiner Bildung in einem Kloster seiner Heimath gelegt, führte ihn die Wanderlust seines Volkes in die weite Welt, seinen Wissensdurst zu befriedigen; er kam nach Griechenland und in den Orient. In einem alten Manuscripte, das in Oxford liegt, sagt er von sich selbst: „Ich ließ keine Stätte, keinen Tempel unbesucht, wo die Philosophen ihre Geheimnisse niederlegten, und keinen Gelehrten ließ ich unbefragt, dem ich eine tiefere Kenntniß der philosophischen Literatur zutraute.“ Er kennt die Kirchenväter, die alten Lateiner und Griechen, auch die hebräische Sprache; die ganze Gelehrsamkeit seiner Zeit ist in ihm vereinigt.

Karl der Kahle, ein Freund philosophischer Studien, berief ihn an seinen Hof. Darüber beglückwünscht ihn der Bibliothekar Anastasius; Andere dagegen klagen, denn ihnen erschien der Philosoph in einem zweifelhaften und gefährlichen Lichte. So schrieb Florus von Lyon über ihn: „Ob Erigena nun spricht oder schreibt: wirft er die Einen in Zweifel, reißt er die Anderen im Irrthum fort und bemächtigt er sich durch die eitle und verderbliche Fülle seiner Worte der Zuhörer und Bewunderer so sehr, daß sie sich nicht mehr demüthig der heiligen Schrift und den Aussprüchen der heiligen Väter unterwerfen, sondern lieber seinen eingebildeten Träumereien folgen.“

In den Aufstellungen und der Methode Erigena's wurzeln die zwei Richtungen, in welche die Wissenschaft des Mittelalters sich theilte, die Scholastik und die Mystik. Da er besonderen Gefallen an pantheistischen Ausdrücken hatte, sind Manche durch ihn in den Pantheismus verstrickt und darin festgehalten worden, und da er die symbolische Ansicht vom Abendmahle vertrat und den Begriff der Sünde als etwas nicht Wirkliches abschwächte, so haben Häretiker an ihn angeknüpft.

Im Jahre 883 mußte er Frankreich verlassen, zum bitteren Schmerze Karls des Kahlen, der ihn, wie der Chronist Wilhelm von Malmesbury schreibt, mit Hochachtung und wie ein Glied seiner Familie behandelte, ihn stets bei Tische hatte, im Gefallen an dem Wissen des Mannes die ernsthaftesten Berathungen, und in der Freude an dem schlagfertigen Witz Erigena's die heiterste Unterhaltung mit ihm pflog. Einmal, sagt der Chronist, saß er dem Könige bei der Tafel gegenüber; das Mahl war genossen, der Wein getrunken. Karl war heiter, und als er den Johannes etwas thun sah, was gegen die seine französische Sitte war, legte er das Räthsel auf: „Was scheidet einen Schouten (Narren) von einem Schotten (quid distat inter sottum et scottum)?“ Johannes erwiderte kurz: nur der Tisch. Der König nahm die Zurückgabe des Tadel's nicht übel.

Papst Nikolaus und einige französische Synoden stießen sich an mehreren Sätzen Erigena's, deßhalb mußte er Frankreich verlassen. Durch die Wohlthätigkeit des Königs Alfred und durch eine Lehrstelle angezogen, ging er nach England und ließ sich in Malmesbury nieder. Im Jahre 895 wurde er von Schülern mit ihren Griffeln erstochen; er litt viel dabei und starb eines bitteren Todes, da der kleine, schwächliche Mann sich lange wehrte.

Die Pfleger der Wissenschaft und Literatur, die Mittelpunkte für die Schulbildung waren selbstverständlich die Klöster, in welchen Jeder nach seiner Anlage, Begabung und Neigung mit angemessener Beschäftigung betraut wurde. Die Einen bauten das Feld, Andere waren als Werkmeister bei den Bauten thätig; in manchen Klöstern waren förmliche Kunstschulen eingerichtet, und Malerei und Bildnerei fanden darin ihre Förderung. „Keine Art der Beschäftigung,“ sagt Brower, „durch welche der Geist Nahrung finden und dem öffentlichen Wohle geholfen werden kann, verschmähten jene Träger der göttlichen Weisheit der Vorzeit, sondern jeden Augenblick, den ihnen ihre kirchlichen Pflichten frei ließen, verwandten sie auf das Studium der Wissenschaften, die Pflege der schönen Künste und das Lesen und Hören der heiligen Schriften. Einige dictirten oder schrieben Commentare zur heiligen Schrift des alten und neuen Testaments; Andere übernahmen die Arbeit des Uebersetzens und Erklärens; Andere unter ihnen veranstalteten Anthologien aus denselben und den Schriften der Väter; Andere suchten das Verständniß derselben durch Sammlung von Parallelstellen zu erleichtern. Viele unter denselben gaben durch die Schärfe ihrer Erörterungen, die Feinheit ihrer Begriffsbestimmungen und Eintheilungen, durch die Richtigkeit ihrer Schlüsse Beweise von Weisheit und Gelehrsamkeit, wie sie in damaliger Zeit kaum irgendwo anders gefunden wurden. Wem nicht Geistesgaben genug verliehen worden waren, um in Künsten und Wissenschaften die höchste Stufe zu erringen, dem wurde es doch nicht schwer, einen ehrenvollen Platz in den zweiten und dritten Reihen zu behaupten. Diese gingen den Ersteren an die Hand und bereiteten ihnen die Hilfsmittel, indem Einige die Verzierungen und Initialen auf Pergament malten, Andere die Handschriften mit kostbaren Einbänden versahen, noch Andere die Bücher liniirten und mit Menning und Röthel die großen Buchstaben am Anfange der Verse und Absätze schrieben. Noch Andere schrieben das, was nur so flüchtig auf Zettelchen hingeworfen und dictirt war, ins Reine und ordneten dasselbe genau und zierlich.“

Lassen wir die großen Schulen in England, Frankreich und Italien bei Seite und beschränken wir uns auf die deutschen, so treten uns als hauptsächlich und weithin wirkende Mittelpunkte des

wissenschaftlichen Strebens und der Schulbildung die Klöster von Prüm, Neu-Corvey, Fulda, St. Gallen, Reichenau und Hirschau entgegen.

In Prüm, der hochangesehenen, gefürsteten Abtei im Trierischen, von Pipin dem Kurzen im Jahre 765 neu gestiftet und sehr reich ausgestattet — sie bestand übrigens bereits seit dem Jahre 720 — und fortan vom Karolingischen Hause mit besonderer Sorgfalt behandelt, einer der namhaftesten, von allen Schriftstellern hochgepriesenen Schule des Benedictinerordens, aus welcher viele gelehrte Männer, wie der Erzbischof Abo von Wienne, der Diakon Wandalbert, Berno, nachmaliger Abt zu Reichenau, und Andere hervorgingen, glänzte vor Allen Regino, der uns eine kostbare Chronik hinterlassen hat. Als die Normannen im Jahre 892 zum zweiten Male in der Frist von zehn Jahren das Kloster plünderten und verbrannten, die Mönche theils mordeten, theils als Gefangene fortschleppten, wurde in dieser schwierigen Lage Regino zum Abte gewählt, im Jahre 899 aber durch Arnulf von Kärnthen zu Gunsten von Vasallen, die ihn um Belohnung für geleistete Dienste drängten, entfernt. Den Regino berief der Erzbischof Ratbod von Trier als Abt von St. Martin dieser Stadt, damit er das Kloster aus den Verwüstungen der Normannentürme wieder zu neuem Glanze erhebe und seine literarische Thätigkeit fortsetze. Außer seiner mit der Geburt Christi beginnenden Chronik, in welcher er vom Jahre 814 an seine Nachrichten aus zeitgenössischen Schriften und den Erzählungen älterer Leute zusammenstellt und die Begebenheiten bis zum Jahre 906 als Augenzeuge beschreibt, sind als zweites wichtiges Werk seine zwei Bücher über die Kirchendisziplin und die christliche Religion zu erwähnen, welche zu einem Handbuche für die Kirchenvisitation und die Abhaltung der Sendgerichte bestimmt waren. Das erste Buch handelt von der Disciplin der Geistlichen, das zweite von der der Laien; die erste Abtheilung jedes Buches enthält die Untersuchungsfragen, die zweite Vorschriften aus den Concilien, Kirchenvätern und päpstlichen Decretalen für die Abschaffung der Ungehörigkeit und die allgemeine Besserung der Zustände. Da aus den Fragen und Vorschriften ein Licht auf die damaligen Zustände geworfen wird, ist die Schrift für die Sittengeschichte der Zeit sehr wichtig.

Co r v e y, eine Stiftung Ludwigs des Frommen (823), Tochterkloster von Alt-Corbie an der Somme, wurde ein Centrum der Schulbildung und eine Pflanzstätte für die Mission im Norden und unter den Slaven im Nordosten des Reiches durch die ausgezeichneten Männer, welche in ganzen Schaaren sich in der neuen Stiftung sammelten. Der selige Adelhard, durch seinen Vater Bernhard, Pipins des Kurzen Bruder, ein Enkel von Karl Martel, also dem

großen Karl nahe verwandt, waltete als Abt in Corbie; dahin hatte der Kaiser viele edle Sachsen verpflanzt, und es tauchte der Gedanke auf, in die sächsische Heimath einen Ableger von Corbie zu verpflanzen. Nachdem zuerst im Sollinger Walde, in einer abgelegenen Gegend, Hethi genannt, der Versuch dazu gemacht worden, schenkte Ludwig der Fromme, da die Mönche dem unfruchtbaren Boden des Lebens Nothdurft nicht abzurufen vermochten, einen freundlichen Platz im hellen Thale der Weser im Bezirke der königlichen Villa Hugori, und mit ihm wetteiferten die vermöglichen Sachsen in reichster Begabung des rasch aufblühenden Klosters. „Die Erziehung und Bildung des Volkes, die Pflege der Künste und Wissenschaften und die Verbreitung des Christenthums nicht nur in Sachsen, sondern auch unter den heidnischen Völkern des Nordens von Europa, waren die großen Zwecke, welche die Mönche in Corvey verfolgten, und alle Zeitgenossen wetteifern in überschwenglichem Lobe und Preise alles Dessen, was sie hierin geleistet. Durch die aus Alt-Corbie hierher verpflanzten großen Lehrer, von welchen wir neben dem Stifter der Anstalt noch den Gislemar, der später den Dänen-König Harald taufte und Bischof in Dänemark wurde, den heiligen Ansgar und den gelehrten Paschasius Radbertus nennen, gelangte die Klosterschule gleich Anfangs zum höchsten Ansehen, und Jahrhunderte hindurch hat sie ihren Ruhm herrlich bewahrt. Die Zahl der Geistlichen stieg bis auf 300, und alle waren rastlos thätig in ihrem Berufe, tief fühlend das dringende Bedürfnis einer neuen, nach höherer Bildung ringenden Zeit. Vierundzwanzig Lehrer der heiligen Schrift lehrten dort in der Blüthezeit des Klosters die theologischen Wissenschaften, aber nicht diese allein wurden gelehrt, sondern gleich anfangs auch die griechische und lateinische Sprache, die Mathematik, Heilkunde und Astronomie. Die Bibliothek des Klosters wurde unablässig vermehrt sowohl durch die eigenen Schriften der gelehrten Mönche, als auch durch Abschriften der classischen Werke des Alterthums, deren Erhaltung wir zum Theile lediglich unserem Kloster verdanken.“ (Seiters.)

In Fulda stand an der Spitze aller eifrigen Bestrebungen Rabanus Magentius Maurus, der wegen seiner Sorge für die Schulen geradezu der Begründer des deutschen Schulwesens genannt wird. Auf Fulda ruhte der Segen des heiligen Bonifacius; gleich unter dessen Schüler Sturm, dem ersten Abte, entfalteten sich mannigfache Kräfte in höchst erfreulicher Weise. Bangolf, der zweite Abt, trat in die Fußstapfen seines Vorgängers. Unter ihm (780—802) erhielt der zwischen 774 und 776 zu Mainz geborene Rabanus aus dem altadeligen Geschlechte der Maguentier, seine erste Bildung. Im Jahre 801 zum Diakon geweiht, wurde er nach Tours in die

Schule Alkuins geschickt, welcher ihm wegen der engelgleichen Reinheit seiner Sitten den Namen des Lieblingsjüngers des heiligen Benedict, Maurus, beilegte.

Nach seiner Heimkehr übernahm er mit seinem Mitbruder Samuel die Leitung der Klosterschule, welche in hoher Blüthe stand, bis im Jahre 807 eine Seuche die meisten der jüngeren Mönche hinwegraffte und die Schüler zerstreute. Viele Schmerzen bereitete dem Gemüthe des Rabanus der Abt Notgar, welcher, um seine kostspieligen Bauten auszuführen, den Mönchen die Studienzeit nahm und die Lehrer als Maurer und Handlanger benützte. Das währte bis zum Jahre 817, wo der neue Abt Eigil die Studien wieder herstellte und Rabanus sein geliebtes Lehramt wieder aufnahm. Als er selbst 822 zum Abte erwählt wurde, führte er auf allen Gebieten des Klosterlebens eine freudige Regsamkeit ein; er hielt nun Homilien an das Volk, um die christliche Lehre, welche in vielen Gemüthern noch wenig feste Wurzeln gefaßt hatte, zu befestigen und zog oft gegen den vielfach noch bestehenden heidnischen Aberglauben und gegen den Umgang der Christen mit den Heiden los. Er ließ auf allen Zellen und den übrigen Klosterbesitzungen Kirchen bauen und alle jene Klostergüter, auf welchen sich Kirchen befanden, nicht mehr durch bloße Maier, sondern durch Priester verwalten, damit Niemand ohne die heiligen Sacramente sterbe. Er vermehrte auch die zu Fulda gehörenden kleinen Klöster und beendigte zu Fulda selbst den von Eigil unvollendet gelassenen Klosterbau. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes und Erweckung der Andacht und Ehrfurcht für das Heilige ließ er durch mehrere seiner Mönche, die in der Malerkunst, Bildnerei, den Metallarbeiten und anderen Künften bewandert waren, die Kirchen verzieren, namentlich schöne Reliquienschreine für die vielen Reliquien anfertigen, die er sich aus Italien verschafft hatte. In noch höherem Grade war Rabanus für die Wissenschaft thätig. Unter seiner Vorstandschaft nahm die Klosterbibliothek bedeutend zu, so daß er sagen konnte, alle heiligen Bücher seien dort zu finden und alles, was die Weisheit der Welt zu verschiedenen Zeiten hervorgebracht habe. Obwohl Abt, führte er doch den Unterricht der Kleriker selbst fort. . . . Zahlreich waren seine Schüler, die zu Berühmtheit gelangten. Zudem verfaßte er, von angesehenen Bischöfen und Andern ersucht, Erklärungen zur heiligen Schrift, worin er über die einzelnen Verse eine Auswahl von Stellen aus den Werken der Väter, deren Namen überall beigefügt sind, anführt, was bei der damaligen Armuth an Büchern höchst dankenswerth war und von selbst weiter führte.

So verbreitete sich Rabanus' Thätigkeit und Ruhm in weiten Kreisen, und zwar insbesondere auch dadurch, daß er mit seinen Mönchen neu entstandene berühmte Klöster bevölkerte." (Nach Sei-

ters.) Im Jahre 847 bestieg er den erzbischöflichen Stuhl von Mainz und beendigte seine umfassende, rastlose Thätigkeit am 4. Februar 856 auf seiner Villa Winkel im Rheingau, dem besondern Schauplatz seiner barmherzigen Wohlthätigkeit. Von seinen Schriften nennen wir die „vom Lobe des heiligen Kreuzes“, eine andere „von der Bildung der Geistlichkeit“, „Homilien“ für Kaiser Lothar, ein Martyrologium; für die übrigen haben wir den Raum nicht.

Wie für den Westen und Norden des deutschen Reiches Brüm und Neu-Corvey die Mittelpunkte des geistigen Strebens wurden, so fand die Pflege desselben für das mittlere Deutschland ihre gesegnete Heimstätte in Fulda.

Im Südwesten Deutschlands waren es die drei Klöster St. Gallen, Reichenau und Hirschau, welche den Aufschwung des wissenschaftlichen Strebens einleiteten und Jahrhunderte lang die Träger weitgreifendster Wirksamkeit und des edelsten Ruhmes waren.

Reichenau weist schon bald nach der Mitte des achten Jahrhunderts bedeutende Namen auf. Im Jahre 768 wurde Heddo, aus dem Geschlechte der Grafen von Sulgen stammend, der Schule daselbst anvertraut und machte so glänzende Fortschritte, daß bald der Kaiser auf ihn aufmerksam wurde; als er dann selbst die Leitung derselben übernahm, gingen treffliche Männer daraus hervor, die nicht nur in Reichenau selbst, sondern auch in anderen Klöstern für das ganze neunte Jahrhundert eine Reihe von vorzüglichen Lehrern bildeten. Ihren hellsten Glanz erhielt die Reichenauer Schule um die Mitte des neunten Jahrhunderts durch Walafrid Strabo, und auch noch im zehnten war sie eine der angesehensten in Deutschland.

Aus Alamannen stammend, in einer armer Familie (806 oder 807) geboren, erhielt Walafrid seine erste Bildung in Reichenau selbst, wurde aber dann zu Rabanus nach Fulda geschickt; als tüchtiger Theologe und Historiker und bereits mit dem Kranze der Dichtung geschmückt, kehrte er heim und wurde im Jahre 842 Abt von Reichenau. Seine Schriften gehören zu den besten des Jahrhunderts; unter seinen prosaischen wird am meisten seine *Glossa ordinaria* gerühmt, unter seinen Gedichten der *Portulus* (das Gärtchen), wegen seiner Eleganz und der Kunst der Detailmalerei als das schönste erachtet. Aber auch sein Leben des heiligen Gallus und Othmars sind schätzenswerth. Er starb im Jahre 849 auf einer Gesandtschaftsreise, die er im Auftrage Ludwigs des Deutschen zu Karl dem Kahlen angetreten hatte.

Zu Hirschau hatte im Jahre 645 Helizena, eine fromme Wittve aus dem Stamme der Edelknechte von Calw, ein Kloster gestiftet, der Graf Erlafried von Calw es um das Jahr 837

erneuert, und da er sich dafür Mönche aus Fulda erbeten, so brachten diese, was so segensreich und herrlich in ihrem Heimathskloster war, auch in den Schwarzwald. Ihrer waren fünfzehn; an der Spitze stand als erster Abt L u t b e r t, welcher die Einrichtung der Schule sich gleich zur ersten Aufgabe machte. In zwanzigjähriger Wirksamkeit legte der erste Lehrmeister H i d u l p h den Grund zu ihrer Berühmtheit; unter seinem Nachfolger R u t h a r d kamen Mönche und Weltgeistliche zur Vollendung ihrer Bildung aus allen Weltgegenden herbei. Der Ruhm und Glanz blieb Hirschau durch zwei Drittel des zehnten Jahrhunderts, wo der Sachse Widukind berichtet, daß er zu Hirschau viele Mönche getroffen habe, ausgezeichnet durch die Heiligkeit des Lebens und ihren Reichtum an Kenntnissen, Alle aber überragt von Megingard, welcher ein zweiter Hieronymus genannt wurde. Alles aber ging zu Grunde im Jahre 988, wo Pest, Zwietracht und äußere Gewalt, Plünderung und Verjagung der Mönche das Kloster verödeten, bis nach einer Frist von mehr als 80 Jahren (1070) der heilige Wilhelm kam und die zweite Blüthenperiode herbeiführte.

Nicht genau lassen sich die Anfänge der Schule von St. Gallen bestimmen. Schon unter dem zweiten Abte, O t h m a r (seit 716), schrieb der Mönch K a r o ein Glossar über die Regel des heiligen Benedict, worin er den Text für jene Mönche, welche des Lateinischen nicht kundig waren, ins Deutsche übersezte. An ihm und dem Abte Othmar selbst hatte St. Gallen seine ersten Gelehrten; im Jahre 830 wurde dann ein Neubau aufgeführt, der bereits für die Schulgelasse angelegt war. Da kamen dann die Abte G o z b e r t und G r i m a l d, und der Ruhm wissenschaftlicher Regsamkeit ging aus in alle Lande, in stetigem Wachsthum durch das zehnte und den größeren Theil des elften Jahrhunderts hindurch, bis gegen Ende des letztern unter den Wirren der Zeit, der Plünderung und Verwüstung, die Klosterzucht verfiel und mit dieser die Freude an geistiger Arbeit, ein guter Theil der Mönche sich mehr um ritterliche Uebungen und weltliche Freuden kümmerte, als um die Regel des Ordens und die Pflege der Wissenschaften.

Einer der ersten Lehrer in St. Gallen war I s o, einem edeln Geschlechte des Thurgaus entstammt und von den Eltern dem heiligen Gallus noch vor seiner Geburt geweiht. Obgleich er schon im Jahre 871, kaum dreißig Jahre alt, starb, verdanken seiner ans Wunderbare streifenden Lehrgabe — man sagte, daß er auch einem stumpfen Geiste Schärfe zu geben vermöge — mehrere ausgezeichnete, mit der Zeit hochberühmt gewordene Männer ihre Bildung, so der Bischof von Constanz und Abt von St. Gallen, S a l o m o III., die Gelehrten und Professoren R a p e r t, T u t i l o und R o t k e r d e r S t a m m l e r. Sein Lieblingsfach war

die Naturgeschichte; aber auch die Uebertragung und die Wunder des heiligen Othmar schrieb er, und ein ganz bedeutendes, mit großer Gelehrsamkeit und angestrengtester Arbeit abgefaßtes Werk, das sogenannte Lexicon Salomonis, verdankt ihm seine Entstehung, ein Wörterbuch, dessen einzelne Worte den besten, damals bekannten lateinischen, griechischen und hebräischen Büchern entnommen und lateinisch erklärt waren. — Der Herzog Rudolf von Burgund erbat sich vom Abte diesen Lehrer für sein Kloster Granvall, damit er hier und in seinem Reiche überhaupt das Schulwesen belebe; auf drei Jahre wurde der Bitte entsprochen, dann die Frist verlängert, und bevor Iso nach St. Gallen heimkehren durfte, ereilte ihn der Tod im genannten Jahre 871.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts, unter dem Abte Grimald, kehrte ein Irländer, der Bischof Marcus, mit seinem Nefen Möngal auf der Rückreise von Rom in St. Gallen ein, und dem Möngal gefiel es allda so gut, daß er seinen Oheim zum Dableiben beredete. Ihre Pferde und einen Theil des Geldes verschenkten sie an ihre Reisegefährten, ihre Bücher brachten sie dem Kloster zu. Während Marcus später von Karl dem Stahlen nach Soissons ins Medarduskloster berufen wurde, übernahm Möngal in St. Gallen die innere Schule; die Mönche nannten ihn nach seinem Oheim den kleinen Marcellus, Marcellin; seine Bedeutung können wir nicht nach seinen literarischen Arbeiten ermessen, denn es ist keine auf uns gekommen, wohl aber aus seinen tüchtigen Schülern, deren berühmtester Notker der Stammler, der Heilige, geworden ist.

„Notker, Sohn adeliger Eltern aus dem Thurgau, zu Elt im jetzigen Canton Zürich, geboren und schon als Knabe dem heiligen Gallus geweiht, war Iso's und Marcellins eifriger, talentvoller und gelehriger Schüler, ganz den Wissenschaften und dem Unterrichte der jüngern Mönche an der innern Schule sich widmend. Selber streng in der Beobachtung der klösterlichen Disciplin, verlangte er diese Genauigkeit und Pünktlichkeit auch von Andern; ein Feind alles nutzlosen Auslaufens aus dem Kloster und alles nutzlosen Geredes, ein steter Mahner der jüngern Mönche, hochgeachtet durch seine Tugenden und geehrt durch den Ruhm, der gelehrteste Mann im ganzen Reiche Karls des Dicken zu sein. Der Kaiser selbst schätzte ihn vor allen Andern und bediente sich vielfach seines Rathes und seiner Weisheit. Dies beleidigte einst den Stolz eines kaiserlichen Kaplans, und als sich Karl einmal wieder in St. Gallen aufhielt, wollte jener den geachteten Notker beschämen und verabredete es mit einigen Genossen, diesem eine Frage vorzulegen, an deren Lösung er erliegen mußte. Die saubere Gesellschaft traf Notker eben im Psalterium lesend, und seines Sieges gewiß, sprach zu

ihm der Kaplan: „Weißt du, gelehrter Mann, was Gott im gegenwärtigen Augenblicke thut?“ — „Ich weiß es ganz genau“, antwortete Notker, „er thut, was er immer thut: er erhöht die Niedrigen und erniedrigt die Stolzen.“ Verlacht von seinen Genossen, zog der Frager ab, und als er vollends das Unglück hatte, an demselben Tage vom Pferde zu fallen und die medicinische Hilfe Notkers gebrauchen zu müssen, war seine Demüthigung vollendet. — Am größten und berühmtesten war Notker als christlicher Dichter, und ein Theil seiner Kirchenhymnen wurde in Europa viele Jahrhunderte lang während der heiligen Messe gesungen.“ (Hefele.) Als er eines Tages dem Bau einer Brücke über ein Tobel¹⁾ zuschaute, wurde er von dem Anblicke der auf schwankenden Balken über dem Abgrunde schwebenden Arbeiter so von Gedanken des Todes ergriffen, daß er das Lied dichtete, das nach seinen Anfangsworten genannt wird *Media in vita*, mitten in der Lebensbahn; es wurde bald Volkslied, auch beim Beginne der Schlachten angestimmt, und später sogar als Zaubergesang angewendet, so daß eine Synode von Köln im 14. Jahrhundert es zu singen verbot. Berühmt ist auch das Martyrologium Notkers, der Kirchenkalender, welcher auf jeden Tag des Jahres die Heiligen anführt, die an diesem Tage in den verschiedenen Kirchen gefeiert werden. Von Manchen wird behauptet, daß er auch jener Mönch von St. Gallen sei, den wir bei der Geschichte Karls des Großen vielfach anführten, der von sich sagt, daß er als zahloser Alter, als Stammeler, die Geschichte Karls d. Gr. Kaiser Karl dem Dicken erzähle.

Rapert, Notkers Freund, schrieb eine Geschichte des Klosters von St. Gallen von dessen Gründung an bis auf seine Zeit; er war ein strenger Mann, voll Eifer für die Bucht in Kloster und Schule, unermüdlich für diese thätig. In seiner Todeskrankheit erhielt er den Besuch von 40 in Würden stehenden Männern, die alle seine Schüler gewesen waren.

„Das dritte Glied in dem literarischen Bunde war Tutilo, gelehrt wie seine Freunde, aber besonders ausgezeichnet als Musiklehrer der adeligen Jugend und noch mehr als Bauverständiger, als Maler und Bildschnitzer. Seiner Gestalt nach einem Athleten gleich, war er doch im Herzen milde, sanft und fromm, wie seine Freunde ein strenger Befolger der Klosterzucht, aber häufig abwesend, weil man seine Kunstfertigkeit zur Bierde auch entlegener Kirchen benutzte. Im Kloster selbst nahm er Antheil an den wissenschaftlichen Unterhaltungen Notkers und Raperts und saß mit ihnen oft tief bis in die Nacht hinein bei den gelehrten Beschäftigungen. Die trefflichen Freunde hatten aber auch ihre Feinde, selbst der Abt-

1) Das Tobel ist eine Bucht zwischen fast unzugänglichen Anhöhen einer Kette.

bischof Salomo war ihnen nicht gewogen, und hatte von der Zeit her, wo er mit ihnen in die Schule ging, eine Abneigung gegen sie genährt. Diese Stimmung des Abtes benützte ein schlechter, unwissender Mönch, Namens Sindolf, zu allerlei Belästigung der Freunde und zu Verläumdungen bei dem Abte. Einmal zerschchnitt er dem Notker eine griechische Abschrift der kanonischen Briefe, ein andermal stieß er seinen Weinkrug absichtlich um; auch belauschte er häufig die Freunde, um ihre Reden dem Abte zu hinterbringen. Dies beobachtend und seiner Chicanen müde, gedachten die Freunde, einmal die Bosheit Sindolfs zu bestrafen. Als sie nun wieder Nachts im Schreibzimmer beisammen saßen, bemerkte Tutilo den am Fenster lauschenden Sindolf, theilte in lateinischer Sprache, damit Sindolf es nicht verstand, den Andern seinen Plan mit und schickte schnell den Rapert fort, damit er mit einer Geißel sich hinter Sindolf schleiche; Notker aber ging, weil kein Freund solcher Auftritte, unterdessen in die Kirche. Sobald nun Rapert in Sindolfs Nähe war, sprang Tutilo schnell ans Fenster, packte mit aller Kraft den Sindolf und drückte ihn fest an die Mauer, so daß Rapert ungesehen und ungestört ihn von hinten mit der Geißel bearbeiten konnte. Endlich auf Sindolfs jämmerliches Geschrei kamen andere Mönche herbei; Rapert entfernte sich schnell, Tutilo aber rief nach Licht, denn er habe den Teufel gefangen, welchen ein Engel des Herrn tüchtig gepeitscht habe. Die Mönche staunten, freuten sich im Stillen über die gerechte Strafe des Lauschers, meinten jedoch, für so ernsthafte, gelehrte Männer wollten sich solche Spässe nicht ganz schicken. Sindolf aber ließ sich beschämt mehrere Tage nicht mehr sehen, bis neue Gnaden Salomo's ihm den Schmerz vergessen machten.“

„Am frühesten unter den drei Freunden starb Rapert, schon 897; die beiden Andern verschieden im Jahre 912, nachdem sie eben noch das Ende der karolingischen Dynastie in Deutschland gesehen hatten.“ (Hefele.)

Betreten wir nun eine Schule! Es sind ihrer zwei, eine innere und eine äußere. Die ersten Schulmeister waren Geistliche, ihre Schule für die Heranbildung der Klostergeistlichkeit bestimmt. Als aber auch unter den Laien das Interesse für gelehrte und literarische Bildung zunahm und eine zahlreiche Jugend, welche nicht an den Eintritt in den Mönchsstand oder das Priesterthum dachte, den Klosterschulen zuströmte, da war es nicht mehr angezeigt, die ganze Strenge der klösterlichen Zucht anzuwenden; man wollte sie aber der weltlichen Jugend zulieb für die eigentlichen Klosterschüler auch nicht mildern. So kam man darauf, für die weltliche Jugend in einem Nebengebäude des Klosters eine eigene Schule zu errichten, die dann im Gegensatz zur innern Klosterschule die äußere hieß. Die Trennung wurde so gründlich durch-

geführt, daß eine Aachener Synode im Jahre 817 den Beschluß faßte, daß künftighin keine weltlichen Jünglinge mehr in die Schulen innerhalb der Klöster aufgenommen werden sollten.

Ob wir nun die eine oder andere Schule betreten, wir finden in beiden die gleichen Unterrichtsgegenstände, eine stramme Zucht und ein fröhliches Leben.

Das Latein war der vorzüglichste Unterrichtsgegenstand, sogar die Umgangssprache; nur die jüngsten Knaben durften sich noch ihrer Muttersprache bedienen; zur Uebung mußten die Schüler bei Tisch lateinisch vorlesen, und durch Fertigkeit im Sprechen konnten sie ihre Strafen abmindern, wenn nicht ganz abverdienen. Als Salomo III., der, wie wir wissen, Bischof von Constanz und zugleich Abt von St. Gallen war, Weihnachten 819 im Kloster feierte, besuchte er am Tage der unschuldigen Kinder die Schule. Dieser war einer der Vakanztage, und die Schüler hatten das Recht, mit jedem Fremden ihren unschuldigen Muthwillen zu treiben und ihn, bis er sich auslöste, gefangen zu halten. Kaum war Salomo bei ihnen eingetreten, so umringten sie ihn, sagten, daß er als Bischof ein Fremder unter ihnen sei. Der alte Mann ergötzte sich an dem Scherze der Knaben; da sie sich aber vergaßen und ihn auf den Stuhl des Lehrers setzten, änderte sich die Scene; er nahm nun die Gewalt des Lehrers in Anspruch, ergriff die Ruthe und befahl ihnen, zu ihrem Empfange sich auszukleiden. Wohl thaten sie es, reclamirten aber ihr Recht des Loskaufs, und die Jüngern sprachen, so gut sie es vermochten, lateinisch, die Vorangeschrittenen in rhythmischer Prosa, die Aeltesten in Versen. Darüber war Salomo so erfreut, daß er die Verordnung erließ, daß jährlich an drei Vakanztagen den Schülern die Kost vom Tische des Abtes gereicht werden solle.

In St. Gallen bestand die treffliche Einrichtung, daß die Schüler ihre Aufsätze nicht zuerst deutsch niederschreiben und dann erst ins Lateinische übersetzen durften, sondern sie gleich lateinisch denken und entwerfen mußten. Daher kam es, daß St. Gallen den Ruhm sich erwarb, daß man im ganzen Reiche nirgends so gut lateinisch schreibe, wie in seiner Schule.

Auch die griechische Sprache wurde gepflegt; die Geschichte und Geographie waren, obgleich wir nicht wissen, daß sie studienplanmäßig gelehrt wurden, Lieblingsgegenstände. Ganz besonders aber standen andere Realien in Flor. St. Gallen z. B. besaß für die Sternkunde einen mächtigen Tubus und vielleicht den ersten Himmelsglobus in Deutschland; bekannt war ferner das Astrolabium (Winkelmesser, ein astronomisches Instrument zum Abmessen von Winkeln nach Graden und Minuten). Arithmetik und Geometrie wurden tüchtig durchgenommen, und in den oberen Klassen treffen

wir die Schüler in dialektischen Uebungen. Die logischen Schriften des Aristoteles wurden mit Eifer gelesen; auch Plato, Porphyr und Boëthius; Notker Labeo im zehnten Jahrhundert hat sogar einige Schriften des Aristoteles ins Deutsche übersezt.

Der theologische Unterricht wurde der Art betrieben, daß mit den Schülern die heiligen Schriften mit den Auslegungen der heiligen Väter gelesen wurden. Daran schloß sich die Lektüre der Kirchenväter und anderer Schriften des christlichen Alterthums. Die Summe der daraus erworbenen Kenntnisse hieß dann „die Schriftgelehrsamkeit.“ Der heilige Notker gab in seinem Buche „von den Auslegern der heiligen Schrift“ eine Anleitung zum theologischen Studium. Die systematische Theologie wurde noch nicht gepflegt.

Die Ruthe hing nicht lange müßig an der Wand; sie spielte in der Schulzeit eine gar thätige Rolle. Aber es kamen die Vakanztage, und da hieß es in einem von Notker verfaßten Vakanzliede: Die Aufseher möchten stumm und blind sein wie ein Maulwurf, die Lehrer aber ruhig, still und zufrieden, wie in den elyäischen Feldern. Wein gab es am Vakanztag, Bäder und Spiel bis in die Nacht hinein bei Kerzen- und Fackelschein. Hier lief eine Schaar um einen festgesetzten Preis um die Wette, dort rangen sie paarweise mit ölgesalbten Händen; zwei Heerhaufen bewarfen sich mit Steinen, gegen Beschädigung durch Panzer geschirmt. Immer waren selbstverständlich die Lehrer und Aufseher dabei, griffen aber, der Mahnung des Vakanzliedes folgend, nur in seltenen Fällen ein. Strenge Zucht in der Schule und Fröhlichkeit in der Erholung, fromme Kindlichkeit und Characterbildung in weise berechneter Freiheit — das waren für die Erziehung der deutschen Jugend die pädagogischen Grundsätze der alten lieben Klosterleute.

Man hat sich gewöhnt, von einem dumpfen, finstern Mittelalter zu sprechen, insbesondere das neunte, zehnte und elfte Jahrhundert mit den allerdüstersten Farben zu beklecksen; wir haben das achte und neunte Jahrhundert kennen gelernt: wie sollte es denkbar sein, daß das frische Streben auf einmal versunken wäre und nicht vielmehr Jahrhunderte des Glanzes eingeleitet hätte? Dessen werden wir bald erfreute Zeugen sein.

IV.

Die deutsche Literatur.

Wir haben bisher die Literatur in Deutschland betrachtet; im Zeitalter der Karolinger hebt aber auch die deutsche Literatur an. Ihre ersten Pfleger waren selbstverständlich die Geistlichen, deren Händen allein überhaupt alle Literatur sich anvertraut hatte. Wir

halten uns nicht dabei auf, wie sie die deutsche Sprache pflegten, Uebersetzungen aus fremden Sprachen versuchten, an der Hand deutscher, von ihnen gesammelter und niedergeschriebener Gedichte den Unterricht in der deutschen Sprache ertheilten und hierdurch die Sprache für weitere Bearbeitungen zurecht legten; sie haben uns auch durch ihre Sammlungen die dichterischen Stoffe der alten Zeit vermittelt, zum Theile bearbeitet.

Wir wenden uns, ohne diese Thatsachen weiter zu verfolgen, gleich zu den Ueberresten deutscher Poesie aus dem Heidenthume, die wir gleichfalls der Liebhaberei und dem Sammlerfleiß von Geistlichen verdanken.

Das älteste Denkmal ist das Hildebrandslied, nach Lachmanns Vermuthung von zwei Fuldaer Klosterleuten im achten Jahrhundert aus der Erinnerung niedergeschrieben. Sie benutzten dazu die erste und letzte unbeschrieben gelassene Seite eines geistlichen Buches.

Das Hildebrandslied gehört dem Sagentreise Dietrichs von Bern an, dessen Kern die Thatsache bildet, daß Dietrich, von seinem Oheime, dem König Ermenrich, aus Italien vertrieben und seines Erbreichs beraubt, zum Hunnenkönig Etzel flieht, dann nach langen Jahren mit Heeresmacht heimkehrt, bei Ravenna sich schlägt, aber wiederum unterliegt.

Aus dem Kreise der Sagen, die sich um diesen Kern herlagern, greift nun unser Hildebrandslied Eine Thatsache heraus. Unter den mit Dietrich Heimkehrenden ist Hildebrand, der greise, graue Held. Vor seinem Auszuge hatte er Hadubrand, sein Kind, in der Wiege zurückgelassen. Dieser tritt dem Vater gegenüber, glaubt dessen Versicherungen nicht und will ihn im Kampfe bestehen. Ueber den Ausgang des Kampfes erfahren wir aus dem Liede selbst nichts; doch wissen wir von andernwärts, daß der Vater Sieger geblieben, seinen Sohn aber nicht erlegt habe.

Dieses rasch, wie im Fluge schreitende Lied ist werth, daß wir es näher betrachten.

Ohne Umschweife, wie es das Epos liebt, ohne Einleitung führt es uns mitten auf den Kampfplatz zwischen die beiden Heere Hildebrands und Hadubrands, und die Thatsache, die erzählt wird, ereignet sich in Einem Augenblicke vor uns.

„Ich hörte sagen, sich heischten zum Kampf,
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zweien
Des Sohnes und des Vaters.“

Die altgermanische Sitte und Freude am Einzelkampf der Heerführer trieb Hildebrand und Hadubrand vor die Reihen ihrer Kampfgenossen.

„Sie sahen nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder schnallten sie, gürteten die Schwerter an,
Die Ketten, über die Ringe und ritten zum Kampf.“

Aber Hildebrand, der erfahrene und weisere Mann, will wissen, wer ihm gegenüber steht. Er fragt, wer sein Gegner sei; er will nur Einen Namen von ihm erfahren, wer der Helden im Volke sein Vater wäre; „denn sagst du nur Einen, so weiß ich Alles;“ ein Kind dieses Landes sind ihm Alle bekannt. Da erhob Hadubrand das Wort und begann seinen Vater zu rühmen. Das thun die Helden gerne; ihrer Kraft bewußt und stolz auf ihr Heldegeschlecht, prahlen sie; wie die Homerischen Helden zungenfertig sind, so meinen auch die deutschen, schon durch ihr Rühmen über den Feind zu triumphiren. Auch wenn sie todeswund oder in Banden liegen, zagen und klagen sie nicht; der ungebrochene Heldengeist sprüht aus ihnen hervor; es wäre ihnen Todeschande, wenn ein anderer Mann auf ihren Rücken den Fuß setzte, wenn irgend Wer über sie sich rühmen dürfte.

Nun ist kein Besserer, der sich rühmen darf, als Hildebrand, der Vater, und daher spricht sein Sohn Hadubrand:

„Das sagten vor Alters mir unsere Leute,
Alte und weise, die eher dahin sind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Osten, floh vor Otakers Zorn
Hin mit Dietrichen und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hilfe ledig sitzen
Das Weib in der Wohnung und den unerwachsenen Sohn,
Erblos das Volk, da er ostwärts hinritt.“

Er war immer an des Volkes Spitze, der kühne Degen, fechten war ihm allzeit lieb.

Was bei dieser Rede in Hildebrand vorging, darüber schweigt das Gedicht; ein modernes hätte ohne Zweifel die herzliche Freude des Vaters über seinen Sohn ausgemalt. Das alte Epos schweigt davon und gibt nur Hildebrands Gegenrede, die in ihrer Einfachheit viel tiefer einschneidet, als alle kunstvolle Schilderei der Empfindung. Hildebrand ruft nur seinem Sohne zu:

„Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort führst zum Kampfe
Mit so gesipptem Mann — —“

Auf diese eine Rede sollten die Speere der Hand entsinken und Vater und Sohn in Freude sich begrüßen; denn Sippentreue, die Verwandtschaft, in der die Männer treu und ungebrochen zusammenstehen über Wunden und Todesgefahr hinaus, duldet keinen

Kampf unter den Gesippten: das stolze Nackenbewußtsein beugt sich vor den Banden des Blutes und der Familie. Aber Hadubrand, der siegsdurstige Jüngling, glaubt der Rede nicht, und der Vater sucht ihn durch Geschenke zu beschwichtigen:

„Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünzen, wie der König sie ihm gab,
Der Herrscher der Heunen: „daß ich mit Huld dir's gebe.“

Den liebsten Schmuck nimmt von seinem Arme der graue Held, um bei dem lieben Kinde Freundschaft für sich zu erwecken. Das rothe Gold ist der Helden lieber Schatz, das müssen die Könige und Volksführer spenden; denn Freigebigkeit ist eine der Tugenden, die dem Helden ziemen, und Gold und Armspangen, die Theilnahme am Heldenmahl, Rosse und Waffen, das sind die Gaben, die der Degen heischt. Selbst der Armspangen, die in Huld der Heunenkönig dem greisen Helden zur Heimfahrt gegeben, will er sich entledigen; aber Kampf will Hadubrand, er will sich mit dem Zögernden messen. Das ist der altgermanische Streitmuth. Wen dieser beseelt — und das ist dem heidnischen Germanen ein göttlicher, Wuotans Geist — der scheut nicht zurück vor irgend einer Gefahr, und durchdringen muß er und wenn selbst Schild und Helm und Schädel einbricht. Hadubrand wittert eine gleißende Rede, Arglist, die auch den Helden nicht unrühmlich scheint und zu guter Zeit von ihnen angewendet wird. Hadubrand spricht:

„Mit Geren soll man Gabe empfangen
Schärfe wider Schärfe.

Du scheinst mir, alter Heune,
Doch allzu lose, lockest mich
Mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen.“

Nun schimpft er auf ihn; denn aus dem Zögern des Alten schließt er auf Heintücke, und darum vermuthet er Schwäche:

„Bist so zum Alter kommen, daß du immer trogst.
Mir aber sagten Seefahrende
Westlich über den Wendelsee, hinweg nahm ihn der Krieg.
Todi ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter.“

Nun ist für Ausrede kein Raum mehr; nun muß Hildebrand zum Kampfe schreiten, ob er auch dem Kinde unterliege oder dieses unter seinen Streichen verblute. Dem beharrlich angebotenen Kampfe darf der Held nicht ausweichen; aber die Wehmuth überwältigt ihn, und bevor er den Speer einlegt, spricht er:

„Wohl hör' ich das und sehe an deinem Harnische,
 Du habest daheim noch einen guten Herrn,
 Mußtest noch nicht entinnen aus diesem Reiche.
 Weh' nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
 Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
 Daß man stets mich schaarte zu der Schießenden Volk.
 Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben,
 Nun soll mich mit dem Schwerte das eigne Kind erschlagen,
 Mit der Waffe treffen, oder ich sein Löbter werden.“

Doch nun ist dem Vaterherzen der Tribut gezollt, und der streitbare Rede ist es allein, der jetzt weiter fährt; es ist nicht Uebermuth, was ihn so reden läßt, aber die edle, stolze Kraft, die noch keinem Kampfe aus dem Wege gegangen, die noch ungebrochen auch nach sechzigjährigem Waffenleben dem jugendlichen Streiter keinen Fußbreit Erde über ihre Ehre gönnt; sie ist es, welcher die Worte entstammen:

„Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
 Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung gewinnen,
 Den Raub erbeuten, hast du irgend Rechte dazu.
 Denn der sei doch der Aergste der Ostleute,
 Der dir den Kampf nun weigre, wenn dich so wohl deß' lüftet.
 In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung,
 Wer von uns heute die Harnische räumen müsse
 Oder dieser Brünnen (Panzer) beider walten.“

Nun schreiten sie zur Kampfarbeit.

„Da ließen sie zum Ersten die Eschen schmettern
 In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stand;
 Dann sprengten sie zusammen, trafen zerstäubend den Steinbesatz,
 Hieben herben Streiches hellweiße Schilde,
 Bis ihnen die Binden nicht mehr langten
 Zermalmt mit den Waffen — —“

(Die Uebersetzung nach Simrock und Feuer.)

Hier bricht das Lied ab, und wir haben leider kein Anderes ihm an die Seite zu stellen, aus dem das Bild der deutschen Heldensage ergänzt werden könnte.

Wohl behandeln spätere Dichtungen die Heldensage, den König Ermenrich, Egel, Walthar und Hildegunde, den Burgunderkönig Günther, Siegfried, Wieland den Schmied, Dietrich von Bern und die anderen wunderbar herrlichen Heldengestalten dieser an Kräften und Männerschlachten so üppig reichen Zeit; aber da sie denn doch späteren Generationen angehören, so wollen wir die Stoffe nicht jetzt besprechen, sondern für den Augenblick nur den allgemeinen Character der Heldensage in dieser Zeit erörtern.

Waren die Stoffe der Heldensagen, die Männer, welche die
 Holzwarth, Weltgeschichte. III.

Vollständigkeit umspann, in Folge der Völkerwanderung auch andere geworden, so wirkten doch die nationalen Elemente des altheidnischen Lebens in dieser Zeit noch fort. Und so sehen wir als erste Grundlage wie des Lebens, so auch der Dichtung den ungebrochenen Troß des deutschen Mannes auf den Besitz seiner Person, auf die Freiheit.

Ihr tritt im schärfsten, schneidendsten Contrast gegenüber die volle, rückhaltlose Hingabe, der treue Dienst bis in den allerbittersten Tod für jede Pflicht, die dem deutschen Mann aus den verwandtschaftlichen oder gefolgschaftlichen Beziehungen fließt. Es zeigt sich ein gänzlich Hin- und Verlorengedenken der Person an die Pflichten, die man dem Blute und dem einmal übernommenen Dienst schuldig ist. So zieht in den Nibelungen Hagen in das Heunenland mit, weil es seine Gefolgsherren verlangen; er zieht mit ihnen, obwohl er weiß, daß weder er noch die Könige heil an den Rhein heimkommen, sondern ihr Leben bei Egel im Heunenlande lassen werden. Und wie schon Tacitus bemerkt, daß es schimpflich sei für den Fürsten, sich in der Tugend der Treue überwinden zu lassen, so lassen die Könige nicht von Hagen, ihrem getreuen Mann, als die grimme Chriemhild ihnen das Leben verheißt, wenn sie Hagen, den Mörder Siegfrieds, ihr ausliefern werden.

Und so ist die Treue das zweite Element des deutschen Lebens und seiner Dichtung.

Ihr steht die Treulosigkeit gegenüber als das Häßlichste und Verächtlichste, was ein deutscher Mann verbrechen mag.

Aber unter die Treulosigkeit fällt nicht immer die arglistige Tücke, welche die Helden oft auch anwenden, um ihren Feind zu vernichten. Wem der Heldengeist innewohnt, der scheut vor keiner Schranke zurück, die seiner That im Wege steht; und wenn er mit dem riesengroßen Aufgebot all' seiner Kraft und seines rastlos stürmend vorandringenden Bornes nicht zum Ziele kommt, so umgarnt er den Feind, denn unbefiegt muß er selber bleiben und nur als Sieger darf er von der Walstatt gehen. Es würde ihm ein Stück seiner Ehre genommen, wenn er gestattete, daß über ihn ein Anderer sich stellte und auf seinen Nacken ein feindlicher Fuß gedrückt würde.

Es ist etwas schauerlich Großes um diesen Heldengeist, den sie von Wuotan als seine liebsten Söhne haben. Ein Duzend dieser wetterfesten, sturmharten Männer kann es wagen, ein winziges Schiff zu besteigen und in das Nordmeer hinauszusteuern, Wind und Wellen zum Truß. Sie landen irgendwo und erklären Kampf und Krieg einem ganzen Königreiche, wenn sie auch wissen, daß sie von der Uebermacht erdrückt und erdroßelt werden.

Dieser Heldengeist darf sich nirgend verleugnen, am wenig-

sten in Wunden und im Unglück. Sigurdr sagt in Fanfis Lied: „Muth ist besser als Stahleskraft, wo Tapfere sollen kämpfen; weil ich sehe den kühnen Mann jedesmal erkämpfen auch mit stumpfem Schwerte den Sieg.“ Hözni lacht, als ihm das Herz aus dem Leibe geschnitten wird. Ragnar Lodbrock singt sein Heldenlied, unter Schlangen und Würmern sitzend, von ihnen umringelt und zu Tode gebissen.

Das ist der deutsche Geist, der sich die Welt erobert hat. Aus ihm fließt der kecke, sprudelnde Uebermuth, mit dem die Helden sich selber loben und den Feind höhnen über seine Wunden, sein Unglück, seinen Bruch des Sittengesetzes.

Das sind rauhe, reckenhafte Gestalten, diese Sagenhelden; ein furchtbarer Kampfesmuth, blutdürstende Grausamkeit, arglistige Schalkheit, die tückisch den Feind umzingelt, ein wildherziges Drängen, Freude am rothen Gold und den glänzenden Armspangen, der Gabe der Könige — das sind die Züge, die sie an sich tragen. Dagegen finden wir von der Miene und zarten Frauenverehrung, wie sie die spätere Dichtung so mannigfaltig wiedergibt, in diesen alten Tagen noch nichts gesungen.

Die riesigen Kämpfe der Völkerwanderung haben diese Eigenschaften eher vergrößert und ins Ungeheuerliche ausgebildet, als gemildert und harmonisch ausgestaltet.

Wie aber kam es, daß unser Sagenkreis, welcher der Völkerwanderung angehört, so übermenschliche Gestalten schuf?

Große Räume bilden die Bühne, auf der das Schauspiel der Völkerkämpfe vorübertobte; große Massen wirkten zusammen, und kein Herz konnte von ihrem Eindrucke frei bleiben. Daher rührt jener Zug zum Ungeheuerlichen, der Allen, den Kämpfenden und den zu Hause Gebliebenern sich einsenken mußte. Kam dann von der Ferne die Kunde in die Heimath von den Thaten der Ausgezogenen, so zauberte gerade die Ferne eine magische Beleuchtung über diese, daß sie, wie alle Gegenstände im Dämmerlichte, riesengroß aufwuchsen. Und wie es alle Tage geht, daß das geschäftige Gerücht die einfachste Thatfache vergrößert und mit dichterischen Bildern umspinnt, je weiter sie umgeht und durch vieler Leute Mund gekommen ist, so häufte man alles Große und Schauerliche, den ganzen Inhalt der eigenen Lebensanschauung, nur in unermesslicher Vergrößerung, auf seinen Helden, den Liebling des Volkes, zusammen. Und ist es die Aufgabe der Dichtung, die ideale Welt darzustellen, so konnte die Volksdichtung in dieser so wild aufregenden Zeit der Völkerkämpfe ihr Ideal nur im Ungeheuerlichen finden.

Bevor wir nun die Gränzmarken der neuen, christlichen Zeit überschreiten, in deren Fortgang wir unser Volk in ein Verhältniß zum christlichen Geiste treten sehen, mag es am rechten Orte sein,

einen Blick auf die Höhe zu werfen, die im vollsten Sonnenlichte steht und den deutschen Geist in innigster Vermählung mit dem christlichen widerstrahlt. Wir haben dabei keinen bestimmten Zeitraum im Auge, sondern nur die Grundelemente des christlich gewordenen Volksgeistes führen wir an, welche bald mehr, bald weniger, hier voll und rein, dort getrübt und unreiner in die Erscheinung getreten sind.

Wolfgang Menzel hat die germanischen Völker mit dem Riesen verglichen, welcher den Heiland der Welt aus den Stürmen der Völkerwanderung getragen.

Wie St. Christophorus das heilige Kind über die brausenden Wellen hinträgt, daß es sicher auf seiner starken Schulter ruht und die Wasser aufrauschen und es nicht hinwegspülen, und die Sturmwinde tosen und es nicht herabreißen, so haben es die germanischen Völker aus dem Sumpfboden der Römervelt auf ihren Schilden emporgehoben, und weder die Wasser der Tiefe noch die Sturmwinde aus der Höhe haben ihm auf ihren Schilden etwas zu Leid gethan.

Dafür hat aber auch dieses heilige Kind seine Träger huldreich angeschaut, und auf ihrem Angesichte strahlt sein heiliges Licht in die Winternacht hinaus, und ihrem Gemüthe ist das süße Feuer seiner heiligen Liebe entglommen.

Was verberbt war an der germanischen Natur, das ist hinweggefegt, die guten Elemente sind veredelt worden.

Es ward gelehrt, daß der höchste, eines Mannes würdigste Kampfpriest ist, sich selbst zu bezwingen. Und der ersten Demüthigung, die der stolze Germane sich auferlegte, indem er seinen Nacken unter das sanfte Joch des Herrn beugte, folgte die andere, daß der wilde, stürmende Kampfesmuth nach Innen gekehrt wurde, und diese Starken nun mit den Riesen und giftigen Lindwürmern in der eigenen Brust, mit den Leidenschaften, rangen. Es ist ein wunderbar herrliches Schauspiel, das die ältere deutsche Geschichte so oft, und leider so oft nur die ältere, vor unsern staunenden Augen entfaltet, daß diese starken, trotzigten Männer, wie sie vordem Mann gegen Mann mit Redekraft und unbeugsamem Troze bis zum letzten Blutstropfen treu wie Gold gerungen haben, nun sich selbst vollständig hinopfern an das Heilige, und Mittel anwenden, ihre wilde Natur zu bändigen, vor denen einem entarteten Geschlechte grauen möchte. Man lese nur die alten Klosterregeln, die Bußen, denen sie ohne Murren und Widerrede sich unterwarfen, und man wird den Heldensinn bewundern, der wahrlich in dieser That größer ist, als wenn er mit Wehr und Waffen zum blutigsten Kampffelde gezogen wäre.

Wie vordem der deutsche Sinn in die ungemessenen Weiten schweifte, so ist durch den christlichen Geist eine neue, unendliche

Welt dem deutschen Gemüthe eröffnet worden, und ob es um Gottes willen in der stillen, fahlen Klosterzelle sich vergrub oder um desselben Gottes willen gegen die Ungläubigen zog, es ist ein Heldensinn, der eine ganze Welt von Dichtung in sich schließt.

Es ist das Ritterthum, das geistliche und das weltliche, die Frucht dieser neuen Welt; der Kampf um Gottes willen ist der ritterliche Kampf, Gott dienen im Ordenshabit und in der Waffenrüstung, dasselbe Grundelement, das im geistlichen und weltlichen Stand das Leben bedingt und beeinflusst.

Die höchste Blüthe dieses Ritterthums trat in den geistlichen Ritterorden hervor, die ihrer äußeren Entstehung nach mit jenen Kriegszügen zusammenfallen, welche wie keine andern sonst den Kampf für den Herrn jubelnd auf ihr Banner geschrieben haben: den Kreuzzügen.

Auch die Liebe der Geschlechter, welche roh und ungechlacht wie die heidnischen Recken in den alten Volksjagen behandelt wird, erhielt ihr ideales Gepräge, da die schönste der Töchter Jerusalems, unsere heilige, himmlische Frau, aller Engel Königin und des Himmelsreiches selige Kaiserin, wie die alte Dichtung unseres Volkes sie in ihrem Entzücken nennt, ihren Himmelsglanz im christlichen Reiche auf die Frauen dieser Erde ausstrahlte.

Wir verfolgen diese Umbildung der deutschen Lebens Elemente hier nicht weiter, und nur mit diesen Andeutungen sei daran erinnert, wie der lebendige Zusammenhang zwischen Himmel und Erde den das Christenthum brachte, eine Sehnsucht in den Gemüthern erzeugte, welche von den endlichen, sichtbaren Dingen hinweg nach der unendlichen Welt verlangte, wie nun neben der äußeren Welt die innere sich aufthat und dadurch auch für die Dichtung der Gesichtskreis unendlich erweitert wurde.

Schon in der nächsten Zeit, zu deren Betrachtung wir uns jetzt wenden, sehen wir, wie die Welt der deutschen Dichtung bereits durch die erstmalige Berührung mit dem christlichen Geiste eine andere zu werden beginnt und theilweise schon geworden ist.

Und sollen wir den Character der Dichtung dieser Zeit, welche über die karolingischen Kaiser zu denen des sächsischen Stammes, zu den Ottonen, hinüberraagt, bezeichnen, so liegt er unseres Dafürhaltens in den zwei Erscheinungen:

1) daß in den von ihr behandelten Stoffen, die aus der alten Zeit des Heidenthums stammen, Anklänge an das christliche Element sich finden und daß

2) in den christlichen Stoffen die Nachwirkung des Aftnationalen, Heidnischen noch nicht ganz erloschen ist.

Bis über Karl den Großen hinaus kann man kaum von einer deutschen Dichtung reden, die uns erhalten wäre; es ist außer den früher besprochenen Heißsprüchen und dem Hildebrandslied, das wir der heidnischen Zeit zugewiesen haben, und das nur nach unseren Handschriften in diesem Zeitraume niedergeschrieben wurde, nur das **Wessobrunner Gebet**, das wir noch besitzen.

Vom Kloster Wessobrunn, wo es aufgefunden worden, hat es seinen Namen; von den Brüdern Grimm ist es zuerst als Gedicht erkannt worden und ist, wie Wackernagel zuerst nachgewiesen hat, aus Poesie und Prosa zusammengesetzt; was gebundene Rede ist, enthält eine Erinnerung an die Ewigkeit Gottes vor aller Zeit, und hieran schließt sich in ungebundener Rede das Gebet um rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Verstand und Kraft, den Teufeln zu widerstehen.

Man hat vermuthet, dem Dichter, der dem neunten Jahrhundert angehört (vor 814), habe bei seiner Schilderung die Erinnerung an die altheidnische Schöpfungsgeschichte vorgeschwebt; aber sei Dem, wie ihm wolle, so verdient der Ton, in dem es gehalten, die farbenfrische Beschreibung und seine Innigkeit unsere volle Beachtung.

Das erfrug ich durch Menschen
mit Neugier am meisten,
daß Weltall nicht war,
noch Aufshimmel,
noch irgend ein Baum,
noch Berg nicht war,
noch — — — — —
noch die Sonne nicht schien,
noch der Mond nicht leuchtete,
noch der glänzende See,
daß da nicht etwas war
der Enden noch der Wenden,
und da war der eine
allmächtige Gott,
der Männer mildbester,
und da waren auch viele
mit ihm göttliche Geister.

Und heiliger Gott, allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde würdest und den Menschen so großes Gut gabst, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Verstand und Kraft, den Teufeln zu widerstehen und Arg zu vermeiden und deinen Willen zu wirken.

Uns will es fast bedünken, das Gebet stehe zu der vorausgehenden poetischen Betrachtung in einem Causalzusammenhange. Es wird gar zu ernstlich um Weisheit und rechten Verstand gebetet, um die Kraft, den Teufeln zu widerstehen und Arg zu vermeiden, als daß diese Gebetsweise nicht durch die Betrachtung eingeleitet und

'eine Folge, ein affektvoller Erguß aus derselben wäre.' Könnte es nicht sein, daß der Schreiber eine Betrachtung der Schöpfungsgeschichte vorgefunden, arglos sich an das Abschreiben gemacht und bei diesem nun auf Einmal Anklänge an das Heidenthum, eine Mischung christlicher und heidnisch-germanischer Vorstellungen vom Uranfange vorgefunden, in Folge dessen abgebrochen und sein Gebet um rechte Weisheit beigelegt hätte? In der Bezeichnung Gottes als des mildesten der Männer wohl weniger, als in den vielen göttlichen Geistern, die mit ihm waren, wäre dann der erste Anstoß zu suchen, der den Abschreiber nachdenklich und vom Schreiben der weiteren Schöpfungsgeschichte abwendig gemacht hätte.

Außer diesem Wessobrunner Gebet ist Nichts aus dieser Zeit vorhanden; Das kann auffallen. Wir wissen doch, daß auf Straßen und Wegscheidn Lieder erschollen, daß den Geistlichen Spottlieder und den Nonnen Wincleodos, d. i. Liebeslieder, Gassenhauer, verboten wurden. Wir wissen, daß die Harfe geschlagen wurde; Venantius Fortunatus nennt sie schon im sechsten Jahrhundert *plaudet tibi barbarus harpa*, und daß er auch Lieder singen hörte, die er seinen *versiculis* gegenüber stellt: *Nos tibi versiculos, dent tibi barbari laudos*. Wir wissen ferner, daß es Säger und Spielleute gab, jene werden *scof* oder *liudari*, diese *skirnun* oder *tamarâ*, Poffenreißer, Mimen, genannt. Selbst bestimmte Persönlichkeiten, denen die Gabe der Erzählung und des Gesanges beigezohnt habe, werden bezeugt; W. Grimm nämlich führt in seiner Heldensage einen solchen, und zwar einen Blinden, an, mit Namen Bernlef, der von seinen Nachbarn gar sehr geliebt war, weil er, angenehm und der Thaten der Alten und der Kämpfe der Könige kundig, gar gut sie zu singen und zu sagen verstand.

Aber trotz alledem darf es uns nicht wundern, daß uns von der Dichtung dieser Zeit so wenig erhalten wurde; es liegen ganz einfache, natürliche Erklärungsgründe vor, und zwar liegen sie in den Zeitverhältnissen und in der besonderen Art eines Theiles dieser Lieder.

Aber vor Allem dürfen wir nicht vergessen, daß wir eben nicht alles besitzen, was aufgeschrieben wurde. Es mag Manches aufgezeichnet worden sein, was nun verloren ist; wir haben ja fast aus jedem Jahrhundert des Mittelalters Andeutungen und Beweise, daß dort noch Duellen alter Lieder und Sagen vorgelegen, die nicht auf uns gekommen sind.

Diese Thatsache ist nur zu oft vergessen oder übersehen worden, und schnell ist man da mit dem verdamnenden Urtheil bei der Hand gewesen: die Geistlichkeit sei in dieser Zeit der deutschen Dichtung feindselig entgegengetreten, sie habe sie nicht nur nicht selbst geübt, sondern sie auch den Laien verwehrt und verboten. So ur-

theilt noch Wackernagel, nachdem Witmar gar so weit gegangen ist, zu behaupten: „Wiederholt wurden von den geistlichen Behörden, wiederholt von Synoden alle weltlichen Lieder verboten.“

Ein einziger Blick in die Synodalakten könnte eines Besseren belehren. Nirgends erscheint ein Verbot gegen die deutsche Poesie überhaupt; eine Verbot des epischen Volksgesanges hätte, wenn die Kirche gegen die Poesie hätte einschreiten wollen, nothwendigerweise erfolgen müssen, da gerade er ein vorzüglicher Träger der heidnischen Erinnerungen war. Verbotten wurden den Geistlichen die Spottlieder, den Nonnen die Liebeslieder, die sie nicht schreiben und einander nicht schicken sollten; Tänze und Mädchengesang wurden aus den Kirchen verwiesen; von den unanständigen Gesängen sagt noch die Mainzer Synode vom Jahre 813, daß sie überhaupt, besonders aber in der Nähe von Kirchen, zu vermeiden seien. Immer nur ist von unsittlichen, tölpelhaften, läppischen, teuflischen Gesängen die Rede. Wer kann da ein Wort des Tadelß gegen die Kirche erheben? Wahrhaftig, ihre Aufgabe konnte nicht sein, dem heidnischen Sinne und den Leidenschaften Vorschub zu leisten, und Dies hätte sie gethan, wenn sie dieser Dichtung Vorschub geleistet hätte, statt ihr entgegen zu treten. Da das Deutsche bis über das sechste Jahrhundert hinaus in Runen geschrieben wurde, diese aber in jenen ersten Zeiten der Bekehrung als Hülsen für das absterbende Heidenthum galten, so durfte die Geistlichkeit schon aus diesem Grunde nicht an die Aufzeichnung der volkstümlichen Poesie denken. Freilich wenn sie in ihrer schweren Bekehrungsarbeit Zeit gefunden hätte, an einen in seiner Deutschthümelei alle anderen Interessen preisgebenden Viterarhistoriker des 19. Jahrhunderts zu denken, so hätte sie wohl ihm zu lieb gehandelt, um dann ob der Vernachlässigung anderer Dinge wieder geschmäht zu werden.

Uebrigens, wer hat denn das Wenige, das wir besitzen, auf-gelesen und aufbewahrt?

Auch wir beklagen den Verlust der Sammlung der alten Heldenlieder, welche der große Karl veranstaltete; auch uns ist es nicht lieb, daß Ludwig der Fromme in falschverstandennem Eifer der Frömmigkeit die heidnischen Lieder, die er in der Jugend gelernt, später nicht mehr lesen, noch hören mochte; aber wir verstehen ihn, denn wir kennen und würdigen den Character der Zeit, die zu anderen Dingen, als zur Lust und Freude an den Resten des nationalen Heidenthums aufforderte.

Die Klosterleute haben fleißig gesammelt und dadurch Vieles gerettet. Die Bibliothek des einzigen Klosters Reichenau besaß nach ihrem Kataloge von 821 einen ganzen Band deutscher Gedichte; in einem Nachtrage von 842 werden weitere zwölf und in einem andern Bande „verschiedene Gedichte zur Lehre der deutschen Sprache“

aufgeführt. Wer möchte annehmen, daß andere Klöſter darin zurückgeblieben ſeien?

Mit dem großen Karl beginnt ein Aufſchwung der deutſchen Dichtung. Er liebte und pflegte die deutſche Sprache; ſelbſt ein Held, muthete ihn die Heldenſage an. Die Anſchauungen des Lebens erweiterten ſich; Italiener lehrten den Geſang; Kloſterleute beſorgten 819 den Rundbau der Kirche in Fulda, die Malereien, der Abt ſchrieb die Inſchriften; von Tutilo, dem uns ſchon bekannten Sanct Galler Mönche, der ein Schnitzer, Dichter, Redner, Tonkünſtler und Maler geweſen, wird berichtet, daß er im Jahre 883 eine heilige Jungfrau ſo anmuthig gemalt habe, daß die Sage ging, Maria ſelbſt habe ihm dazu geſeſſen.

Was läßt ſich unter ſolchen Verhältniſſen, unter dieſem friſch keimenden Geiſtesleben für die Poeſie erwarten?

Die Verhältniſſe, die nach Karls Hingange über das Reich kamen, waren gar ernſt, das Wehe der Zeit griff tief hinein in die empfänglichen Gemüther; daher mußte auch die Poeſie vorzugsweiſe einen ernſten Character annehmen.

Da ſind es nun inſbeſondere zwei Schöpfungen, welche bedeutungsvoll über alle anderen hervorragen: Otfriids „Kriſt“ und der „Heliand“ oder die „altſächſiſche Evangelienharmonie.“ Wir halten beide gegeneinander, um das denkwürdige Schauſpiel zu genießen, wie ein und derſelbe Stoff in zwei verſchiedenen Gegenden in ein und derſelben Zeit ſo ganz grundverſchieden behandelt wurde.

Von Ludwig dem Frommen wird erzählt, daß er nie gelacht, daß wenn bei den höchſten Feſtlichkeiten zur Ergözung des Volkes die Poſſenreißer mit Sang und Tanz aufzogen und das Volk in Luſt und Lachen ſich ergoß, er niemals lachend ſeine weißen Zähne gezeigt habe. Er liebte ja im Alter nicht einmal mehr die Lieder, die in jungen Tagen auch ſeine Freude geweſen waren: *Poetica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, respuit, nec legere, nec audire, nec docere voluit*, wie Thegan berichtet.

Es iſt dieſer fromme Ludwig ſo viel mißhandelt und verläſtert worden; aber Eine That hat er jedenfalls gethan, um derentwillen jeder deutſche Mann ſich mit ihm verſöhnen ſollte: denn er beſahl einem Manne aus Sachſen, der bei ſeinen Landsleuten als ein nicht unanſehnlicher Dichter galt, daß er das alte und neue Teſtament poetiſch in die ſächſiſche Sprache übertragen möge.

Man glaubt, daß unſer Heliand ein Theil dieſer Dichtung iſt, und die Sage will wiſſen, daß der ſächſiſche Mann, der das Lied vom Leben Jeſu gedichtet und der dem Münſterlande anzugehören ſcheint, durch einen Traum dazu begeistert worden ſei.

Wie lange war es her, daß Ludwigs großer Vater das Sach-

senvoll dreiunddreißig Jahre lang mit der Schärfe des Schwertes bekämpft hatte? und wie groß ist das Geschrei, daß er dem widerstrebenden das Christenthum mit Gewalt aufgedrängt habe!

Noch keine siebenunddreißig Jahre waren seit dem letzten großen Frieden, den Karl anno 803 den Sachsen gewährt hatte, vorübergegangen, und schon konnte Ludwig einem Manne aus diesem Volke den Auftrag geben, vom geliebten Heilande ein deutsches Lied zu singen. Es wird uns nirgends gesagt, daß dieser Sachse ein Gelehrter gewesen, im Gegentheile will man einen schlichten Landmann in ihm vermuthen.

Es ist auch kein gelehrter Brunt, in dem das einfache, herrliche Lied auftritt; aber wie es frisch und voll aus dem warmen Herzen des Volkes hervor gequollen, so muß die Geschichte des heilenden Herrn und Königs, die Gottesrede, die gute, die nicht ihres Gleichen irgendwo auf dieser Welt hat, in das innerste Leben des Volkes und mit ihr die kräftigste, treueste Liebe zum helfenden Christ in sein Fleisch und Blut übergegangen sein.

Der ganze Hintergrund des Heliandes ist national, altgermanisch; die religiösen und sittlichen Anschauungen, wie sie in ihm hervortreten, sind durch und durch Eigenthum unseres, aber des christlich gewordenen Volkes.

Der heilende, helfende Herr, der Heliand, das Friedenskind Gottes, erscheint als Volkskönig, der an seine Degen, die mannlichen Recken, die zugleich wetterkundige Seefahrer sind, den Ruf ergehen läßt, um ihn sich zu schaaren und zum Heerzug sich zu reihen wider den Meinhart, den Ungetreuen, den Verräther, wider den Teufel und sein Reich. Wie der Volkskönig seine Herzöge zum Thing um sich versammelt, so treten die Apostel um den Herrn in den Kreis und die Völkerschaaaren lagern sich; Er aber kündigt ihnen von der Berghöhe sein Gebot und seines Reiches Satzung, er kündigt Belohnung Denen, die ihm getreu folgen im Heerzug, den ewigen Freudenlohn auf dem grünen Plan der Himmelsau. Und nun zieht er an des Heerzugs Spitze lehrend, heilend und segnend durch die Länder der Völker und weicht sich freiwillig dem Tode, den Seinen getreu bis ans Ende.

Wir unterlassen füglich, die altgermanischen Elemente, die aus der Fassung des Liedes farbenreich durchschimmern, wieder aufzuzählen und gedenken nur der Thatsache, daß im Sachsenlande in Ludwig des Frommen Tagen das Christenthum bereits Volks Sache geworden war und die eingehendste, hingebende Liebe dieses herrlichen Volksstammes erfahren hatte. Nicht im gelehrten Gewande ist es ihm erschienen und darum auch nicht fremd geblieben, nicht mit dem Schwert allein ihm aufgedrungen worden, sonst hätte der

tropige Stamm es mit Widerwillen von sich gestoßen und mit seinem Haß noch Jahrhunderte lang verfolgt.

Wie der treue Germane der guten Zeit den König wie sich selbst und sein eigen Fleisch und Blut liebt und in seiner Verherrlichung sich selber angestrahlt sieht, so erscheint im Heliand das Sachsenvolk mit der treuen Liebe, mit der Freude am Herrn als sein auserwähltes, mit ihm zum Heerzug wider den Teufel aufgebrochenes Volk.

Gäbe der Heliand nur von diesem Einen Zeugniß und wäre er an Poesie durchaus arm, wir müßten ihn dennoch als eines der köstlichsten Kleinodien, die aus unserem Alterthume uns überliefert worden sind, werth halten und wahren.

Aber zum Ueberfluß und um unsere Freude voll werden zu lassen, ist es ein durch und durch poetischer Hauch, der über das ganze Lied dahin weht; der Sängcr aus dem Volke hat den christlichen Gehalt nur in die alten epischen Formen zu gießen nöthig gehabt, um ein vollendetes Lied zu singen, wie es sein Volk liebte und wie die Nachwelt es bewundern muß.

Dieß und die volksthümliche Behandlung des christlichen Stoffes haben das Lied zur wahren Höhe des poetischen Kunstwerkes erhoben, wie es nur immer frisch und fröhlich im vollen, feierlichen Ton aus der Brust unseres Volkes quellen konnte.

Ein anderes Bild dieser Zeit zeichnet der *Krist*, die künstlerische Dichtung über den Heiland, wie sie von Dtfried, dem Benediktinermönch in Weizenburg, verfaßt wurde.

Wir haben daran ein Werk der Kunstdichtung, während der Heliand aus der Volksdichtung hervorduchs. Unter Volksdichtung versteht man die im Volke umgehenden Sagen, wie sie vom dichtenden Geiste des Volkes umspinnen wurden und dann von künstlerischer Hand ihre Ordnung, Zusammenhang und endliche Fassung erhielten.

Die Kunstdichtung greift wohl auch diese volksthümlichen Stoffe auf, verfäbrt aber in ihrer Behandlung gelehrt, planmäßig, mit Einem Worte künstlerisch und tritt somit als das Produkt des berechnend schaffenden Künstlers auf, während die Volksdichtung vom dichtenden Geiste des Volkes schon Gestalt und Farbe erhalten hat.

Dtfrieds *Krist* gehört, wie schon gesagt, dem Gebiete der Kunstdichtung an; er wollte, und zwar in bestimmter Tendenz, ein Gedicht über Christus dichten.

Das prägt seinem ganzen Werke einen eigenthümlichen, vom altächsischen Heliand verschiedenen Character auf, und äußerst interessant ist es nun für die Kenntniß der Geschichte unseres Volkes in jener Zeit, zu sehen, wie im Südwesten des Vaterlandes derselbe Stoff in ganz anderer Weise behandelt ist, als im Sachsenlande.

Wird Otfried auch von Weissenburg genannt, weil er in diesem elsässischen Kloster seine spätern Jahre zubrachte, so war er doch von Geburt ein Franke, ein Schüler des Rabanus und des Bischofes Salomon I., der vom Jahre 839—872 auf dem Constanzer Stuhle saß. Sein Gedicht ist um das Jahr 865 vollendet worden.

Weil die weltlichen Lieder frommen Ohren anstößig erschienen, wollte er in der Liebe zu den heiligen Stoffen durch deren fränkische Bearbeitung von diesen anstößigen weltlichen Liedern ablenken und die Freunde der Dichtkunst auf unschuldige und edle Weise erfreuen.

Aber er dichtete nicht die ganze evangelische Geschichte nach, sondern nur einen Theil der Evangelien, und flocht in die Erzählung geistliche und moralische Betrachtungen ein.

Er theilte sein Werk in fünf Bücher, von denen das erste von der Geburt Christi bis zur Taufe geht, das zweite berichtet, wie Christus durch Wunder und Lehre bekannt wurde, das dritte, wie er die Juden lehrte, das vierte vom Leiden und das fünfte von der Auferstehung und Himmelfahrt Christi und vom Weltgerichte handelt.

Ist das Ganze auch episch gehalten, so darf man doch sagen, daß weniger eine dichterische Darstellung der evangelischen Geschichte, als vielmehr eine Betrachtung über dieselbe gegeben wird. Otfried erzählt nicht immer, wie es der altsächsische Heliand thut: er hascht nach der Gelegenheit, seine eigenen Betrachtungen einzusplechten und in eigenen Gedanken sich zu ergehen. Diese sind oft schön; Servinus selbst gesteht es zu, daß er rührend die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande schildert und wahrhaft poetisch bei allen Anlässen ist, die ihm den Erguß seiner ewigen Liebe gestatten.

Aber wenn man im Heliand den frischen, freien Ton der Wälder angeschlagen und sich mitten hinein in die Versammlung des deutschen Volkskönigs, der deutschen Apostel und der kräftigen Wehrmannen versetzt glaubt, so sieht man zu deutlich bei Otfried die mühsame Arbeit eines Mannes, der über die evangelische Geschichte nachgedacht und seine Meditationen nun im poetischen Gewande uns darbietet; es ist nicht der volle Liedeston eines ganzen Volkes, sondern die kunstmäßige Arbeit eines gelehrten Mönches.

Otfried ließ die Alliteration bei Seite und mit ihr einen mächtigen Hebel dichterischer Darstellung; eine Fülle von dichterischen Bezeichnungen und Wendungen mußte wegfallen und er die außerordentliche Mühe auf sich nehmen, das großartige Werk in neuen Reimen darzustellen.

Diese Seite ist es, welche ihm bis auf diesen Tag Freunde gewonnen und erhalten hat. Wegen des poetischen Gehaltes seines Werkes ist er wohl immer unfreundlich und theilnahmlos behandelt worden. Aber Lachmann in seinen Untersuchungen „Ueber althoch-

deutsche Betonung und Verkunst," hat dargethan, daß die Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten des deutschen Verbaues aus Otrfrids Werke zu schöpfen ist. Diese Seite sichert ihm seine Bedeutung für alle Zeit. Es ist in der That eine außerordentliche Aufgabe, die sich der Mann gesetzt hat, den deutschen Keim neu zu schaffen und ihn in einem so großen Werke durchzuführen. Aber mehr noch interessirt uns die Betrachtung, wie im Südwesten Deutschlands dieses Werk so wenige Jahrzehente nach dem altfächsischen Heliand erschienen ist. Den beiderseitigen Unterschied haben wir hinlänglich kennen gelernt, und wir wissen es zu würdigen, wie dieses Werk mit seiner Eigenthümlichkeit gerade im Südwesten entstehen konnte. Vergewärtigen wir uns die Karte des kirchlichen Deutschlands in jener Zeit. Lange schon waren die deutschen Marken von christlichen Kirchen wie mit einem Gürtel umspunnen, und das Elsaß rühmte sich seines christlichen Geistes bis in die ältesten Zeiten hinauf, und wie sollte ein Schüler von Fulda oder St. Gallen die Geschichte des heiligen Krist anders dargestellt haben, als es Otrfid gethan, im geistlichen Sinne, mit geistlichen und moralischen Betrachtungen? Im Sachsenlande hatte die noch junge Saat des Evangeliums jungfrische Sprossen getrieben, und im Heliand blickt uns die Liebe des christlichen Volkes zum Heilande kinderfroh entgegen. In den Landstrichen, wo der christliche Glauben seit Jahrhunderten sich eingebürgert hatte, war er schon mehr zur Reflexion geworden, und was war natürlicher, als daß Otrfid Betrachtungen über die evangelische Geschichte anstellte und sie dann dichterisch verarbeitete?

Wir übergehen die kleineren Denkmäler geistlicher Dichtung dieser Zeit und betrachten nur noch das Muspilli, ein Bruchstück aus einer Schilderung des Weltunterganges.

Welches die Entstehung des Gedichtes sei, wissen wir nicht, aber Ludwig der Deutsche (843—76), der zu Regensburg Hof hielt, soll es abgeschrieben haben; jedenfalls kannte er es.

Der düstere Schein des Weltbrandes, den es schildert, der auch die Mark verzehren wird, um welche die Verwandten stritten, mag düstere Erinnerungen in des Königs Gemüth wach gerufen haben. Der Streit der Verwandten um die Mark, das blutrothe Absinken der karolingischen Familie, mag ihm im Widerscheine des Weltbrandes gegenüber getreten sein — und was wäre bezeichnender, für diese letzten schrecklichen Zeiten des vordem so herrlichen Königsgeschlechtes, als die allerschrecklichste Zeit, wo

Sobald des Elias Blut zu Boden niederträufelt,
gerathen in Brand die Berge, es bleibt der Bäume keiner
auf der Erde stehen, die Ströme vertrocknen,
des Meeres Fluth verflüchtigt sich, in Flammen geht der Himmel auf,

herabstürzt der Mondball, in Asche sinkt die Menschenwelt,
 kein Fels steht fest auf Erden. Dann fährt der Sühnungstag ins Land,
 er fährt daher mit Feuerzgluth, die Völker heimzuzuchen:
 Da kann Verwandter Verwandtem dann nicht vor dem Weltbrand helfen.
 Wenn die breite Erdsflur verbrennet allzumal,
 und das Feuer und die Luft sie frißt und feget gar hinweg:
 wo sind die Schranken dann, wo stets man stritt mit Sippenhilfe?
 Die Stätte ist hinweggebrannt, die Seele stehet bang bedrängt;
 Sie weiß den Feh! zu sühnen nicht, sie fährt hin zur Strafe.

Aus dieser Probe, die nach Feußners Uebersetzung gegeben ist, mögen wir wieder sehen, wie altgermanische Vorstellungen mit den christlichen in der Dichtung gemischt sind. Das Feuer, das hereinbricht, wird geradezu Muspilli genannt, wie in der altheidnischen Dichtung vom Weltuntergang. Dieser signifikanten Stelle wegen hat Schmeller dem ganzen Gedichte, das nur Fragment ist und eine Episode eines andern größern zu sein scheint, den Namen Muspilli gegeben. Gegen den Schluß hin treten die christlichen Vorstellungen von der Sühne der Sünde und von der Buße in den Vordergrund, so daß wir wieder recht deutlich sehen, wie in dieser Zeit die altgermanischen Vorstellungen so sehr fortgewirkt haben, daß man in ganz christlicher Dichtung sich ihrer kaum erwehren konnte. Somit ist der oben aufgestellte Satz vom Ringen des altgermanischen und des christlichen Geistes richtig.

Es darf uns nicht auffallen, daß wir in dieser Zeit drei geistliche Dichtungen, verhältnißmäßig viele den wenigen Resten weltlicher Dichtungen gegenüber, die wir haben, so nahe bei einander finden. Die Geistlichen waren es ja, welche die Dichtungen aufschrieben, und was konnte dieser erschütternden Zeit, wo so vieles Elend sich zusammendrängte, näher liegen, als in geistlichen Dingen das Gemüth zu erheben und im Lichte der Ewigkeit Trost zu suchen für die namenlosen Greuel der Gegenwart?

Die Zeit der Kaiser aus dem sächsischen Hause.

(911 resp. 918—1024.)

I.

König Konrad I.

(911—918.)

Nicht aus dem sächsischen Fürstengeschlechte ist Konrad hervorgegangen, aber er führte dieses auf den Thron des deutschen Reiches; er that die erste Arbeit und eröffnete die Bahn für Heinrich I., der den Thron auf so festes Bollwerk stellte, daß sein Sohn Otto das Kaisersepter wieder so glanzvoll zu schwingen vermochte, wie einst der große Karl gethan. Als dann dessen Sohn und Enkel, der zweite und der dritte Otto, überschwenglich wurden in ihrem Wollen und maßlos in ihren Plänen, da hat der zweite Heinrich, der Heilige, sich selbst beschränkend, die nächsten und nothwendigsten Interessen des Reiches wahrnehmend, die Wohlfahrt wieder heraufgeführt, die Heinrich I. in Frömmigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit mit mildem Herzen und starkem Arme so segensreich geschaffen hatte.

Als Ludwig das Kind starb, waren die Völker des deutschen Reiches in fünf Gruppen ohne innere Verschmelzung aneinander gelagert; die Schwaben, die Baiern, die Franken, die Sachsen und die Lothringer bildeten dieselben. Die Lothringer gelüstete es, den Lockungen Karls des Einfältigen zu folgen und sich an Frankreich anzuschließen; bis nach Alamannien und Baiern hinein spannen sich die Fäden, die von Frankreich ausgeworfen wurden; sogar der Sachsenfürst erschien zu Aachen, wo dem französischen Karl gehuldigt wurde. Unbändig war der Baiern Arnulf; in Alamannien griffen nach dem Reichsgute die Haudegen Erchanger und Berthold. Am Osten des Reiches aber hing die drohende Wetterwolke der Ungarn, nicht nur allezeit bereit, sich selbst zu entladen, sondern von gewissenlosen Vaterlandsverräthern auch über die deutschen Fluren geführt. Wie schwach das Reich dastand, das zeigte Rudolf von Burgund, der Basel wegnahm, damit es das Thor seines Reiches sei.

Diese Gefahr drängte zum Zusammenhalt; die Weisheit der Bischöfe und der Männer, die um sie sich scharten, rettete das Reich vor Zersplitterung; es wurde an die Wahl eines kräftigen

Mannes zum Könige gedacht. In Sachsen war der mächtigste Fürst, Otto der Erlauchte; an ihn wandten sich die Franken und die Sachsen; aber er schützte sein Alter vor und rieth, den Konrad, der in Franken als Herzog waltete, zu wählen. Die Wahl fand statt, und am 8. November 911 huldigten Konrad viele geistliche und weltliche Herrn zu Forchheim.

Konrad war ein kräftiger Herr in den besten Jahren, der es verstand, Vertrauen auf seine Persönlichkeit einzulösen; man darf es nicht gering anschlagen, daß selbst der Sachse Widukind ihn, den Franken, einen trefflichen Mann im Krieg und in den Geschäften des Friedens, einen tapfern, großmüthigen und gütigen Herrn nennt. Wir können beifügen, daß er auch ein gottesfürchtiger Held war, in Verehrung den ausgezeichneten Hirten der Kirche zugethan, gerne im Umgang mit frommen und gelehrten Männern, ein Muster des Eifers in den Uebungen der Religion. Wäre er Das nicht gewesen, er hätte verzweifeln müssen an der Lösung der Aufgabe, die ihm zugefallen. Aber der Friede in Gott bewahrte ihm ein kindliches und heiteres Gemüth. Als er eines Tages unerwartet in das Kloster St. Gallen eingeritten, trat er ins Refektorium ein, wo die Mönche eben bei ihrem karglichen Mahle saßen; alte Bohnen und schwarzes Brod standen auf dem Tische; er setzte sich auf den Stuhl des Abtes und nahm an dem Mahle Theil. Das Vorlesen der Schüler gefiel im gar sehr; er steckte jedem, der von der Kanzel herabkam, ein Goldstück in den Mund; ein junger Knabe entsetzte sich darüber und spie den Pfennig aus. „Dieser wird,“ sagte der König lachend, „wenn er Mönch wird, ein treuer Befolger der heiligen Armuth sein.“ — Ein andermal, als die Schüler paarweise in die Kirche einzogen zum Gottesdienste, war der König so schalkhaft, daß er einen Korb Aepfel vor ihnen auf den Boden ausschütten ließ; aber kein Schüler bückte sich nach einem der rollenden Aepfel nieder, sondern stramm schritt Jeder, gefestigt in der Zucht, nach seinem Plaze. Die Schüler konnten des heitern, gütigen Königs nicht vergessen; er wirkte ihnen drei Spieltage aus, an denen die Jugend von St. Gallen ihre Freude jubelnd ausließ, so lange die Klosterschule bestand.

An die Ausführung großer Entwürfe konnte Konrad nicht denken; er mußte froh sein, wenn es ihm gelang, das königliche Ansehen zur Geltung zu bringen. Hierzu war seine Hausmacht nicht hinreichend. In Franken, Nassau, Ober- und Niederhessen hatte er die Wurzeln seiner Kraft; aber der Sachse allein gebot fast über den ganzen Norden Deutschlands, der Baiern war nicht minder stark, als der König, und die willige Unterordnung unter das Reichsoberhaupt, wozu die Bischöfe mahnten und viele edle Herrn das gute Beispiel gaben, wollte nicht nachhaltig durchgrei-

fen: so wurde die Regierungszeit Konrads ein ununterbrochener schwerer Kampf um den Zusammenhalt des Reiches unter dem königlichen Ansehen. Und diesem Kampfe hat Konrad sein Lebensglück (er vermählte sich mit einer betagten Frau, Kunigunde, um mit dem Baiern Arnulf und den alamannischen Aufrührern in Verwandtschaft zu kommen und dadurch ihr Widerstreben zu beendigen), seine Lebenskraft (die steten Kämpfe rieben sie vor der Zeit auf) und sterbend die Ansprüche seines Hauses geopfert, ein pflichttreuer Mann.

Als Otto der Erlauchte von Sachsen im Jahre 912 starb, folgte ihm sein Sohn Heinrich, der, in der Schule seines Vaters erzogen, seit Jahren schon in der Vollkraft des Lebens demselben zur Seite gestanden. Heinrich war ein scharfblickender, umsichtiger, zugreifender Degen, festgewurzelt in seinem sächsischen Boden, getragen von der Liebe seines Volkes, dessen Ehrgeiz darnach strebte, in die Geschicke des Reiches einzugreifen; daher war es für Konrad angezeigt, den jungen Mann zur hauptsächlichsten Stütze seines Königthums zu gewinnen. Statt dessen befolgte er, in kurzsichtiger Besorgniß vor der Uebermacht des Sachsen, die kleinliche Politik, ihm nicht sämtliche Lehen, in deren Besitz sein Vater gewesen, zu belassen; er nahm ihm die im nördlichen Gaue Thüringens gelegenen ab. Darüber murrte das Volk der Sachsen; Heinrich brach in Thüringen ein und nahm mit Gewalt, was ihm in Güte verweigert worden. Eberhard, des Königs Bruder, rückte ihm entgegen, wurde aber bei Greszburg geschlagen (915); dann legte sich der König selbst vor Grona, wo sich Heinrich eingeschlossen hatte, zog aber wieder ab, wohl weil ungarische Schwärme bis Fulda streiften. Es scheint ein Ausgleich zu Stande gekommen zu sein.

Lothringer waren ins Elsaß eingefallen; die schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold leisteten keine Kriegshilfe; sie standen mit dem Baiern Arnulf in Verbindung. Aunderwärts brach der Grimm vieler über die Bischöfe, die treuen Stützen des Königs, aus; der Bischof Othbert von Straßburg wurde 913 ermordet, der Bischof Einhard von Speyer geblendet, Salomon von Constanz schwer bedrängt, und zu allem Unglücke war in derselben Zeit auch Hatto von Mainz mit Tod abgegangen. Die Heirath mit Kunigunde, der Schwester von Erchanger und Berthold und Stiefmutter Arnulfs, hatte den beabsichtigten Erfolg nicht. Ein glänzender Sieg, den Erchanger, Berthold und Arnulf über die Ungarn im Herbst 913 am Innströme erfochten, so glänzend, daß vom Ungarnheere nur 30 Mann dem Verderben entronnen sein sollen, schwellte den Uebermuth. Arnulf gab die Güter der Klöster an seine Mannen unter der Bedingung, daß sie zum Schutz des Landes und zur Zufluchtsstätte der Bauern Burgfesten anlegten; er verlangte in seinen Un-

terhandlungen mit Konrad sogar das unbedingte Verfügungsrecht über die Bisthümer und Abteien in Baiern. Viel wurde geklagt, und der König konnte nicht helfen; auf einem Tage zu Forchheim im Sommer 914 sollte über die schwere Noth der Kirche und des Reiches berathen werden. Erchanger und Arnulf folgten der Ladung dahin nicht; da wurde des Reiches Acht über sie verhängt, und alsbald brach der König zur Vollstreckung derselben gegen Regensburg auf. Arnulf vermochte dem Ansturme nicht zu widerstehen; er floh mit Weib und Kind zu den Ungarn, mit deren Hilfe er wiederholte Einfälle über die Grenzen des Reiches machte.

Da Salomon von Constanz den König auf diesem Zuge als dessen vornehmster Rathgeber begleitete, da er ferner beauftragt wurde, an des Königs Statt über die der Krone und der Kirche entzogenen Güter nach alamannischem Gesetze Gericht zu halten, so steigerte sich der Haß Erchangers und seines Bruders zu wildestem Grimme. Sie gedachten dessen nicht mehr, daß sie, einst von Kaiser Arnulf zum Tode verurtheilt, ihr Leben nur des Bischofs Fürsprache verdankten, daß Salomon in den Zeiten Ludwigs des Kindes alle mögliche Mühe aufgewandt hatte, sie besser zu ihm zu stellen, — eines Tages überfielen sie ihn, da er sich dessen nicht verjah. Sein Gefolge griff zu den Waffen; er wehrte es und gab sich gutwillig in ihre Gewalt. Liutfrid, ihr Schwestersohn, führte einen Schwertstich nach dem Bischofe; einer von dessen Dienern sprang dazwischen und fing den tödtlichen Streich auf; nun schrie Liutfrid, daß man Salomon die Augen ausstechen und die rechte Hand abhauen müsse; doch vor dieser entsetzlichen That schreckten die Anderen zurück und führten den Bischof auf die Diepoltzburg, wo Erchanger und seine Hausfrau ihr Heimwesen hatten. Wie erschrat Frau Berta, als ihr die Kunde davon gebracht wurde. „O dieser Tag“, sagte sie mit richtiger Einsicht, „wird vor Gott und den Menschen unserer Ehre ein Ende machen und unsere Habe zerstören!“ Sie schmückte Schloßkapelle und Altar so gut sie vermochte, richtete ein Wohngemach mit fürstlicher Pracht aus, und als der Bischof auf einer elenden Mähre gebracht wurde, trat sie ihm mit zwei Priestern unter dem Thore entgegen, fiel weinend auf ihre Kniee nieder und bat, dem gefangenen Greise die Hände küssen zu dürfen. Unter einem Traghimmel geleitete sie ihn zur Schloßkirche; beim Mahle, das sie ihm durch Priester auftragen ließ, während sie selbst durch ihre Mägde bedient wurde, drückte sie ihm ihre feste Zuversicht aus, daß er bald wohlbehalten nach Hause zurückkehren werde. Die Mannen des Abt-Bischofes warfen sich in den Sattel; ein Geschwisterkind Salomons, der junge Sigefrid von Ramswag, überfiel eines Morgens bei Dhnfriedingen (Orfingen) Erchanger und Liutfrid, da sie noch im Schlafe lagen, und führte sie gefesselt vor

die Diepoltzburg. Frau Berta brauchte nicht erst bedroht zu werden, daß Erchanger und Liutfrid im Angesichte der Burg getödtet würden, wenn der Bischof nicht augenblicklich entlassen werde: sogleich ließ sie öffnen, und als sie mit Salomon zum Thore hinausritt, erscholl der Freudenruf: Heil herro! heil liebo!

Erchanger und Liutfrid wurden nach Hohentwiel gebracht, dessen sich Burkard II., des ersten, beim Beginne der Regierung Konrads auf einer Gerichtssitzung von Tumultuanten erschlagenen Burkard Sohn, wieder bemächtigt hatte. Er und die Anderen forderten den Tod für die Frevler; aber Salomon redete zur Milde, und der König scheute sich, durch ein Bluturtheil zu den alten Feinden noch neue sich zu erwerben; er begnügte sich damit, Erchanger und Liutfrid zu verbannen. Burkard und seine Genossen begehrten auch, was sie den Frevlern durch das Schwert abgerungen, Kirchen- und Krongüter, insbesondere Hohentwiel, als Eigenthum zu besitzen. Konrad wies sie an das Reich, und dessen Versammlung forderte, unter Androhung der Acht, den Heimfall jener Güter an das Reich. In Folge dessen belagerte der König Hohentwiel, aber vergeblich (915). Während dessen versuchte Arnulf, wieder in Baiern einzudringen und schlug, wie oben angeführt, der sächsische Heinrich los. Auch Erchanger und Liutfrid kamen wieder. Schrecken verbreitete sich über Alle, die zum Könige standen; um so eifriger scharten sie sich um diesen, dem wüsten Treiben der beiden Kaufbolde ein Ende zu machen. Im Sommer 916 wurde Erchanger gefangen; aber die Ruhe war dadurch in Schwaben nicht hergestellt. Dazu plünderten Ungarnschwärme hier und im Frankenland, und im Norden brachen Normannen ein. Die Noth war entsetzlich, König Konrad im verwirrtesten Gebränge. Da erhob sich die Kirche zur Hilfe, zur Rettung des Reiches.

Der Papst Johann X., der viel verlästerte, dessen Ehre erst die neueste Geschichtsforschung gerettet hat, drang darauf, daß zwischen dem Kaiser Berengar, dem Könige Karl von Frankreich, Konrad und dem Sachsenherzog Heinrich ein Bündniß geschlossen werde zur Abwehr der Heiden von den östlichen Ländern und zur Unterdrückung der wilden Gesellen des Faustrechts; ein großes Concil sollte zur Durchführung dieses Gedankens die gesammte Macht der Kirche aufbieten. König Konrad ging mit Eifer darauf ein, die deutschen Prälaten mit ihm, und für Deutschland trat am 20. September 916 eine Synode zusammen in Altheim oder Hohen-Altheim im Ries bei Nördlingen, also an einem sehr geeigneten Orte, weil er an der Grenzscheide Alamanniens, Baierns und Franrens und nicht allzuweit von Sachsen entfernt lag, Als päpstlicher Legat führte Peter von Orta den Vorfiß.

In der Vorrede zu den Synodalkakten heißt es: „Der päpst-

Legat ist dazu gesandt worden, um den vom Teufel in unserer Gegend ausgestreuten Samen auszurotten und den frevelhaften Machinationen verkehrter Menschen entgegenzutreten. Nach vorausgegangenem dreitägigem Fasten und dem Gebet der Vitaneien sind wir Bischöfe in der Kirche des hl. Johannes zusammengekommen und haben voll Trauer unsere Sitze eingenommen. Der Legat übergab uns das päpstliche Ermahnungsschreiben; wir aber empfangen es ehrerbietig, beweinten unsere eigenen Vergehen und Unwürdigkeiten und stellten unter der Leitung des hl. Geistes nachstehende Capitula zu unserer und des christlichen Volkes Besserung auf.“ Die 18 ersten dieser Capitula handeln von der den Bischöfen notwendigen Heiligkeit, weil sie das Salz der Erde sind, und von mehreren Punkten der Kirchendisziplin. Es scheint, daß in damaliger Zeit das Verbot der Gemeinschaft mit Excommunicirten, vielfach insbesondere zum Zwecke der Vertheidigung von Kirchengut, verletzt wurde; darüber sagt die Synode, daß dies nicht mehr geschehen dürfe, denn die Geistlichen seien Seelsorger und nicht Geldsorger; für ihre bisherigen Verfehlungen in dieser Beziehung wollen die Bischöfe insgeheim in einem Kloster Buße thun, weil sie keine öffentliche Buße übernehmen dürfen, und verlangen das Gleiche auch von den Priestern und übrigen Clerikern, wenn sie nicht abgesetzt werden wollen; auch die Laien, welche den Bischöfen im Verkehr mit Excommunicirten folgten, sollen ihnen auch in der Buße folgen.

Nachdem so in den 18 ersten Kapiteln dem Reformbedürfniß der Geistlichen genügt worden, fährt das 19. fort: „Nachdem wir Decrete in Betreff des Clerus und der Disciplin Einzelner gegeben haben, sind wir Alle, Bischöfe, Priester und Volk, darüber einig, auch ein hohenpriesterliches Decret zur Befestigung der königlichen Gewalt und zur Wohlfahrt des christlichen Glaubens und Volkes zu erlassen; denn viele Völker sind, wie man hört, so treulos, daß sie den ihren Königen und Herren geleisteten Eid nicht halten und mit dem Munde schwören, während sie im Herzen die Treulosigkeit festhalten. Wenn nun euch Allen diese zum dritten Male verlesene Sentenz (in diesem und im folgenden Canon) gefällt, so bestätigt sie durch ausdrückliche Zustimmung.“ Und Volk und Clerus rufen insgesammt: wer diese Verordnung verletzt, der sei Anathema Maranatha, d. i. verflucht bei der Ankunft des Herrn, und habe seinen Theil mit Judas. Amen.“ 20. „Wir geloben vor Gott, allen Engeln, Propheten, Aposteln und allen Blutzengen, daß Keiner auf den Tod oder die Absetzung des Königs sinne oder an einer Verschwörung gegen ihn sich theilige. Wer es dennoch thut, sei Anathema und beim letzten Gerichte verdammt.“ Die Kapitel 22. und 23. auch 25. setzen die Strafe gegen Diejenigen fest, welche ihre Eide gegen den König brechen. Wer an seinen Bischof Hand anlegt, eine Kirche

verwüftet oder anzündet, einen Mönch oder Priester tödtet, oder auf das Verderben des Königs sünnt, muß zeitlebens in einem Kloster Buße thun.

Im 21. Kapitel wird über Erchanger und seine Genossen das Urtheil gesprochen: „Ihnen legen wir, weil sie gegen den Gesalbten des Herrn, nämlich gegen den Herrn und König, die Hände auszustrecken wagten, ihren Bischof Salomo hinterlistig gefangen genommen und Sakrilegien am Kirchengut begangen haben, folgende Buße auf: sie sollen die Welt verlassen, die Waffen ablegen, in ein Kloster gehen und darin zeitlebens büßen!“

Richwin, der Nachfolger des ermordeten Bischofs von Straßburg, war auf uncanonische Weise an dessen Stelle getreten; die Synode lud ihn vor, er kam nicht, und nun wurde gegen ihn die Sentenz gefällt: „Dem Richwin, der, den Canonen zuwider, die Kirche von Straßburg sich anmaßte und auf unsere schriftliche Vorladung bei dieser Synode weder in Person noch durch einen Bevollmächtigten erschienen ist, befehlen wir in der Autorität des heiligen Petrus und seines Stellvertreters, des Papstes Johannes, daß er sich bei der Mainzer Synode vor Erzbischof Heriger stelle, um wegen seines Ungehorsams und seiner Verkehrtheit Rechenschaft zu geben. Thut er es nicht, so ist er suspendirt, bis er nach Rom geht und sich vor dem Papste verantwortet.“ — Auch über das an Bischof Einhard von Speier verübte Verbrechen forderte die Synode Rechenschaft; im 31. Kapitel heißt es: „Ueber das Vergehen, das an unserem Bruder Einhard durch Blendung begangen wurde, haben wir keine volle Klarheit erlangen können. Wir befehlen aber dem Bischof Rigauvus (von Worms), daß er nachforsche, ob die Thäter Buße gethan und wie weit sie der Kirche und dem Bischofe die versprochene Genugthuung geleistet haben. Auch soll er darüber an den Papst berichten.“

Die sächsischen Bischöfe waren auf der Synode nicht erschienen, sei es weil die Einfälle der Dänen, Normannen oder Ungarn sie daran gehindert oder weil Heinrich sie nicht hatte ziehen lassen; ihnen galt das 30. Kapitel: „Die sächsischen Bischöfe, welche unerachtet der Einladung bei dieser Synode nicht erschienen sind, sollen getadelt und nochmals eingeladen werden. Kommen sie dennoch nicht, so wird ihnen von dem Legaten Petrus und dieser Synode das Messelesen untersagt, bis sie nach Rom gehen und sich beim Papste verantworten.“

Dem bairischen Arnulf und den übrigen Empörern wurde noch eine Frist gegeben. Kapitel 34. heißt es: „Diejenigen, welche, von der Synode geladen, nicht erschienen und in gleicher Schuld sind mit Erchanger, Berthold, Burkard II. und Arnulf von Baiern, müssen, wenn sie Buße thun wollen, sich schleunigst bei ihren Bischöfen

melden und die von der Synode bestimmte Buße übernehmen.“ — Am 7. October“, fährt das 35. Kapitel fort, „soll eine Synode in Regensburg gehalten werden, wobei Arnulf, Berthold (sein Bruder) und ihre Genossen erscheinen müssen; nur deshalb beraumen wir eine neue Frist an, damit sie noch in sich gehen und Buße thun; wenn sie aber diesen unsern heilsamen Rath hochmüthig auf Antrieb des Teufels verachten und sich der im Erlasse des Papstes Johannes vorgeschriebenen Buße nicht unterwerfen, so binden wir sie unwiderruflich durch mündlichen und schriftlichen Verruf auf immer mit dem Anathema und übergeben sie mit Judas, dem Verräther des Herrn, den Flammen des ewigen Feuers.“ Die Geladenen leisteten keine Folge, und König Konrad sah sich genöthigt, auch fortan mit Arnulf zu kriegen; auch Erchanger machte sich aus dem Gefängnisse frei und warf sich zum Herzog in Schwaben auf. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß seine saubern Genossen die Ungarn ins Land gerufen und dadurch unfägliches Elend geschaffen haben. Von Basel, das sie verwüsteten, stürmten die Ungarn durch das Elsaß nach Lothringen hinüber. Endlich vermochten die drei Uebelthäter Erchanger, Berthold und Liuthard dem Grimme der Bevölkerung und der Thatkraft des Königs keinen Widerstand mehr zu leisten; sie ergaben sich oder wurden gefangen und in Altdingen, einem bei den vielen Dörfern dieses Namens nicht genau zu bestimmenden Orte Schwabens, auf allgemeine dringende Forderung enthauptet.

Für König Konrad verflossen die Jahre 917 und 918, die Kämpfe mit dem Baiern ausgenommen, ziemlich ruhig; Das wenigstens war durch das vom Papste Johann X. betriebene Bündniß erreicht worden, daß er weder mit Italien, noch mit Burgund und Frankreich in Kampf gerieth; auch der Sachse Heinrich verhielt sich ruhig. Aber die Sorgen und Kämpfe hatten Konrads Lebenskraft vor der Zeit aufgerieben; fast ununterbrochen mußte er zu Felde ziehen, von einem bedrohten Punkte auf den andern eilen, fruchtlos gegen die Uebermacht streiten. Eine vor Regensburg erhaltene Wunde wurde tödtlich; er begab sich auf seinen Stammsitz Weilburg in Nassau, und hier sorgte der Sterbende auf edle Weise nach bestem Wissen und Gewissen für die Wohlfahrt des Reiches; er sprach zu seinem Bruder Eberhard: „Das Glück jammt der herrlichsten Befähigung steht auf Heinrichs Seite, das Heil des Reiches liegt in der Sachsen Hand. Nimm also diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Mantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe damit hin zu Heinrich und mache Friede mit ihm, damit du ihn für immer zum Verbündeten haben mögest. Er wird in Wahrheit ein König sein und Herrscher vieler Völker.“ Der Bruder ergab sich drein und wollte, weil das Wohl des Vaterlandes so es heischte, nicht nach der Krone greifen; die treuen Anhänger Konrads waren gleicher Ansicht

mit ihm, und als der König die Augen geschlossen, machten sie sich auf, zu Heinrich zu gelangen. Konrad starb am 23. December 918 „unter dem Jammer und den Thränen aller Franken“, — wir wiederholen das Wort Widukinds, „ein tapferer, mächtiger Mann, tüchtig im Krieg und im Frieden, freigebig und mild und mit aller Tugend Schmucke geziert.“

II.

König Heinrich I.

(918—936.)

Mit ihm beginnt das Geschlecht der sächsischen Kaiser, die edelste Zierde unseres Reiches in allen vergangenen Jahrhunderten. Unter Sachsen ist selbstverständlich nicht das Land zu verstehen, das heute diesen Namen trägt; dieses war dazumal zum größten Theile noch nicht in das Reich eingegliedert; Sachsen war vielmehr das Land, welches von Friesland, dem Rheine, der Elbe und Saale umgränzt ist und zu seiner Südgrenze das Land der Thüringer hatte.

Bekanntlich wird erzählt, daß die Bottschaft des hingegangenen Königs und der Großen des Reiches den Sachsenherzog Heinrich beim Vogelheerde traf; er nahm die Reichsinsignien entgegen, und auf einem Tage zu Friglar huldigte ihm der Stamm der Sachsen und der Franken; es fehlten also, außer den Lothringern, die sich an Frankreich angeschlossen, die Baiern und die Schwaben. Der Erzbischof Heriger von Mainz bot dem König die Salbung und Krönung an; darüber berichtet Widukind: „Und da Jenem die Salbung nebst dem Diadem angeboten wurde, verschmähte er sie zwar nicht, nahm sie aber auch nicht an. ‚Es genügt mir,‘ sagte er, ‚vor meinen Ahnen das vorauszuhaben, daß ich König heiße und dazu ernannt worden bin, da es Gottes Gnade und eure Huld so will; die Salbung und die Krone aber mögen Würdigeren zu Theil werden; solcher Ehren halten wir uns für unwerth.‘ Und es fand solche Rede bei der ganzen Menge Wohlgefallen; sie hoben die Rechte zum Himmel empor und ließen den neuen König mit gewaltigen Stimmen zu wiederholten Malen hoch leben.“

Wir dürfen hier kein Verschmähen der kirchlichen Gnadenmittel, keinen Mangel der übernatürlichen Gesichtspunkte erblicken. Heinrich, der machtgebietende Mann in Sachsen, braucht nicht König der deutschen Stämme zu sein; er hat nicht in Ehrgeiz darnach getrachtet: aus Pflichtbewußtsein übernimmt er die Bürde, die in endlose Sorgen und Kriege ihn verwickeln, aus der Heimath und dem

trauten Familienkreise ihn so oft führen wird; und wenn er die Salbung und Krönung empfangen, hätte er heilige Eide schwören müssen, die alle zu halten ihm eine Unmöglichkeit gewesen wäre, so den Eid um Wahrung und Wiederbringung des Kirchengutes. Weigerte er sich der Salbung, so war ihm der Eid erspart.

Das Erste, was uns aus der Regierungszeit Heinrichs entgegnet, ist die Wahrnehmung, daß die Königsmacht gefestigter und mächtiger wurde, als sie unter seinem Vorgänger Konrad gewesen war. Jetzt bildete nicht bloß mehr Ein Stamm den Krystallisationskern, sondern die fest zusammen haltenden Stämme der Franken und Sachsen, welch' letzteren fast der ganze Norden Deutschlands beipslichtete, vermochten mit weit mehr Nachdruck aufzutreten, und nun gelang es der Klugheit und Thatkraft Heinrichs, die Alamannen und Baiern fester in das Reich einzugliedern und die Lothringer wieder herüber zu holen; Deutschland wurde ein Staatenbund unter der Oberhoheit der Sachsen. Als Heinrich nach 17jähriger Regierung starb, war das Reich geeinigt, die Mark Schleswig durch die Vertreibung der Dänen hergestellt, Deutschland von den mit blutigen Köpfen heimgeschickten Ungarn befreit, die bürgerliche Freiheit gefördert, durch die Einführung des Reiterheeres zum Ritterthum der Grund gelegt und damit ein neues Element ins deutsche Leben eingeführt.

Darf ich Heinrich gewissermaßen einen sächsischen König nennen, der sein Augenmerk hauptsächlich auf Deutschland allein und auf die inneren Angelegenheiten beschränkte, so ist Otto, sein Sohn, der ritterliche Kaiser, der in die Fußstapfen Karls des Großen tritt, die ganze Welt mit riesigen Plänen umspannt, einem zweiköpfigen Aare vergleichbar, der nach Ost und West sein scharfes Auge richtet.

Seine ungeheuren Entwürfe kann Otto nur ausführen, wenn jedes Widerstreben der Vasallen gebrochen, die unermessliche Kraft des Reiches allein in seiner starken Hand zusammengefaßt ist; daher drückt er auf die Stammesherzöge und beugt sie, wirft mit unwiderstehlicher Gewalt jeden Aufstand nieder, besetzt die wichtigen Stühle von Mainz und Köln mit Gliedern seiner Familie, das erstere mit seinem Sohne Wilhelm, das letztere mit seinem Bruder Bruno. Die Ungarn schlug er auf dem Lechfelde so vernichtend, daß sie niemals wieder kamen; die Fürsten des Reiches überwand er so, daß sie ihre Einwendungen gegen die Ausführung seines Kaisergedankens aufgaben; er zieht über die Alpen und wird Kaiser, und ein so übermächtiger, großherrlicher Kaiser, daß in Quedlinburg zu den Stufen seines Thrones der Däne und der Böhme ihren Tribut niederlegen, der Herzog von Polen seinem Gerichte sich stellt, Gesandte aus Rom, Benevent, Afrika, Constantinopel, Bulgarien, Rußland ihre Huld-

gung darbringen. Das war in anderthalb hundert Jahren, seit der große Karl das Scepter geführt, nimmer erlebt worden; das deutsche Volk galt jetzt als das erste und ruhmreichste in der Welt. Und ob es glücklich war! Was zur Wohlfahrt eines Volkes, also zu dessen Glück beiträgt: die Sicherheit des Lebens, die Blüthe von Ackerbau und Landwirthschaft, von Bergbau, Gewerbe und Handel, das Alles ging aus der schaffenden Hand des sorgenden Otto hervor, und obgleich seine Hand schwer auf dem heiligen Stuhle lag, weil kein ihm ebenbürtiger Papst dessen Gewalt würdig repräsentirte, so gingen doch vom kaiserlichen Hofe Glaubensboten aus nach Ungarn und Rußland. Und wie sehr lag dem Kaiser die Gründung des Erzbisthums Magdeburg mit seinen Suffraganstühlen von Zeiz, Merseburg, Meißen, Havelberg, Brandenburg, Posen am Herzen, damit von diesen Burgen des Glaubens und frommer Sitte das Licht der freimachenden Wahrheit und die Segnungen der Cultur den slavischen Völkern gebracht würden!

Aber die Größe war zu groß, die Herrlichkeit zu glänzend für diese arme Erde. Noch glühender als sein Vater, weil mehr mit jugendlicher Begeisterung und nicht mit der Erwägung des gereiften Mannes, erfaßte Otto II. den Kaisergedanken. Italien und Deutschland sollten Ein Reich sein; er wollte die Griechen und Araber aus der Halbinsel vertreiben. Losgerissen von der Wurzel der heimischen Erde, sank er 28jährig zu Rom ins Grab und ließ den Thron seinem Sohne Otto III., der noch ein Kind war, „heranwachsend in jugendlicher Ueberschätzung seiner Kräfte und seiner Hausmacht,“ wie der Chronist von Kamerich sagt, und auf den großen, aber, weil unausführbar, läppiſchen Gedanken verfiel, die versunkene Herrlichkeit des Römerreiches wieder herzustellen. Ueberall zog er die Römer den Deutschen vor, ein träumerischer Jüngling, geistreich, wissensdurstig, für alles Große begeistert, fromm; fremd in deutschen Landen, und fremd unter den Römern, deren Consul und Kaiser er sich nannte, eine frühgeküdete Blüthe; denn schon mit 22 Jahren raffte ihn das Fieber hinweg.

Schwer war die monarchische Gewalt geschädigt worden; Heinrich II., der Heilige, mußte wieder eingliedern, was unter den zwei letzten Ottonen aus dem Ringe des deutschen Reiches gebrochen, wieder aufbauen, was verfallen war. Er kehrte zur Politik des ersten Heinrich zurück, indem er die Bisthümer stärkte und in den Bischöfen und Aebten ein Gegengewicht gegen die Strebungen der Fürsten schuf, die großartigen Entwürfe des dritten Otto aufgab, Polen und Ungarn wieder unter die Oberherrlichkeit des Reiches zu bringen suchte und zwischen der Krone und dem heiligen Stuhle einen gründlichen Frieden zu Stande brachte.

Mit dem ersten Heinrich beginnt die Kaisereiche aus

dem sächsischen Boden als ein starker, lebenskräftiger Stamm herauszuwachsen, damit er im großen Otto sich als die herrliche, weite Länder und zahlreiche Völker überragende Krone ausäste, die zwei folgenden Ottonen schießen dann allzu üppig ins Laub und setzen kein Holz mehr an und bringen keine Frucht; über dem ganzen Baume aber wiegen sich, wie Lilien in blauer Luft, glänzend und duftend Heinrich und Kunigunde, das heilige Kaiserpaar, das auf der Höhe über Bamberg in dem von ihnen gebauten Dome ruht, vom Bisthum umlagert, das sie gestiftet und freigebig ausgestattet haben.

Heinrich, „der großmächtige Herr und der größte der Könige Europa's,“ wie Widukind in seiner Sachsen Geschichte ihn nennt, „an jeglicher Tugend der Seele und des Körpers keinem nachstehend,“ war 42 Jahre alt, als er zum Könige ausgerufen wurde; „eine mächtige Gestalt, welche der königlichen Würde die rechtezierde verlieh.“ — „Von Jugend auf unter den Augen seines tüchtigen Vaters, Otto's des Erlauchten, allen Uebungen, welche den Mann stählen, mit aller Freudigkeit hingegeben, hatte er in den Kampfspielen eine solche Fertigkeit erreicht, daß er den Andern Schrecken einjagte, wenn er sie auf den Plan forderte. Auf der Jagd war er so unermüdblich, daß er auf Einem Ritt vierzig und noch mehr Stücke Wild erlegte. Und obgleich er bei Gelagen sehr leutselig war, vergab er dennoch der königlichen Würde nichts; denn er flößte zu gleicher Zeit ein solches Wohlwollen und eine solche Furcht den Kriegsheuten ein, daß sie, selbst wenn er scherzte, nicht wagten, irgendwie Unziemliches sich zu erlauben.“ (Widukind.) So war Heinrich als gereifter Mann, wie er aber ein solcher geworden, das erfahren wir aus den Worten des Chronisten: „Ob ihm gleich seit der ersten Jugendblüthe eine unumschränkere Art zu sein gestattet war, er schmückte dennoch weislich seinen Lebenswandel mit Allem, was dem Gemüthe Weihe verleiht.“

Heinrich war vermählt mit Mathilde. In der Unbesonnenheit der stürmischen Jugend hatte er den Ehebund geschlossen mit Hathaburg, einer Tochter des Grafen Erwin, welche des Grafen Osdag Wittve, und zwar, wie der Chronist sich ausdrückt, eine Verschleierte war. Deshalb konnte die Ehe kirchlich nicht bestehen, und Heinrich war zu ihrer Auflösung genöthigt. „In Hingebung und Liebe umfaßte er Alle, mit denen er verkehrte; Niemand war er feind, über Keinen erhob er sich, die Betrübten tröstete, den Leidvollen half er; so fand er unbeneideten Ruhm und gleichgestellte Freunde. Und mochte auch die gezollte Achtung seiner Stellung gebühren, die Anmuth seiner Milde und Herablassung bewirkte, daß er Allen noch insbesondere theuer war und um so sorgjamer verehrt wurde.“

Zur zweiten Vermählung erkor Otto der Erlauchte für seinen Sohn die Gräfin *Mathilde* von Ringelheim, die zu ihren Ahnen *Wittekind* zählte, der als Heide Karls des Großen unerbittlicher Gegner, als Getaufter der treueste Diener Christi war. Die Jungfrau befand sich im Kloster Herford, nicht um unter dem Schleier den Gottesbräuten eingereicht zu werden, wie der Chronist sagt, sondern „um durch Buch und Werk zu allem Nützlichen erzogen zu werden.“ Otto entsandte den Grafen *Thietmar*, der einst Heinrichs Lehrer gewesen war, nach dem Kloster, und sein Bericht über die Jungfrau lautete so, daß Heinrich selbst alsbald mit glänzendem Gefolge auf die Brautschau ging. Als er, von seinen Mannen umgeben, im Kapitelsaale stand und die Aebtissin, welche Mathildens Großmutter war, die Jungfrau hereinführte, „da“, sagt der Chronist, „als Heinrich sie erblickte und die Erscheinung frisch empfand, heftete er sein Auge auf die Jungfrau, so sehr von Liebe zu ihr entzündet, daß das Verlöbniß keinen Aufschub erlitt.“ Die herzenskundige Aebtissin handelte an der Eltern Statt, deren Zustimmung gewiß. Mit Anbruch des nächsten Morgens sammelte sich das fürstliche Gefolge in aller Stille im Gotteshause; da ward die Jungfrau dem Manne übergeben und von dort mit allen Ehren in der Sachsen Heimath geleitet, bis das Hochzeitfest in Walhausen gefeiert wurde. Das war im Jahre 909.

Diese Ehe war in ihrer Wurzel gesegnet. Die Großmutter Heinrichs war *Oda*, die fromme Pflegerin des Frauenstiftes Gandersheim, welche 913 in einem Alter von 107 Jahren starb, seine Mutter *Heilwig*, oder *Hedwig*, eine Enkelin Ludwigs des Frommen und Tochter des Herzogs *Eberhard* von Friaul, war eine gar fromme Frau, welche sich durch große Tugenden auszeichnete. Mathildens Stamm aber war schon seit *Wittekind* ein mit Gnaden gesegneter gewesen.

Belauschen wir Heinrich und Mathilde noch in der Heimlichkeit ihres Familienlebens, es wird uns das Verständniß ihrer Geschichte wie der des Reiches gar sehr fördern.

Der Biograph Mathildens sagt: „Mathilde, die beglückte Gemahlin des irdischen Herrschers, wenn ihr gleich die zeitliche Gewalt zu Theil geworden, ließ dennoch sich nicht sowol von der Herrlichkeit der Welt zur Hoffart, als vielmehr von ihrer Neigung zum Dienste Gottes lenken.“ Der Gemahl, die Kinder, die Sorgen des Königs sind ihre Sorgen; nicht nur die Familie, sondern auch das weite Reich beschäftigen ihr königliches Herz.

Heinrich und Mathilde erwiesen sich ungewöhnlich reich in Stiftungen. Sie stifteten zu Pödde bei Harzburg (am Fuße des Harzes) eine Genossenschaft von Geistlichen, zu Duedlinburg im Thale eine Mönchsvereinigung, auf dem Berge ein Nonnenstift, ein anderes

zu Gerrode. „Alle Jahre“, so berichtet die Chronik, „lassen sie sämtlichen Klöstern ringsum unzählige Geschenke zufließen; wohin sie dieselben nicht selbst tragen können, dahin schicken sie Boten.“ — In Windhausen war ein Stift, eigens für die Ausbildung von Fürstentöchtern errichtet. Aber da die Verhältnisse es mit sich brachten, daß die Fräulein oft manchen Mangel litten und die Eltern auf Abhilfe sannten, drangen sie in den König, das Stift nach Quedlinburg zu verlegen. Ueber den Berathungen starb Heinrich, aber auf einem Reichstage zu Erfurt erwirkte Mathilde von ihrem Sohne Otto die Verlegung; sie selbst führte die Jungfrauen nach Quedlinburg und stattete das Stift reichlich aus.

Was sollen diese Stiftungen? Sie weisen uns auf die übernatürlichen Gesichtspunkte hin, unter welchen Heinrich und Mathilde die Herrschaft auffaßten. Nach der christlichen Anschauung ist der König der erste Ritter, der oberste Richter, der Vater des Vaterlandes; dazu bedarf er vieler Gnade, daher beständigen Gebetes. Was er selbst, beschäftigt im Rath, auf den Feldzügen, mit tausend Sorgen sich tragend, nicht zu leisten vermag, das vertraut er den frommen Seelen an, die in den Klosterzellen dem himmlischen Herrn sich verlobt, und diese halten unter Bußwerken ihre flehenden Hände empor und ziehen aus den Wolken des Himmels die Ströme des Segens nieder, welche das Walten des Königs befruchten und den Boden des Vaterlandes erquicken. Daher ist es gekommen, daß unsere Kaiser und Könige so freigebig zu frommen Stiftungen waren, daß sie selbst und Glieder ihrer Familie zum Dienste des Vaterlandes in Gebet und Opfern sich verpflichteten. So wird es z. B. von Adelheid, der Urenkelin unseres Königspaares, ausdrücklich bezeugt. Sie war von Freiern umworben, die ihr, wie die Quedlinburger Nachrichten sagen, nicht bloß Schätze, sondern über ihr Vermögen goldene Berge und Städte versprachen; „aber in Quedlinburg“, fährt die genannte Chronik fort, „hat Otto's III. leibliche Schwester in Gegenwart ihres Bruders, des Kaisers, und vor den Augen des gesammten Reiches und Volkes . . . für das Vaterland sich geweiht und wurde dem himmlischen Bräutigam Christus übergeben.“

In dieser Anschauung liegt das Geheimniß der Größe und Herrlichkeit unseres Reiches. Daher sagt der Geschichtschreiber Mathildens mit Recht: „Wie darf indeß befremden, daß der König Heinrich so oft seine Feinde überwältigte, so siegvolle Triumphe erstritt, er, der, dem himmlischen Könige jederzeit seine Dankbarkeit bezeugend, die Kirchen mit allem Aufwande wiederherstellen ließ, freigebig gegen die Dürftigen war, den Wittwen und Unterdrückten Schutz gewährte, seine Kriegsmannen nach Gebühr beschenkte, die Andern mit Güte und milder Friedfertigkeit regierte.“

Von der Arbeit der Gnadenvermittlung nahm Mathilde so viel auf ihre Schultern, als diese zu tragen vermochten; sie machte sich zur Veterin. „Zur Nachtzeit“, berichtet ihr Biograph, „schlich sie sich verstohlen aus der Nähe des Königs, und wenn er erwachte, fand er sie im Gebete . . . Wenn Heinrich aber einmal ferne war, wer möchte es glauben, wie sie im Gebete sich ergoß, wie sie, als wäre Christus selbst gegenwärtig, die Füße seines Bildnisses umklammerte, vom frühesten Hahnentusch bis daß des nächsten Tages Morgenröthe die ersten Strahlen emportrug.“

Mit sterbendem Munde anerkannte der König, daß das fromme Gemahl seine Beratherin gewesen, und Gott weiß, in welsch' schwierigen Verhältnissen er dieses Rathes bedurfte! Sie unterstützte ihn im Amte der Gerechtigkeit durch ihren milden Sinn und vermochte ihn, die Härte zu mäßigen und zur Erbarmung sich zu neigen. „Und ward Einer“, heißt es in ihrer schmucklosen Lebensbeschreibung, „ob verbrecherischer Schuld vor den Richterstuhl des Königs gebracht und von diesem zum Tode verurtheilt, da gedachte die allerfrömmste Königin der Leiden des Gekreuzigten und drang mit Schmeicheltworten so lange in des Fürsten Sinn, bis aus seinem Munde das Wort der Gnade hervorging.“

Heinrich und Mathilde repräsentiren so recht das Bild einer deutschen christlichen Familie. Wenn nun von Vater und Mutter Gnade erworben wird für die Kinder und Familienglieder und Segen auf diese ausströmt, so begreift es sich, daß einem Volke, über dem als sein Inbegriff ein solches Königspaar waltete, höher die Pulse schlugen, die Wohlfahrt einkehrte und mit ihr die Freude, und auf allen Gebieten des Lebens ein reges, kräftiges, menschenwürdiges Streben sichtbar wurde.

Lassen wir nun die Akte der Regierung an uns vorüberziehen, so fällt uns als charakteristisches Merkmal auf die Weisheit und Klugheit, indem Heinrich seine vornehmste Sorge Sachsen zuwandte, wo er die Wurzeln seiner Kraft hatte, und von wo aus er hoffen konnte, durch Erhebung, Bildung und Tüchtigmachung des eigenen Volkes das Reich am leichtesten seinem Throne anzugliedern, und indem er dann von der Reichsgewalt nur in so weit Gebrauch machte, als für den Bestand und das Gedeihen des Ganzen unbedingt nöthig war.

Heinrich beeilte sich nicht, nachdem ihm die Throninsignien überbracht waren, als König aufzutreten. Konrad starb, wie wir wissen, am 23. Dezember 918; auf den 19. oder 23. Februar wird ein Herrentag fränkischer Großen erwähnt, wohl der, in Folge dessen Eberhard, Konrads Bruder, dem Sachsenherzog die Reichsinsignien überbrachte. Heinrich aber verlangte eine weitere Versammlung. Er bedurfte des Königtitels nicht, wohl aber bedurfte

seiner das Reich, und da er an Konrad gesehen, was ein König ist, dem nicht alle Stämme von vornherein ihre Zusage gebracht, wollte er bis zu der weiteren Tagssagung unter den Gemüthern das Wort der Einigung sich festgestalten lassen. Dieser weitere Tag fand in der Palmwoche statt (9.—14. April), und hier traten die Sachsen zu den Franken; ohne Zweifel war auch in den anderen Reichstheilen für ihn vorgearbeitet worden, und nun ließ er sich als König den Eid der Treue leisten.

Gleich darauf, berichten die Chronisten, brach er nach Alamannen auf, wo die Beruhigung des Landes zunächst am nothwendigsten erschien. Burkard II. hatte sich in den Besitz des Herzogthums gesetzt, und König Konrad war durch die Verhältnisse gezwungen gewesen, ihn gewähren zu lassen. Erwartungsvoll schauten alle Stämme auf des Königs ersten Erfolg; denn von ihm hing gar Vieles ab. Der Kluge zog aber nicht das Schwert aus der Scheide; ihm genügte es, Burkard, den mächtigen Fürsten, wenigstens nicht zum erklärten Feinde zu haben, und als dieser sich willfährig zeigte, aus welchen Gründen, ist gleichgiltig, beließ ihn Heinrich in der Herzogswürde, ohne einen Versuch von Gewalt unternommen zu haben, und dieser Ausgang erwarb ihm Sympathien.

Im Jahre 920 treffen wir ihn auf einem Zug nach Baiern. Alle Versuche, mit dem trotigen Arnulf die Verhältnisse in Güte zu ordnen, waren gescheitert; auf das mächtige Schwert gelehnt, blickte der Baiere mit Gleichmuth auf alle Widersacher, ob diese auch unter dem königlichen Banner auf den Plan traten.

Aber Heinrich kam, und die Lage änderte sich derart, daß der König in Frieden und Freundschaft von Arnulf schied. Wie das so gekommen, darüber gehen die Berichte auseinander. Der Bericht eines Mönchs von St. Emmeran in Regensburg, sagt: „Der Sachse Heinrich drang feindlich in Baierns Reich ein, wo keiner seiner Väter auch nur einen Fuß breit je besessen hat, und deshalb, glauben wir, hat Gott es so gefügt, daß er gleich beim ersten Angriff durch die Bewohner einer einzigen Stadt überwunden worden ist.“ Dem gegenüber berichtet Widukind: „König Heinrich belagert Regensburg; Arnulf sieht, daß er auf die Länge nicht widerstehen könne, kommt also freiwillig in des Königs Lager, sich zu unterwerfen, und weil dieser ihn sehr ehrenvoll empfängt, werden sie bald die besten Freunde.“ Diesen Bericht malte der Bischof Liutpraud von Cremona, der dreißig Jahre später schrieb, in folgender Weise aus: „Als man schon daran war, die Schlacht zu schlagen, bedachte der verständige und gottesfürchtige Heinrich den beiderseits bevorstehenden, unwiederbringlichen Verlust vieler Seelen und ließ daher den Arnulf zu einer Zusammenkunft einladen. Dieser meinte, Heinrich

wolle einen Zweikampf vorschlagen, und kommt daher ganz allein zur bestimmten Stunde; doch der kluge König bekämpft ihn bloß mit Sprüchen, die mit dem Worte schließen, daß Heinrich der Erste wäre, ihm sich zu unterwerfen, wenn er statt seiner zum Könige gewählt worden wäre. Die Baiern, welchen Arnulf von der Zusammenkunft berichtet, rathen, Heinrich als König anzuerkennen.“ Und so geschieht es; eine Schlacht scheint nicht geschlagen, sondern nur gütlicher Austrag geslogen worden zu sein und die Ausführung Ludens zu Recht zu bestehen: „Dem König war genug, die feindselige Gesinnung des Herzogs besiegt und den Arnulf zur Verzichtleistung auf den königlichen Namen oder auf die Losreißung Baierns vom deutschen Reiche gebracht zu haben. Im Uebrigen ließ er ihm, dem Herzoge, die Verwaltung in Baiern mit königlichem Ansehen, schied von ihm wie von einem Gleichen, und rechnete auf die Natur menschlicher Dinge und auf den Gang der Ereignisse, um das richtige Verhältniß herzustellen.“ Ueberaus glücklich war dieser Austrag; eine tiefer wirkende Reibung kam zwischen Heinrich und Arnulf nicht mehr vor; Letzterer eröffnete sich den Einflüssen des Königs, besonders für die bessere Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Baiern, und machte sich dem Könige in manchen Dingen zur kräftigen Stütze; sie gingen fortan Hand in Hand.

Heinrich konnte sich, von dieser Seite gesichert, nun mit mehr Kraft auf die Wiederbeibringung Lothringens zum Reiche verlegen. Elsaß und Lothringen waren durch Parteien zerrissen; während der Bischof Richwin von Straßburg seine Stütze in dem deutschen König suchte, veranlaßte eine französische Partei den König Karl den Einfältigen zu einem Einfall in das Elsaß. Rasch war Heinrich mit reisiger Mannschaft zur Stelle, und Karl wagte keine Schlacht, sondern stellte Anträge zu einer Verhandlung auf Martini 921, damit alle Späne zwischen Deutschland und Frankreich ausgetragen würden. Ob die Schwäche bei der vielfachen Verwirrung seines Reiches, ob die Mahnungen des Papstes Johannes X. und des Kaisers Berengar ihn dazu bewogen, bleibe dahingestellt. Am Sonntag den 4. November wohnten beide Könige dem Gottesdienste in Bonn bei, und am 7. war die Uebereinkunft ausgefertigt und wurde feierlich verkündet. In der Mitte des Rheinstroms lag ein prächtig geschmücktes Schiff; Heinrich fuhr mit seinem fürstlichen Gefolge vom linken Ufer, Karl vom rechten dahin; sie reichten sich die Hände und legten einen Schwur auf heilige Reliquien ab, zuerst der Franzose: „Ich, Karl durch Gottes Gnade König der Westfranken, will von nun an diesem meinen Freunde Heinrich, König des Ostens, Freund sein nach meinem Wissen und Vermögen, wie sich ein Freund dem Freunde billiger Weise erzeigen soll, jedoch auf die Bedingung, daß er mir das Gleiche eidlich gelobe und auch halte,

was er verspricht. So helfe mir Gott und diese heiligen Reliquien!“ Den Inhalt des Vertrages kennt man nicht. Heinrich hat darin sicher Lothringen noch nicht angesprochen; denn als Karl im folgenden Jahre wieder am Rheine mit ihm zusammen kam, schwer bedrängt durch die übermächtigen Großen, die sich gegen ihn erhoben und in dem Grafen Robert von Paris einen Gegenkönig aufgestellt hatten, da hat er Köln und Utrecht an Deutschland abgetreten. Für das Weitere reifte die Zeit erst heran.

Karls Gegenkönig Robert bedurfte der Freundschaft Heinrichs gar sehr; im Januar 923 hatte er mit ihm eine Zusammenkunft an der Roer bei Jülich, und hier, scheint es, hat er alles Lothringer Land an den deutschen König abgetreten. Allein im folgenden Jahre war dieser krank, dann hatte er mit den Ungarn und Slaven zu kämpfen, und erst im Frühjahr 925 konnte er dem jammervollen Rufe, der aus Lothringen zu ihm drang, Folge leisten. Jammervoll aber war der Ruf, weil unter der Befehdung der Parteien alle staatliche Ordnung aus den Fugen gewichen war, die Streitenden Ungarnschwärme herbeigerufen hatten, welche Feind und Freund mit Mord, Brand und Plünderung heimsuchten. Heinrich ging im Herbst über den Rhein, siegte bei Bülpich, erhielt von Gisibert, der sich zum Herzog aufgeworfen, Geiseln, und noch bevor das Jahr 925 ablief, war ihm allgemein gehuldigt. Die völlige Einverleibung unterlag dann keinem besonderen Anstande mehr. Viel that dazu der große Reichstag, der sich im November 926 zu Worms versammelte; dann bestätigte Heinrich den Gisibert im Herzogthume und verlobte ihm seine Tochter Gerberga im Jahre 928.

Auch Alamannien ward beruhigt, freilich nicht in der Weise, daß nun dort alle Parteiungen und Fehden aufgehört hätten; aber dem König und Reiche gegenüber fügte sich die Provinz, indem Reginlinda, die Wittve Burkards II., der in Italien, bei Gelegenheit eines gemeinschaftlichen Zuges mit Rudolf II. von Burgund, erstochen worden, sich entschloß, dem Franken Hermann die Hand zu reichen. Hermann war mit dem verstorbenen König Konrad versippt, und diese Familie hatte Heinrich bisher immer ausgezeichnet; Hermann also gab als Herzog in Alamannien ausreichende Gewähr, daß von hier aus der König in keinem Unternehmen gehemmt werden würde.

Auf dem Wormser Reichstage kam Heinrich auch mit dem hochstrebenden König von Burgund zu einem gedeihlichen Abkommen. Durch den Tod Burkards seiner besten Stütze beraubt, scheint dieser sogar den Lehenseid an den deutschen König geleistet zu haben. Auf Heinrichs Bitte überlieferte er ihm die hl. Lanze nebst anderen Kleinodien, die sich einst im Schatze Karls des Großen befunden hatten. Was war die hl. Lanze? Es werden ihrer mehrere er-

wähnt; theils heißt es, es sei das Labarum Constantins des Großen gewesen, theils wurde gesagt, nichts Geringeres sei die Lanze gewesen, als jenes Leidenswerkzeug, mit welchem der römische Soldat die Seite unseres Heilandes eröffnet habe; Andere gaben vor, die Spitze der Lanze sei aus einem der Nägel des Kreuzes gefertigt gewesen.

Da mit Arnulf von Baiern ein gutes Einvernehmen hergestellt und der ganze Süden und Westen des Reiches geordnet und befriedigt war, konnte Heinrich nun sein Augenmerk dem Osten zuwenden.

So finden wir ihn um die Jahre 928 und 929 unter den Slaven beschäftigt; Herzog Arnulf reichte ihm die Hand zur Bekämpfung der Heiden. Schon in den nächst vorausgegangenen Jahren hatten Streifzüge stattgefunden; jetzt im harten Winter von 927 auf 28 rückte Heinrich, durch die Eisdecke auf den Sümpfen begünstigt, in das Land der Haveller, schlug ein Lager vor Brennaburg (Brandenburg) auf, eroberte die Stadt und verbrannte den Tempel des Triglaf; dann überfiel er die Daleminzier, die alten Verbündeten der Ungarn; die Milzen verstanden sich zur Hulldigung und Zinszahlung, und als Burg für die Grenzbesatzung baute er auf einem waldigen Hügel am Flüsschen Meissen die Stadt dieses Namens.

Da die Dobotriten im Mecklenburgischen lange schon unter dem Schutze des Reiches standen, und auch die Milzen und Rhedariet als Zinsvölker Heinrichs genannt werden, so war die Reichsgrenze bis in die Nähe der Oder vorgerückt und weite Strecken der christlichen Bekehrung und deutschen Cultur eröffnet.

In Böhmen trat Heinrich gemeinschaftlich mit Arnulf auf. Lange schon rang hier das Christenthum mit dem Heidenthume. Ludmilla, die Gemahlin des ersten christlichen Herzogs Borzivoi, that mit ihren beiden Söhnen Spitignew und Wratislaw I., viel für die Bekehrung der Böhmen, und darin folgte ihr der Enkel Wenzel der Heilige nach; aber je kräftiger das Banner des Kreuzes sich entfaltete, desto bitterer ergrimmte die heidnische Adelpartei, und am 15. September 927 wurde die heilige Ludmilla mit ihrem eigenen Schleier erwürgt. Die siegende Partei verbot die christliche Religion, verbannte die Priester und nöthigte den jungen, in seinem Glauben unerschütterlichen Herzog Wenzel, an seinen noch jüngeren Bruder Boleslaw den Landestheil jenseits der Elbe abzutreten, der den Namen Boleslawia, Bunzlau, erhielt. Boleslaw war zum Träger des Heidenthums ausersehen, während Wenzeslaus in jugendlicher Herrlichkeit zu einem Heiligen heranwuchs. Den Waizen für das heilige Messopfer säete er mit eigener Hand und den Wein dazu drückte er selbst aus den Trauben; in den kalten Nächten betete er an den Kirchenthüren, suchte die Gefangenen heim, trug auf eigener Schulter den frierenden Armen Holz zu, und unterzeichnete nur mit Schmerz die Strafurtheile, Todesurtheile

niemals. Auf dem Markte von Prag kaufte er Knaben, damit sie die christliche Lehre und heilige Taufe empfangen. Seine milde Gesinnung hielt ihn nicht ab, mit Kraft aufzutreten, wo es nöthig war. An der Spitze seines Heeres gegen den Führer der Heiden, den Herzog Radislaw von Chnrim, ausgezogen, trat er, als eben die Schlacht beginnen sollte, aus den Reihen der Seinen vor und sprach: „Laß uns Blut verschonen, Bruderblut! Es entscheide ein Gottesgericht zwischen mir und dir! Ich, nur ein Jüngling, fordere dich, den waffenkundigen Mann, vor mein Schwert in zuversichtlicher Hoffnung, daß Gott den Sieg Dem verleihen wird, welcher sein Recht und die gute Sache verfißt.“ Stolz im Gefühle seiner Ueberlegenheit, schreitet Radislaw gegen den Jüngling vor und mißt diesen, der ruhig ihn erwartet, mit verächtlichem Blick; aber als er das Schwert schwingt, ertönt eine mächtige Stimme: Halt ein! Radislaw stürzt in die Kniee, Wenzel schließt ihn in die Arme, und eine Versöhnung fand statt, die niemals wieder getrübt wurde. Radislaw gestand, daß er eine Erscheinung gehabt, die ihn mit Zuruf und Geberde bedrohte.

Die Mutter Wenzels leistete den von Heinrich angegriffenen Slaven Beistand. Selbstverständlich hatten die Siege des deutschen Königs und der Bau seiner Burgen in den slavischen Landstrichen das Blut der böhmischen Heiden in Wallung gebracht; Gesandte Thankmars, des Sohnes Heinrichs aus seiner Verbindung mit Hathaburg, wurden in Böhmen mißhandelt; da kamen im Jahre 928 Heinrich und Arnulf und rückten bis vor Prag. Herzog Wenzel, froh, an das deutsche Reich sich anlehnen zu können, gelobte dem Könige Treue und ein jährliches Geschenk von 500 Mark Silber und 120 Stück Ochsen und erhielt dafür die Zusage, daß der deutsche König ihn und sein Land gegen alle Feinde, insbesondere gegen die Heiden in Schutz nehmen werde. Darüber bemerkt Palacky: „Wohl war es natürlich, daß der für die Verbreitung des Christenthums und für die Gründung eines festen Kirchenwesens in seinem ganzen Lande hochbegeisterte Herzog vor Allem mit demjenigen Reiche Verhältnisse anzuknüpfen bemüht war, welches allein in jener Zeit ihm diese seine Zwecke fördern helfen konnte.“ Wenzel blieb Heinrich treu, besuchte ihn auf einem Reichstage in Worms, wo Heinrich ihm den Königstitel zugestand, und in den wenigen Jahren, die ihm vergönnt waren, förderte er die Bekehrung seines Landes in der erfreulichsten Weise. Schon im Jahre 928 war in Prag die Kirche fertig, die er zur Ehre des heiligen Veit gebaut, nachdem ihm Heinrich einen Arm dieses heiligen Knaben und Martyrers zum Geschenke gemacht; der greise Bischof Tuto von Regensburg weihte sie ein. In demselben Jahre ließ Wenzel den Leichnam der heiligen Ludmilla erheben und feierlich in die St. Georgskirche in Prag über-

tragen. Seine Mutter Drahomira, die er nothgedrungen wegen ihrer Verbindung mit den Heiden aus dem Lande gewiesen, rief er zurück, damit sie in seinem Umgange den Weg der Tugend und Frömmigkeit beschreiten möchte. All' dieses schöne Wirken fand ein allzu frühes Ende. Als im Jahre 935 die Kunde erscholl, daß der gewaltige Heinrich auf das Krankenlager geworfen sei, brauste die heidnische Partei auf; in Böhmen zettelte sie eine Verschwörung gegen die Deutschgesinnten, d. h. gegen die Christgläubigen, an; das Werkzeug dazu mußte Boleslaw sein. Dieser hatte in seiner Residenz Altbunzlau, die ein Bollwerk der Heiden war, den Christen den Bau einer Kirche gestattet; auf das Patrocinium, den 27. September, weil die Kirchenpatrone Kosmas und Damian, ward Wenzel mit seiner Mutter geladen und festlich bewirthet. Als der Heilige in der Frühe des 28. zur Kirche ging, begegnete er seinem Bruder; er dankte ihm für die gute Bewirthing; Boleslaw aber zog das Schwert und hieb nach ihm, mit dem Rufe: „Ich will dich heute noch besser bewirthen.“ Der stärkere Wenzel überwältigte ihn und sagte: „Das verzeihe dir Gott, Bruder!“ Boleslaw schrie; seine Diener eilten herbei, und da sie glaubten, daß Wenzel der Angreifer gewesen, fielen sie diesen an, und an der Kirchenthüre brach er getödtet zusammen. Seine Mutter rettete sich nur durch rasche Flucht. Der Mord geschah am 28. September 935. Noch vor Ablauf des Jahres brach dann die Verschwörung gegen die Deutschen aus; ein sächsischer Heerhaufen erlitt eine Niederlage. Die Rache dafür mußte wegen des Hintritts Heinrichs und der Wahlgeschäfte Otto's vertagt werden.

Kehren wir zu Heinrich und zum Jahre 929 zurück! Da ward den Redariern, welche, des Königs Abwesenheit benützend, eine seiner Grenzstädte, Wallisleben (zwischen Werben und Arneburg) erstürmt und verbrannt hatten, bei Lenzen eine blutige Niederlage bereitet, über welche das Jammergeschrei in allen slavischen Landen widerhallte. Da und dort flammten die Rachegeister auf; im Jahre 932 griff der Brand weit um sich; die Slaven riefen Ungarnschwärme herbei; aber Heinrich hatte sich vorbereitet und dazu die Herzöge von Alamannien und Baiern ersucht, eilends Hilfe für das Frühjahr bereit zu halten.

In den Jahren 924 war die Noth durch die Ungarn in Alamannien und Sachsen gar schrecklich gewesen. Ueber die Vorgänge um St. Gallen berichten uns die dortigen Mönche. Die heilige Klausnerin Wiboroda hatte, das Nahende vorausschauend, dem Abte Engilbert gerathen, an dem Bodensee das feste Schloß Wasserburg zu bauen und darin die ältesten und die jüngsten Mönche zu bergen; noch ein anderes Schloß baute der Abt an der Sitteren, das vielleicht Meldegg ist. Kostbare Bücher flüchtete er nach Reichenau.

Aber auch zur Vertheidigung rüstete der umsichtige Mann; aus Schnüren ließ er Panzerhemden, aus Weiden Schilde flechten, Keulen härten und Pfeilspitzen schmieden. Er selbst trug unter der Kutte den Panzer und warf sich in das Sitternschloß; der blödsinnige Mönch Heribald ließ sich nicht zur Flucht bereden; auch die heilige Klausnerin *Wiboroda* blieb in ihrer Zelle.

Als der 1. Mai des Jahres 925 aufging, kündigte der weitem aufsteigende Rauch an, daß jetzt die Ungarn da waren; sie drangen ins Kloster, erschlugen die betende *Wiboroda*, schmauften im Klosterhof beim flackernden Scheine eines Holzstoßes, auf welchem sie zwei ihrer Gefährten verbrannten, die bei dem Versuche, das vergoldete Kreuz des heiligen Gallus vom Thurme zu holen, durch Herabfallen von demselben den Tod gefunden. Ein Signal ihrer Vorposten rief sie ab; der Abt *Engilbert* that ihnen viel Abtrag; dann brannten und plünderten sie in den Umgebungen von *Constanz*, und ein Schwarm wurde bei *Säckingen* fast aufgerieben; ein anderer ging auf Flößen über den Rhein ins Elsaß, wurde aber von *Luitfrid*, dem Grafen des *Sundgau*, in einer mörderischen Schlacht geschlagen und nach dem burgundischen Jura gejagt.

Während im Süden Deutschlands die Ungarn vielfach durch unruhige, unzufriedene Herren ins Land gerufen und auf ihre Gegner geheßt wurden, geschah das Gleiche gegen die Sachsen von Seiten der Slaven, die, durch Heinrichs Schläge erbittert, bei den ungarischen Häuptlingen Unterstützung zur Rache suchten. Unweit *Wurzen* erlitt der König, oder wenn seine Krankheit gerade in diese Zeit fiel, sein Heer eine Niederlage; er hielt sich in *Werle* bei *Goslar*, und ungehindert raste der Mordbrand über das Sachsenland hin. Da fiel ein hochangesehener Heerführer der Ungarn in sächsische Gefangenschaft; ungeheuere Summen boten seine Leute für seine Lösung, aber Heinrich wollte nicht Geld, sondern Waffenstillstand, den die Ungarn ihm auf neun Jahre bewilligten.

Neun Jahre der Ruhe von dieser Seite, was vermochte in dieser Frist Heinrich nicht Alles zu leisten! In den Jahren 926 und 927 scheint er beständig in Sachsen gewelt zu haben, ganz dem Werke hingegeben, das Land durch ummauerte Städte und tüchtige Wehrmannschaft zu sichern. Es ist nicht der Wahrheit gemäß, wenn man Heinrich den Städtegründer nennt, denn es gab lange schon vor ihm zahlreiche Städte in deutschen Landen; aber gefördert hat er den Städtebau und städtisches Wesen. Er beabsichtigte damit, neben der Gewinnung von Zufluchtsstätten für die Zeit erneuter Einfälle der Slaven und Ungarn, sowie von Ausfallthoren für die Eroberung heidnischer Gebiete und von Zwingburgen für die Beherrschung der Ueberwundenen, zugleich die Vermehrung und Stärkung seiner Hausmacht durch die Burgmannen.

Nachdem Heinrich die geeigneten Plätze für seine Städtegründungen sich ausersehen, befahl er dem zehnten freien Manne, mit seiner Familie sich daselbst anzusiedeln und die Mauern und Befestigungen aufzuführen; neun andere Familien mußten für ihn das Feld bestellen und den dritten Theil ihrer Ernte an ihn abliefern. Die Burgmannen bereiteten für die, welche auf ihren Gehöften blieben, Wohnungen für die Zeit der Noth, sie dagegen sorgten für die Leibeiznothdurft der Burgmannen, welche mit der Zeit den Namen Bürger erhielten.

Um die Stadtmauern her siedelte sich allerhand verlorenes Volk an, arme Leute, Verbrecher, welche unter der Bedingung, daß sie als Kriegsleute sich brauchen ließen, begnadigt worden waren.

Um die Städte zu heben und die Sachsen leichter an das Wohnen in geschlossenen Ortschaften zu gewöhnen, verordnete Heinrich, daß die Gerichtstage, die Volksversammlungen, die festlichen Gastmähler in den ummauerten Orten gehalten werden sollten. Dazu kamen noch andere Privilegien, und so erzog sich Heinrich eine ihm anhängliche Bürgerchaft, auf die er sich jederzeit stützen konnte und die ihm die Wehrmannschaft zur Verfügung stellte, auch wenn er bei den Lehensträgern auf Schwierigkeiten stieß. Wie stark und schlagfertig hierdurch seine Hausmacht wurde, das zeigte sich in den Tagen seines herrschgewaltigen Sohnes Otto, als dieser sich veranlaßt sah, auf die großen Reichsvasallen zu drücken.

Für den Kampf mit den Ungarn war zweierlei nöthig, die Gewandtheit zu Pferde und die rasche Sammlung. Unermuthet brachen die wilden Schwärme ins Land, und bis der schwerfällige Gang der Lehenverfassung die Armee schlagfertig auf einem Plage versammelt hatte, lagen schon weite Landstrecken verwüstet, und oft waren die ungarischen Räuber, die nicht erobern, sondern nur im raschen Fluge brandschätzen wollten, schon wieder verschwunden, bis die Lehensträger mit ihren Mannen sich zusammenfanden. In den Burgmannen nun und in den Haufen der Verlorenen, die er vor den Stadtmauern ansiedelte, schuf Heinrich sich Wehrmänner, die rasch, auf den ersten Befehl zur Stelle waren. Die Burgmannen und andere freie Leute zog er insbesondere neben dem hohen Adel zum Reiterdienste heran; er übte sie in den raschen Wendungen, im Angriff und verstellter Flucht. Solches Leben gefiel, und wer ein Roß aufreiben, die Ausrüstung und den Unterhalt aufbringen konnte, der reihte sich in Heinrichs Reiterschaaen, und aus diesen ging der ritterliche Adel hervor, dieses Mittelglied zwischen dem hohen Adel und dem Gemeinfreien.

Hauptsächlich Grenzstädte waren es, die Heinrich anlegte; man nennt Quedlinburg, Goslar, Duderstadt, Nordhausen und andere, besonders viel that er für Merseburg. Die Merse-

burger Schaar war in diesen Tagen so gefürchtet, wie es einst die fränkische Schaar Karls d. Gr. gewesen. „Sie war“, berichtet Widukind (II, 3.) „aus Räubern gesammelt; denn König Heinrich war gegen die Fremden ziemlich strenge, gegen seine Landsleute aber in allen Dingen sehr milde; so oft er deshalb sah, daß ein Dieb oder Räuber ein tapferer Degen und tüchtig zum Kriege sei, verschonte er ihn mit der gebührenden Strafe; aber er versetzte ihn in die Vorstadt von Merseburg, gab ihm Acker und Waffen und befahl ihnen, nun die Landsleute zu schonen, gegen die Barbaren aber, so viel sie sich getrauten, Räubereien auszuüben. Die aus solchen Leuten gesammelte Menge stellte eine vollständige Heerschaar.“

Die Grenzstädte wurden Burgen, aus denen die deutsche Kultur in die slavischen Länder getragen und ihr Aufkeimen gehütet und gepflegt wurde. Einen Grafen Bernhard, wohl Billung, setzte er, nach dessen großartigem Siege über die Redarier bei Lenzen, über die neu gegründete sächsische Nordmark, die nochmals den Namen Brandenburg erhielt; im Lande Meißen konnte gleichfalls eine Markgrafschaft errichtet werden. Die Slaven verschmolzen allmählig mit den Deutschen, und bald war alles Land von den Sorben bis zu den Milzen in das Reich eingegliedert, und überall erhob sich, den Frieden predigend und segnend, die Kirche.

Die Dbotriten verbanden sich mit den Dänen, und diese fielen in Friesland ein; Heinrich besiegte sie und rückte die Reichsgrenze bis an die Eley vor, verpflanzte tapfere treue Sachsen dahin und gründete die Reichsmark Schleswig. Der alte Gorm auf Jütland, der als Oberkönig der vielen Seekönige angesehen wurde, war noch immer der Hort des Heidenthums und der Sceräuberei. Gegen ihn verbündete sich Heinrich mit dem englischen Könige Aethelstan, der seine Tochter Editha (932) seinem Sohne Otto vermählte, und zwang Gorm zu einem vortheilhaften Frieden, der außer der Landeserweiterung insbesondere auch die freie Predigt des Christenthums einschloß.

So waltete Heinrich und erhob sein Volk, daß es ihm sicherlich nicht unlieb war, daß die Ungarn nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstandes (925—933) den Tribut wieder einforderten. Der König berief eine Volksversammlung; die Gedanken, welche er hier dem Volke vorlegte, saßt Widukind in die Rede: „Von welchen Gefahren euer Reich, welches früher in allen seinen Theilen in Verwirrung war, jetzt befreit ist, das wisset ihr selbst nur zu gut, die ihr durch innere Fehden und auswärtige Kriege so oft bedrängt darnieder lagt. Doch nun seht ihr es durch die Huld des Höchsten, durch Anstrengung von unserer Seite und durch euere Tapferkeit beruhigt und geeinigt, die Barbaren besiegt und unterthänig. Eins bleibt

uns noch zu thun übrig; nothwendig ist es jetzt, daß wir gegen unsere gemeinsamen Feinde, die Ungarn, wie Ein Mann uns erheben. Bisher habe ich euch, euere Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen; nunmehr werde ich gezwungen, die Kirchen und Kirchendiener zu plündern, da uns weiter kein Geld, sondern nur noch das nackte Leben übrig bleibt. Geht daher mit euch zu Rathe und erwägt, was wir in dieser Angelegenheit thun müssen. Soll ich den Schatz, welcher dem himmlischen Dienste geweiht ist, wegnehmen und als Lösegeld für uns den Feinden Gottes geben? Oder soll ich nicht lieber der Verehrung Gottes die Ehre des irdischen Reichthums zuwenden, damit wir uns vielmehr von Dem erlösen lassen, der wahrhaft sowohl unser Schöpfer als Erlöser ist?"

„Darauf erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: sie verlangten sehnlichst danach, von Gott dem lebendigen, wahren, erlöst zu werden, denn er sei treu und gerecht in allen seinen Werken; sie gelobten dem Könige ihre Hilfe gegen das wilde Volk und besiegelten mit zum Himmel erhobenen Händen ihren Vertrag.“

Als nun die Boten der Ungarn Antwort vom Könige heischten, wies er sie mit Hohn ab, und sie kehrten mit leeren Händen heim. Sogleich brachen die Horden gegen die sächsische Grenze auf; von den Daleminziern begehrt sie Zuzug; diese aber verweigerten ihn, ja sie sollen mit Hohn ihnen einen feisten Hund vor die Füße geworfen haben: so sehr war dieses slavische Volk, durch Heinrich gebändigt, von den Gedanken an dessen Unüberwindlichkeit erfüllt. Widukind erzählt: „Nun drangen sie mit möglichst raschem Angriff in das Gebiet der Thüringer ein und durchzogen dies ganze Land sengend und brennend. Hier theilten sie ihre Schaaren; ein Theil zog nach Westen und suchte von Westen und Süden nach Sachsen einzudringen. Aber die Sachsen, vereint mit den Thüringern, scharten sich zusammen, begannen mit ihnen einen Kampf, tödteten die Anführer und zersprengten den Rest des westlichen Heeres durch diese ganze Landschaft. Von diesen wurde ein Theil durch Hunger aufgerieben, ein anderer kam durch Kälte um, noch andere starben, niedergehauen oder gefangen, wie sie es verdienten, eines jämmerlichen Todes. Das im Osten zurückgebliebene Heer hörte aber, daß die Schwester des Königs, welche den Thüringer Guido geheirathet hatte, eine benachbarte Feste bewohne und viel Gold und Silber besäße. Deshalb begannen sie die Burg mit solcher Macht zu stürmen, daß sie, hätte nicht die Nacht die Kämpfenden gehindert, zu sehen, dieselbe genommen hätten. Als sie aber in dieser Nacht von der Niederlage ihrer Gefährten hörten, und daß der König mit einem mächtigen Heere über sie komme, — der König nämlich hatte sein Lager bei einem Orte Namens Riade aufgeschlagen — verließen sie, von Furcht ergriffen, das Lager und riefen nach ihrer

Weise durch Feuer und ungeheuren Rauch die zerstreuten Schwärme zusammen. Der König aber führte am folgenden Tage — es war der 15. März — sein Heer vorwärts und ermahnte die Reifigen, ihre Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen und nicht zu zweifeln, daß ihnen die göttliche Hilfe gleich wie in anderen Treffen beistehen werde; die Ungarn seien die gemeinsamen Feinde ihrer Aller, sie sollten allein auf die Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Eltern bedacht sein; bald würden sie sehen, daß die Feinde den Rücken kehren würden, wenn sie, mannhaft kämpfend, Stand hielten. Durch diese vortrefflichen Worte angefeuert, und da sie ihren Feldherrn bald unter den Vordersten, bald in der Mitte und bei den Letzten weilen sahen, und vor ihm den Engel Michael — mit dem Namen und Bildniß desselben war nämlich die Hauptfahne geziert — erhielten die Krieger Zuversicht und große Standhaftigkeit. Der König aber besorgte, — wie es auch eintraf — daß die Feinde beim Anblicke geharnischter Reiter sogleich die Flucht ergreifen möchten. So sandte er ein Fähulein Thüringer mit nur wenigen Reitern voraus, damit jene die leicht bewaffneten verfolgen und bis ans Heer herangelockt werden möchten. Und so geschah es; aber nichtsdestoweniger flohen sie, sobald sie das gewappnete Kriegsvolk erblickten, so daß auf acht Meilen Weges kaum einige Wenige getödtet oder gefangen wurden; das Lager aber wurde erstürmt und sämtliche Gefangene befreit.“

„Als nun der König siegreich zurückgekehrt war, stattete er auf alle Weise der Ehre Gottes, wie es ihm ziemte, Dank ab für den ihm von Gott verliehenen Sieg, und er gab den Tribut, welchen er den Feinden zu geben gewohnt war, dem göttlichen Dienste zu eigen, und bestimmte ihn zu Schenkungen an die Armen. Das Heer aber begrüßte ihn als Vater des Vaterlandes, als großmächtigen Herrscher und Kaiser.“

Kaiser sollte Heinrich werden; es zog ihn nach Rom zum hl. Vater; die Verhältnisse forderten, daß der Mächtige als Schirmherr der Kirche in die Wirren der Zeit eingreife; der bei seiner Königswahl sich der hl. Salbung für nicht würdig erachtet hatte, wie stand er jetzt da im Sonnenglanze eines wahrhaft christlichen Königs!

Allein während er die Romfahrt vorbereitete, trat ihn der Tod am 2. Juli 936 zu Memleben an; ein Schlagfuß hatte ihn niedergeworfen. Da lag die herrliche Königsgestalt gebrochen auf dem Lager, noch im Sterben majestätisch. Beim Könige stehen Mathilde, das traute Gemahl, nicht weit davon die drei Söhne; Gerberga, die Tochter, weilt, frühe vermählt, bei ihrem Gatten ferne in Lothringen. Otto ist da, der kraftvolle 24jährige Jüngling; an seinem Halse weint der 16jährige Heinrich, ein Bild wunder-

samer Schönheit. Von den frühesten Knabenjahren an entzweit, hat der gemeinsame Schmerz die Herzen eröffnet; als ob sie immer mit brüderlicher Zärtlichkeit sich geliebt und niemals der eine dem anderen wehe gethan, sind sie jetzt verbunden. Der dritte Sohn des Königs ist ein Kind, das kaum erst zehn Jahre zählt, mit holdem und doch schon so ernstem Angesichte, mit Augen, aus denen ein reiner Himmel leuchtet; ein Buch trägt das Kind unter dem Arme, einfach und schwarz ist sein Gewand, die Hände hat es gefaltet. Das ist Bruno, der einst zu Köln ein heiliger Erzbischof sein wird; Otto wird die Kaiserkrone tragen, Heinrich ein Empörer gegen seinen kaiserlichen Bruder und Herrn sein.

Mathilde nimmt den letzten Abschied von dem königlichen Gemahle. Heinrich spricht: „O du Uns immerdar so Getreue und mit Recht Geliebte, ich danke Christo, daß ich dich beim Leben hinterlasse; denn Keiner hat ein so glaubensstarkes, in allem Guten rühmlicheres Weib sich verbunden. So habe denn Dank dafür, daß du mich im Borne unermüdet beruhigt, stets mir tauglichen Rath erteilt, mich oft von einer Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geleitet und emsig ermahnt hast, den Gewalt Leidenden Barmherzigkeit zu spenden. Nunmehr befehle ich dem allmächtigen Gotte und seinen Auserwählten dich und unsere Kinder, und auch meine Seele, die bald vom Körper scheiden wird.“

Es wurde stille; noch einen langen Blick auf ihn, und die Königin wandte sich ab und ging in die Kirche zum langen, innigen Gebete. Mittlerweile entwich die Seele des Königs. Wie nun Mathilde aus dem Schluchzen des Volkes erkannte, daß ihr ruhmwürdiger Gemahl dahingeshieden, warf sie sich nieder und empfahl seine Seele dem Schutze Gottes. Darauf sich erhebend, fragte sie, ob nicht ein Priester da sei, der an dem Tage noch keine Speise zu sich genommen, auf daß er für die Seele ihres Herrn die Messe sänge. Da trat der Priester Adaldag vor und sagte: „Herrin, wir haben heute noch nichts gekostet.“ Mathilde zog ihre wunderbar künstlich gearbeiteten Armspangen ab und gab sie dem Priester, sprechend: „Nimm hin dies Gold und sänge die Seelenmesse.“ Und so lange sie am Leben war, hat sie diesem Priester viele Gnade erwiesen, niemals vergessend, daß er für die Seele des Königs die erste hl. Messe gefeiert; bei ihrem Sohne Otto erwirkte sie für ihn die Bischofswürde in Bremen, die er von 936—988 in Ehren verwaltete.

Nach Beendigung der Seelenmesse trat Mathilde klagend in das Gemach, wo der Leichnam lag, und fand daselbst die weinenden königlichen Kinder. Die Wangen der ehrenreichen Königin waren mit Thränen übergossen, und hingeworfen zu den Füßen des entseelten Körpers, jammerte sie voll Bitterkeit, so wie der verehrte König es um sie verdient hatte; aber die in der Gnade Befestigte

ließ ihren Schmerz nicht in Leidenschaft austoben. Sich aufrichtend und mit dem Auge mütterlicher Liebe ihre Kinder anblickend, sprach die hohe Frau: „Theuerste Kinder, präge Dies sorgsam eurem Gemüthe ein. Fürchtet Gott und ehret immerdar in allen Dingen Ihn, der Solches geschehen lassen kann. König und Herrn gebührt es nur Ihn zu nennen, der solche Macht übt an Arm und Reich. Meidet den Zwist um vergängliche Hoheit; denn solches Ende nimmt jeglicher Ruhm dieser Welt, und glücklich ist, wer sich die unendliche Seligkeit bereitet. Möge euer Sinn sich nicht darüber verdüstern, wer von euch den andern vorgelegt werden soll, und haltet im Gedächtnisse, was der Mund der Wahrheit im Evangelium spricht: Wer sich erhöhet, wird erniedrigt werden.“

Der Leichnam des Königs wurde von seinen Söhnen in die Stadt Quedlinburg gebracht und begraben in der Kirche des heiligen Petrus vor dem Altare, unter dem Jammer und den Thränen des Volkes.

Einfache Steine bezeichnen jetzt den Ort, wo Heinrich seine Ruhestätte fand und Mathildis 32 Jahre später an seiner Seite gebettet ward. Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen einst in die Gruft zu Quedlinburg niederstieg, entblökte er, vor diesen Steinen stehend, sein Haupt. Wer aber betet dort und holt bei dem herrlichen Königspaare Heinrich und Mathilde, als bei mächtigen Nothhelfern im Himmel, Erbarmung und Segen für ihr und für unser Volk?

III.

Kaiser Otto I.

(936—973.)

Sein Ringen um die Herrschaft.

(936—968.)

Die Wahl eines Nachfolgers Heinrichs konnte nicht zweifelhaft sein. Thantmar kam als Sohn der kirchlich geschiedenen Hathburg nicht in Frage, und da Heinrich, der allerdings in der Zeit, da sein Vater bereits König war, geboren worden, noch unmündig war, so pflichteten die Sachsen ihrem hingegangenen Könige bei, der Otto zu seinem Nachfolger bestimmt hatte; zu Aachen dann in festlicher Reichsversammlung, den 8. August 936, erhoben die Fürsten und Großen des ganzen Reiches den von Heinrich ernannten, von den Sachsen gewählten Otto als König auf den Thron und gelobten ihm die Treue in die Hand. Als er, von ihnen umgeben, aus der an Unserer Frauen Münster angebauten Säulenhalle in die

Kirche schritt, ging ihm Hildebert, der Erzbischof von Mainz, entgegen, und „berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selbst in der Rechten den Krummstab trug, und angethan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Messgewand, schritt er vor bis zur Mitte des Heiligthums, wo er stehen blieb, und sich zum Volke wendend, welches rings umherstand, sprach er so: ‚Sehet! hier stelle ich euch vor den von Gott erkorenen und von Herrn Heinrich früher bezeichneten, jetzt aber von allen Fürsten zum König erhobenen Herrn Otto; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeuget Dies, indem ihr die rechte Hand zum Himmel empor hebt!‘ Darauf erhob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Geschrei dem neuen Gebieter Heil und Segen.

Sodann schritt der Erzbischof mit dem Könige, welcher mit dem eng anliegenden fränkischen Gewande bekleidet war, hinter den Altar, auf welchen die königlichen Insignien gelegt waren, das Schwert mit dem Wehrgehent, der Mantel mit den Spangen, der Stab mit dem Scepter und das Diadem. Hildebert trat an den Altar und nahm hier das Schwert mit dem Wehrgehent und sprach, zum König gewendet: ‚Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenreiches dir übertragen ist zum bleibenden Frieden aller Christen.‘ — Sodann nahm er die Spangen und den Mantel und bekleidete ihn damit: ‚Dies bis an den Boden wallende Gewand möge dich erinnern, wie du von Eifer im Glauben entbrennen und in Wahrung des Friedens auszuharren sollest bis in den Tod!‘ — Bei der Darreichung des Stabes und Scepters sprach er: ‚Bei diesen Zeichen mügest du gedenken, daß du mit väterlicher Zucht deine Untertanen leitest, und vor Allem den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest; und möge niemals auf deinem Haupte das Del der Barmherzigkeit versiegen, auf daß du jetzt und in aller Zukunft mit dem ewigen Leben gekrönt werdest.‘ — Darauf wurde er alsbald mit dem heiligen Oele gesalbt und mit dem goldenen Diademe gekrönt von den Bischöfen Hildebert und Wilbert (von Köln), und da nun die Weihe, wie sich gebührt, vollständig vollendet war, wurde er von eben denselben Bischöfen zum Throne geführt, zu welchem man auf einer Wendeltreppe hinaufstieg, und der zwischen zwei marmorenen Säulen von herrlicher Schönheit errichtet war, so daß er von hier aus Alle sehen und von Allen gesehen werden konnte.“

Beim Krönungsmahle in Karls des Großen Halle walteten der vier Hofämter Giselbert der Lothringer als Kämmerer, Eberhard von Franken als Truchseß, Hermann von Schwaben als Mundschent und Arnulf von Baiern als Marschall.

Das Reich schien geeinigt; mit stolzen Hoffnungen ergriff Otto Scepter und Schwert; den großen Karl nahm er sich zum Vorbilde.

Ihn schildert sein Zeitgenosse Widukind folgendermaßen: „Er, der großmächtige Gebieter, der älteste und beste der Brüder, war vor Allem ausgezeichnet durch Frömmigkeit, in seinen Unternehmungen unter allen Menschen der beständigste, abgesehen von dem Schrecken des königlichen Ernstes, immer freundlich, im Schenken freigebig, im Schlafen mäßig, und während des Schlafes redet er immer, so daß es den Anschein hat, als ob er stets wache. Seinen Freunden ist er in Allem willfährig und von mehr als menschlicher Treue. Denn wir haben gehört, daß einige Angeklagte und wegen ihres Verbrechens Ueberführte an ihm selbst einen Bertheidiger und Fürsprecher hatten, der durchaus an ihre Schuld nicht glauben wollte und sie auch nachher so behandelte, als ob sie nie etwas gegen ihn verbrochen hätten. Seine Geistesgaben sind bewunderungswürdig, denn nach dem Tode der Königin Edith lernte er die Schrift, welche er vorher nicht kannte, so gut, daß er vollkommen Bücher lesen und verstehen kann. Außerdem versteht er in romanischer und slavischer Sprache zu reden; doch geschieht es selten, daß er es für angemessen hält, sich derselben zu bedienen. Auf die Jagd geht er häufig, das Brettspiel liebt er, die Anmuth des Reiterspiels übt er zuweilen mit königlichem Anstande. Hiezu gesellt sich noch der gewaltige Körperbau, der die volle königliche Würde zeigt, das Haupt mit röthlichem (bereits in der Mitte des Mannesalters ergrauendem) Haare bedeckt, die Augen funkelnd und nach Art des Blizes durch plöblich treffenden Blick einen gewissen Glanz ausstrahlend, das Gesicht röthlich, und der Bart reichlich niederwallend, und zwar gegen den alten Brauch; die Brust ist mit einer Art Löwenmähne bedeckt, der Leib behaglich, der Schritt sonst rasch, jetzt gemessener; seine Kleidung die heimische, die er nie mit fremder Sitte vertauscht hat. So oft er aber die Krone tragen muß, bereitet er sich, wie man für wahr versichert, stets durch Fasten darauf vor.“

In erster Ehe war er mit *E d i t h*, der lieblichen Tochter des Königs Aethelstan von England, vermählt. Ueber ihr anmuthiges Wirken auf ihn, über seine zweite Gemahlin, die heilige *A d e l h e i d*, über seine kindliche Verehrung der heiligen Mutter *M a t h i l d e*, über sein Verhalten gegen den Bruder Heinrich und den Sohn *L i u d o l f*, über sein Familienleben also, werden wir später Gelegenheit zum Berichte finden.

Otto wollte ein Herrscher sein; die gewaltige Kraft, das Feuer der Jugend, der ungetheilte Jubel, der in Nachen ihn umbrauste, der große Kaiser Karl, der, wie schon bemerkt, sein Ideal war, — Alles drängte dazu. Wir werden jetzt die Mißhelligkeiten beschrei-

ben, die Kämpfe und die Schmerzen, durch welche Otto hindurchgehen mußte, bis er seinen Stuhl so festgestellt und über die Häupter der deutschen Fürsten so hoch hinaufgerückt hatte, daß mit Bewunderung Europa auf ihn schaute und die Geschichte der christlichen Welt in seine Hände gelegt wurden.

In Baiern starb am 14. Juli 937 *Arnulf*, der gewaltige, dem lange so viel Uebles nachgesagt wurde, der aber, von *Heinrich I.* gewonnen, seitdem niemals mehr wider König und Reich etwas geplant oder unternommen hatte. Sein Sohn *Eberhard* war ein Jüngling von 17 Jahren; unerfahren und unbedacht, ließ er, ohne um den König sich zu kümmern, als Herzog sich begrüßen. Mit Waffengewalt durchzugreifen, mußte Otto sich bedenken; seine Leute waren in einem Feldzug gegen die Böhmen nicht glücklich gewesen; in Franken und Sachsen hatte er die Hände nicht frei; erst als er hier, wie wir bald sehen werden, den Aufruhr niedergeschlagen, ritt er mit seinen siegreichen Schaaren gegen Regensburg; doch den *Eberhard* zu zwingen, reichten seine Kräfte nicht aus, und er verlegte sich klug auf Unterhandlung. Da die Landstände, wenn auch nur ein größerer Bruchtheil derselben, *Eberhard* als Herzog anerkannt hatten, so war Otto willig, die Würde ihm zu belassen; da aber *Eberhard* das Recht in Anspruch nahm, das sein Vater von König *Heinrich* wenigstens stillschweigend zugestanden erhalten, nicht wie die andern Vasallen die Heerfolge in entlegene Gegenden leisten zu müssen, sondern nur um Baiern her für das Reich einzustehen, Otto aber entschlossen war; dies Privilegium nicht zuzugestehen, so verzögerten sich die Verhandlungen, bis die Baiern durch die rasche Niederwerfung des Aufstandes in Franken und Sachsen zur Einsicht kamen, daß der junge König gewaltig genug sei, auch ihren Troß zu brechen. Besonnene Männer, insbesondere auch *Eberhards* Oheim *Berthold*, der Markgraf an der Etsch, waren längst als Tadler aufgetreten und als Warner, und als nun Otto im Herbst 938 wiederkam, ließen die Stände sich zur Annahme der von ihm gestellten Forderungen bereit finden. Er anerkannte alle Rechte Baierns, verlangte aber, daß *Eberhard* mit seinen Rätthen entfernt, und daß *Berthold*, der Oheim, Herzog werde. So geschah es; *Eberhard* wanderte in die Verbannung, Niemand weiß, wohin, und er verschwand spurlos aus der Geschichte; seine jüngeren Brüder behielten ihre Stammgüter und als Lehen ihre Grafschaften. *Berthold* wov und blieb allezeit königstreu.

Dem Aufstande in Franken und Sachsen wird gewöhnlich folgende Veranlassung unterstellt. Unter *Eberhard*, dem Herzoge in Franken, diente ein Sachse mit Namen *Brunning*; die Sachsen aber, die sich unter ihrem Könige mit Ruhm bedeckt hatten, hielten es für unwürdig, andern Stämmen zu dienen, und ver-

schmähten es, die Aemter, welche sie besaßen, der Gunst irgend eines Andern, als der des Königs, zu verdanken. Zwischen Brunning und Eberhard brach der Zwist heftig aus; Letzterer ließ Brunnings feste Burg Helmershausen an der Diemel stürmen und verbrennen, und Brunnings Mannschaft wurde dabei niedergehauen. Otto zürnte und lud Eberhard vor Gericht. Wir wissen, wie König Heinrich ihn begünstigt und bei ihm und seinen Franken eine starke Stütze gesucht und eine treue gefunden hatte; aber jetzt waren andere Zeiten gekommen. Der junge König schritt mit Schärfe ein: Eberhard wurde zur Lieferung von hundert Pferden, seine Genossen zur schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt; bei Magdeburg war die Mahlstätte, bis zur Stadt wurden die Hunde getragen. Vergeblich suchte Otto durch huldvolles Wesen und Gnadenpenden die Erbitterung über den Schimpf zu mildern; in Eberhard kochte der Groll, und da er heiteren Gemüthes, leutelig gegen die Geringeren und weichherzig im Geben war, so hatte er die Herzen in seiner Gewalt, und seine Leute folgten ihm willig in jede Unternehmung. Selbst unter den Sachsen ward er gepriesen und hatte er Freunde.

Das Gericht des Königs erbitterte viele Leute; man sah darin nicht die Sühne für ein Verbrechen der Ruhestörung, sondern eine absichtliche Beschimpfung. So hatte das Suchen Eberhards nach Parteigenossen leichten Erfolg; aus Thüringen und Franken, selbst aus Alamannien, Elsaß und Lothringen ritten ihm Viele zu, und zu allem Unglücke stellte sich Otto's eigener Bruder Thankmar ihm an die Seite.

Dieser Thankmar war, wie wir wissen, der Hathburg Sohn, also, weil aus einer kirchlich für nichtig erklärten Ehe stammend, von der Nachfolge auf dem Throne ausgeschlossen. Sein Vater Heinrich hatte ihn mit Gütern reich ausgestattet; dennoch grollte er den bevorzugten Brüdern in Neid und Eifersucht. Als er dann die Erbschaft seiner Mutter ansprach und abgewiesen wurde, knüpfte er ein Einverständniß mit Eberhard an, und als der König im Sommer 938 in Baiern weilte, schlug er los, überfiel die Stadt Belike (unweit Pippstadt) und fand hier den ihm gar sehr verhassten Stiefbruder Heinrich. Reichen Raub vertheilte er an seine Mannen; Heinrich führte er zu Eberhard, daß dieser ihn als Gefangenen in Gewahrsam nehme.

Dieser Aufruhr führte eine schwere Zeit herbei; er öffnete jedweglicher Bosheit die Schleußen, und Treubruch, Verrath, Mord und Brand, Frevel jeder Art ergossen sich über das Sachsenland. Doch der Unwille darüber war allgemein; die sächsischen Mannen scharten sich mit Eifer um den König, und rasch wie der Blitz schlug dieser den Aufruhr nieder. Thankmar lag in der Gressburg (Stadtberg an der Diemel); von hier ließ er zur Herbeischaffung

des nöthigen Mundbedarfs streifen; hier erwartete er den Zuzug Eberhards. Bevor dieser kam, war der König da. Als die Burgmannen dessen Fahnen wehen sahen, fielen sie über die Gefellen Thankmars her und öffneten als königstreue Leute die Thore. Thankmar flüchtete sich in die Kirche; auf den Altar legte er Schwert und Kette nieder; Krieger aus dem königlichen Heere, insbesondere die Mannen des von ihm in Haft gegebenen Prinzen Heinrich, verfolgten ihn, schossen mit Pfeilen auf den Unglücklichen, und von einem durch ein Fenster geschleuderten Wurfspeer durchbohrt, sank er entseelt an den Stufen des Altares hin. (Juli 938.) Den an heiliger Stätte begangenen Frevel vermochte der König in Anbetracht der Umstände nicht zu strafen; aber über die Männer, welchen er die Verführung Thankmars Schuld gab, ließ er ein strenges Gericht walten: sie wurden als Empörer und Friedensbrecher nach fränkischem Rechte zum Strange verurtheilt.

Gebrochenen Muthes fiel der Herzog Eberhard seinem Gefangenen zu Füßen und bat um Verzeihung. Der Erzbischof Friedrich von Mainz vermittelte beim König. Das Verbrechen heißte Sühne; deshalb schickte Otto den Herzog nach Hildesheim in anständige Haft; doch großmüthig entließ er ihn bald wieder. Eine volle Ausöhnung schien bewerkstelligt, aber weder beim Könige noch beim Herzoge kehrte je wieder das alte Vertrauen zurück. Eberhard ergriff denn auch die nächste Gelegenheit, die sich ihm zur Fortsetzung des Hochverrathes darbot.

Im Jahre 939 stand zum Entsetzen Aller der Prinz Heinrich gegen seinen Bruder und König auf, „von der Begierde nach dem Königthume entflammt,“ hieß es. Wir wissen, daß er schon in den frühen Jugendjahren vielfach im Zwiste mit Otto gelebt; seine überaus glänzende Schönheit sammelte Schmeichler um ihn; selbst seiner heiligen Mutter Mathilde wurde vorgeworfen, daß sie ihn als ihren Liebling bevorzugt und ihm die Krone gewünscht habe. Wie lange schon der Ehrgeiz in dem Jünglinge kochte, ist nicht nachzuweisen; Widukind will glauben machen, daß der Herzog Eberhard seine Verzeihung für die Haft nur dadurch erlangt habe, daß er ihm die Theilnahme an seiner beabsichtigten Verschwörung gegen den König zugesagt. Der Bericht lautet: „Heinrich war um diese Zeit noch sehr jung und von heißem Blute; und so verzieh er ihm, verlockt von allzu heftiger Herrschsucht, sein Verbrechen unter der Bedingung, daß er mit ihm eine Verschwörung gegen den König, seinen Herrn und Bruder, schloße und ihm, wenn es möglich wäre, die Krone des Reiches aufsetze.“ Bei der Hartnäckigkeit, mit welcher Heinrich den Kampf gegen seinen Bruder führte, läßt sich kaum daran zweifeln, daß er demselben schon vor vor seiner Gefangennahme grollte, und in diesem Falle wäre es nicht unwar-

scheinlich, daß er dem Eberhard die Verzeihung in den nicht mißzuverstehenden Vorwurf gekleidet, warum sie, die Aufständigen, ihn mißhandelt und nicht vielmehr seinen Beistand zu ihrem Unternehmen gesucht hätten. Als Veranlassung zum Aufstande Heinrichs wird sein Mißmuth über Hintanzetzung beim Erbe Thankmars angegeben; sicher ist, daß er in der ersten Zeit des Jahres 939 seine Leute zu Saalfeld versammelte, ihnen die Gut seiner Burgen in der Heimath anvertraute und dann nach Lothringen zu seiner Schwester Gerberga aufbrach. Otto, durch allerhand schlimme Berichte mißtrauisch gemacht, zog ihm nach. Dortmund wagte nicht, ihm die Thore zu verschließen; Migena, den Kommandanten des Ortes, schickte er, durch heilige Eide gebunden, zu Heinrich, diesen zur friedlichen Rückkehr nach Sachsen zu bewegen. Allein der Prinz war beim Lothringer Herzog Gisibert in die schlimmste Gesellschaft gekommen; denn schwere Irrungen walteten zwischen diesem und dem Könige ob. Man erzählte sich, daß der Herzog an königlichen Schreiben das Siegel wiederholt abgerissen und Mißbrauch damit getrieben habe. Der Kammerer Hadold forderte ihn öffentlich auf, einem Fürstentage sich zu stellen, widrigenfalls er als Feind des Reiches behandelt würde; auch der Bischof Bernhard von Halberstadt richtete bei dem Hartnäckigen nichts aus. Dazu kamen schwere Klagen aus Lothringen und dringende Bitten, daß der König kommen und Ordnung schaffen möge. Otto zog mit seinem Heere an den Rhein und stand bald an der Mündung der Lippe, wo er die Rückkehr Migena's zu erwarten gedachte, während sein Vortrab über den Rhein setzte. Da sah er massenhafte Schaaren mit wehenden Fahnen gegen den Fluß heranziehen. Es waren Gisibert und Heinrich, welche zum Angriff vorrückten. Und keine Boote waren vorhanden und keine Schiffbrücke, daß er mit der Armee seinem bedrohten Vortrab zu Hilfe kommen konnte. Otto stieß die heilige Lanze, die er auf allen seinen Bügen mit sich führte, in die Erde, und auf seinen Knien betete er: „O Gott, du aller Dinge Urheber und Regierer, sieh auf dein Volk, an dessen Spitze dein Wille mich gestellt hat, auf daß es den Feinden entrisen werde und alle Völker daran erkennen, daß gegen deinen Wunsch kein Mensch etwas vermag, der du allmächtig bist und lebst und herrschest in Ewigkeit!“

Des Angriffs gewärtig, stellte sich die kleine, jenseits des Rheins stehende Schaar, unter welcher sich kaum hundert geharnischte Männer befanden, bei Bürthen, wo ein Teich Deckung gewährte, zum Kampfe auf; aber sie wurden von zwei Seiten bedrängt. Da erscholl das Geschrei: „Sauve qui peut — Rette sich wer kann!“ Es war eine Kriegslist mehrerer der französischen Sprache kundiger Männer. Die Lothringer stoben auseinander; Viele wurden von der Heldenchaar getödtet, all' ihr Gepäck fiel den Siegern in die

Hände. Prinz Heinrich selbst wurde nur durch die Festigkeit seines Harnisches gerettet; der Todesstreich prallte an ihm ab und verwundete ihm nur leicht den Arm. Aber in seine Burgen kam die Kunde, er sei gefallen, und alle öffneten sich dem Könige, mit Ausnahme von Merseburg und Scheidingen.

Als ein Gottesgericht, wie ein Wunder sah Otto den Sieg von Bürthen an; mit seiner gewohnten Schnelligkeit rückte er in Lothringen ein. Er belagerte Chevreumont bei Lüttich, mußte aber bald wieder nach Sachsen zurück, wo sich Heinrich in das feste Merseburg geworfen hatte. Zwei Monate wurde hier der König hingehalten, bis ein Vergleich mit dem Bruder zu Stande kam. Unterdessen waren die Dinge in Lothringen schlimmer geworden; eine Partei rief den König Ludwig Uebermeer, und dieser meinte Herr von Lothringen zu werden. Otto ritt hin und her, mit unermüdlicher Thatkraft eilte er von einem bedrängten Orte zum andern; aber Lothringen schien verloren.

Im Oktober (939) treffen wir ihn vor Breisach; darin lagen Leute Eberhards von Franken, denn jetzt tritt auch dieser wieder auf den Schauplatz. Obgleich die Bischöfe von Straßburg und Mainz und andere Prälaten mit ihren Mannen zum Könige gestoßen waren, so wollte doch die Belagerung des mächtigen, damals auf zwei Seiten vom Rheine beschützten Breisach keinen Fortgang nehmen. Otto entsandte den Erzbischof Friedrich von Mainz an Eberhard, daß er eine Vermittelung stifte; der Unterhändler verpflichtete sich dem Herzoge auf Bedingungen, welche dieser gestellt hatte; aber Otto verwarf sie, so daß der Erzbischof vom Könige gekränkt und nun in seinen Stiftsgütern von Eberhard bedroht war. Als dann die Botschaft einlief, daß Giselbert und Eberhard, nachdem sie ihre Vereinigung bewerkstelligt, über den Rhein gegangen seien und die rechtsrheinischen Lande verheerten, da verliefen sich die Vasallen vor Breisach, und mit jedem Morgen wurde es einsamer um Otto. Doch sein hoher Sinn brach nicht. Als der Erzbischof von Mainz eines Tages dem Könige rieth, mit seinen wenigen Sachsen die Belagerung aufzuheben, erwiderte Otto: „Besser ist es, in Ehren zu sterben, als schimpflich zu entweichen.“ Nun schlich sich auch Friedrich zu nächtllicher Stunde fort. Ein Vasall trat vor Otto und begehrte als königliche Leistung für seine Treue das Kloster Vorsch; der König sprach: „Das Heilige darf man nicht den Hunden vorwerfen. Dieses Kloster ist den Priestern und den Armen geweiht; willst du mich verlassen, so thue es auf der Stelle!“ Beschämt stürzte der Vasall nieder und gelobte ewige Treue.

Schwer von Sorgen belastet, ritt der unbeugsame König eines Morgens aus dem Lager, um seiner Gewohnheit nach in einer Kapelle seine Andacht zu verrichten. Ein Eilbote sprengt daher; in

seinem Gebahren glaubt Otto freudige Kunde wahrzunehmen. „Was bringst du?“ ruft er ihm zu. Der athemlose Bote vermag nur die Worte heraus zu bringen: „Giselbert und Eberhard todt!“ Otto springt vom Pferde, kniet nieder, weint vor Freuden und dankt Gott, der bei Andernach am Rheine seine und des Reiches Sache entschieden, während er verlassen und sorgenvoll vor Breisach lag. Er setzte seinen Ritt zur Kapelle fort.

Gegen die vereinigten Herzöge hatte Otto den treuen Herzog Hermann mit seinen Schwaben, sodann Udo, den Grafen im Rheingau, Konrad, den Grafen im Lahngau, wegen seiner verwachsenen Gestalt Kurzibold und wegen seines hohen und klugen Geistes der Weise genannt, ausgeschiedt. Vor ihnen zogen sich die Herzöge über den Rhein zurück; ein von ihnen ausgeplünderter Priester theilte im rechten Augenblicke den Königlichen mit, daß der größte Theil des Heeres mit dem Gepäck bereits über den Rhein gebracht worden und nur die beiden Herzöge mit wenigen Leuten noch diesseits desselben seien. Sie sitzen auf und überraschen Eberhard und Giselbert bei einem Festgelage, Andernach gegenüber; Eberhard bricht unter ihren Streichen zusammen, Giselbert, der in einem Kahne zu entfliehen gesucht, ertrinkt in den Wellen des Stromes; alle Mannen, die sie um sich hatten, werden niedergehauen oder gefangen.

Nun war die Empörung gebrochen. Verwirrung brach unter den Feinden des Königs aus; Breisach öffnete die Thore, Prinz Heinrich flüchtete zu seiner Schwester Gerberga, die nun vermittelt war. Otto rückte in Gilmärschen dahin; denn König Ludwig Uebermeer war bereits gekommen, der Wittve Schutz und seine Hand anzutragen; durch sie glaubte er Lothringen erwerben zu können; doch vor Otto entwichen Beide nach Frankreich, und fast alle Lothringer fügten sich in die Herrschaft des deutschen Königs. Im Mai 940 wurde ihm dann auf der Pfalz zu Attigny gehuldigt.

Otto hielt nun Gericht über die Vasallen, welche sich in Untreue dem vermeintlich neu aufgehenden Gestirne zugewandt. Den Erzbischof Friedrich hatten die Mainzer Bürger nicht in die Stadt gelassen; er wurde in das Kloster Fulda verbannt, der Bischof Ruodhart von Straßburg nach Neu-Corvey. Nach kurzer Frist aber, als sie durch heilige Eide sich reinigten, ließ der großmüthige Otto sie auf ihre Stühle zurückkehren.

Auch seinem Bruder Heinrich verzieh er; unvermuthet soll dieser ihn angetreten und sich vor ihm auf die Kniee geworfen haben. Ernst erwiderte Otto: „Du bist es nicht werth, daß ich gütig dich anblicke; doch steh' auf, Unglücklicher, und sei versichert, daß ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten werde.“

Heinrich war noch nicht bekehrt; nur die Noth hatte ihn zu seinem Fußfalle bewogen.

Als Markgraf an der unteren Saale und mittleren Elbe, über die Spree hinans bis hin zur Oder waltete Gero, von Widukind als ein durch viele gute Eigenschaften ausgezeichnete Mann gerühmt, „des Krieges kundig, von gutem Rathe in bürgerlichen Angelegenheiten, nicht ohne Beredsamkeit, von vielem Wissen und solchen Schlages, daß er seine Klugheit lieber durch Thaten, als durch Worte bewies; im Erwerben zeigte er Thatkraft, im Mittheilen Freigebigkeit und, was das Vorzüglichste war, löblichen Eifer für den Dienst Gottes.“

Fast ununterbrochen hatte er Einfälle der heidnischen Slaven abzuwehren, es wurde mit List und Gewalt gekämpft; ein dunkler Vorgang brachte alle Slavenvölker auf und führte zu massenhaftem Abfalle der bereits Unterworfenen. Widukind berichtet darüber ganz kurz, die näheren Umstände, die wir zur Beurtheilung der Thatfache kennen mußten, übergehend: „Sie trachteten darnach, den Gero mit List zu tödten; er aber kam der List zuvor und räumte ungefähr an dreißig Fürsten der Barbaren, die nach einem schwelgerischen Gastmahle vom Weine trunken waren, in einer Nacht aus dem Wege.“ Die in Folge dieser Thatfache häufiger und erbitterter gewordenen Kämpfe forderten von den Sachsen größere Opfer; „und da“, fährt Widukind fort, „die Krieger, welche zur Unterstützung des Markgrafen Gero bestimmt waren, durch die häufigen Feldzüge aufgerieben wurden und durch Gaben oder Anweisung von Zinsfällen zu wenig unterstützt werden konnten, weil die Abgaben häufig verweigert wurden, entbraunten sie von aufrührerischem Hasse gegen Gero. Der König aber stand zum allgemeinen Wohle des Staates immer auf Gero's Seite. Daher kam es, daß sie, heftig erbittert, ihren Haß auch auf den König selbst warfen. Dieser Umstand blieb Heinrich keineswegs verborgen, und es wurde ihm leicht, die so bestimmten Männen zu überreden, daß sie ihm sich anschlossen; denn noch einmal faßte er Hoffnung, König zu werden, da er das Heer gegen den Herrscher aufgebracht wußte.“

Also abermals steht Heinrich gegen den Bruder und Herrn auf; einen ungeheuern Frevel beabsichtigte die Verschwörung, keinen geringeren, als die Ermordung Otto's.

Ostern 941 (18. April) feierte der König zu Quedlinburg. Er wußte von dem Mordplane; aber er ließ, um seine königliche Würde in keinem Stücke zu beeinträchtigen, keine Sorge blicken und verkehrte frei unter den Fürsten und dem Volke; nur umgab er sich mit einer Schaar zuverlässiger Männer, was den Uneingeweihten nicht auffiel, den Verschworenen aber Bedenken erregte. Nach dem Feste eröffnete er die Sache einer Fürstenversammlung; insbesondere

Hermann von Schwaben, Udo und Konrad der Rothe riethen zur Verhaftung und Hinrichtung der Verschworenen. Der König genehmigte Beides. Ein Graf Erich, ein, wie Widukind sich ausdrückt, abgesehen von dieser Schuld, sehr tüchtiger und ausgezeichnete Mann, bestieg, als er Bewaffnete auf sich zukommen sah, seiner Schuld sich wohl bewußt, sein Pferd, ergriff die Waffen, und umringt von der Schaar der Gegner, zog er, der alten Tapferkeit und Ehre eingedenk, es vor, zu sterben, als der Gewalt der Gegner sich zu ergeben; „denn er fiel, durchbohrt von einem Speere, ein Mann, der durch Kraft und Mannhaftigkeit seinen Landsleuten theuer war.“ Drei sächsische Edle starben auf dem Bloß. Heinrich versuchte zu entfliehen, wurde aber festgenommen und auf die Pfalz Ingelheim gebracht. Auch der Erzbischof Friedrich von Mainz wurde wieder verdächtigt, doch rettete er Ehre und Leben durch eidliche Reinigung vor allem Volke: er nahm das heilige Sakrament zum Beweise, daß er von der Verschwörung keine Kenntniß gehabt. Den Kindern der Hingerichteten entzog der König sein Wohlwollen nicht.

Und auch seinem Bruder Heinrich wandte er es bald wieder zu; die heilige Mutter Mathilde lag ihm so sehr dafür an. Am hohen Weihnachtsfeste, noch desselben Jahres 941, als Otto in Frankfurt zur Kirche schritt, fiel ein junger Mann im Büßerkleide ihm zu Füßen. Die Haft in Ingelheim hatte Heinrichs Sinn gewandelt; sein Freund Ruotbert, Diakon an der Mainzer Kirche, hatte ihm das Entweichen vorbereitet. Der fromme Otto, eingenommen von dem Gedanken an die gnadenreiche Geburt unseres Heilandes, hob ihn gütig auf und schloß ihn in die Arme. Und von der Stunde an war Heinrich ein treuer Mann des Königs, und kein Schatten ging mehr über die brüderliche Liebe hin. Wie war die Mutter Mathildis glücklich! Und doch wie unglücklich sollte sie bald in der nunmehrigen Vereinigung der Brüder werden!

Wir zeichnen hier wieder ein Familienbild, bei dessen Anblick wir Damberger vollständig Recht geben, wenn er bei einer anderen Veranlassung sagt: „Es entfalten sich Charactere, die zwar menschlich und darum nicht tadellos, aber sonst mit einem Adel und einer Schönheit geschmückt sind, dergleichen jede Zeit anzustaunen und hochzuschätzen Ursache hat.“

Edith, dem lieblichen Gemahl, konnte das Herzeleid nicht verborgen bleiben, das Otto darüber empfand, daß sein guter Stern erbleicht schien, der Fortgang seiner Unternehmungen den aufgewendeten Mühen nicht entsprach; sie trat daher eines Tages zu dem Mißstimmten, und mit ihren klaren Augen an der Heldengestalt hinausblickend, sprach sie: „Es fürchte sich mein Herr nicht, denn himmlische Strafen sind es, die dich betroffen, weil du die beste Mutter gleich einer Fremden von der Regierung verdrängt hast.

Wöge die allerfrömmste zurückbeschieden werden, auf daß sie nach Gebühr als Erste der Regierung theilhaftig werde!"

Böse Menschen hatten durch Verläumdung die Söhne gegen die Mutter aufgebracht, und diese an der Heiligen Frevel verübt.

Täglich nämlich erquickte Mathilde die Armen zweimal mit königlicher Speise. Wollte sie zum Mahle schreiten, wozu der Tisch täglich dreimal mit allerhand köstlichen Speisen besetzt wurde, so versuchte sie, wenn sie sich im Kloster befand, keine Speise, bevor sie nicht von Allen den Dienern Christi mitgetheilt, und war sie außerhalb des Klosters, so versorgte sie, gleichfalls nüchternen Mundes, erst die Kranken, die Gäste und die eigenen Diener. Wo sie sich aufhielt, brannten die Nacht hindurch im Freien, wie in den Zimmern, Feuer zum Dienste Aller. Auf jeder Reise führte sie Kerzen mit zum Vertheilen an die Bethäuser; ein Wagen mit Lebensmitteln folgte ihr immer nach. In ihrem Wagen wachte sie betend. Wenn es vorkam, daß Rickburg, ihre treue Magd, an ihrer Seite eingeschlafen und ein Armer ohne Gabe übergangen worden war, so ließ sie den Wagen anhalten und den Armen herbeirufen.

Niemals war sie ohne Handarbeit. Wenn sie einmal, den ganzen Tag anderweitig in Anspruch genommen, zu keiner Arbeit gekommen war, so verrichtete sie doch zur Essenszeit, am Tische stehend, bevor sie die Speisen verkostete, irgend eine Arbeit, das heilige Wort buchstäblich nehmend: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“

Der Samstag war für Mathilde ein besonders wichtiger Tag; am Samstag war ja ihr Herr, der König Heinrich, von ihrer Seite geschieden. Da ließ sie die Armen und die Wanderer mit Bädern erquicken; oft wusch sie selbst die Weiber, Glied für Glied; dann verabreichte sie ihnen Kleider und erquickte sie mit Speise.

Dies stille, fromme Walten machte einige böse Menschen bitter, und sie flüsterten den königlichen Söhnen zu, daß die Wittve Reichsgut verschwende. An den Bergabhängen, in den Thalgründen und im Dickicht der Wälder belauschten ehrlose Späher ihre Diener, behandelten sie mit Unehren und nahmen ihnen ab, was sie den armen Leuten zutrug. Durch Chikanen sollte Mathilde bedrängt werden. Es erging die Forderung an sie, daß sie die Regierung von Land und Leuten aufgebe, königliche Verwalter sich gefallen lasse, ihren Brautschatz herausgebe, ins Kloster gehe und sich verschleierte.

Ueber die Lippen der tief Gefränkten kam keine Klage; Mathilde verzichtete auf ihr Heirathsgut und zog heim auf ihr väterliches Erbe; die Armen jammerten, Otto kam ins Unglück, Heinrich wurde krank.

Da erfolgte das Wort der edeln Edith an ihren königlichen Gemahl. Otto stand verwirrt vor dem guten Engel; dann ward sein Auge feucht, das kindliche Herz weich, er hatte sich wieder gefunden. Bischöfe und Fürsten gehen auf sein Geheiß zur Mutter, die keinen Groll kennt und keine Bitterkeit, und sie kommt nach Grona, wohin Otto mit Edith eilt. Als er seiner Mutter ansichtig ward, sank er ihr zu Füßen und versprach, alles Widerwärtige nach der Mutter eigenem Gutdünken zu ändern. „Doch“, heißt es in ihrer Lebensbeschreibung, „mit thränennassen Wangen und unter Küffen umarmte Mathilde ihren Sohn und versicherte, daß nur durch der eigenen Sünden Schuld ihr das Frühere widerfahren sei.“

Als Heinrich davon erfuhr, machte er sich, von Reue nicht minder ergriffen, auf den Weg, bis er die Heilige traf; da redete er sie mit diesen Worten an: „O verehrungswürdige Herrin und, wenn das Wort mir gestattet ist, theuerste Mutter, ich bekenne, daß ich gegen Eure mütterliche Huld mich schwer vergangen habe; ich suche Vergebung, ohne sie zu verdienen. Bei der Seele und dem Namen unseres Vaters beschwöre ich Euch, daß Ihr uns zur früheren Stufe Eurer Gnade zurückkehren lasset. Von Christus Verzeihung zu erlangen, habe ich keinen Zweifel, wenn nur Ihr von ganzem Herzen Nachsicht übet, denn seitdem ich Eure Frömmigkeit gekränkt habe, bin ich von drückender Krankheit gefährdet.“ — Die Mutter sprach: „Mein Sohn, weine nicht! laß ab, mein Sohn, laß ab! Deine Mutter vermag solch flehentlich Wort von dir nicht anzuhören; tritt näher und reiche deiner Mutter den Kuß! Der getreue Gott möge dir gnädig sein! Ich liebe dich wie vordem.“

Das häßliche Gewölk hatte sich verzogen, mild leuchtete wieder über der Familie der Bogen des Friedens, das Leid war in Freude gewandelt; doch bald sollte Diejenige aus dem frommen Kreise scheiden, welche den Friedensengel gemacht, *E d i t h*; sie starb schon am 26. Januar 947. Die Anmuthige hat niemals ihre süße Gewalt über das Herz des Gemahls mißbraucht; immer aber, wenn es galt, den Born des Königs zu besänftigen, auf einen Mißgriff ihn aufmerksam zu machen, war sie gerne dazu bereit. Otto aber trauerte mit einem Schmerze um sie, daß vielfach die Vermuthung entstand, er werde zu keinem weiteren Ehebunde schreiten. Er widmete sich angelegentlich allen guten Werken, las eifrig in frommen Büchern, baute und stiftete mit seiner Mutter Klöster und Zellen und eiferte in allen Stücken der Frömmigkeit seines Vaters nach.

Von Edith hatte er einen einzigen Sohn, *Liudolf*, der bei der Mutter Tode ein sechzehnjähriger Jüngling war, hochbegabt, ein Bild jugendlicher Herrlichkeit. Ihm wandte er, war es möglich, nun noch zärtlichere Liebe zu; er verlobte ihn mit *J d a*, der bildschönen Tochter des schwäbischen *H e r m a n n*, und dieser nahm ihn

an Sohnes Statt an, daß seine dereinstige Nachfolge im Herzogthum widerspruchlos vor sich gehen möchte. Noch mehr that der eigene Vater. Im Herbst 947 auf der Hirschjagd mit dem Pferde gestürzt, lag Otto bedenklich darnieder, und da er zu sterben vermeinte, ordnete er seine Angelegenheiten mit den besonders befreundeten Fürsten dahin, daß sie ihm mit heiligem Eide gelobten, nach seinem Tode Liudolf zu ihrem Könige zu wählen. Prinz Heinrich erhob keinen Widerspruch, zufrieden, daß das nahende Abscheiden Bertholds, dessen Eidam er war, die Nachfolge im Herzogthume Baiern ihm in Aussicht stellte. Noch vor Ablauf des Jahres 947 trug er schon den Herzogshut; seine Gemahlin Judith, ein Musterbild der edlen, frommen und klugen Frauen, gewann ihm die Herzen, sein eigenes freies, ritterliches Wesen fesselte die Vasallen.

Im Dezember des Jahres 948 starb Hermann von Schwaben, und Liudolf wurde am 9. Februar 949 mit dem Herzogthum belehnt. Konrad der Rother, dem Otto sein Töchterlein Luitgardis vermählt, erhielt zu seinem Herzogthum Lothringen noch das fränkische. So sah sich Otto in Franken, Lothringen, Schwaben und Baiern von nahverwandten, daher enge verbündeten Männern umgeben, während in seinem Stammlande Sachsen seine Macht neu befestigt dastand. Nicht nur dem Namen nach war er ein König, sondern wirklich und in der That ein Herrscher in deutschen Landen.

Das ist der Ausgang des Ringens, in welches der Gewaltige bald nach seiner Erhebung auf den Thron durch seine Auffassung der Königsgewalt und das Auseinanderstreben der Stammesherzoge hineingeführt worden war.

Otto und die Nachbarn des deutschen Reiches.

Gar bitter und mörderisch waren die Kämpfe mit den Slaven. Die Sachsen mußten ihr Land gegen dieselben sichern; daher griffen sie in immer weitem Kreise aus und befestigten die neuen Erwerbungen mit Burgen, woher es kam, daß die Slaven nicht bloß für ihr Heidenthum, sondern auch für ihre Freiheit stritten. Diese Slaven, welche bis zur Stunde den entwürdigendsten Despotismus ruhig auf ihrem Nacken tragen, brausten in wilder Kampfeslust auf und hielten sie mit rühmenswürdiger Zähigkeit fest, da es galt, die Feinde von sich abzuwehren. Otto sah sich genöthigt, in Person die Heerhaufen wiederholt gegen sie zu führen. „Er fügte ihnen“, berichtet Widukind, „vielen Schaden zu und brachte sie fast in das äußerste Verderben. Nichtsdestoweniger zogen jene den Krieg dem Frieden vor, indem sie alles Elend der theuren Freiheit gegenüber gering

achteten. Es ist nämlich dieser Menschenstamm abgehärtet und scheut keine Anstrengung; gewöhnt an die dürftigste Nahrung, halten die Slaven für Genuß, was den Unfern eine große Beschwerde erscheint. Wahrlich viele Tage gingen darüber hin, während von beiden Seiten mit abwechselndem Glücke gekämpft wurde, da die Finen für den Kriegsrühm und die Ausbreitung ihrer Herrschaft stritten, für jene aber die Freiheit entweder, oder die äußerste Knechtschaft auf dem Spiele stand.“

Einen schweren Schlag brachte den slavischen Völkern der Verrath eines Havellers aus fürstlichem Geschlechte, Namens Tugumir bei. Seit König Heinrichs Zeiten als Gefangener unter den Sachsen lebend, ließ er sich durch Geld und Versprechungen dazu bewegen, die Hand zur Unterwerfung seines Volkes unter die deutsche Herrschaft zu leihen. Wie ein Flüchtling erschien er in Brandenburg, wo seine Landsleute ihn freundlich aufnahmen und ihm die fürstliche Gewalt anvertrauten. Er lud seinen Neffen, welchem die Nachfolge zustand, zu sich, nahm den Arglosen gefangen und tödtete ihn und erklärte das Land dem deutschen Reiche unterthänig. Das nöthigte die andern Stämme bis an die Oder hin gleichfalls zur Unterwerfung. Selbstverständlich hörten hiermit die Kämpfe nicht auf.

Bei Otto ging die Sorge um das Reich Hand in Hand mit dem Verlangen, die slavischen Völker in den Kreis der christlichen Kultur hereinzuziehen; deshalb folgte dem Kriegsmann der Missionär, und wo eine Burg sich erhob, da spiegelten ihre Zinnen bald sich in den Fenstern einer Kirche und eines Klosters. Schon im Jahre 946 konnte zu Albinburg im holsteinischen ein Bisthum eingerichtet werden, am 9. Mai desselben Jahres eines zu Havelberg; drei Jahre später überragte zu Brandenburg den gebrochenen Altar des Hügel der Stuhl eines Bischofs. Später (965—67) zog einer in das feste Meissen ein, und dann in Zeitz und Merseburg. Seit dem Jahre 946 zeigen sich die Anfänge für Otto's großartige Stiftung von Magdeburg, das er zur Metropole für die Kirchen in den slavischen Landen bestimmte.

Gero, der den Haß der Slaven zur Gluthitze angefaßt, von Thietmar in seiner Chronik der Bertheidiger des Vaterlandes genannt, legte, gebrochen durch den Schmerz über den Tod seines einzigen Sohnes Siegfried, zu Rom als ein greiser Krieger vor dem Altare des heiligen Apostelfürsten seine Waffen nieder und weihte sich sammt seiner ganzen Habe Gott; er baute nämlich in einem Bergwalde, nach ihm Gerurode genannt, ein Kloster.

Der Böhme Boleslaw hatte ums Jahr 946 Geiseln zur Bekräftigung seiner Versicherung geschickt, daß er den Frieden mit dem Reiche ehrlich halten wolle; aber 950 kam es wieder zum Bruch. Otto rückte in Böhmen ein und legte sich vor Prag. Den

Hunger der Stadt theilten bald die Belagernden, da sie das Land zur Wüste gemacht hatten; schon erhoben sich Stimmen, welche zum Abzug mahnten. Aber Otto, den eine Noth noch nie gebeugt, hielt über die Schande eines Abzugs eine Rede mit solchem Feuer, daß von allen Seiten das Geschrei ertönte: Zum Sturm! Und es ward so mächtig gestürmt, daß Boleslaw das Ende nicht abwarten mochte, sondern aus der Stadt zu Otto kam und zur Zahlung des alten, von König Heinrich auferlegten Tributes sich wieder verstand. Wenn es auch nicht gegründet sein sollte, daß er förmlich huldigte, die Leistung der Heeresfolge zusagte und in der Stellung eines Schutzfürsten blieb, so hat er doch im Jahre 955 an der Seite der Deutschen ehrlich gegen die Ungarn gekämpft.

Mit den Dänen bestand zur Zeit ein friedliches Verhältniß. Der alte grimmige Heide Gorm war todt; seine Wittve Thyra, eine Christin, welche den schönen Beinamen Danibod, d. i. Dänentrost, trug, waltete mild und verständig; verstand sie es ja sogar, ihren Sohn Harald I., Blauzahn, zu lenken. Dem Hamburger Erzbischofe Unni, welcher im Jahre 936 in Schweden gestorben, war Adaldag gefolgt, jener Priester, dem die heilige Mathilde so große Gunst erwies, weil er die erste Messe für ihren dahingeschiedenen Gemahl gehalten, ein trefflicher Mann, der in der apostolischen Arbeit so weit kam, daß er mehrere Bischöfe für Dänemark weihen konnte, für Arhus, Schleswig und Ripen. Die Aufmerksamkeit der Dänen war nach einer anderen Seite hin gerichtet; sie erweiterten und befestigten ihren Seehandel und ließen in Furcht vor dem mächtigen Otto die Glaubensboten frei walten und den deutschen Einfluß sich befestigen; als dann, wie wir noch hören werden, eine andere Zeit kam, empfanden sie die wuchtigen Hiebe seines Schwertes und mußten gezwungen anerkennen, was sie nicht mehr gutwillig gelten lassen wollten.

Nicht minder groß, ja noch bedeutender, war die Einflußnahme Otto's auf die Geschichte Frankreichs, wo Ludwig Uebermeer den Todeskampf der Karolinger kämpfte. Wiederholt war Otto in Frankreich, stiftete Waffenstillstand und Versöhnung, um in Bälde darauf zu erfahren, daß der erstere gebrochen worden, die Versöhnung in abermalige Befehdung wieder umgeschlagen sei. Im Jahre 948 wohnte er der von ihm, Ludwig und dem Papste Agapet II. veranstalteten großen Synode von Ingelheim bei, welche den Herzog Hugo von Paris unter Androhung des Bannes zur Unterwerfung unter Ludwig aufforderte und unter Anderem den Canon aufstellte: „Niemand unterstehe sich fortan, die königliche Gewalt zu beeinträchtigen oder eine Makel der Treulosigkeit zu zeigen; denn wir haben beschlossen, den Hugo, der das Reich Ludwigs sich angemaßt, mit dem Schwerte der Excommunication zu

schlagen, wenn er nicht in bestimmter Frist vor der Synode erscheint, sich bessert und Genugthuung leistet.“ Hugo erschien nicht und die Excommunication wurde ausgesprochen.

Anfangs kümmerte sich Hugo nicht darum, und der Kampf hub wieder an; allein die Wirkung des Schrecklichen blieb denn doch nicht aus; er zeigte sich einer Friedensvermittlung geneigt, um so lieber, da auf Otto's Veranlassung der Herzog Konrad von Lothringen ins Land kam und auch andere deutsche Herren die Erlaubniß erhalten hatten, für König Ludwig Reiterdienst zu leisten. In den ersten Monaten des Jahres 950 waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß die beiderseitigen Heere sich friedlich an der Marne begegneten und Hugo aufs Neue dem Könige Treue gelobte. Aber es war kein ehrlich gemeintes Friedenswerk; nur die beiderseitige Erschöpfung hatte dem Schlagen und Verwüsten ein Ende gemacht, und die Hoffnung hatte keine Berechtigung mehr, daß die alte Dynastie das Königthum je wieder kräftig aufrichten werde.

Wie so ganz anders waltete der deutsche König in seinem weiten Reiche! Fügen wir hier die vollberechtigte Bemerkung Dambenbergers ein: „Das gigantische Wachsthum der Macht und des Ansehens hatte zur natürlichen Folge, daß Otto's Thätigkeit und Einfluß in immer größeren Kreisen sich spüren ließ; der diplomatische Verkehr lief von Byzanz bis Cordova, und von England und Scandinavien bis Benevent, wo nicht noch weiter; und im Innern des Reiches selbst wurde rastlos an Herstellung und Befestigung des gesetzlichen Zustandes, sowie an Verbesserung des Wehrwesens, an Gründung von Anstalten für geeignete Cultur des Bodens und der Menschen, an Colonisirung vieler Gegenden u. dgl. gearbeitet; aber der große König fand Niemand, der etwas Umständliches von seinen Handlungen aufzeichnen und der Nachwelt überliefern wollte.“ Doch so arm an Nachrichten sind wir nicht.

Bei der großartigen Entfaltung der Machtfülle des deutschen Königs begreift es sich, daß auch Italien, das damals so unglückliche Land, verlangend nach Otto aufschaute, und daß nicht minder in ihm selbst der Traum seiner Jugend, ein Nachfolger des großen Karl zu werden, mächtig wirkte.

Ein wahrer Greuel der Verwüstung tritt uns entgegen, wenn wir die Geschichte Italiens im zehnten Jahrhundert überblicken. Arnulf von Kärnthen war der letzte Karolinger gewesen, welcher die Kaiserkrone getragen; er war zu unmächtig, sein Herrscherrecht in Italien zur Geltung zu bringen, und so theilten sich in das Land sein Gegenkaiser Lambert von Spoleto, der sich Unteritalien nahm, und Berengar, der Herzog von Friaul, der die lombardische Krone sich aufsetzen ließ und als König in Oberitalien regierte. Im Jahre 898 wurde Lambert ermordet; damit aber

Berengar die Früchte des Verbrechens nicht genieße, riefen des Ermordeten Anhänger Ludwig, den König der Provence, den Benedikt IV. im Jahre 900 zum Kaiser krönte. Berengar aber ließ im Jahre 906 den Unglücklichen blenden und jagte ihn über die Alpen zurück. Als Berengar, der seit 915 die Kaiserkrone trug, im Jahre 924 starb, trat eine kaiserlose Zeit ein. Zwar zog Rudolf II. von Burgund über die Alpen, kehrte aber schon nach zwei Jahren wieder unrühmlich heim und überließ dem Grafen Hugo von Arles, einem Enkel jener Waldrade, die wir in der Geschichte Lothars II. und des heiligen Papstes Nikolaus I. kennen gelernt haben, Land und Krone der Langobarden. Hugo, einer der allerschlechtesten Männer des zehnten Jahrhunderts, hielt sich lange durch seine Gewaltthätigkeiten, und dann bis zu seinem Todesjahre 947 durch das böse Gewissen der Großen; sie ließen ihm und seinem Sohne Lothar den Königstitel, verlangten aber, daß der Markgraf Berengar von Ivrea an der Herrschaft theilnehme.

Der Markgraf von Ivrea war ein mächtiger Mann, denn er beherrschte die Ausgänge der Pässe des Mont-Cenis, Bernhard, Simplon und St. Gotthart, wodurch er sich gewissermaßen zum Schiedsrichter der Geschehnisse Oberitaliens aufwerfen konnte. Der Markgraf Berengar beabsichtigte einen Aufstand wider Hugo; dieser, davon in Kenntniß gesetzt, lud ihn an seinen Hof, ihn zu verderben; mitleidig aber warnte Lothar den Berengar, der nun zum Herzog Hermann von Schwaben floh und dann sieben Jahre lang am Hofe Otto's sich aufhielt. Hugo beging die Lächerlichkeit, vom deutschen Könige die Auslieferung des Flüchtlings zu verlangen; Berengar ging erst dann wieder in seine Heimath, als er die Gewißheit erlangt hatte, daß Hugo's Stellung durch seine Gewaltthätigkeiten und die Bevorzugung der Burgunder gegenüber den einheimischen Herren vollständig haltlos geworden war. Mit offenen Armen wurde er empfangen, als Retter begrüßt und wurde der Herrscher, während Hugo und Lothar nur noch den königlichen Titel trugen. Als dann Lothar im Jahre 950 starb — man hat gesagt an Gift, aber wahrscheinlich raffte ihn das Fieber dahin — nahm Berengar die lombardische Krone und ließ zugleich seinen Sohn Adelbert krönen.

Nun aber begann sein Geschick sich zu wenden.

Hugo hatte nach dem burgundischen Lande getrachtet. Rudolf II. hinterließ bei seinem Tode eine Wittve, Berta, einen Sohn, Konrad, und eine Tochter, Adelheid. Mit der Wittve vermählte Hugo sich selbst, Adelheid mit seinem Sohne Lothar. Als nun dieser starb, begehrte Berengar die jugendliche Wittve für seinen Sohn Adelbert; sie aber lehnte diese Ehe ab, und daraus erwuchs ihr viel Herzeleid, das sich jedoch bald wieder in

hohe Freude wandelte; darüber aber ging die Herrlichkeit Berengars und seines Sohnes zu Grunde, und Otto ward König der Langobarden.

Obilo, der hochberühmte, heilige Abt von Cluny, hat ihr Leben geschrieben. „Was wir aber“, sagt er, „von ihr erzählen, das ist uns nicht durch Hörensagen, sondern durch den Augenschein und eigene Erfahrung kund geworden.“ Er nun aber nennt Adelheid die Urheberin vieler guten und tugendhaften Thaten, fest gegründet in Glaube und Hoffnung und entzündet von der verschwisterten Liebe, tapfer, gerecht, klug, gar sehr bescheiden und das weltliche Treiben beherrschend, nicht von ihm beherrscht.

Als Lothar fast drei Jahre nach ihrer Vermählung mit ihm starb, da stand der 19jährigen, des Reiches und des ehelichen Trostes verlustigen Fürstin eine schwere Verfolgung bevor, für welche sie zeitlebens Gott dankte und „mit ihren treuen Hausgenossen oft erwog, wie Vieles und wie Schweres sie in jener Zeit erlitten und wie mitleidsvoll der Herr sie aus ihrer Feinde Händen befreit habe.“

„Als nämlich“, fährt Obilo fort, „ihr Gatte Lothar gestorben war, gelangte ein Mann, Namens Berengar, zur Ehre der italischen Krone, dessen Gemahlin Willa hieß. Von diesem wurde sie schamloser Weise unschuldig gefangen, durch vielfache Quälereien geängstigt, ihres Haarschmuckes beraubt, oft mit Faustschlägen und Fußtritten mißhandelt und am Ende mit einer einzigen Dienerin in einen dunkeln Kerker eingeschlossen (20. April 951). Durch himmlische Fügung befreit, wurde sie später nach Gottes Rathschluß auf den Gipfel kaiserlicher Macht erhoben. In derselben Nacht nun, (20. August), in der sie aus dem Kerker (der Burg Garda) hinweggeführt wurde, gerieth sie in einen Sumpf. Hier blieb sie Tage und Nächte lang ohne Speise und Trank, Gott um Hilfe ansehend. Als sie in solcher Gefahr schwebte, kam plötzlich ein Fischer zu Schiffe und hatte in seinem Fahrzeuge einen Fisch, der Stör genannt wird. Als er die Frauen sah, fragte er, wer sie seien und was sie hier anfangen. Sie antworteten ihm, ganz entsprechend ihrer bedrängten Lage: ‚Siehst du nicht, daß wir, von menschlichem Rathe abgeschnitten, in der Irre umherwandern und, was noch schlimmer ist, durch Hunger und Einsamkeit gefährdet sind? Wenn du kannst, so gib uns etwas zu essen und laß uns wenigstens nicht ohne Trost.‘ Von Mitleid für sie ergriffen, sprach er wie Christus, der ihn gesandt hatte, einst zu den hungernden Armen in der Wüste: wir haben nichts zu genießen, als einen Fisch und Wasser. Er trug Feuer bei sich nach der Sitte Derer, die aus dem Fischfang ein Gewerbe machen. Das Feuer wurde angezündet, der Fisch bereitet. Die Königin nahm Speise zu sich, der Fischer und die

Dienerin warteten auf. Während dessen kam ein Geistlicher, der in die Gefangenschaft und auf der Flucht sie begleitet hatte, mit der Nachricht, es sei eine Schaar von bewaffneten Reitern da. Von diesen wurde sie mit Freuden in Empfang genommen und auf eine uneinnehmbare Burg geführt.“ Die Burg war Canossa, im Gebiete von Reggio, auf einem steilen, von den Wassern der Enz umspülten Felsen; der Burgherr war Ritter Azzo, ein Vasall des Bischofs Adelhard von Reggio.

Sogleich ging ein Eilbote an König Otto ab. Er kannte Adelheid, war er doch der Vormund und Erzieher ihres Bruders Konrad; ohne Zweifel hatte er bereits die Vermählung mit ihr in Aussicht genommen, und daß in den Kreis seiner Politik der Gedanke gehörte, festen Fuß in der Lombardei zu fassen, wer möchte daran zweifeln?

Seine umfassende, mit sichtlich Eile betriebene Thätigkeit um diese Zeit deutet darauf hin, daß er sich mit einem großen Plane trug und die Ausführung desselben vorbereitete; er wollte die Reichsgrenzen zuvor sichern und alle dringenden Angelegenheiten geordnet haben, bevor er zum Werke selber schritt. Mit diesem waren die Reichsfürsten nicht sonderlich einverstanden; ganz entschieden dagegen war sein Sohn Liudolf, sicherlich nicht aus Gründen der Politik, sondern weil er, kam die Ehe mit Adelheid zu Stande, für seine zukünftige Stellung Besorgnisse hegte. Es heißt daher, daß er eigenmächtig mit seinem schwäbischen Heergefolge in Italien eingebrochen sei, aber nur geringe Erfolge erzielt habe; seine Absicht muß gewesen sein, in die oberitalischen Verhältnisse in einer Art einzugreifen, daß seinem Vater aller Vorwand genommen würde, dies selber zu thun. Nur wenige Städte öffneten ihm die Thore, und er mußte sich vor der Zeit zur Heimkehr entschließen.

Im September stieg Otto mit dem Hauptheere über den Splügen, einzelne Heerhaufen hatten andere Wege eingeschlagen. Die ersten Männer des Reiches waren um Otto, der Erzbischof Friedrich von Mainz mit andern Prälaten, die Herzöge von Baiern, Schwaben und Lothringen und viele Grafen und Ritter; der Glanz des Hofes umstrahlte den König auf seinem Brautzuge.

Berengar hatte Canossa belagern lassen; sein Heerhaufe stob auseinander, als die Deutschen von den Bergen herabzogen. Am 28. September (951) befanden sich Berengar und Adelbert noch in Pavia, schon am 10. October siegelte Otto daselbst eine Urkunde, und zwar als **König von Italien**. Als solcher ist er in Mailand noch nicht gekrönt worden, da Aldemar, der Bischof, noch nicht vom Papste bestätigt und consecrirt war.

Von Kämpfen hören wir nichts; freiwillig öffneten die Städte

ihre Thore, kamen die Barone und Burgherren zur Huldigung, ein Zeichen dafür, wie verrottet die Zustände gewesen sein müssen.

Von Pavia aus beschickte Otto Diejenige, mit welcher er die Krone theilen wollte, Adelheid; mit prächtigem Gefolge wurde sie von Heinrich, dessen Erscheinung einen unauslöschlichen Eindruck in ihr zurückließ, eingeholt, und sobald das Kirchengesetz es gestattete, d. h. nach dem 6. Januar 952, fand die Vermählung statt.

Wer darüber trauerte, das war Liudolf. „Er verließ“, sagt Widukind, „betrübt den König, zog nach Sachsen und hielt sich längere Zeit zu Saalfeld auf, einem Orte, von dem schon einmal ein verderblicher Rathschlag ausgegangen war.“

Otto ließ eine Gesandtschaft nach Rom abgehen mit der ehrfurchtsvollen Bitte um die Kaiserkrone. Alberich II. aber, welcher die Herrschaft in Rom factisch an sich gerissen, nöthigte den Papst Agapet II., eine ablehnende Antwort zu geben. Otto stand von Gewaltschritten ab und zog mit seiner Gemahlin Adelheid in die Heimath. Was aus ihr geworden, davon heißt es bei Odilo:

Nicht Eine war vordem ihr gleich — so hob und mehrte sie das Reich;
Die tropige Germania, — die fruchtbare Italia
Und ihre Fürsten untergab — sie Rom's Schwert und Herrscherstab.
Der edle König Otto dann — durch sie den Kaiserthron gewann.
Der Sohn auch, den sie ihm gebar — des Reiches Stolz und Zierde war.

Otto in den Jahren 951—960.

Otto war aus Italien abgezogen, ohne die Verhältnisse mit Berengar bereinigt zu haben. Dieser hielt sich in Ivrea und den Bergschlössern; zu Pavia lag der Herzog Konrad der Rothe mit wehrhafter Mannschaft. An ihn nun wandte sich Berengar mit dem Vorschlage eines Vertrages; er war bereit, Otto als Oberkönig anzuerkennen und als Verwalter der Lombardei in ein Schutzverhältniß zu demselben sich zu stellen. Er ging nun mit seinem Sohne Adelbert und Konrad nach Magdeburg, wurde zwar ehrenvoll eingeholt, durfte aber die drei ersten Tage nicht vor das Angesicht Otto's treten. Dies verdroß Konrad, weil er eine Mißachtung seiner Abmachung mit Berengar darin erblickte, und er fing an, dem mißmuthigen Liudolf sich zu nähern. Den Vertrag verwarf Otto nicht, sondern auf einem großen Reichstage zu Augsburg im August (952) „focht Berengar die Hände seines Sohnes Adelbert in die seinigen und erneuerte im Angesichte des Reiches den Schwur seiner Unterwerfung und verpflichtete sich mit seinem Sohne zum Dienste des Königs.“ Darauf wurde er mit dem Königreiche der Langobarden belehnt und im Frieden dahin entlassen.

Die Marken Aquileja und Verona behielt Otto, um die Ausfallthore gegen Italien immer offen zu haben, sich vor und setzte darüber seinen Bruder Heinrich, zum Mißmuthe Vieler, die Baiern dadurch übermächtig gemacht sahen. Heinrich war überhaupt ein Stein des Anstoßes. Liudolf hatte Grenzstreitigkeiten mit Baiern; er grollte dem Oheim, weil dieser ihm bei seiner abenteuerlichen Fahrt nach Italien nicht Hilfe geleistet und überdies gesagt wurde, daß er ihm unter den Lombarden entgegengearbeitet habe. Der Einfluß Heinrichs beim Könige wurde überhaupt viel beneidet. Sodann wird — wir können es nur vermuthen, weil die Akten des Augsburger Reichstages nicht vorhanden sind — gewiß über das Wittthum der Adelheid und über das Erbrecht der zu erhoffenden Kinder etwas festgesetzt worden sein, was Liudolf in seinen trüben Ahnungen zum ausgesprochensten Mißmuthe brachte. Es fiel ihm nicht schwer, Konrad den Rothen, seinen Schwager, in sein Interesse zu ziehen; denn auch dieser grollte; aus Lothringen liefen allerhand Klagen wider ihn ein, und Otto verbarg seine Unzufriedenheit nicht.

Nicht lange stand es an, und es wurde ruckbar, daß irgend etwas geplant werde. Otto feierte deshalb Weihnachten zu Frankfurt und berief dahin die grollenden Herren; aber statt daß sie dem Könige sich stellten, versammelten sie sich zu Saalfeld um Liudolf; man nennt **K o n r a d**, den baierischen Pfalzgrafen **A r n o l d** mit seinen Brüdern **H e r m a n n** und **L u d w i g**, deren Vetter **H e r o l d**, Erzbischof von Salzburg; auch der Erzbischof **F r i e d r i c h** von Mainz, von den sächsischen Geschichtschreibern immer genannt, wenn gegen den König etwas im Werke war, soll zu Saalfeld Gast gewesen sein. Außerdem waren es unbändige junge Edelleute aus Schwaben, Baiern und Franken, unruhiges Volk, das die Gejeßstrenge gegen die Selbsthilfe nicht ertragen mochte, was dem Sohne des Königs zuritt. Was die Versammlung in Saalfeld beschloffen, zeigte sich bald. Als nämlich Otto aus dem Elsaß gegen Ingelheim ritt, um daselbst Ostern (953) zu feiern, bemerkte er, daß feste Plätze besetzt, Pässe verlegt, ihm Orte, an denen er vorüberkam, verschlossen gehalten wurden, daß Reiterschaaren dem Liudolf und Konrad zuzogen.

Deshalb vermied der König Ingelheim und begab sich nach Mainz, den Erzbischof Friedrich dahin berufend, der seiner Gewohnheit nach in der Einsamkeit mit etlichen Einsiedlern auf das hohe Osterfest sich vorbereitete. Bald nahen Liudolf und Konrad mit ihren Schaaren, nicht in feindlicher Absicht gegen den König, wie sie ihn wissen ließen; aber richtig sei es, erklärten sie, daß sie dem Herzog Heinrich grollten, den Weg zum Könige ihm versperren und wenn möglich ihn festnehmen wollten. Otto, von lauter Segnern

umringt (auch die Bürgerschaft von Mainz war schwierig), that, als ob er Alles glaube, und ließ sich die Vorlage von Vertragspunkten gefallen, die er nachher, als er sich von den Seinigen wieder umgeben sah, in starken Ausdrücken verwarf. Was der ihm zugemuthete Vertrag enthielt, ist nicht bekannt; man vermuthet die Ordnung der Erbfolge und Beschränkung des Einflusses Heinrichs; ich gestehe aber, daß ich von der Frage der Erbfolge keine Spur entdeckt habe, weshalb mir scheint, daß die Erbitterung über Heinrich die Seele aller Unzufriedenheit und Klage ausmachte. Zu Friklar sollte im Sommer vermittelt werden; dort soll der Erzbischof von Mainz für die Aufrechterhaltung des Vertrages gesprochen haben. Die Leidenschaften erhitzten sich. Heinrich brachte gegen den Erzbischof viele und schwere Beschuldigungen vor; der König strafte einige Edelleute, die ihm einst werth gewesen waren, mit Verbannung; die Aufregung wurde groß, Konrad und Liudolf ritten mit Vielen aus Friklar fort und warfen sich nach Mainz.

Nach wiederholter fruchtloser Vorladung beschloß Otto auf das Drängen Heinrichs die Anwendung der Waffengewalt; die Belagerung von Mainz begann und dauerte zwei Monate; innen und draußen trat Ermüdung ein, und es fiel das Wort der Vermittlung. Bruno, der jüngste Bruder Otto's, erst zum Erzbischofe von Köln gewählt, kam, und seinem liebenswürdigen Wesen, seiner Klugheit und Beredtsamkeit glaubte man das Werk der Versöhnung anvertrauen zu können. Liudolf und Konrad ließen sich zu einem Fußfall vor dem Könige bewegen, aber in der Hauptsache wurde nichts ausgerichtet, Otto bewilligte die Forderungen der Empörer nicht, und sie unterwarfen sich nicht. Heinrich brauste gegen den Neffen auf: „Du rühmst dich, nichts gegen den König, meinen Herrn, gethan zu haben, und siehe, das ganze Heer weiß, daß du die Hand nach der Krone ausgestreckt und nach der Herrschaft gegriffen hast. Wenn du mich als schuldig anklagst, wenn ich strafbar bin, warum richtest du deinen Angriff nicht auf mich? Führe doch gegen mich dein Heer!“ Und einen Halm vom Boden aufhebend, fügte er hinzu: „Nicht so viel wirst du mir und meiner Macht entreißen können. Warum hat es dir gefallen, durch solche Dinge deinen Vater zu bekümmern? Du handelst gegen die göttliche Gewalt, wenn du dich deinem Herrn und Vater widersetzt. Wenn du etwas verstehst oder vermagst, so speie deine Wuth gegen mich aus, denn ich fürchte deinen Zorn nicht.“ In finsternem Schweigen stand Liudolf da; er hörte noch den König an, ging aber von dannen, ohne ein Wort erwidert zu haben.

Der Anhang des Jünglings mehrte sich; viele Baiern zogen heimlich aus dem Lager ab, und ein Heerhaufe, den Hermann Billung, der treffliche Mann, aus Sachsen dem Könige zu-

schickte, wurde von dem heimlich aus Mainz gerittenen Liudolf unvermuthet mit solcher Gewalt angefallen, daß ein Theil des Volkes zerstob, ein anderer sich in eine verfallene Burg warf. Beim Stürme auf dieselbe wurde dem Bannerträger Liudolfs durch eine Radschleuder ein Arm zerschmettert; dadurch kam der Kampf ins Stocken, und Liudolf machte den Führern, dem Grafen Dietrich und Hermanns Neffen Wichmann, der vom Könige erzogen worden, die verlockendsten Anerbietungen, um sie für sich zu gewinnen, was ihm auch bei dem jungen Wichmann gelang, während Dietrichs Treue nicht zu erschüttern war. Die Gefahr für den König war furchtbar; Wichmann ging mit seinem Bruder Eckbert, den der König als Geisel nach Mainz gesandt, und der sich gleichfalls von Liudolf zum Treubruch hatte verleiten lassen, nach Sachsen, das Land aufzuregen, den Bürgerkrieg anzufachen; doch Hermann Billung trat mit solcher Umsicht und Thatkraft auf, daß die Sachsen sich nicht verführen ließen. Hermann lud die Jünglinge vor des Königs Gericht, der entgegen dem allgemeinen Urtheile sie milde behandelte.

Liudolf verlegte den Kriegsschauplatz nach Baiern; Konrad ging nach Lothringen; in Mainz blieb bloß eine Besatzung. Der Pfalzgraf Arnulf und der Erzbischof Gerold von Salzburg waren dort die Hauptstützen Liudolfs; Heinrichs und des Königs Fahne hielt in erster Reihe hoch der heilige Bischof Ulrich von Augsburg mit seinen Verwandten. Aber die Empörer schädeten sich selbst am meisten dadurch, daß sie ungarische Horden herbeiriefen und in ihren Sold nahmen; der Salzburger Erzbischof wurde sogar beschuldigt, silberne Kirchengefäße zu ihrer Abfindung hingegeben zu haben. Der allgemeine Unwille zwang Liudolf, sie von sich abzuschütteln und seinem Schwager Konrad, der in Lothringen einen harten Stand hatte, zuzuschicken; er gab ihnen Wegweiser mit. Greulich verwüsteten sie Franken, und am 19. März 954 wurden sie in Worms, der Stadt Konrads, als Gäste bewirthet und reichlich mit Gold und Silber beschenkt. Das war zu viel; dem Liudolf wurde eingeredet, daß er unter diesen Umständen niemals auf die Krone des Reiches hoffen dürfe und daß es höchste Zeit sei, mit dem Vater sich auszugleichen; er verstand sich dazu, auf einem Fürstentage zu Langenbenn zu erscheinen. Im Juni trat dieser zusammen; der König forderte demüthige Abbitte und unbedingte Unterwerfung. Widukind hat die Rede aufbewahrt, welche Otto gegen seinen Sohn gehalten; er sprach: „Ich wollte es gerne ertragen, wenn der Grimm meines Sohnes und der übrigen Verschwörer nur mich allein peinigete und nicht das ganze Volk der Christenheit in Verwirrung brächte; es wäre ein Geringes, daß sie meiner Städte wie Räuber sich bemächtigt und ganze Landschaften von meiner Herrschaft losgerissen haben, wenn sie sich nicht auch in dem Blute meiner Verwandten und

meiner liebsten Genossen sättigten. Sehet, meiner Söhne beraubt, sitze ich hier kinderlos, da ich den eigenen Sohn zum heftigsten Feinde habe. Der, den ich am meisten geliebt, den ich zur höchsten Würde, zur größten Ehre befördert habe, diesen Sohn habe ich zum Widersacher. Doch auch dieses wäre noch, wenn es sein muß, zu ertragen, wenn nicht die Feinde Gottes und der Menschen in diese Händel hineingezogen würden. Eben haben sie mein Reich verüdet, das Volk gefangen oder getödtet, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt, die Priester erwürgt; noch triefen vom Blute die Straßen; beladen mit meinem Golde und Silber, womit ich den Sohn und Schwiegersohn bereichert, lehren die Feinde Christi in ihr Land zurück. Welch' ein Frevel, welche Treulosigkeit nun noch übrig sei, vermag ich nicht auszudenken.“ — Heinrich erinnerte, als der König schwieg, daran, daß die zweimal im offenen Kampfe besiegten Ungarn auf böswillige und schändliche Weise gemiethet worden; daher komme es, daß ihnen der Weg, Schaden zu stiften, wieder eröffnet worden sei. In der That hatten sie, im Jahre 938 das letztemal aufs Haupt geschlagen, 33 Jahre lang nicht mehr gewagt, einen größeren Einfall zu versuchen, und waren in einzelnen Schwärmen nur gekommen, wenn sie von Unzufriedenen gerufen oder in Sold genommen worden waren. Eher würde er, rief Heinrich aus, jeglichen Schaden und jegliches Ungemach erdulden, als jemals den allgemeinen Feind zu seinem Genossen machen. Liudolf suchte sich durch die äußerste Noth, in der er sich befunden, zu rechtfertigen; im Uebrigen blieb er unbeugsam. Vergebens redeten der Erzbischof von Mainz und Herzog Konrad ihm zu, willfährig den Spruch seines Vaters entgegen zu nehmen; in einer Nacht verschwand er mit den Seinigen, Konrad aber unterwarf sich.

Um Regensburg wurde blutig gekämpft. In Schwaben, bei Illertissen, gelang es den Bischöfen Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, einen Waffenstillstand zu erwirken und Liudolf zu besserer Gesinnung zu bringen; als der König dann im Spätherbste (954) im Walde bei Suvelbun (wohl Saalfeld im Thüringischen) jagte, warf sich sein Sohn barfuß und in schlechter Kleidung, von tiefster Reue ergriffen, vor ihm nieder und erpreßte durch seine kläglichen Worte dem Vater und dem Gefolge Thränen. Otto hob ihn gütig auf, verzieh ihm seine Schuld, blieb aber fest bei seiner Forderung, daß Liudolf seinem schwäbischen Herzogthume entsage. Herzog an seiner Statt wurde Burkart II.; Liudolf aber blieb fortan seinem Vater treu. Die Bürger von Regensburg ergaben sich; zu Mainz starb der Erzbischof Friedrich, hochbetagt, „groß,“ sagt Widukind, „im Gebet Tag und Nacht, groß durch Freigebigkeit und Almosen, vorzüglich durch das Wort der Predigt“, ein Mann, dem nur die Kraft und Entschiedenheit des Auftretens mangelte, der

vermitteln zu müssen glaubte, wo eine feste Stellung allein Klarheit und Heil bringen konnte. Zu seinem Nachfolger wurde Wilhelm gewählt, ein seit seiner Kindheit zum Kirchendienste berufener Sohn Otto's. Konrad der Rothe hatte unterdessen an der Seite Gero's durch tapfere Thaten gegen die Slaven, namentlich gegen die Uferwenden, seinen Frevel gutzumachen gesucht.

So endete das Jahr 954 freudenreich für Otto.

Das folgende brachte dann wieder schwere Sorgen und forderte die volle Kraftanstrengung des Königs und des deutschen Volkes heraus, endigte aber mit einem Triumph, wie er seit 200 Jahren nicht mehr erfochten worden war.

Eine Bewegung, wie sie vordem an Ausdehnung und Energie nicht stattgehabt, ging durch die Völker der Ungarn und der Slaven. Bei den Erfern haben ohne Zweifel die Reste der von Liudolf und Konrad geworbenen Schaaren das Feuer der Rache entzündet; die Letztern wurden aufgestachelt durch die beiden Vaterlandsverräther Wichmann und Eckbert.

Der König hatte Wichmann eingeladen, ihm nach Baiern zu folgen, Herbst 954 oder Anfangs 955; allein der junge Mann gab eine ausweichende Antwort; er grollte seinem Oheim Hermann Billung, diesem die Verkürzung seines väterlichen Erbes zur Last legend. Der König erinnerte ihn daran, daß er ihn, den Vater- und Mutterlosen, an Sohnes Statt angenommen und ehrenvoll erzogen, auch mit der väterlichen Würde bekleidet habe, und bat ihn, er möge ihm nicht neues Leid bereiten, da ihn schon so viele andere Sorgen bedrängten; doch seine Ermahnungen blieben fruchtlos. In Otto wachten Besorgnisse auf, und er stellte Wichmann in strengere Aufsicht, als dies bisher seit seiner Verurtheilung wegen des Abfalls zu Liudolf der Fall gewesen war. Einige Zeit darauf erwarb sich Wichmann von seinem Wächter die Erlaubniß zu einer Jagd; in dem Walde lagen aber seine Gefellen, mit welchen er flüchtig wurde, einige Burgen besetzt und im Verein mit Eckbert die Hintersassen zum Aufruhr aufforderte. Doch Hermann Billung war rasch über ihnen her und zwang sie zur Flucht über die Elbe. Zwei Slavenfürsten, Mako und Stoinef, nahmen sie auf und fielen mit ihnen die Sachsen an; von Woche zu Woche schwoilen die slavischen Heerhaufen an, so daß Billung bei der geringen Macht, die er bei sich hatte, außs Warten sich einlassen und den in einer Grenzstadt Belagerten sogar den Rath geben mußte, um freien Abzug zu unterhandeln. Den Burgmannen mit ihren Weibern und Kindern wurde derselbe zugestanden; die unfreien Knechte und Mägde dagegen, wie auch Habe und Gut der Einwohner, sollten zurückbleiben. Als die Slaven in die Stadt einzogen, erkannte einer in der Frau eines Freigelassenen die Sklavin, die ihm entflohen; er wollte sie greifen,

dafür erhielt er von ihrem Manne einen Faustschlag. Da erhob sich Geschrei, daß der Vertrag gebrochen, und nun wurden alle die abziehenden Männer niedergeschlagen, die Weiber und Kinder als Beute verteilt. Unermeßlichen Schrecken rief das wilde Blutbad in Sachsen hervor, und der König war ferne in Baiern.

Als er kam und dem Slaventrüge seine ganze Kraft zuzuwenden gedachte, erschien eine Gesandtschaft der Ungarn, anscheinend in friedlicher Absicht, thatsächlich aber zur Auskundschaftung des Landes. Kaum war sie wieder fort, so erhielt Otto von seinem Bruder Heinrich die Botschaft, daß unermeßliche Schaaren der Ungarn heranzögen und daß er daher eiligst kommen möge. Es ward ihm schwer, seine Heimath zu verlassen; aber für das Reich war er da, sein Königsberuf überwog alle andern Rücksichten; doch nur klein konnte die Heerschaar sein, die er nach Baiern führte, weil der Slaventrieg alle Kraft Sachsens in Anspruch nahm.

Herzog Heinrich lag schwer krank zu Regensburg, konnte also die Baiern nicht selber führen; er vertraute sie dem Grafen Eberhard von Ebersberg an, der es für nothwendig hielt, vorderhand das Land preiszugeben und hinter dem Lech seine Aufstellung zu nehmen. Die Heerschaaren der Ungarn wälzten sich gen Augsburg; dieses war nur dürftig besetzt, aber es hatte eine starke Stütze am heiligen Bischof Ulrich. Hoch zu Roß, doch nicht mit Waffen bewehrt, sondern mit den geistlichen Kleidern angethan, sprengte der 65jährige Greis von einem bedrohten Punkte zum andern, nicht achtend der Pfeile und Steine, die aus Schleudern gegen ihn geworfen wurden; jetzt entflamte er die Kriegsleute zu heldenmüthiger Ausdauer, jetzt sprach er den in den Kirchen auf ihren Knien Flehenden Trost zu, jetzt sah man ihn in einer Prozession, die von Heiligthum zu Heiligthum zog. Kaum gönnte er sich einige Stunden Schlaf; bald nach Mitternacht sang er mit seiner Geistlichkeit das Chorgebet, dann feierte er das heilige Opfer und spendete die heilige Communion, und bevor die unzähligen Wachtfeuer, die in glühendem Bogen ganz Augsburg bis in unabsehbare Ferne hinein umsprühten, erloschen, war er schon wieder zu Roß draußen bei den Feldwachen.

Nun wogte es heran gegen die Stadt, wie Woge um Woge sich überstürzend an den Damm schlägt; dann plötzlich prallten die ersten Haufen zurück; sie wurden mit Geißelhieben vorwärts getrieben, von den folgenden überstürzt; solchen Empfang hatten sie nicht erwartet. Der heilige Ulrich hatte diesen Morgen gepredigt: „Wenn auch mein Weg mitten durch die Schatten des Todes führt, so fürchte ich nichts; denn du bist mit mir, o Herr!“ Man sah von den Hochwarten aus, wie ein Reiter zum Führer der Ungarn hinsprengte; gleich darauf zeigte sich eine rückgängige Bewegung, das

Geheul der Stürmenden wurde schwächer, dann hörte es auf — die Ungarn zogen ab, ihren Weg nach der Donau nehmend.

Der Reiter war Berthold, der Schyre, des Pfalzgrafen Arnolds Sohn; seine Botschaft lautete: König Otto ist im Anzuge.

Mit dem König kamen die Franken, die Schwaben, die Böhmen; auf der Stelle beehrte das Heer die Schlacht; aber der kriegskundige Otto schwenkte gegen das Gefeld ab, in einer Gegend, wo Busch und Berg seine Leute vor den Pfeilen der Ungarn deckte, eine Stellung suchend, wo er das Schlachtfeld beherrschte.

Am 9. August war der erste Tag der Schlacht. In acht Heerhaufen hatte Otto die Schlachtordnung aufgestellt: die drei ersten bildeten die Baiern, den vierten die Franken, meist junges, im Krieg noch nicht erfahreneres Volk, aber der Führer war Herzog Konrad. Der stärkste Haufe war der fünfte, vom Könige selbst befehligt; die rüstigsten Männer aus allen andern hatte er zu seinen Sachsen geschaart, es war der Kern des ganzen Heeres; über ihm flatterte das Banner mit dem Bilde des heiligen Erzengels Michael; Otto führte, wie gewohnt, die heilige Lanze. Die sechste und siebente Ordnung nahmen die Schwaben ein, von ihrem Herzog Burkart II. geführt; das Gepäck, in der achten Reihe, hüteten tausend erlesene Böhmen.

Das Scharmüßeln begann; aber die Ungarnschwärme hefteten sich dort nicht an die Schlachtreihe, wo Otto es vermuthete; in weitem Bogen war sie umgangen worden, und unter wildem Geheul stürzten sich mächtige Schaaren auf die Nachhut. Die Böhmen kamen in Verwirrung; die Schwaben wandten sich und nahmen sie auf; aber auch sie mit ihren mächtigen Hellebarten, die unerschütterlichen, starken Männer, vermochten die Schlacht nicht zum Stehen zu bringen. Da rief Otto den Herzog Konrad, den Mann kühnen Muthes, den im Kampfe unwiderstehlichen, mochte er zu Pferd oder zu Fuß fechten. Schon erhoben die Ungarn Siegesgeschrei; schon fielen Manche über die Beute her: da rasselte Konrad mit seinen Eisenreitern unter sie hinein; erschrocken fuhr die Ungarn auf; die Schwaben und Böhmen griffen wieder an, — und was von den Heiden nicht in rasender Flucht davon stob, das lag entseelt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Das junge Volk aus Franken hatte seine Sporen verdient; Niemand im Heere hatte ihrer Jugend und Unerfahrenheit eine so glänzende That zugekraut.

Für diesen Tag griff das Hauptheer die Ungarn nicht mehr an; Otto beschloß, am folgenden Tage selbst zum Angriffe zu schreiten; auf sein Ersuchen ordneten die Bischöfe Fasten und Gottesdienst an. Beim grauen Morgen des 10. August empfing Otto

aus der Hand des heiligen Ulrich den Leib des Herrn, viele Krieger mit ihm; Alle verziehen, seiner Aufforderung folgend, ihren Beleidigern; ein Jeder schwor im Angesichte des heiligsten Sakramentes seinem Führer und dann der eine dem andern Kriegskameraden, treu und fest zusammen zu stehen bis in den Tod. In seines Herzens Heimlichkeit gelobte Otto, wenn Christus ihm den Sieg verleihe, zu der Ehre des heiligen Laurentius — denn an dessen Gedächtnistag rückte er zur Schlacht aus — die Kathedrale seines für Magdeburg beabsichtigten Bisthums herrlich zu erbauen. Zu dem Heere aber sprach er: „Daß wir in dieser großen Bedrängniß tapfern Muth beweisen müssen, das sehet ihr selbst, meine Mannen, die ihr den Feind nicht in der Ferne, sondern vor uns aufgestellt erblicket. Bis hieher habe ich mit euern rüstigen Armen und stets siegreichen Waffen rühmlich gekämpft und außerhalb meines Bodens und Reiches allenthalben gesiegt und sollte nun in meinem eigenen Lande und Reiche dem Feinde den Rücken zeigen? An Menge, ich weiß es, übertreffen sie uns, aber nicht an Tapferkeit, nicht an Rüstung; denn es ist uns ja hinlänglich bekannt, daß sie zum größten Theil jeglicher Wehr entbehren und, was für uns der größte Trost ist, der Hilfe Gottes. Ihnen dient zum Schirm lediglich ihre Kühnheit, uns die Hoffnung auf göttlichen Schutz. Schimpflich wäre es für uns, die Herren fast ganz Europa's, jetzt den Feinden uns zu unterwerfen. Lieber wollen wir im Kampfe, wenn unser Ende bevorsteht, ruhmvoll sterben, meine Krieger, als, den Feinden unterthan, in Knechtschaft leben oder gar wie böse Thiere durch den Strick endigen. Ich würde mehr sagen, meine Krieger, wenn ich wüßte, daß durch meine Worte die Tapferkeit oder Kühnheit in euern Gemüthern erhöht würde. Jetzt laßt uns lieber mit den Schwertern, als mit Worten die Verhandlung beginnen!“

Und die Schlacht wurde geschlagen. Flinke Reiter und Bogenschützen schwärmten gegen die Ungarn aus, durften aber nicht Stand halten, sondern mußten locken und anziehen; denn wenn die Ungarn sich an sie hefteten, stoben sie auseinander, und jene prallten an die festgeschlossenen eisernen Mauern. Entsetzlich war ihr Geheul, sie entflammten sich zur rasenden Wuth; die Abprallenden wurden von den Nachfolgenden überstürzt, die Einen schlugen sich, die Andern wollten fliehen; ihre viel zu große Menge wurde sich selbst zum Verderben. So ging es fort den ganzen Sommertag lang. Da bemerkte Otto eine Ermattung unter den Ungarn; er besorgte, sie möchten den Kampf abbrechen, und nun gab er das Zeichen zum allgemeinen Vorrücken. Wie der Sturm brausten die deutschen Krieger heran; der König selbst stürmte an der Spitze seines das Reichsbanner dicht umdrängenden Gewalthaufens, hoch die heilige Lanze schwingend, ins Gewühl; der heilige Bischof von Augsburg

an seiner Seite, der auf ein glänzendes Kreuz am Himmel wies. Niedergeritten, niedergestossen wurden die Ungarn; die gewaltigen Männer aus Baiern, aus Schwaben erdrückten sie wie Rüsse; die Franken sausten im hellen Jubel von Schaar zu Schaar, bis die Nacht das Lechfeld deckte, das ein Leichenfeld geworden.

Der dritte Tag, der 11. August, brach an. Müde und zaghaft waren die Ungarn geworden, zu einer geregelten Schlacht von ihren Führern nicht mehr zusammen zu bringen; in einzelnen Gefechten nur wurde noch Widerstand geleistet, bis endlich die Flucht der völlig aufgelösten Schaaren eine allgemeine wurde. Ein Heerhaufe suchte das Lager bei Augsburg auf; ein anderer machte den Versuch, über den angeschwollenen Lech zu schwimmen; doch die Fluthen des Stromes verschlangen Die, welche am Ufer nicht niedergestossen wurden. Ueberall stand das Landvolk auf und sandten die Burgen ihre Besatzungen aus; selbst die Weiber und Mädchen griffen zu jeglicher Waffe, die Unholde niederzuschlagen. Durch ganz Baiern ging die Hehjagd auf die Flüchtigen, es gab kein Entinnen; selbst die sich ergeben wollten, fanden kein Erbarmen. Drei Führer wurden gefangen und zu Regensburg als Straßenräuber aufgeknüpft. Wie Viele von den Ungarn durch die Flucht sich gerettet, wer kann es bestimmen? Die Sage kam auf, daß nur sieben Mann nach Ungarn heimgekommen und dann als Feiglinge dadurch gestraft worden seien, daß sie für immer unfähig sein sollten, Besitz zu erwerben; der heilige König Stephan habe dann ihre Nachkommen dem Kloster zum heiligen Lazarus in Gran vergabt, weßhalb sie den Namen: die Armen des heiligen Lazarus erhalten haben sollen. Nordwärts brach ein Schwarm durch; an Böhmens Grenze bereitete der Herzog Boleslaw einem Ungarhaufen schlimmen Empfang.

Unter dem Geläute der Abendglocken ritt Otto am 11. in Augsburg ein, froh des Sieges, doch trauernd über die Verluste, deren einer ihm gar schmerzlich war: der Herzog Konrad war gefallen, sein Wunsch, zur Sühne seines früheren Frevels von Feindes Hand zu sterben, war in Erfüllung gegangen. Durchglüht vom Sonnenbrand und der Aufregung und Kampfesarbeit, hatte er am Abend des 10. August den Helm gelüftet; da sauste ein Pfeil heran, ihm gerade in den Hals, daß der herrliche Held zusammen brach. Otto ließ den Leichnam zu Worms beisehen.

Siegesboten gingen an den heiligen Vater und an die Mutter Mathilde ab; den Sieg feierte alles Volk im ganzen weiten Reiche; es war erlöst von der fürchterlichen Geißel, es wurde niemals mehr von den Nordbrennern heimgesucht, und freudig und laut ging es von Mund zu Munde, daß der Sieg auf dem Lech-

feld der größte, der herrlichste, der segensreichste sei, den seit 200 Jahren je ein König errungen habe.

Otto zog alsbald gegen die Slaven, die stark an Boden gewonnen hatten, so daß die Sachsen sich auf die Vertheidigung beschränken mußten. Er bot den Ueberläufern Verzeihung an, wenn sie reuig heimkehren wollten; nur Wichmann und Eckbert wurden für Landesverräther erklärt. Die Slaven selbst waren durch die Kunde von dem glorreichen Sieg auf dem Vechfeld erschreckt; sie erboten sich, den früheren Tribut zu entrichten, aber der König forderte Genugthuung und Auslieferung der Anstifter. Darüber zerbrachen sich die Unterhandlungen, und Otto ging über die Elbe. Am 16. Oktober kam es an der Rahnitz, einem Flusse, welcher eine Strecke weit die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern bildet, zur blutigen, entscheidenden Schlacht. Die Slaven wurden aufgerieben, ihr Fürst Stoines erschlagen; Eckbert und Wichmann entwichen nach Frankreich, um in der Blindheit ihrer Leidenschaft in spätern Jahren abermals die Slaven aufzuheizen und über die Unterworfenen neues Unglück zu bringen. Vorderhand schien die Unterwerfung von Dauer zu sein; im Sommer 960 tagte Otto mit den Slaven über die bürgerliche und kirchliche Ordnung der Länder. Alles slavische Land wurde in 18 Gaue getheilt und über jeden ein Graf gesetzt; Kirchen wurden gebaut; eifrige Priester arbeiteten mit Erfolg, und weitem ward Otto gepriesen als der große König, der das Kreuz so fest in den Boden dieser Länder gepflanzt.

Kaum war Otto im Herbst 955 siegreich heimgekehrt, so kam Trauerbotschaft aus Baiern: Heinrich war am 1. November (955) gestorben, erst 40 Jahre alt. Judith, die Wittve, schickte Boten an seine Mutter; dieselben blieben, deren Schmerz ermessend, einen ganzen Tag in Quedlinburg, unschlüssig, wer von ihnen die Trauerbotschaft vorbringen solle.

Als Mathilde am nächsten Tage die Messe gehört, den Dialog zur Hand genommen und eifrig zu lesen bedacht war, da trat Richburg, ihre treue Dienerin, herzu und berichtete, daß Boten aus Baiern da seien. Sogleich von Gram erschüttert, sprach sie: „Laßt sie herbei holen, damit wir erfahren, wie es mit dem Leiden unseres Sohnes steht.“ Die Boten jagten anfangs nichts. „Sene aber erkundigte sich eifrig nach ihrem Sohne: ob sein Uebel gelindert sei und wie alle Angelegenheiten bei ihm stünden?“ Nun überreichten sie die trauervollen Briefe. Blässe bedeckte ihr Angesicht; ein kalter Schauer durchlief ihre Glieder; das Buch, welches sie in Händen hielt, empfing das sinkende Angesicht. Den ganzen Tag verbrachte sie in Thränen und kostete keine Speise. „Beruft die Nonnen zur Kirche“, ermahnt sie, „für den Verbliebenen die Barmherzigkeit des Herrn an-

zurufen; sie selbst beugt zuerst die Kniee. „Gedenke, daß sein Leben gar selten heiter war und daß er fast all die Zeit seines sterblichen Daseins in Trübsal hingebraht“. Sie ging zum Grabe ihres Gemahls und sprach: „O unser Herr, wie viel glücklicher als wir bist du gewesen, da du in deiner irdischen Lebensbahn diesen Schmerz nicht erfahren hast... So oft wir den herben Tag deines Todes uns vor die Seele führten, haben wir in diesem einzigen Troste aufgeathmet, daß das Leben unseres geliebtesten Sohnes erhalten war, der in Zügen, Namen, Haltung dich erneuerte!“

An jenem Tage legte sie auch die fürstlichen Gewänder ab, mit welchen sie im Wittwenstande sich geschmückt. Seit dem Tode ihres Gemahls hatte sie beständig ein einfaches Scharlachkleid angelegt, doch nicht zur Schau, sondern unter einer Hülle von Linnen, und als Pierde hatte sie ein wenig Gold getragen. Dies alles entfernte sie nunmehr und erschien später mit einem Trauerkleide angethan.

Auch mochte sie keinen Sänger weltlicher Lieder mehr anhören, keinen Schauspieler mehr sehen; nur heilige, den Evangelien und andern frommen Schriften entnommene Gesänge vernahm sie seitdem und ergozte sich daran, daß ihr vom Leben und Leiden der Heiligen vorgetragen ward.“

So heißt es in ihrer Lebensgeschichte.

An die Erzählung der Siege Otto's iber die Ungarn und Slaven reiht Widukind die Bemerkung: „Durch so viele Siege berühmt und verherrlicht, erweckte der König ebenso die Furcht, wie die Gunst vieler Könige und Völker; daher erhielt er zahlreiche Gesandtschaften, nämlich von den Römern, Griechen und Sarazenen, und durch dieselben Geschenke verschiedener Art, goldene und silberne Gefae, auch eiserne und kunstreich gearbeitete von wunderbarer Mannigfaltigkeit, Gefae von Glas, auch von Elfenbein und verziert auf alle mögliche Weise, Teppiche, Balsam und Spezereien aller Art, Thiere, welche die Sachsen vorher nie gesehen hatten: Löwen und Kameele, Affen und Straue, und die ganze Christenheit ringsum schaute und hoffte auf ihn.“ Aus Rußland schickte eine Königin Helena die Bitte um Bündniß, um Bischöfe und Priester, mit der Zusage des Anschlusses an die römische Kirche. Otto schickte den Mönch Adalbert aus St. Maximin in Trier mit einigen Missionären aus Neu-Corvey; allein schon im Jahre 962 kam Adalbert als Flüchtling zurück: die Gesinnung in Rußland hatte umgeschlagen.

So gut es in seinen Kräften stand, wirkte Otto auf die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse ein. Er achtete das Recht der freien Bischofswahl, und wo er seinen Einfluß geltend machte, geschah es zu Gunsten tüchtiger Männer; er wirkte auf die freiere

Stellung der Abteien hin, daß sie aus dem Drucke ihrer Schirmvögte kamen und die Bischöfe ihrer nicht selten übertriebenen Einflußnahme auf dieselben entsagten: was Wunder, daß in den Herzen aller frommen Menschen das Verlangen rege und laut wurde, Otto möge als Kaiser über die andern Könige und Fürsten erhoben werden, damit die Völker einen obersten Schirmherrn hätten wider die Gewaltthaten der Ungerechtigkeit, die Christenheit Förderung erhielte in ihren heiligsten Interessen, wie in dem glücklichen deutschen Reiche. Dieser Gedanke ergriff viele Bischöfe und Herren Italiens, ergriff auch den heiligen Stuhl, und so erschien im Spätsommer 960 eine Gesandtschaft, welche die dringende Einladung zur Romfahrt an Otto brachte.

Otto's erste Romfahrt.

Welches waren die Zustände in Italien? Berengar und Adalbert, von deren Unterthänigkeit gegen ihren Schutzherrn und Oberkönig nicht viel zu bemerken, schmeichelten den Leidenschaften der Italiener mit der Aussicht der Gründung eines großen italienischen Reiches, in welchem kein deutscher Einfluß sich geltend machen könne. Allein Berengars Regierung war zu selbstüchtig, als daß die Lockung durchgreifen konnte, und die Parteiungen standen sich allzuschroff gegenüber, als daß das Werk der Einigung möglich gewesen. Dazu seufzte Unteritalien fortwährend unter den martervollen Heimjuchungen der Sarazenen, wodurch alle politische Regsamkeit selbstverständlich absorbiert wurde. Und wie ward von den weltlichen Herren mit der Kirche umgegangen! Die Klöster wurden entvölkert; Laienäbte rissen das Gut für ihre Zwecke an sich; über die Entwürdigung des Episkopates aber macht der Bischof Otto von Vercelli in seinem Büchlein von den Bedrängnissen der Kirche haarsträubende Bemerkungen. Um die Bischöfe recht herabzuwürdigen, sagt er, erlaube man nicht bloß jedem Wichte, sie zu verklagen und vor Gericht zu ziehen, sondern wolle die Verklagten, auch wenn keine Beweise gegen sie aufzubringen seien, nöthigen, den Reinigungs Eid zu schwören oder den Zweikampf mit dem Verläumder anzutreten. „Und wenn Bischöfe angetroffen werden, welche Strafe oder Tadel verdienen, rührt das nicht daher, weil man bei der Wahl keineswegs die canonischen Vorschriften beobachtet? Erhält vielleicht der von Alerus und Volk Gewünschte die Inful? Nein, ohne Rücksicht auf die Canonen, ohne Furcht vor dem Horn Gottes, erlauben sich die Fürsten, nach ihrem Gutdünken und Gelüsten in einer so hochwichtigen Sache zu verfahren, und statt würdiger, verdienter Männer setzen sie ihre Günstlinge auf die erledigten Hirtenstühle, und wenn sie die Infuln auch nicht um

Geld verkaufen, so ist doch auch das schon arge Simonie, daß man mit denselben weltliche Dienste belohnen oder vornehme und reiche Familien dem Hofe verbinden will. Auf diesem Wege ist man dahin gekommen, daß selbst schon Kinder zu Bischöfen gemacht wurden; das Volk mußte sie annehmen, mußte den unbärtigen Knaben ein gutes Zeugniß ausstellen, hatten diese auch kaum einen Glaubensartikel auswendig gelernt, um in der nach alter Gewohnheit öffentlich anzustellenden Prüfung etwas herstottern zu können.“

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß nicht nur päpstliche Legaten, sondern außer dem Erzbischof Walpert von Mailand und dem Bischof von Como noch 12 andere Bischöfe nach Sachsen kamen und beinahe alle Bischöfe und Grafen Italiens durch Briefe oder Abgeordnete bei Otto den Ruf erhoben, daß er kommen und helfen möge. Mit offenen Armen werde er empfangen werden, ward ihm versichert, wenn er nur jenseits der Alpen sich zeigen werde.

Und Otto entschloß sich zur Romfahrt. Auf Himmelfahrt 961 hielt er einen glänzenden Reichstag zu Worms. Allgemeine Begeisterung that sich hier für das Unternehmen kund und erfüllte ihn mit hoher Freude, noch viel mehr der Jubel über seinen Antrag, seinen siebenjährigen Sohn Otto als Thronfolger anzuerkennen und denselben unverzüglich in Aachen krönen zu lassen. Am Pfingstsonntag den 26. Mai salbte Wilhelm, der Erzbischof von Mainz, zu Aachen seinen Bruder, und auch die Lothringer jubelten Otto dem Zweiten entgegen. Wilhelm und Bruno wurden zur Erziehung und Leitung des Knaben bestellt.

Otto zog gegen Ende Juli (961) ab; eine Strecke Wegs begleitete ihn der Sohn; von der heiligen Mutter Mathilde aber heißt es in ihrer Lebensbeschreibung: „In jenen Tagen, als Otto nach Italien gezogen war, richtete die von Furcht und Hoffen bewegte Mutter für ihren Sohn anhaltende Gebete an Gott. Und wie sie erwog, durch welches außerordentliche Opfer sie den obersten Kriegsherrn dem Sohne gewinnen möchte, reifte in der Tiefe ihrer Seele dieser Entschluß: sie stiftete mit Billigung ihres Enkels, des jüngeren Otto, in Nordhausen ein Kloster, in welchem sie eine Schwesternschar zu ihrem und der Ihrigen Seelen- und Körperheil vereinigte. Von Grund auf begann sie den Bau, und so lange sie hienieden weilte, ließ sie ihm stets die mütterlichste Sorgfalt angedeihen und gewährte alles, was seiner Förderung erspriesslich schien.“

Schon im Herbst 956 war Lindolf nach Italien gezogen, man weiß nicht, ob in jugendlicher Lust nach Abenteuern oder im Auftrage seines Vaters oder im Troß gegen ihn; es ist das eine dunkle Geschichte, die noch nicht aufgeklärt ist. Viele Städte öffneten ihm ihre Thore, viele Burgherren huldigten ihm; aber nach einem Jahre

schon, am 6. September 957, sank er ins Grab; Einige sagten, vergiftet, Andere durch ein Fieber hinweggerafft, das nach einer Verwundung ausgebrochen.

Während Berengar zu Pavia blieb, zog sein Sohn Adalbert Otto entgegen; um ihn sollen 60,000 Streiter versammelt gewesen sein, die aber forderten, daß Berengar der Herrschaft entsage, und auseinander gingen, als dieser sich nicht dazu verstehen wollte. Unangefochten, ja mit Jubel begrüßt, zog Otto in Verona, Brescia, Pavia ein und wurde zu Mailand mit der eisernen Krone als König der Lombardei gekrönt; Walpert, der Erzbischof von Mailand, war es, der ihn mit den königlichen Insignien bekleidete und die Salbung vollzog.

Unterdessen gelangten die Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle wegen der Kaiserkrönung zum Abschlusse. Otto stellte eine, in drei nicht wesentlich von einander abweichenden Fassungen erhaltene Urkunde aus, in welcher er schwur: „Bei Gott dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste und auf das Kreuz, von dem das Leben kommt, und auf die Reliquien der Heiligen lasse ich, König Otto, Dir, dem Herrn und Papst Johannes, geloben und beschwören, daß ich, wenn mir Gott gewährt, nach Rom zu kommen, die heilige römische Kirche und Dich, ihren Vorstand, erhöhen werde nach meinem Vermögen; und nie sollst Du durch mich, mein Zuthun, meine Einstimmung oder Aufreizung weder am Leben, noch an den Gliedern, noch auch an der Würde, die Du hast, Schaden leiden. Und nie werde ich ohne Deinen Beirath in der Stadt Rom ein Gericht halten oder eine Verfügung treffen über irgend Etwas, das Dir oder den Römern gehört; vielmehr will ich, was immer von dem Lande des heiligen Petrus in unsere Gewalt kommt, dir zurückgeben. Und auch Der, welchem ich das Reich Italien übergeben werde, soll schwören, daß er Dir nach Vermögen helfen wolle, das Land des heiligen Petrus zu vertheidigen. So helfe mir Gott und die heiligen Evangelien Gottes!“ In Erwiderung gelobten der Papst und die Römer auf den Leib des heiligen Petrus, daß sie niemals den Feinden Otto's, Berengar und Adalbert, Hilfe leisten würden.

Am Freitag den 31. Januar 962 stand Otto vor den Mauern Roms; an Mariä Lichtmeß ritt er nach St. Peters Dom, hinter ihm Adelheid auf einem Zelter; der Papst unter dem Portale hob ihn, da er niederknien wollte, alsobald auf und umarmte ihn; dann zogen Papst und König ein, und Otto und Adelheid erhielten die Kaiserkrone.

Der Friede zwischen dem neuen Kaiser und Papst Johannes XII. war leider nur von kurzer Dauer. Schon bald kam es zu ernstern Kämpfen.

Otto als Kaiser.

(962—973.)

Als das neunte Jahrhundert seinem Ende sich zuneigte, kam für den heiligen Stuhl eine gar traurige Zeit, für mehr als ein halbes Jahrhundert eine Erniedrigung und Schmach, wie er sie vorher niemals gesehen und nachher niemals wieder erlebt hat. In dem nämlichen Verhältnisse, in welchem die Kaisergewalt den Händen ihrer schwachen Träger entschwand, erhoben sich die Adelparteien in Italien und insbesondere zu Rom mit Ansprüchen, unter deren Druck die Selbständigkeit und der Glanz des heiligen Stuhles Unfägliches litt: Zu allem Unglücke waren es auch noch drei schlechte Weiber, welche die Zügel der Herrschaft in die Hand nahmen und lange behaupteten, Theodora die ältere, die Gattin eines römischen Großen, und ihre Töchter Marozia und Theodora die jüngere. Und damit die Trostlosigkeit voll werde, hat die Parteileidenschaft sich der Geschichte dieser Dinge bemächtigt und auch die tüchtigen und frommen Päpste dieser argen Zeit mit den Farben der Verläumdung gemalt.

Der apostolische Stuhl befand sich in einer sehr traurigen Lage. Die herrschenden Adelparteien griffen vielfach in die Papstwahlen ein, erhoben ihre Günstlinge und übten einen Druck auf die Päpste aus, welcher ihnen die freie Ausübung ihres erhabenen Amtes fast unmöglich machte.

Im Jahre 932 riß der Markgraf Alberich II., Sohn der Marozia, ein kaum 20jähriger Jüngling, die oberste Gewalt in Rom an sich; er nannte sich Fürst und war als Präsident der Republik Obergericht und Befehlshaber der Kriegsmacht. Da seine Stammgüter nicht sehr bedeutend waren, so mußte er seine Gewalt auf die Gunst des Volkes, auf das gute Einverständnis mit dem jeweiligen Papste und auf die kluge Behandlung des Adels bauen, und dies gelang ihm 20 Jahre lang, bis zu seinem im Jahre 954 erfolgten Tode. Gegen den heiligen Stuhl erwies er sich im Ganzen freundlich und beschützte den Papst gegen die Adelsfactionen; dennoch schlug er der Kirche eine schmerzliche Wunde dadurch, daß er seinen Sohn *Oktavian* dem Papste *Agapet II.* als Coadjutor aufnöthigte. Kaum 19 Jahre war der in aller Ueppigkeit aufgewachsene Fürstensohn alt, als er unter Verletzung wichtiger Kirchengesetze den heiligen Stuhl bestieg; er zählte seine Jahre vom Januar 956 an und nannte sich *Johann XII.* Man sagt, daß er der erste unter den Päpsten gewesen, der seinen Namen verändert; allein da man die Familiennamen der früheren Päpste nicht hinreichend kennt, so muß die Sache als ungewiß dahingestellt bleiben; wir haben Urkunden von *Johann XII.*,

auf welchen er sich mit diesem Namen, und andere, auf denen er sich mit Oktavian unterzeichnet.

Dieser Johann XII. ist der Papst, welcher dem neugekrönten Kaiser Otto die Veranlassung zu dessen Eingriff in die kirchlichen Dinge gab.

Erst zehn Tage waren seit der Kaiserkrönung vorüber, und schon beschäftigte sich (12. Februar 962) eine römische Synode mit deutschen Kirchenangelegenheiten, so wenig vernachlässigte Otto im Glanze seines römischen Auftretens die theure Heimath. Er sorgte für seine längst beabsichtigte Stiftung in Magdeburg; Johann bestätigte die Errichtung eines Erzbisthums daselbst, errichtete das Bisthum Merseburg und bezeichnete die weiteren Suffraganstühle, welche noch gegründet werden sollten, Alles zur Befestigung des Christenthums unter den Slaven.

Vom 13. Februar ist ein Schriftstück datirt, in welchem Otto dem heiligen Stuhle alle bisherigen Besitzungen gewährt und festsetzt, daß jeder zukünftige Papst canonisch gewählt, aber nicht consecrirt werden dürfe, bevor er vor dem Kaiser oder dessen Gesandten genügende Zusagen gemacht habe. Das Original ist auf violettes Pergament mit goldenen Buchstaben geschrieben und mit goldener Bulla versehen. Vielfach ward die Aechtheit des Schriftstückes bestritten; die neuere Forschung hat die Aechtheit überzeugend nachgewiesen.

Kaiser und Papst waren grundverschieden in Charakter und Weltanschauung, der Erstere groß in allen Dingen, der Andere schwächlich und klein. Johann XII. hat die Idee von Papstthum und Kaiserthum niemals erfaßt. So lange Otto in Rom weilte, beugte er sich vor dem Gewaltigen; aber wie wenn ein schwerer Druck von seiner Brust genommen wäre, so muß es ihm gewesen sein, als Otto nach Oberitalien zog. Uneingedenk des beschworenen Vertrags knüpfte er mit Berengars Sohne Adalbert gegen den Kaiser eine Verbindung an; ja in Capua wurden Leute angehalten, welche in seinem Auftrage nach Constantinopel gehen sollten, gleichfalls mit Anträgen gegen Otto, dem die ihnen abgenommenen Depeschen zugeschickt wurden.

Zugleich wurde von Rom aus mit Bitterkeit über den Lebenswandel Johanns geklagt. Der einzige Gewährsmann, welchen wir dafür haben, ist Liutprand, dessen Werk jedoch nur eine Parteischrift für Otto ist, die so sehr den Stempel der Unwahrheit und Gehässigkeit an sich trägt, daß sie keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann. Es ist durchaus nicht unsere Absicht, Johann XII. reinigen zu wollen; Oktavian wird die üppige Lebensweise, die er mit vielen italiischen Fürsten theilte, auch als Papst fortgesetzt haben, und wem wir Liutprand glauben dürfen, hätte er das auch selber eingestanz-

den. Der Kaiser nämlich soll bei der Kenntnißnahme seiner Umtriebe und Uergernisse gesagt haben: „Er ist noch ein Knabe, und das Beispiel von Männern wird ihn bessern; auf eine freimüthige Ermahnung hin wird er sich, wie ich hoffe, dieser Uebel entwenden.“ Das soll nun auch Johann versprochen haben, eingestehend, daß er allerdings, von der Hitze der Jugend überwältigt, manches Unpassende gethan habe, was fortan nicht mehr geschehen werde. Sei dem, wie ihm wolle, Johann hielt sein Versprechen nicht, und während er Otto noch durch Täuschungen hinzuhalten suchte, zog Adalbert auf seine Einladung in Rom ein und ritt er selbst in Waffenrüstung mit den Heerhaufen gegen Otto. Doch dieser siegte, und Adalbert und der Papst flüchteten. Es geschah dies im November 963.

Nun machte der Kaiser seinen ersten Eingriff in die Rechte der Kirche: die besiegten Römer mußten schwören, niemals einen Papst zu wählen und zu consecriren „ohne Zustimmung und Wahl“ des Kaisers und seines Sohnes Otto II.

Das widerstritt dem Wesen der Kirche; das war noch niemals dagewesen; Karl der Große hatte es nicht verlangt. Stephan IV. (V.), der Nachfolger jenes Papstes, welcher den ersten Kaiser gekrönt, soll auf einer römischen Synode die Dekretale, welche auch in das Corpus juris canon. überging, veröffentlicht haben, daß der Papst künftig von den Cardinal-Bischöfen und dem gesammten Clerus in Anwesenheit des Senates und Volkes zu wählen sei, aber erst in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten consecrirt werden dürfe. So wurde es unter den karolingischen Kaisern gehalten; erst in der Zeit der die Selbständigkeit des heiligen Stuhles bedrückenden Herrschaft der römischen Adelsfamilien wurde wie in Byzanz gehaust, wo der Kaiser die Patriarchen von Constantinopel nach seinem Belieben ein- und absetzte. Wir anerkennen, daß Otto die beste Absicht gehabt, an der Seite tüchtiger Päpste zu walten und den heiligen Stuhl dem Parteigetriebe zu entrücken; das entschuldigt ihn theilweise, hebt aber das Unrecht nicht auf.

Um dem Werke die Krone aufzusetzen, berief und präsidirte Otto eine sogenannte Synode in Rom, auf welcher Papst Johannes XII. abgesetzt und an seiner Statt der vom Kaiser bezeichnete Protoscriniar Leo VIII. mit grober Verletzung der kirchlichen Geseze auf den päpstlichen Stuhl erhoben ward.

Um Rom minder zu beschweren, zog Otto einen Theil seiner Truppen aus der Stadt; aber sogleich brach ein Aufstand zu Gunsten Johanns aus. Der Kaiser unterdrückte ihn rasch und rückte dann gegen Spoleto, wo Adalbert sich festgesetzt hatte. Nun erneuerte sich der Aufstand zu Rom; Leo VIII. floh zum Kaiser; Johannes kam in die Stadt und veranstaltete am 26. Februar 964 eine Sy-

node in St. Peter zum Gerichte über seine Widersacher. Die Mehrzahl bestand aus Mitgliedern jener Astersynode, die ihn abgesetzt hatte; allein die Stimmung hatte umgeschlagen, und die gegen ihn gewesen, richteten nun sich selbst und verdammten ihr eigenes Werk; keiner aber erhob sich zu einem freimüthigen Worte an den Kaiser.

Dieser hatte unterdessen Waffenglück gehabt; Berengar und dessen Gemahlin Willa waren in seine Hand gefallen und wanderten über die Alpen ins Exil. Berengar starb 966 zu Bamberg, Willa soll in ein Kloster gegangen sein; ihre Töchter wurden von der Kaiserin Adelheid fürstlich gehalten.

Während nun Otto eine starke Streitmacht zum Zuge gegen Rom sammelte, starb Johann am 14. Mai 964 an Apoplexie, ohne die heiligen Sacramente empfangen zu können, was zu der Schmähung Veranlassung gab, daß er sie zurückgewiesen habe. Nur 28 Jahre war er alt geworden, der unglückliche Mann. Jetzt schritt in Rom jene Partei, welcher das alte Recht der freien Papstwahl heilig war, unbekümmert um die aufgezwungene Verfügung des Kaisers, daß kein Papst ohne seine Genehmigung gewählt und consecrirt werden dürfe, zur Wahl, und erhob den greisen Cardinaldiakon Benedikt auf den päpstlichen Stuhl.

Eine Gesandtschaft ging nach Rieti zum Kaiser mit der gebührenden Anzeige, und erst als dieser schwur: „Eher werde ich mein Schwert wegwerfen, als daß ich auf die Wiedereinsetzung Leo's verzichte“, ließ Benedikt sich consecriren; die Römer leisteten den feierlichen Eidschwur, daß sie ihn nie verlassen und auch gegen den Kaiser vertheidigen würden.

Wie nahe lag für Otto die Gelegenheit, einzulenkten! Er wollte jedoch von seinem ersten Mißgriffe nicht lassen und zog vor Rom. In der ersten Zeit war in der Stadt Alles voll Eifer und Begeisterung; Benedikt V. selbst beschritt im päpstlichen Ornat die Mauern; aber bald war das Strohfeuer der Römer niedergebrannt, und allgemein erscholl der Ruf nach Frieden. Otto nahm eine Abordnung, welche seine Gnade ansuchte, gütig auf und forderte fast nur die Auslieferung Benedikts. Am 23. Juni hielt er seinen Einzug, und wenige Tage darauf saß im Lateran eine Synode zu Gericht über Benedikt. Statt sich zu vertheidigen, sprach der Papst nur: „Wenn ich gefehlt habe, so seid barmherzig!“ Otto weinte, so war er gerührt; er mahnte, keine Härte walten zu lassen und die Vertheidigung des Angeschuldigten ruhig anzuhören. Dieser warf sich auf die Kniee und bekannte, gefehlt zu haben, nahm sein Pallium ab und übergab es an Leo; mit seinem Stabe that er das Gleiche; Leo zerbrach ihn und zeigte die Stücke dem Volke. Dann nahm er dem Gebeugten die heiligen Gewänder ab und sprach: „Wir ent-

kleiden den Anmaßer des heiligen römischen und apostolischen Stuhles, Benedikt, aller Ehre des Bischofs- und Priesterthums; jedoch auf Fürsprache des Herrn Kaisers Otto, durch dessen Hilfe Unsere Wiedereinsetzung auf den heiligen Stuhl bewerkstelligt wurde, gestatten Wir, daß Benedikt die Würde des Diakonats behalte, indem er Rom verläßt und an den bestimmten Ort der Verbannung sich begibt.“

Benedikt wurde nach Hamburg gebracht. Der Geschichtschreiber Thietmar, ein Zeitgenosse, schreibt: „Der mächtige Kaiser willigte ein, daß der apostolische Herr, dessen Macht in Christo noch größer ist, Namens Benediktus, den außer Gott Niemand richten konnte, abgesetzt wurde, nachdem er, wie ich hoffe, mit Unrecht angeklagt worden war. Der Kaiser ließ ihn auch (wollte Gott, daß er es nicht gethan hätte!) nach Hamburg in die Verbannung abführen.“

Der Papst des Kaisers fand die gewünschte Anerkennung nicht, weder in Italien noch selbst in Deutschland, und als eine Seuche im kaiserlichen Heere gräßlich aufräumte, wurde an ein Strafgericht Gottes gedacht. Der erwähnte Thietmar sagt geradezu: „Im Jahre 963 ward wegen der obenerwähnten Absetzung des Papstes Benedikt V. und wegen der Verbannung, in welcher er starb, das Heer des Kaisers von einer schrecklich wüthenden Sterblichkeit heimgesucht, welche auch den Bischof Heinrich von Trier und den Herzog Gottfried (von Lothringen) außer unzähligen Andern dahin raffte.“

In den weltlichen Dingen wirkte Otto sehr wohlthätig für Italien; er begünstigte die Bürgerschaften, mehrte ihre Rechte und Freiheiten, sorgte für die Sicherheit des Verkehrs und that überhaupt, was in seinen Kräften stand, für die allgemeine Wohlfahrt. Aber die Bischöfe zogen sich vor ihm zurück; das Gewissen läßt sich nicht bestechen und nicht bezwingen.

Der Kaiser zog heimwärts. Zu Köln genoß er des hohen Trostes, mit seiner Mutter und mehreren Gliedern seiner Familie zusammen zu sein. Von der Mutter heißt es in ihrer Lebensbeschreibung, daß sie in den Armen der Thürigen am Anblicke ihrer Enkel sich erlabt, aber die höchste, mit Dankgefühl gemischte Freude darüber empfunden habe, daß ihr Sohn, der Kaiser, in solcher Herrlichkeit wohlbehalten heimgekommen sei. Eine weitere Freude mußte ihr die Nachricht bringen, daß Otto's unrechtmäßiger Papst Leo mit Tod abgegangen sei. Es fehlte nicht an Stimmen, welche den Kaiser beglückwünschten, daß er der selbst bereiteten Verlegenheiten nun enthoben, und als die Römer Botschaft mit der Bitte schickten, daß er Benedikt heimkehren und den rechtmäßig ihm gehörenden Stuhl besteigen lassen möge, da ward gehofft, Otto werde

sich selber wieder gefunden haben. Allein Benedikt starb schon am 4. Juli desselben Jahres (965), und nun sandte der Kaiser die Bischöfe Otgar und Buntprand nach Rom zur Papstwahl; ein mächtiges Heer hatte der schwäbische Herzog Burkard schon vorausgeführt, da Adalbert wieder in Oberitalien aufgetreten war.

Als Papst wurde Johann XIII. am 1. October 965 inthronisirt. Ob er aus freier Wahl hervorgegangen oder von den kaiserlichen Gesandten aufgedrängt war, wissen wir nicht; die Dinge gestalteten sich aber in Bälde so, daß der Kaiser sich zu einer zweiten Romfahrt veranlaßt sah.

Im Sommer 966 brach er auf; er machte noch einen schweren Gang nach Nordhausen zu seiner Mutter; denn er hatte eine Ahnung, als ob es der letzte Abschied von ihr für dieses Leben wäre. Die Zukunft ihrer Klosterstiftung in Nordhausen lag der heiligen Mathildis gar sehr am Herzen. Schon in Köln hatte sie ihrem Sohne ihre Sorgen vorgetragen; jetzt, da sie ihm die Schwesternschaft vorführte, that sie es wieder, und abermals beruhigte er sie mit den besten Zusagen; er bestätigte alles, was die Mutter begehrt, und sprach: „Die heilige Mutter Gottes, die Jungfrau Maria, die himmlische Königin möge sie gnädig aufnehmen und um die Liebe ihres Sohnes willen immerdar beschützen, auf daß sie Gott allein vor Allem lieben und ihm mit ganzer Seele dienen, nicht aus Verlangen nach Menschenlob, sondern allein aus Sehnsucht nach dem ewigen Leben. Dazu flehen wir, daß unsere Kinder und Enkel von solchem Erbarmen gegen diese KlosterSchwestern gerührt sein mögen, daß, so lange noch ein Fünkchen unseres Geschlechtes vorhanden sein wird, ihnen niemals des Trostes Stütze ermangele.“ Mutter und Sohn blieben sieben Tage beisammen, und die fromme Königin legte gar Vieles noch ihrem Sohne ans Herz, als ob sie in diesem vergänglichen Leben ihn niemals wieder sehen sollte. Mit dem Anbruch des Tages aber, welchen der König zu seiner Abreise bestimmt hatte, erhoben sie sich in der Frühe und führten unter Thränen eine lange Unterredung. Darnach betraten sie die Kirche, um die Messe gemeinschaftlich anzuhören, und obgleich die verehrungswürdige Königin heitere Mienen annahm, so hatte sie doch im Herzen einen bitteren Schmerz zu bekämpfen. Als die Messfeier beendet war, ging sie wiederum ihren Sohn mit diesen Worten an: „Mein theuerster Sohn, präget achtsam alles Eures Gedächtnisse ein, was Wir an diesem Orte Eurer Treue anempfohlen haben. Hier haben Wir uns oftmals in Freude befunden; hier hat Gott Uns aus sichtbaren Gefahren errettet. In dieser Stadt haben Wir Euren Bruder Heinrich zur Welt gebracht, den Wir ob des väterlichen Namens übermäßig geliebt haben; auch Eure Schwester Gerberg ist hier geboren worden. Und weil Wir durch Vermittlung der

heiligen Jungfrau Maria in dieser Ortschaft zweimal aus den Geburtsnöthen errettet worden sind, so haben Wir dieses Kloster ihr zu Ehren gegründet, und insbesondere, wie ich Euch früher gesagt habe, zum Seelenheile Eures Vaters und Bruders und zu Eurer eigenen Wohlfahrt. Deßhalb ziemt es sich, daß, so oft Ihr hieran Euch erinnert, Ihr auch den hier Wohnenden um Unfertwillen desto größere Zuneigung bewähren möget. Und weil Uns dünkt, daß wir hier zum letzten Male Gespräche wechseln, so soll dieser letzte Anblick Eurer Mutter auch eine Mahnung an dieses Kloster sein.“ Tief gerührt, versprach der Kaiser, alles zu halten, was sie verlangt. Dann verließen sie die Kirche, umarmten sich, und Thränen benetzten Beider Wangen. Und wie sie Küsse getauscht, flossen die Zähren aller Anwesenden.

Die Königin aber blieb vor der Pforte stehen und geleitete den zu seinem Pferde schreitenden Sohn mit leuchtenden Blicken. Hierauf trat sie in die Kirche, begab sich eilig an den Ort, wo der Kaiser während der Messfeier gestanden, beugte die Kniee und küßte weinend die Spuren des Sohnes. Als Graf Witigo und andere Herren, die noch zurückgeblieben, dies bemerkten, stöhnten sie, tief erschüttert, traten heraus und berichteten es dem Kaiser. Augenblicklich sprang dieser vom Pferde, kehrte seufzend in die Kirche zurück und fand seine Mutter noch an jenem Orte, betend und in Thränen zerfließend. „O verehrte Herrin“, sagte er, eilends zur Erde sinkend, „mit welchem Dienste vermag ich Euch diese Thränen zu vergüten!“ Und abermals traten sie zu einander und redeten Einiges mit bewegter Stimme. Zuletzt sprach die ehrwürdige Königin also: „Was frommt es uns, länger zu verweilen? Ob wir gleich widerstreben, es muß geschieden sein, und durch gegenseitige Betrachtung werden wir die Betrübniß nicht mindern, sondern steigern. So gehet nun im Frieden Christi; Unser Angesicht werdet Ihr im sterblichen Leben nicht wiedersehen. Wir haben Nichts, wie Wir meinen, vergessen, sondern alles, was Wir im Herzen trugen, Eurer Treue anempfohlen. Möget Ihr Unserer Seele nur die eine Gunst gewähren, daß Ihr sorgsam dieses Ortes gedenket.“

Und der Kaiser zog von dannen; die Ahnung der Mutter aber wurde gar bald zur Wirklichkeit: noch ein paar Jahre, und sie fühlte, wie der Tod ihr nahe trat. Noch einmal besuchte sie ihr geliebtes Nordhausen, ihre vertraute Dienerin Rickburg zu sehen, welche seit Kurzem zur Aebtissin geweiht war. Bei ihr erkundigte sie sich sorgsam nach allem, was im Stifte vorging, und da ihr liebstes Geschäft war, das Gedeihen eines jeden Menschen zu sehen und zu hören, so ging sie in die Schule und prüfte jede einzelne Tochter auf den Unterricht, der ihr ertheilt worden.

Im Dezember (22. des Jahres 967) kehrte sie nach Quedlin-

burg zurück. Da ihre Krankheit zunahm, entkleidete sich die fromme Königin aller Dinge dieser Welt; sie verschenkte Alles an die Bischöfe und Priester für die Armen und die Klöster; nur das Kleid blieb zurück, das sie trug, und noch zwei andere, ein scharlachrothes und eins von Linnen, die sie zu ihrer Bestattung bestimmte. Von Mainz kam der Erzbischof Wilhelm, selbst krank; er brach bei ihrem Anblicke in Thränen aus. Auch ihm empfahl sie Nordhausen. „Ich empfehle dir meine Seele“, sagte sie; „aber auch das verwaiste Stift von Nordhausen laß dir empfohlen sein, damit du ihm nicht nur selbst ein Beschützer, sondern auch beim Kaiser ein Fürsprecher seiest; denn der Bau ist noch unvollendet, und darum erfüllt mich dieses Kloster vor den andern zumeist mit Kummerniß.“ Der Erzbischof Wilhelm versprach Alles; aber als er Abschied von ihr nahm, da ward die Heilige seines nahen Todes inne; denn als sie frug, ob kein Geschenk für ihn bereit sei, sagte sie plötzlich: „Wo sind die Gewänder, die Wir für unsere Bestattung aufbewahren ließen? Gebt sie ihm; er wird ihrer eher als Wir bedürfen.“ In der That starb Erzbischof Wilhelm am 2. März 968 in dem nahen Radulveroth, wohin er von Quedlinburg gegangen war. Der Königin wurde das Sterbekleid von ihrer Tochter Gerberg; denn als ihr Leichnam auf die Bahre gelegt wurde, brachten Boten Gerbergs ein goldgesticktes Gewand, weit genug, um ihr und ihres Herrn Heinrich Grabmal zu überdecken.

Am einem Samstag kündigte Mathildis das Nahen ihrer letzten Augenblicke an. Sie ließ ihre Enkelin Mathildis, die Aebtissin, zu sich rufen und drang mit heilsamen Mahnungen in sie, daß sie für das Gedeihen der ihr anvertrauten Heerde liebevoll und demuthsvoll, behutsam und gewissenhaft besorgt sein, nur selten sich vom Kloster entfernen, ihren Geist in fromme Schriften versenken, was sie daraus gelernt, auch die Andern lehren, in allen Stücken aber, die sie Andern auferlege, mit der That und gutem Beispiele selbst vorangehen solle. Dann reichte sie ihr das Buch, worin die Namen der verstorbenen Fürsten verzeichnet waren, und empfahl ihr die Seele Heinrichs und die eigene, sowie die aller Frommen, deren Gedächtniß sie selbst zu ehren pflegte.

Aus Nordhausen war Rickburg herbei geeilt; weinend umfaßte sie die Füße der Königin und rief: „Wem überlässest du uns in der Verwaisung, du, unser Aller Trost und Hoffnung!“ Aber die Heilige richtete die Augen nach Oben und sagte mit ausgebreiteten Händen: „Dem obersten Hirten vertrau' ich euch. Wohl hoffe ich, daß mein Sohn seiner Zusage nicht vergessen werde; doch wenn es anders kommt und ihr von den Menschen verlassen seid, so bedenket, daß Gott Diejenigen nicht verläßt, die auf ihn ihre Hoffnung bauen.“

Dann wandte sie sich zu den Umstehenden und sagte: „Legt mir das Cicilium unter und wendet mich nach Oben, damit die Seele zu Gott zurückkehre.“ Dann schied sie; es war der 14. März (968).

Als ihre Todesbotenschaft nach Rom gebracht wurde, saß der Kaiser Otto gerade auf seinem Throne; er ward bleich, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen; er kniete nieder und betete.

Johann XIII. war alsbald nach seiner Erhebung von einer Partei des Adels angefeindet und hart bedrängt worden; man nennt einen neuen Stadtpräfecten Petrus und einen Grafen Rotfred, welche den Papst gefangen nahmen und zehn Monate lang in einem festen Schlosse schmachten ließen. Als aber die Kunde laut wurde, daß der strenge Kaiser über die Alpen ziehe, fiel jäher Schrecken über alle Mißethäter. Gleich in Lombardien machte Otto Frieden dadurch, daß er rasch durchgriff, die bloßgestellten Herren verhaftete, worauf dann jene, die er nicht greifen konnte, flüchtig wurden. In Rom trat ein völliger Umschlag ein; Rotfred wurde ermordet; im Oktober 966 konnte Johann aus seiner Haft zurückkehren, und als Otto um Weihnachten in die Stadt einzog, da wurde er vom Volke als Retter begrüßt und von der kaiserlichen Partei gedrängt, schwere Strafurtheile ergehen zu lassen. So sehr der Kaiser überzeugt war, daß blutiges Gericht am Plage sein mochte, und obgleich eine italienische Chronik berichtet, daß 13 vornehme Römer, die Hauptanstifter der Mißhandlungen des Papstes, am Galgen endeten, so kann doch nicht wohl angenommen werden, daß Papst und Kaiser ein so blutiges Handwerk trieben. Niemals hat Otto in kleinlicher Rachgier gehandelt, so strenge er auch ausführte, was er als einen Akt der Gerechtigkeit erachtete; von den würdigsten Bischöfen umgeben und in der Absicht nach Rom gekommen, ein Werk des Friedens zu vollziehen, hat er gewiß nicht mit einer Blutarbeit begonnen, die, wenn sie stattfand, eher tumultuarischen Auftritten der kaiserlichen Partei im Siegesrausche Schuld zu geben ist.

Papst und Kaiser gingen Hand in Hand in der Ordnung der Verhältnisse Italiens und der Kirche. Die eifrige Arbeit begann alsbald; noch vor dem Feste der Erscheinung 967 versammelte der Papst in des Kaisers Gegenwart eine große Synode in St. Peter; auf Mitte April wurde eine andere nach Ravenna ausgeschrieben; eine dritte tagte wieder zu Rom im Mai 969. Wie da für die Reinheit des Priestertums geeifert wurde, mag aus einem Schreiben des Bischofs Ratherius von Verona entnommen werden, wo es heißt: „Von dem im April 967 zu Ravenna gehaltenen allgemeinen Concil nach Hause zurückgekehrt, habe ich sämmtliche Priester und

Diakonen meiner Diöcese berufen, um ihnen nach kaiserlichem Befehl die dort gefaßten Beschlüsse zu eröffnen. Sie erschienen; aber meine Widersacher, die mir ohne Unterlaß und auf alle Weise nachstellen, begannen gleich, sich zu widersetzen, und bis dahin kam es, daß einige mit offen dargelegtem Troze zusammentraten und aussprachen, sie würden weder ihre Weibzleute fortschicken, noch ihre Pfründen verlassen. Diese befahl ich ins Gefängniß zu führen, bis ihnen besserer Sinn käme.“

Als Kaiser war Otto pflichtgemäß ein Mehrer des Reiches Christi; daher hat er mit seiner unbeugsamen Energie die kirchlichen Geseze über den Eölibat, wonach dem Clerus nur die Wahl zwischen der Unterwerfung oder der Suspension gelassen war, durchgeführt, und ist er gegen die Simonie und für die Bestellung unterrichteter und würdiger Seelsorger eingetreten. Es war schwere Arbeit erforderlich; denn in den langjährigen Wirren der Parteikämpfe war unter dem Adel, selbst unter der Geistlichkeit, der christliche Sinn arg beeinträchtigt worden.

Auch in den weltlichen Dingen war Otto eifrig bemüht, in den sechs Jahren seines Waltens in Italien Ordnung zu schaffen. Hierzu mußte vor Allem den Umtrieben Adalberts und seiner Söhne und dann dem schmachvollen Treiben der Sarazenen ein Ende gemacht werden.

Hierzu fand der Kaiser vielseitige Unterstützung; denn alle ehrenhaften Männer waren empört, daß Adalbert sich nicht scheute, die grimmigsten Feinde der Christenheit, die Sarazenen, in Sold zu nehmen und gegen die Ordnung in Italien aufzuhezen. Er wurde bis nach Korsika verdrängt, und mit Einem Male verschwand er aus der Geschichte; die Sage ging, er sei drei Jahre lang auf dem Meere umhergeschweift, in Gefangenschaft gerathen und, nachdem er wieder frei geworden, als armer Flüchtling in Lutun gestorben. Sein Bruder Guido war im Jahre 965 gefallen, und Conon oder Konrad schloß einen Vergleich mit dem Kaiser und wurde als Markgraf von Ivrea anerkannt.

Gegen die Sarazenen, welche die Küsten Italiens arg heimsuchten, in Fragnetum ein starkes Bollwerk zum Ausfallen und Bergen ihrer Leute, in so mancher Stadt Unteritaliens festen Fuß hatten oder von Sizilien herüber kamen, erglühete so mancher Heldenjüngling aus deutschen Landen, daher der Kaiser beständigen Zuzug sich erfreute. Sie aus Italien hinauszuerwerfen, war seine nächste Absicht, und wer kann sagen, ob in seinem gewaltigen Geiste nicht bereits die Idee des heiligen Krieges gegen die mahomedanische Welt aufdämmerte? Er suchte dafür die Byzantiner zu entflammen. Diesen die letzten Reste ihres italischen Besizes abzunehmen, wäre ihm keine allzuschwere Aufgabe gewesen; aber er zog

Frieden und Bündniß mit Constantinopel vor; denn höher galt dem frommen Kaiser der heilige Krieg und die Aufhebung des Schisma und Vereinigung der Kirche des Orients mit Rom.

Kaiser war Nikephorus seit August 936. Ein siegreicher General im Osten gegen die Sarazenen, war er nach dem schnellen Tode des Romanus II. (15. März 963) in die Vormundschaft der kaiserlichen Kinder berufen, aber bald von den Soldaten als Kaiser ausgerufen worden. In der Religion ein Heuchler; äußerst habüchzig, weil er die Soldaten bereichern mußte, denen er auf alle Weise schmeichelte, — verlangte er ja sogar, daß jeder im Felde gebliebene Soldat als heiliger Märtyrer verehrt werden müsse —; ein Münzverschlechter, welcher sich Alles in vollwichtiger Münze zahlen ließ und seine Ausgabe in verschlechterter machte; bei Theuerung und Hungersnoth ein Wucherer; gegen die Katholiken ein wüßtschimpfender Verächter, behandelte er unsern Kaiser Otto als einen sächsischen Barbaren.

Ihn zu gewinnen, machte Otto ihm die schönsten Anerbietungen. Kein Theil der armseligen Reste seiner Herrschaft in Italien sollte angetastet, im Gegentheil Hilfe gegen Unruhestifter und die Ungläubigen ihm geleistet werden; um ein Unterpfeand der Freundschaft zu gewinnen, warb Otto um die Prinzessin Theophano, die Tochter Romanus' II., für seinen Thronerben Otto II. „Aber“, sagt richtig in seiner körnigen Sprache Damberger: „Nikephorus, der seinen Thron mit dem schismatischen Hasse gekittet, fühlte keine Lust, den Kitt eigenhändig zu lösen; seinem Ohre klang die Rede von Eintracht der Christenheit und kirchlicher Union wie Grabgeläute, und in jener Brautwerbung trat ihm das Gespenst vor Augen, welches ihn stetsfort am meisten ängstigte; die zwei Knaben des Romanus, das wußte der Stiefvater, waren trotz allem Bemühen, sie zu verbergen und vergessen zu machen, fortwährend der Gegenstand warmer Theilnahme und kühner Hoffnung für Unzählige, und diese gefürchtete Partei gewann ungemeinen Aufschwung und Zuwachs, heirathete die Schwester der Knaben den Sohn des abendländischen Kaisers, nichts davon zu sagen, daß die Heirath ein Abthun des Schisma besiegelte, folglich ein Ordnen der Kirchenangelegenheiten auf canonischem Wege, ein Abkommen mit dem Papste durch Würdigen seiner ebenso unangenehmen, als gegründeten Vorstellungen.“

Im Jahre 969 wurde Nikephorus ermordet, und sein Nachfolger Zimischos stellte sich besser zu Otto, so daß im Jahre 972 Theophano als Braut Otto's II. nach Italien segelte.

Am Weihnachtstage 967 war Otto II. zum Mitkaiser gekrönt worden; am 14. April 972 fand die Vermählung mit Theophano statt. Und nun verlangte es den Kaiser heim in die deutschen Lande. Am 14. August traten Vater und Sohn zu St. Gallen in

die Kirche, als eben die Brüder im Chore die Vesper sangen. Keiner hob die Augen, obgleich Otto abichtlich seinen Stocß zur Erde fallen ließ. Das gefiel ihm gar sehr; denn solche Mönche liebte er. Nach der Vesper unterhielt sich der Vater mit dem ältern Notker, der sein Leibarzt gewesen; der Sohn besah mit seinem Lehrer Notker die Bibliothek.

Otto zog durch die deutschen Lande, in geistlichen und weltlichen Dingen ordnend, Streite schlichtend, Gericht haltend, und erst im Frühjahr 973 kam er in sein geliebtes Sachsenland. Mit welcher hoher Freude er sein Magdeburg betrat, wer mag es beschreiben? Nach einer Arbeit von 20 Jahren war sein Stift daselbst endlich vollendet worden; in keinem Lande, unter keiner Sorge, nicht in den Schlachten und nicht auf den Synoden hatte er seiner vergessen. Der am 21. Dezember 968 vom Erzbischof Hatto II. von Mainz¹⁾ consecrirte Bischof Hilbward von Halberstadt hatte seine Einwilli-

1) Wir benötigen die Nennung dieses Namens, um über den Mäusethurm bei Bingen, der mit ihm in Verbindung gebracht wird, ein Wort zu sagen. Dürften wir der Sage vom Mäusethurm, welche zur Schmach der deutschen Schulleitung immer noch in Lesebüchern spuckt, glauben, so hätte ein Erzbischof Hatto von Mainz, man sagt aber nicht, ob der erste oder der zweite, ihn erbaut, — um die Mäuseplage von sich abzuhalten. Hatto nämlich sei ein gar geiziger Mann gewesen und hätte bei einer Hungersnoth kein Getreide an das arme Volk abgegeben und über das Jammern der Hungernden mit dem Worte gespottet: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen!“ Darüber seien die Mäuse über ihn gekommen zu unaussprechlicher Qual, und da er von ihnen bis in sein Schlafgemach verfolgt worden sei, so habe er mitten in den Rhein hinein den festen Thurm gebaut, der jetzt noch steht und der Mäusethurm deshalb heiße, weil die Mäuse den Erzbischof auch dahin verfolgt hätten.

Diese Sage tritt das erstmal im 16. Jahrhundert auf und wird seitdem gerne zur Anschwärzung der katholischen Geistlichkeit benützt.

Hatto I., die feste Stütze Ludwigs des Kindes und der deutschen Einheit, hatte viele politische Gegner; aber keiner thut der Sage Erwähnung, was sicher geschehen wäre, wenn ein Schandfleck so großer Natur auf ihn hätte geworfen werden können.

Hatto II. ist ums Jahr 970 ermordet worden; wie und von wem? weiß man nicht; aber bekannt ist, daß Otto I. ihm das Kloster Disibodenberg zur Reformation übergab, wobei der Erzbischof mit den Räufern von Kirchengut in Conflict kam. Wie nahe lag es, sein Andenken zu brandmarken: aber es geschah nicht.

Der Thurm im Rhein bei Bingen ist nachweisbar in den Jahren 1200—1250 erbaut worden, also 300 Jahre nach der Zeit, da in Mainz ein Hatto Erzbischof war.

Seinen Namen Mäusethurm hat das Bauwerk, weil es zum Ausspähen bestimmt war und hieß ursprünglich Musthurm, von dem altdeutschen Worte muisen, soviel als ausspähen. Ob der Thurm nun mit den Befestigungen der Burg Ehrenfels zusammenhing, oder ein Wartthurm zur Warnung für die Schiffer wegen der Gefährlichkeit des Bingerlochs war, das ist gleichgiltig; sicher ist, daß das Bauwerk mit den Mäusen nur willkürlich, zum Schimpf der Mainzer Erzbischöfe, in Verbindung gebracht worden.

gung zur Schmälerung seiner Diocese gegeben, und nun war der am 18. Oktober 968 von Papsst Johann XIII. mit dem Pallium beschenkte Adalbert, den wir als Missionär unter den Russen schon kennen, und dessen wir später ausführlicher gedenken werden, feierlich als Erzbischof von Magdeburg eingesetzt worden. An Weihnachten dann (969) hatte Adalbert für Merseburg, Meißen und Zeitz Suffragane geweiht, und als Havelberg und Brandenburg vom Metropolitanverbande des Mainzer Erzstuhles gelöst und auch Posen dem von Magdeburg eingefügt war, da stand der prächtige Bau in seinem ganzen Umfange da, und die Cultur für die Länder der Slaven war für immer begründet.

Palmsonntag (15. März) feierte Otto in Magdeburg. Wie dies geschah, beschreibt Thietmar mit den Worten: „Er pflegte sich an den hohen Festtagen von den Bischöfen und allen übrigen Geistlichen der Reihe nach in feierlichem Einherzuge mit Kreuzen, Reliquien und Rauchgefäßen zum Abend- wie Frühgottesdienst, sowie zur Hauptmesse in die Kirche geleiten zu lassen, und nachdem er dort mit großer Furcht des Herrn gestanden und gefessen, ohne bis zur Beendigung des Ganzen von irgend etwas Anderem, als von geistlichen Dingen zu sprechen, ging er unter Vortragung vieler Kerzen mit einem großen Gefolge von Priestern, Herzögen und Grafen in seinen Palast zurück. Am folgenden Tage aber brachte er zum Heile seiner Seele Gott und dessen sieggekröntem Streiter Sanct Mauritius unbeschreiblich reiche Geschenke dar, an Landgütern, Büchern und anderem königlichen Schmuckgeräthe, indem er zugleich alle Rechte der Schirmvögte bestätigte und die nöthigen Schenkungsurkunden übergab, in Gegenwart und unter Weispflichtung der Kaiserin und seines Sohnes und unter dem Gezeugnisse aller anwesenden Gläubigen.“

„Von da ging er nach Quedlinburg, wo er das Osterfest mit Dank gegen Gott und in froher Lust vollbrachte. Dahin eilten zusammen, auf des Kaisers Befehl, die Herzöge Miseko und Boleslaw, ferner die Herzöge und Gesandten der Griechen, der Beneventer, Ungarn, Bulgaren, Dänen und Slaven, sammt allen Großen des ganzen Reiches.“ Bis von Afrika her kamen Gesandte und brachten Geschenke dar.

Es war des Kaisers letzter großer Hofstag, der zu Quedlinburg an Ostern 973; wir benützen ihn, um nachzuholen, was Otto als Kaiser unter den umliegenden Völkern gethan und erreicht hat.

Beginnen wir mit den Slaven. Die lange Entfernung des Kaisers hatte manchen unruhigen Kopf zur Empörung erhitzt; die heidnischen Nachbarn drängten, und am meisten that Wichmann, daß das arme Land nicht zur Ruhe gelangen konnte. Er ging, während er unter den Slaven wühlte, bis zum heidnischen Dänen-

könige Harald Blauzahn, diesen zu einem Angriff auf Sachsen zu bewegen. Allein dieser, mißtrauisch, forderte als Pfand der Verlässigkeit den Mord seines Oheims Hermann Billung. Dieser bekam Kunde davon und hielt über die Mitverschworenen seines Neffen ein Blutgericht. Wichmann entfloh zu Selibur, einem Fürsten der Wagrier; doch rasch war Hermann da, den Slaven entsant der Muth, und Wichmann floh weiter zu einem östlicher gelegenen Stamme. Dies ereignete sich ums Jahr 962. Aus dem Jahre 968 erhalten wir weitere Kunde von einem slavischen Aufstande. Otto nämlich schrieb am 18. Januar dieses Jahres von Capua aus an Hermann, bis er nach Sachsen komme könne, „wollen Wir, daß, haben auch die Medarier, wie berichtet wird, eine völlige Niederlage erlitten, Ihr doch keinen Frieden mit ihnen eingehet; Ihr wisset ja, wie oft sie die Treue gebrochen, und welchen Schaden sie angerichtet. Deshalb vereiniget alle Eure Kräfte, um das Begonnene damit zu endigen, daß sie völlig erdrückt werden. Ist es nöthig, so werden Wir selbst über sie kommen.“

Die Lage der Slaven wurde immer verzweifelter; nicht nur, daß die Sachsen strenge Grenzwehr übten und daß Christenthum und Cultur weiter nach Osten drangen: es kamen nun auch die Böhmen und Polen über sie.

In Böhmen hatte Boleslaw I., der Mörder seines heiligen Bruders Wenzel, bis gegen das Jahr 950 hin die Verfolgung der Christen und die Bekämpfung der deutschgesinnten Partei fortgesetzt; von da an wurde eine Aenderung seiner Politik bemerkbar. Staatsklug sah er ein, daß der Rückhalt an dem mächtigen Reiche Otto's ihm nutzbringender sei; aber die erste Bedingung, welche der Kaiser ihm stellen würde, das erkannte er wohl, wäre die Duldung und die freie Predigt des Christenthums; darum stellte er das blutige System ein, das ihm den Namen des Grausamen erwarb. Gedeckt nun von Sachsen her und auch mit Baiern befreundet, erwehrete er sich seiner Widersacher im Lande selbst und schlug die Einfälle der Ungarn zurück, ja nahm diesen viel Land ab. „Es unterliegt, trotz dem Schweigen der gleichzeitigen Chronisten, keinem Zweifel“, sagt Palacky, „daß er gleich nach dem Jahre 955 die einmal errungenen Vortheile gegen die Ungarn weiter verfolgte; er entriß ihnen nicht allein das heutige Mähren, so weit es in ihrer Macht gewesen, sondern auch die östlichen Gebiete des einstigen Großmährens, die heutige Slowakei zwischen der Donau und den Karpathen bis an das Matragebirge hin. Andererseits scheint er auch im Norden der Karpathen, in Chrowatien, Eroberungen gemacht zu haben, welche später von seinem Sohne und Nachfolger noch erweitert wurden.“

An der Seite der sächsischen Heerhaufen kämpfte er gegen die

Lausitzer, und zwischen den Polen und dem Reiche machte Boleslaw den Vermittler.

Im Jahre 967 folgte ihm Boleslaw II., der Fromme, der Schamhafte zubenannt, „in dessen Lob“, schreibt Palacky, „unser ältester Chronist sich ebenso überschwänglich erweist, wie im Tadel seines Vaters; er nennt ihn den christlichsten Fürsten, den Beschützer der Wittwen und Waisen, den Helfer aller Nothleidenden, den freigebigen Gründer gar vieler Kirchen im Lande, den Gerechten, bei dem nur Verdienste galten, den Friedliebenden und Milben, der jedoch auch die Waffen liebte, in allen Schlachten siegreich kämpfte und harten Stahl glänzendem Golde vorzog; mit einem Worte: eine Rose, die dem Dorn entblühte, ein Lamm aus des Wolfes Schooß, die Liebe der Seinen, den Schrecken der Feinde.“ Dieser Boleslaw II. fand sich auf dem Hoftage zu Quedlinburg ein, enge und fest Otto I. verbunden. Hier wurde die letzte Hand zur kirchlichen Abtrennung Böhmens von Regensburg und zur Gründung eines eigenen Bisthums in Prag angelegt. Der erste Bischof war der sächsische Mönch Ditar, ein Mann voll Eifer und Thätigkeit.

Ueber die Stellung Böhmens zum Reiche gehen die Meinungen sehr auseinander.

Nicht ein Herzogthum des Reiches war Böhmen, sondern durch Handschlag verpflichtete sich der Herzog der Böhmen dem Kaiser zur Treue, reichte jährlich ein Ehrengeschenk und leistete da, wo gemeinsame Feinde zu bekämpfen waren, die Heeresfolge, stand folglich in einem Schutzverhältnisse zum Reiche.

Das Gleiche war der Fall mit Polen. Der erste Polenfürst, der aus der Welt der Sage in die der beglaubigten Geschichte eintritt, ist Mjesko oder Miecislaw um das Jahr 963.

Wir haben von Wichmann berichtet, daß er zu den östlichen Slaven geflohen sei; er stand seinen Gastfreunden wider ihren Bedränger Miecislaw bei, und sein scharfes Schwert nöthigte diesen, Hilfe bei den Böhmen zu erbitten. Nun mußte Wichmann von der Ueberzahl eine Einschließung befürchten, und er rieth zum Rückzuge. Allein die Slaven waren mißtrauisch gegen ihn, schalteten ihn einen Verräther, der nur sich selbst in Sicherheit bringen, ihr Land aber preisgeben wolle. Verzweifelnd nahm er die Schlacht an; ihr Ende war der Rückzug in der einbrechenden Nacht. Am andern Tage stießen die Verfolger auf den Helden, der, von wenigen Getreuen umgeben, auf einem Hügel ruhte. Sie riefen ihn an, daß er sich ergebe. „Keinem Andern“, erwiderte er, „als nur dem Miecislaw allein; rufet diesen herbei.“ Bis dieser kam, sammelten sich mehr feindliche Krieger; es kam wieder zum Schlagen; schwer verwundet brach Wichmann zusammen. Nun übergab er sein Schwert mit den

Worten: „Bring' es deinem Fürsten als ein Siegeszeichen. Er mag es seinem Freunde, dem Kaiser, schicken, damit dieser lache über den getödteten Feind, oder vielleicht weine bei der Erinnerung an seinen Blutsverwandten.“ Dann wandte er sein Angesicht gegen Osten, rief mit lauter Stimme den Herrn an und übergab diesem seine von Kummer und Unglück gebrochene Seele. Das war im Jahre 967 geschehen.

Der Polenherzog Miecislaw trat zu Kaiser und Reich in dasselbe Verhältniß, wie der Herzog von Böhmen, welcher die Unterhandlungen darüber abschloß. Die Einführung des Christenthums unter den Polen erlitt kaum eine Schwierigkeit. Viel that dafür die fromme Tochter Boleslaws I., Dombrowka, welche dem Miecislaw vermählt wurde; er begehrte selbst den christlichen Unterricht und ließ sich bald taufen, mit ihm gleich eine große Menge seines Volkes. Es wird erzählt, daß er den Papst Johann XIII. um einen Legaten zur Ordnung der Kirchenverhältnisse gebeten und auf einen 7. März die Zerstörung aller Gößenbilder angeordnet habe.

Auch in den Norden hinein wirkte der gewaltige Otto für das Kreuz und die Cultur.

Bereits waren in Dänemark die Christen zahlreich, doch überwunden oder gar ausgerottet war das Heidenthum nicht. Die wilden Seeräuber mochten sich durch das Gebot der Liebe nicht bändigen lassen, den Sklavenhandel nicht aufgeben: sie waren mächtig, und aus Politik neigte sich Harald Blauzahn ihnen zu. Das forderte die Pflicht Otto's heraus; er mußte die deutschen Küsten, den deutschen Handel und die Menschen vor der Sklaverei schützen. Er begann Unterhandlungen; aber Harald war von der heidnischen Partei schon ganz eingenommen, und diese drängte zum Kriege. Im Sommer 965 zog der Kaiser mit Heeresmacht heran; die Dänen gaben das Festland auf und hielten sich auf den Inseln; zum Angriff auf diese gebrach es Otto an einer Flotte. So drang er in Jütland vor, und als er an den Meerbusen Limfiord kam, trat er hinaus auf eine Klippe der Küste, schleuderte seinen Speer in die tosende See und sprach: „Das soll des Reiches Grenze sein!“ Der Ottenjund heißt seitdem ein Arm jenes Meerbusens.

Als das Heer zur Heimkehr sich wandte, überfielen die tückischen Dänen den Nachtrab und brachten ihm eine empfindliche Niederlage bei; doch rasch war Otto wieder zur Stelle und schlug sie so, daß Harald um Frieden bat. Er ward ihm; denn Harald huldigte dem Kaiser als seinem obersten Schirmherrn und ließ sich mit seiner Gemahlin *G u n h i l d e* und seinem Sohne *S u e n* taufen; dessen Pathe war Otto, weshalb derselbe *Suen-Otto* genannt wurde. Geschmälert wurde das Reich der Dänen nicht, weder an Land noch an Ehren; der Kaiser begehrte nur freundliche Nachbarschaft, un-

gestörten Handelsverkehr und Schutz für die christlichen Glaubensboten. Und dies ward zugesagt, wie aber gehalten? Harald wagte nicht, strenge gegen die heidnische Partei einzugreifen; Seeraub, Menschenhandel, Gözenopfer hat er nicht verboten, und wir wissen nicht, in welcher Absicht die dänischen Botschafter auf dem Hoftag zu Quedlinburg erschienen.

Auch von den Ungarn wird berichtet, daß sie ihre Gesandte da gehabt; wir müssen nun noch von den Zuständen ihres Landes berichten.

Die mörderische Schlacht auf dem Lechfelde (955), welche vielen Tausenden des Volkes das Leben nahm, hat für die Ueberlebenden neuem Leben die Thore des Landes aufgethan. Wie im Westen, so auch im Osten vielfach geschlagen, verging den Ungarn die Lust und der Muth zu weitem Ausfällen; im Gegentheile verlangte das entvölkerte Land nach Einwanderern, und unter diesen kamen viele Christen.

Der Herzog Taksong begünstigte die Einwanderung und trachtete darnach, dem Nomadenleben ein Ende zu machen und geordnete, durch Gesetz geregelte Zustände zu schaffen; daher trat er mit dem Kaiser in Verbindung. Otto äußerte im Jahre 970 in einem Schreiben an den Bischof Pilgrim von Passau, daß Bruno, Bischof von Werden, überbrachte, seine Hoffnung, daß eine freundschaftliche Verbindung zwischen Taksong und dem Reiche zu Stande kommen werde. Allein im Jahre 972 starb Taksong plötzlich, man meint von der grimmigen Heidenpartei ermordet. Doch er hinterließ in seinem Sohne Geisa einen gewaltigen Herrscher, von welchem es heißt: „Geisa zeigte sich wohl scharf und grausam gegen seine Landsleute und ließ sie die mächtige Herrscherhand fühlen; gegen Andere aber, vorzüglich gegen Christen, benahm er sich freundlich, mitleidig und freigebig. Obgleich noch in die Irthümer des Heidenthums verstrickt, hat er doch sogleich angefangen, das geistige Auge dem himmlischen Gnadenlichte zu eröffnen und mit den benachbarten Ländern ringsum angelegentlich wegen des Friedens zu verhandeln.“ Seine erste Gemahlin war Adelheid, eine Schwester des Polenherzogs Miecislaw; seine zweite wiederum eine Christin, die sich durch Eifer hervorthat, Sarolta; an der Grenze aber stand mit heiligem Verlangen in der Seele Pilgrim, der große Bischof von Passau.

Was werden Geisa's Gesandte auf dem Hoftage zu Quedlinburg verhandelt haben? Es ist Nichts darüber aufgezeichnet, aber aus dem, was in der Folge geschah, darf man auf ein Schutz- und Truxbündniß schließen, das zwischen dem Kaiser und Geisa zum Abschlusse gebracht wurde. Daß der freie Verkehr Pilgrims

und seiner Missionäre in Ungarn unter dem Schutze des Herzogs darin begriffen war, versteht sich von selbst.

Im herrlichsten Abendsonnenschein stand das Glück, die Macht und Herrlichkeit Otto's, als er den Hofstag zu Quedlinburg feierte; die Welt rings um ihn her ruhte im Frieden und freute sich mit dem großen Kaiser des Auferstehungsfestes. So mancher freudige Anblick erquickte ihn; aber es war doch recht einsam um ihn geworden; denn die Mutter war von ihm geschieden; todt waren die Brüder Heinrich und Bruno, todt seine Söhne Liudolf und Wilhelm, wie die treuen Freunde Gero und Hermann Billung; er selbst war müde, der 62jährige Mann.

Tod des Kaisers Otto I.

(7. Mai 973.)

Von Quedlinburg ritt der Kaiser nach Merseburg, um allda zu vollenden, was für sein in der Schlacht auf dem Lechsfelde gemachtes Gelübde noch zu thun war. Dann kam er am Dienstag vor Pfingsten, den 6. Mai, nach Memleben, wo sein Vater gestorben war. In der Nacht stand er noch, wie er das gewohnt war, zum nächtlichen Chorgebete auf; darauf ruhte er noch ein wenig, kam aber wieder zum Hochamte. Nach diesem spendete er nach seiner Gewohnheit den Armen Almosen undkehrte dann auf sein Lager zurück, um noch ein wenig zu ruhen. Zur Mittagsstunde kam er aus seinem Gemache und setzte sich heiter zu Tische. Dann ging er in die Vesper. Hier fing er an, Hitze zu fühlen und matt zu werden. Als dies die Umstehenden bemerkten, setzten sie ihn auf einen Sessel; eine Ohnmacht wandelte ihn an, er senkte das Haupt. Als er wieder zu sich kam, begehrte er die heiligen Sterbesakramente, und nachdem er sie empfangen, übergab er ohne Seufzer mit großer Ruhe seine Seele unter den Klängen der Lobgesänge dem barmherzigen Schöpfer aller Dinge. Dann ward er in sein Schlafgemach gebracht und dem Volke sein Tod verkündigt.

So berichtet Widukind, welcher beifügt: „Das Volk aber sprach viel zu seinem Lobe in dankbarer Erinnerung, wie er mit väterlicher Milde seine Untergebenen regiert und sie von den Feinden befreit, die übermüthigen Feinde, Avarn, Sarazenen, Dänen, Slaven, mit Waffengewalt besiegt, Italien unterworfen, die Göztempel bei den benachbarten Völkern zerstört, Kirchen und geistliche Orden eingerichtet habe, und indem sie untereinander noch viel anderes Gute über ihn redeten, wohnten sie der königlichen Leichenfeier bei.“

Zu St. Moriz in seinem geliebten Magdeburg ward Otto, seinem letzten Willen gemäß, an der Seite seiner Editha beigelegt.

„Mit welchem Eifer aber“, schreibt Thietmar von Merseburg, „die Kaiserin Adelheid für die Befreiung der Seele ihres Gemahls bis an ihr Ende gewacht, ist gar nicht mit Worten zu beschreiben und ganz unerreicherbar.“

Es ist unnöthig, die Schmähungen zu widerlegen, welche von gewissen Schriftstellern gegen den Kaiser geschleudert werden, und ihnen gegenüber den Charakter des großen Otto hier noch einmal mit ein paar Strichen ins rechte Licht zu setzen. Ganz anders als jene Schriftsteller, welche in der Befangenheit ihres Protestantismus die Großartigkeit Otto's und seines katholischen Wesens nicht begreifen, urtheilt sein Zeitgenosse Thietmar von Merseburg über ihn und seine Fürsten: „Wenn in mir Beredsamkeit, Gelehrsamkeit und Gedächtniß sich vereinigten, so würde das Alles nicht ausreichen, des Kaisers Lob zu verkünden. Und wie der Herr, so waren auch seine Fürsten. Sie ergözte nicht der Speisen und anderer leiblicher Genüsse Ueberfluß und Mannigfaltigkeit, sondern in Allem hielten sie nur die goldene Mittelstraße. So lange sie lebten, blüheten alle Tugenden, von denen die Geschichte Kunde gibt; als sie ausstarben, welkten sie. Doch, um mein Buch zu schließen, seit Karl dem Großen hat nie ein so großer Lenker und Schützer des Vaterlandes auf dem Throne gesessen.“ Nachdem ihm manche Großen im Tode vorangegangen waren, vergaßen die ihn Ueberlebenden die alten, frohen Zeiten nicht.

IV.

Kaiser Otto II.

(973—983.)

Erst 18 Jahre war Otto alt, als er den Thron der Welt Herrlichkeit bestieg; in der freudigen, kühnen, hoffnungsreichen Stimmung der Jugend schien er kaum zu ahnen, welche Last der Kaisermantel seinen Schultern sein mußte, so stark diese im körperlichen und geistigen Sinne auch waren. Otto hatte eine treffliche Bildung genossen; er war ein offener Geist, ein Jüngling voll idealer Anschauungen. Anders angelegt, als sein Vater, hat er die Zeit nicht gehabt, zur vollen Männlichkeit zu reifen; das ist sein Unglück, nicht aber seine Schuld.

Ein Kaiser zu sein wie sein Vater, zu Gottes Ehre und zum Frommen der Menschen, an der Seite des Statthalters Christi ein Hirt der Völker zu sein, das war sein Herzenswunsch, der Grundgedanke seines Lebens. In jenen Tagen, wo so sehr viele großartige Gestalten, herrliche Männer und unvergleichliche Frauen am Webstuhle der Zeit saßen, mußte die großangelegte Seele des Jüng-

lings große Ziele in Aussicht nehmen; daß er in seinem frühe abgekürzten Leben sie nicht so erreichte, wie er es sich dachte und wünschte, daran trug viel die Schuld das Ungestüm der noch nicht abgeklärten Jugend, das dem klugen Rathe seine Rechte nicht einräumen wollte und mit stürmender Gewalt erreichen zu können meinte, was besser in Milde ausgetragen worden wäre.

Thietmar von Merseberg wirft dem Jünglinge muthwilliges Wesen vor, in welchem er aller Mäßigung vergessen und auf den Rath weiser Männer nicht gehört habe. Adelheid, seine heilige Mutter, mit ihrem süßen Herzen voll der Liebe und Weisheit, redete beständig zum Frieden; aber die griechische Prinzessin nahm ihren Gemahl so für sich ein, daß er nur noch für sie Ohr und Auge offen hatte. Die Frauen wirkten nicht einträchtig zusammen, und die Gegner der Politik des hingeschiedenen Kaisers erwirkten bei Theophano Beistand für ihre Rathschläge. Dazu kam noch Anderes, dessen wir bei der gleich folgenden Besprechung der bayerischen Verhältnisse gedenken werden. Im Jahre 978 war der Bruch zwischen Otto II. und seiner Mutter so vollständig, daß sie in unsäglichem Schmerze sein Hoflager verließ und in ihre Heimath Burgund ging. Der heilige Odilo, Adelheids Biograph, stellt den Hergang so dar: „Als nach göttlicher Fügung gerade durch der Kaiserin Verdienst und Betriebsamkeit der Vorrang des römischen Kaiserthums fest begründet war, fehlte es nicht an schlechten Menschen, die unter ihnen Zwietracht zu säen bemüht waren. Getäuscht durch ihre Schmeicheleien, wandte das Herz des Kaisers von der Mutter sich ab. Wollten wir aufzeichnen, wie Viel und wie Schmerz sie zu jener Zeit erduldet, so könnte es scheinen, wir träten dem Glanze eines so hohen Geschlechtes zu nahe; denn unsere Feder darf nicht befritteln, was demüthige Genugthuung bald wieder beschwichtigte. Voll Liebe zu ihrem Sohne, aber nicht im Stande, die Urheber der Zwietracht zu ertragen, beschloß sie, in ihr väterliches Reich sich zu begeben. Dort wurde sie von ihrem Bruder, dem König Konrad, und seiner edlen Gemahlin Mathilde freundlich und ehrenvoll empfangen. Es trauerte wegen ihrer Abwesenheit Germanien; es frohlockte ob ihrer Ankunft ganz Burgund.“

Was war in dieser Zeit vom Regierungsantritte Otto's an vorgegangen? Wir berichten über die erste Periode im Leben des Kaisers von 973—980.

In Lothringen gährte es; aber noch schwieriger war die Lösung der Verwicklung, welche sich in Baiern schürzte. Ihre Anfänge sind nicht klar zu durchschauen. Der Sohn Herzog Heinrichs, seinem Vater gleichnamig, also Heinrich II., der Fänter genannt, wuchs unter der Leitung seiner Mutter Ida und des Bischofs Abraham von Freising eben zur Mündigkeit heran. In Schwaben waltete

als Herzog der Sohn Lindolfs, Otto, der mit dem Kaiser erzogen und ihm innigst befreundet war. Hier müssen wir die Anfänge der unheilvollen Wirren suchen. Es ist recht wohl denkbar, daß auf den Sohn der Haß des Vaters wider seinen Oheim Heinrich sich vererbte, und daß Otto am Better, Heinrich II., die Mißgunst, die seinen Vater bis ins frühe Grab begleitet, rächen zu müssen glaubte. Vielleicht wirkte auch der Neid über die Macht des bairischen Hofes auf den Herzog von Schwaben ein, und dazu kamen sicher Grenzstreitigkeiten, wie sie in jener Zeit unter Nachbarn gar leicht auftauchten. Endlich scheint die Vermuthung nicht ganz ungegründet zu sein, daß der bairische Hof über das steigende Ansehen der Bischöfe von Passau mit ihrer tief nach Ungarn hinein reichenden Wirksamkeit unruhig geworden. Vorzüglich that sich des Kaisers Freund, der so überaus tüchtige Pilgrim von Passau, welcher selbst als Missionär nach Ungarn zog, durch seinen Bekehrungseifer hervor. Er hoffte, sein Sprengel könnte für die Befehrung Ungarns von derselben Bedeutung werden, wie Magdeburg für die Länder der Slaven. Papst Benedikt VII. ernannte den tüchtigen Oberhirten zum apostolischen Vikar für Ungarn, Mähren und die anstoßenden slavischen Länder. Die Sache hatte aber auch eine politische Seite, und in Baiern erhob sich die Frage, wie wird der mächtige Bischof von Passau zum Herzog von Baiern stehen?

Aber, wie gesagt, die Anfänge der Wirren sind nicht aufgedeckt. Spuren waren im Jahre 975 schon vorhanden; Heinrich II. blieb von dem Reichstage weg, wodurch ein gerichtlicher Austrag derselben immer wieder zum Verdrusse der Gegenpartei und des Kaisers vereitelt wurde. Es ging das Gerücht, Heinrich beabsichtige nichts Geringeres, als öffentlichen Aufruhr; er sei dafür mit dem Böhmen Boleslaw und dem Polen Miecislaw in Verbindung getreten. Der Kaiser lud den Better vor ein Fürstengericht nach Weimar. Heinrich leistete Folge, zum allgemeinen Erstaunen; denn alle Welt glaubte, der Aufruhr werde jetzt losbrechen. Auf dem Fürstentage scheint Etwas, das nirgends aufgezeichnet ist, vorgefallen zu sein, was die Gemüther erhitzte; Otto brauste auf und ließ Heinrich verhaften; der Gefangene wurde nach Ingelheim gebracht. Das Herzogthum Baiern erhielt zur Verwaltung der Nefte des Kaisers, Otto von Schwaben.

So sicher glaubte Otto seiner Sache zu sein, — oder war es jugendliche Sorglosigkeit? — daß er im August desselben Jahres (975) mit einem mächtigen Heere gegen die Dänen auszog, warum? ist nicht klar. Der alte König Harald wollte keinen Krieg; der Angriff ging vom Kaiser aus, wohl zur nachdrücklichen Unterstützung der deutschen Forderungen in Betreff der Religion, des Handels und dergleichen. Thietmar von Merseburg spricht allerdings von einer

Empörung der Dänen. Diese hatten das Danewirk besetzt; aber Otto überwand sie, und als er siegreich nach Sachsen heimkehrte, war sein Ruhm in aller Munde.

Nach der Beendigung des dänischen Feldzugs wandte Otto seine Waffen gegen den Böhmenherzog Boleslaw; doch gelang es ihm nicht, dessen Unterwerfung zu erzwingen. Inzwischen war Herzog Heinrich aus seiner Haft in Ingelheim entkommen und hatte in Baiern die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Da er auf dreimalige Ladung vor das Reichsgericht nicht erschien, ward zu Forchheim (Sommer 976) die Acht über ihn ausgesprochen und von den Bischöfen die Excommunication, weil es hieß, daß er wider Pilgrim die heidnischen Ungarn geworben und den heiligen Bischof Wolfgang aus seiner Stadt Regensburg vertrieben habe. Otto rückte mit Heeresmacht in Baiern ein, und nachdem Regensburg sich ihm ergeben, sah sich Heinrich gezwungen, zu dem Böhmenherzog zu entfliehen.

Gegen diesen zog Otto im Sommer 977 zum anderen Male ins Feld und drang siegreich in das Innere Böhmens vor. Boleslaw zeigte sich zur Unterwerfung geneigt, und da in des Kaisers Seele das Verlangen brannte, über die Alpen zu ziehen und kaiserliche Herrlichkeit in Italien zu entfalten, wies er die Friedensanträge des Böhmenherzogs nicht zurück und begnügte sich mit dessen feierlichem Gelöbniß, ihm fortan ein treuer Lehensmann zu sein.

Ostern 978 feierte Otto zu Quedlinburg; daselbst erschien vor ihm Herzog Heinrich, dessen Widerstand durch die Ausöhnung Boleslaws mit dem Kaiser gebrochen worden. Er ward nach Utrecht verbannt; das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Schwaben, nach dessen frühem Tode (982) es an den bairischen Grafen Heinrich den Jüngeren kam. Auch Boleslaw fand sich zur Bethätigung der zugesagten Unterwürfigkeit zu Quedlinburg am kaiserlichen Hofe ein, und so sah sich Otto von Seiten Baierns und Böhmens nicht mehr an seiner Romfahrt gehindert.

Doch in Lothringen waren die Wirren noch nicht beigelegt.

Hier neigte der Adel weit mehr dem schwachen Königthume in Frankreich, als dem kraftvollen Sachsen zu. Unbändigkeit war unter dem wankenden Scepters Lothars zu erwarten, während der Druck des starken Armes des hingegangenen Kaisers noch in frischem Andenken war. Dies die allgemeine Stimmung; im Besondern erhoben sich manche Anstände, sobald die Kunde von des Kaisers Tode im Lande eintraf. Die Söhne des Grafen Ragenar Langhals, Lambert und Ragenar II., waren jetzt herangewachsen und verlangten, mit den ererbten Eigengütern nicht zufrieden, die ihrem abgesetzten und in die Verbannung geschickten Vater abgenommenen Würden und Lehen, insbesondere die Grafschaft Mons. Auch Karl, Lothars, des französischen Königs, Bruder, trat mit weit-

gehenden Ansprüchen auf das Erbe seiner Mutter Gerberg auf. Alle diese Anstände dachte Otto II. kurzer Hand mit der Gewalt seiner Waffen erledigen zu können. Aber Feinde ringsum; aus Baiern und dem Lande der Slaven liefen bedenkliche Nachrichten ein, so daß über das Ungeßüm des jugendlichen Kaisers der kluge Rath Meister ward, mit den Lothringern eine Verständigung zu versuchen. Am 10. Mai 977 kam in Diederhofen ein lothringischer Landtag zusammen; Otto ließ des Söhnen Ragenars Hennegau als Lehen und belehnte den jungen Karl, um auch seine Ansprüche auf der Mutter Güter zu befriedigen, mit dem Herzogthum Niederlothringen. Darüber aber zürnten der königliche Bruder Lothar und manche lothringische Herren. Der aller Macht entblößte König von Frankreich ging zu Otto nach Aachen und wünschte Zurücknahme der Belehnung seines Bruders. Da Otto hierauf nicht eingehen konnte, schied Lothar mit freveln Gedanken im Herzen. Es gelang ihm, seine Vasallen aufzuregen; ein Heer kam zusammen, und er fiel ohne Kriegserklärung in Lothringen ein.

Otto befand sich mit Theophano, welche ihrer Entbindung entgegen sah, wohlgenuth in Aachen. Plötzlich erscholl das Geschrei, die Franzosen seien da. Der kaiserliche Hof, nicht gerüstet, flüchtete nächstlicher Weile nach Köln; Lothar zog in Aachen ein und wandte im Uebermuth den Adler auf der kaiserlichen Pfalz, so daß er nun nach Frankreich sah. „Dieser Adler nämlich“, erklärt Thietmar, „befindet sich auf der östlichen Seite des Palastes, und es war Gebrauch, daß Alle, welche diesen Ort in Besitz hatten, ihn immer ihrem Reiche zuwandten.“ Nach Westen schaute nun der Adler; doch er schaute nicht nur, er kam bald mit der ganzen Kraft seiner Schwingen und Krallen dahin geflogen.

Kaiser Otto klagte zu Dortmund über die Treulosigkeit der Franzosen und über die Schmach, die sie ihm und der Nation angethan. Empört sammelte sich in aller Schnelle ein Heer, das auf 60,000 Mann geschätzt wurde; an Berittenen waren allein 20,000 darunter. Lothar plünderte Aachen und die Umgegend und ging schon nach drei Tagen so schnell wieder fort, als er gekommen war, verhöhnt und verflucht; doch ein Herold des Kaisers holte ihn ein und kündigte ihm an, daß Otto am 1. Oktober in Frankreich einmarschiren und in offenem Kampfe Rechenschaft fordern werde.

Am bestimmten Tage wälzte sich das deutsche Heer über die Grenze Frankreichs und zog unangefochten in breiter Straße verheerend und brennend bis auf den Montmartre bei Paris. Zu seinen Füßen lag die Stadt, erschreckt, gedemüthigt, unmächtig zur Gegenwehr; jenseits der Seine sammelte Hugo Capet Heeresmassen; Lothar war nach Burgund entflohen.

Otto stieg nicht in die Stadt nieder, und die Franzosen getrauten

sich nicht hinter den Mauern hervor; darüber rückte die Zeit in den Winter hinein; Mangel riß ein und eine verheerende Krankheit; da beschloß Otto den Abzug. Hatte er nur Rache beabsichtigt und die Entfaltung der deutschen Kriegsmacht, so war sein Ziel erreicht. Bevor er ging, stimmten sämmtliche Geistliche im Heere ein *Alleluja* des Sieges an; die Krieger alle stimmten ein, so daß die Straßen von Paris davon wiederhallten.

Am der Aisne, als das Heer schon über den Fluß war, fielen die Franzosen das Gepäck und den Troß an; Viele stürzten im ungleichen Kampfe. Otto bot offene Feldschlacht an, sie wurde aber nicht angenommen, und weiter ungehindert ging der Marsch über die deutschen Grenzen zurück.

Thietmar sagt: „Von dieser Unternehmung im Triumphe heimgekehrt, hatte der Kaiser die Feinde so in Schrecken gesetzt, daß sie so etwas nachher nie wieder zu beginnen wagten. So wurde ihnen alle Schmach vergolten, die sie sonst über die Unserigen gebracht hatten.“

Und nicht nur die Franzosen, auch alle andern Feinde des Kaisers beugten sich vor seiner Macht, so daß Jahre des Friedens und eine Zeit ungestörter Entwicklung kamen.

Im Juni 980 ward zwischen Otto und Lothar förmlich Frieden geschlossen. Auf einer Zusammenkunft am Flüsschen Cher im Sprengel von Rheims verzichtete Lothar auf Lothringen. Die Franzosen freilich behaupten, daß er es nur als Lehen an das deutsche Reich abgelaßen und die Oberhoheit der französischen Krone vorbehalten habe.

Welche Zustände traf Otto in Italien? Nachdem Papst Johannes XIII. am 6. September 972 gestorben, wurde *Benedikt VI.* erwählt; aber er war der kaiserfeindlichen Partei und der in Rom herrschenden Familie der *Crescentier* nicht genehm; sie warfen ihn in die Engelsburg, wo sie ihn erdroßeln ließen und auf den päpstlichen Stuhl einen besleckten Mann, der sich bei der Mißhandlung *Benedikts* hervorgethan, erhoben, den *Bonifaz Franko*, der sich *Bonifacius VII.* nannte. Doch schon nach anderthalb Monaten wurde auch dieser gestürzt; er floh, auf dereinstige Wiederkehr sinnend, mit den Schätzen des *Batifikans* nach *Constantinopel*. Nun folgte *Benedikt VII.*, ein kraftvoller, energischer Mann, der doch wieder neun Jahre regierte. Für den heiligen Stuhl also ergab sich für Otto, als er nach Italien zog, kaum etwas zu ordnen, als daß der Kaiser der Welt kundthat, daß er Hand in Hand mit dem Papste zu gehen und als kraftvoller Schirmer des apostolischen Oberhirten aufzutreten gesonnen sei.

Die römischen Adelsfactionen, welche selber an der Spitze der Herrschaft stehen wollten, erhoben das Geschrei: Italien und die Kirche seien nicht frei. Sie waren es in der That nicht, aber hauptjächlich

durch diese Schreier, welche durch ihre Familienverbindungen die Würden und Aemter in der Hand hielten und in ihrem und nicht der Kirche Interesse dieselben oft mit ihren Creaturen besetzten, so daß der Kirche durch unwürdige Diener die Lebensadern unterbunden wurden und die Religion nothwendig in Verfall kommen mußte. Trefflich waren die Markgrafen und Herren, welche Otto I. an seiner Statt zur Regierung in diesem Lande eingesetzt hatte; aber der Frevler waren zu viele, ihr Rückhalt zu stark; und so war Mancher zu züchtigen, manche verwickelte Angelegenheit zu ordnen. Daß Benedikt selbst manche schwere Last auf dem Herzen trug, zeigte er dadurch, daß er im August 980 zu Ravenna mit Verlangen den Kaiser erwartete.

Nach Pavia kam, vom Sohne gebeten, Otto's II. Mutter Adelheid. Der heilige Odilo berichtet darüber: „Nach dieser Zeit aber schickte Kaiser Otto, von Reue ergriffen, eine Gesandtschaft an seinen königlichen Oheim und den Vater Majolus, heiligen Andenkens, und ersuchte sie mit dringendster Eile, inständig zu vermitteln, daß er die Gunst seiner Mutter, die er durch eigene schwere Schuld verloren hatte, wieder erwerben könne. Wiederholt bat und flehte er, daß sie so schnell als möglich mit seiner kaiserlichen Mutter zu Pavia ihm entgegenkommen möchten. Auf den Rath so gewichtiger Männer traf denn zu Pavia die Mutter mit dem Sohne zur festgesetzten Zeit zusammen (Anfangs Dezember 980). Als sie nun gegenseitig sich erblickten, warfen sie seufzend und weinend mit ganzem Körper sich auf den Boden und fingen an, sich in Demuth zu begrüßen; der Sohn demüthig und reuevoll, die Mutter bereitwillig, zu verzeihen. Stets blieb zwischen Beiden das unauflöbliche Band eines dauernden Friedens.“

Ostern (981) feierte der Kaiser mit seiner Gemahlin und seiner Mutter zu Rom; dann zog er nach dem Süden. Was war die Absicht dieses Feldzuges? Man hat Otto der Ungerechtigkeit beschuldigt, indem er die völlige Vertreibung der Griechen aus der Halbinsel beabsichtigt habe; man hat auch die Sicherstellung des Wittthums seiner Gemahlin als Zweck des Feldzugs unterstellt; bleiben wir nur bei dem nächst Liegenden stehen, so enthüllt sich Alles, selbst die in Aussicht genommene Vertreibung der Griechen aus der Halbinsel, auf die einfachste Weise, ohne eine Verletzung der Gerechtigkeit.

Der Kaiser zog in einen heiligen Krieg; er wollte Italien aus den räuberischen Händen der Sarazenen befreien. Besonders seit diese auf Sicilien sich festgesetzt und ihre Herrschaft aufgeschlagen, griffen sie in die italischen Verhältnisse ein. Nicht nur, daß sie in den Küstenstädten ihren Seeraub bargen und ihre Sklavenmärkte hielten: sie ließen sich auch von den sich gegenseitig bekämpfenden Parteien als Werkzeuge gebrauchen, so daß es bereits dahin ge-

kommen war, daß man in Italien mit den Sarazenen wie mit einem nicht zu umgehenden Factor rechnen mußte. Diesem Uebelstande abzuhelfen, war der Kaiser oft und eindringlich gebeten worden.

Der Kampf gegen die Sarazenen gestaltete sich zu einem Kampf gegen die Griechen; denn der fanatische Haß des Schisma und die Engherzigkeit der Handelsinteressen hatten die Letzteren zu Bundesgenossen der Ersteren gemacht, so daß, wer auf die Sarazenen schlug, damit auch die Griechen traf. In den Jahren 976 u. 77 kam der Emir Abulkasem aus Sicilien nach Kalabrien und hauste dort schrecklich; so wurde z. B. Oria verbrannt, und die ganze Bevölkerung der Stadt kam auf den Sklavenmarkt. Das war ein Attentat auf die Griechen; allein man erfuhr schon im Jahre 980, daß sie Waffenruhe mit Abulkasem geschlossen hatten, und nun richteten sich die schrecklichen Raubzüge nicht mehr nach Kalabrien, sondern nach Apulien, ins Gebiet der Gegner der Griechen.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß die Unterhandlungen Otto's mit Byzanz, sein Begehren, daß das Reich des Ostens ihm die Hand zur Vertreibung der Sarazenen bieten möchte, keinen Erfolg hatte; es begreift sich auch, daß die italiischen Seestädte seinen flammenden Aufrufen zur Austreibung der Piraten, zum Verschluß der Häfen vor denselben, kein Gehör schenkten. Er zog nun gegen die Räuberhöhlen, und da sie, wenigstens dem Namen nach, unter griechischer Hoheit standen, so war der Conflict mit Byzanz da.

Lange lag Otto in Salerno; er erwartete frische Streitkräfte aus Schwaben und Baiern; der Herzog Otto war in die Heimath gegangen, um die kriegsfröhliche Jugend zum heiligen Kriege unter dem kaiserlichen Banner zu entflammen.

Als das kaiserliche Heer vorrückte, wichen die Sarazenen planmäßig zurück; kein Heerhaufe brach aus den Festungen hervor; nirgends wollte der Feind zu einer Feldschlacht sich verlocken lassen. Je weiter Otto kam, desto schwieriger wurde seine Lage, so daß die Nothwendigkeit eintrat, entweder umzukehren oder selbst auf ungünstigem Terrain die jetzt angebotene Schlacht anzunehmen. In den Tagen vom 13. bis 15. Juli 982 wurde diese bei Squillace geschlagen, mörderisch, siegreich für die Christen, und doch mit dem kläglichsten Ausgange für dieselben. Schon war Abulkasem gefallen, und massenhafte Haufen von Leichen der Seinigen bedeckten das Schlachtfeld; schon hatte die Verwirrung den Sieg der Christen entschieden: als um die Mittagsstunde der Kaiser am Meeresufer einen Heerhaufen erschaute. Er meinte, daß es eben gelandete Piraten seien, und mit seinem Gefolge sprengte er auf sie ein; — doch lassen wir Thietmar erzählen: „Sie aber sammelten sich unerwarteter

Weise wieder und griffen die Unfern mit vereinter Gewalt an, die nun nach geringem Widerstand wichen. Da fielen, o der schmerzlichen Erinnerung! am 13. Juli Ricchari, der Lanzenträger des Kaisers, Herzog Udo, der Dheim meiner Mutter, und die Grafen Thietmar, Bozelin, Gerehard, Gunther (Markgraf von Meißen), Ezelin und dessen Bruder Bezelin, nebst Burchard und Dedi und Konrad, und unzähligen Anderen, Gott weiß, wie sie genannt waren. Der Kaiser aber entkam mit seinem Neffen Otto slichend ans Meer, und wie er in der Ferne ein Schiff, eine sogenannte Solandria, erblickte, schwamm er auf dem Rosse des Juden Salomymos darauf zu; das Schiff aber fuhr vorüber, ohne ihn aufnehmen zu wollen. Als er dann wieder nach den Schutzwerken am Ufer zurückkehrte, fand er den Juden noch daselbst stehen, indem er voll Angst abwartete, wie es seinem geliebten Herrn ergehen möchte. Als nun der Kaiser die Feinde herankommen sah, fragte er den Juden traurig, was nun wohl aus ihm werden solle. Dann warf er sich, als er auf einer andern Solandria, die der ersten nachfolgte, einen ihm wohlgesinnten Mann bemerkte, von dem er Hilfe erwarten konnte, auf's Neue mit dem Rosse ins Meer, erreichte das Schiff und ward, indem ihn nur jener Eine, der sein Dienstmann war, Namens Heinrich, auf slavisch Zolumta genannt, erkannte, von demselben ins Fahrzeug aufgenommen und auf das Bett des Schiffsherrn gebracht. Zulezt aber erkannte ihn auch dieser und fragte, ob er der Kaiser wäre. Er nun gestand, nachdem er es lange zu verhehlen gesucht, es endlich ein und sagte: Ich bin es; ich bin zur Strafe meiner Sünden in solches Elend gerathen. Aber nun vernimm, wie wir jetzt gemeinsam handeln müssen. Die Besten meines Reiches habe ich Unglücklicher jetzt verloren, und von diesem Schmerze gestachelt, kann und will ich weder diese Lande betreten, noch die Freunde der Gefallenen je wieder sehen. Laßt uns nur in Rossano landen, wo meine Gemahlin meiner Ankunft harret, und dann wollen wir mit ihr und allem Gelde, welches ich dort habe, und es ist sehr viel, zu eurem Kaiser, meinem Schwager, uns begeben, der, wie ich hoffe, mir in meiner Noth ein treuer Freund sein wird. Der Führer des Schiffes gab voll Wohlgefallens diesen süßen Worten nach und ließ Tag und Nacht angestrengt arbeiten, um den besagten Ort zu erreichen. Als sie sich demselben näherten, ward auf Geheiß des Kaisers jener Soldat mit dem doppelten Namen vorausgeschickt, um die Kaiserin und den Bischof Dietrich von Metz, der bei ihr war, nebst einer großen Anzahl von Geld tragenden Saumthieren zu holen. Sowie nun die Griechen die Kaiserin mit so bedeutenden Geschenken aus der Stadt kommen sahen, warfen sie sogleich Anker und ließen zunächst den Bischof mit einigen Begleitern in das Boot; der Kaiser aber, der auf Anrathen des Bischofs die schlechte

Kleidung ablegte und bessere anzog, sprang von dem Vordertheile des Schiffes, auf seine Körperkraft und Schwimmkunst vertrauend, schnell ins Meer. Einer von den umstehenden Griechen suchte ihn festzuhalten, indem er ihn am Gewande ergriff; allein vom Schwerte des Luippo, eines trefflichen Ritters, durchbohrt, sank er rücklings nieder. Die Schiffsmannschaft floh an die andere Seite des Schiffes, die Unseren aber fuhren in den Booten unangefochten zum Kaiser hin, der sie nunmehr am Ufer in Sicherheit erwartete. Obwohl er nun den versprochenen Lohn in reichen Gaben zu spenden entschlossen war, so fuhren doch jene, ganz bestürzt und seinen Versprechungen mißtrauend, davon und steuerten heim. Und so sahen sie, die an List beständig alle anderen Nationen übertroffen hatten, sich nun selbst durch einen ähnlichen Kunstgriff getäuscht."

Bis zum Herbst blieb der Kaiser in der Gegend, den schwellenden Strom der Griechen und Sarazenen möglichst aufzuhalten; dann ordnete er von Capua aus die Vertheidigungsmaßregeln, bis das neue Heer, das nach seinem Wunsche in Deutschland und Oberitalien sich sammeln sollte, in unwiderstehlichem Ansturm Sarazenen und Griechen aus Italien hinauswerfen werde. Zu Anfang des folgenden Jahres (983) begab er sich nach Rom, und von hier schrieb er auf den Juni einen großen Reichstag nach Verona aus. Zahlreich strömten die Fürsten des Reiches und anderer Länder zu demselben zusammen; denn nicht allein die große Sache, um die es sich handelte, auch die Herrlichkeit des sächsischen Kaisers zog mächtig die Herzen an.

Nachdem die mannigfaltigen Reichsgeschäfte erledigt waren, worunter nicht die unwichtigste die Feststellung der Nachfolge in der Herrschaft für den vierjährigen Knaben Otto III., zog der Kaiser über Rom nach dem Süden; in Lombardien blieb die Kaiserin-Mutter Adelheid als Statthalterin zurück. Den Kaiser selbst suchten warnende Stimmen vom Zug nach dem Süden abzubringen und in die Heimath zu weisen. Aus dem Norden kam Botschaft von einem Einfalle der Dänen; der Herzog Bernhard von Sachsen, der bereits auf dem Wege war, dem Kaiser seine Mannen zuzuführen, kehrte deshalb wieder um. In Verona trat zu dem bereits kränkenden Otto der hochverehrte Abt Majolus mit der bedenklichen Rede: „Kehre dahin zurück, woher du gekommen bist; sei versichert, wenn du nach Rom gehst, wirst du dein heimathliches Reich nicht wiedersehen, sondern in Rom dein Grab finden.“ Dennoch ging Otto nach Rom und in den Feldzug gegen die Sarazenen und Griechen.

Nicht nur die Dänen waren ins Reich eingefallen, auch unter den slavischen Völkern war eine Empörung ausgebrochen. Havelberg wurde zerstört, Brandenburg niedergebrannt, Zeiß geplündert;

die Empörer setzten über die Elbe und kamen bis zur Tanger; an 30 Heerhaufen der Slaven zählte man. Doch sie wurden geschlagen, und da ist es nun charakteristisch für die Auffassung der Zeitgenossen, wie Thietmar von Merseburg die Sache erzählt, nicht nur, daß die Helden nach Anhörung der heiligen Messe und nach Empfang des heiligsten Sakramentes gegen eine mächtige Ueberzahl den Sieg leicht gewannen, sondern wie Christus selbst die slavischen Kirchenschänder heimsuchte.

„Was für Wunderzeichen aber Christus daselbst vom Himmel herabgesandt, das merke voll Andacht die gesegnete Christenheit. Aus der Höhe herab kam eine goldene Hand, senkte sich mit ausgestreckten Fingern mitten in die Feuersbrunst und schwebte angefüllt wieder zurück in die Wolken. Dies sah staunend das Heer, das voll Schrecken Mistwoi. Mir wurde es von Avico erzählt, der damals sein Kaplan, nachher mein geistlicher Bruder war. Ich aber bin mit ihm zu der Ansicht gelangt, daß die Reliquien der Heiligen in dieser Weise, von der Hand des Herrn erfaßt, zum Himmel empor geschwebt sind und die Feinde erschreckt und verjagt haben. Mistwoi ward darauf auch wahnsinnig, so daß er in Ketten gelegt werden mußte, und als man ihn mit Weihwasser besprengte, schrie er: St. Laurentius verbrennt mich! Er verschied elendiglich, ohne seiner Bande wieder frei zu werden.“ —

Ueber den Heerzug Otto's haben wir keine Nachrichten, weder über den Weg, den er einschlug, noch über das Ziel, das er in Kalabrien erreichte; vom 24. November 983 besitzt man ein kaiserliches Diplom, aus Rapua datirt; da muß der kranke Otto bereits auf dem Rückwege sich befunden haben. Zu Rom starb er dann eines allzufrühen Todes. Seine Baarschaft zerlegte er in vier Theile, einen für die Kirchen, einen für die Armen, einen für seine Schwester Mathilde, die Lebthigin zu Quedlinburg, und den vierten für sein treues Gefolge. Der heilige Vater selbst, Bischöfe und Priester umgaben sein Sterbelager; er legte seine Beicht ab und empfing die Absolution; dann verschied er am 7. December und ward in St. Peter begraben, von der Christenheit aber herzlich betrauert; denn sie wußte, wie gut der jugendliche Held es gemeint, und sie dachte edler, als die Nachwelt, die sich gewöhnt hat, die Größe der Charaktere nach den Erfolgen zu bemessen.

V.

Kaiser Otto III.

(983—1002)

Die Trauerkunde von dem Hinscheiden Otto's II. traf die deutschen Fürsten zu Aachen, wo eben der vierjährige Otto III. aus den Händen der Erzbischöfe Willigis von Mainz und Johann von Ravenna, die ihn nach seiner zu Verona erfolgten Wahl nach Deutschland zurückgeleitet, die deutsche Königskrone empfangen hatte. Bestürzung ergriff die Versammlung; doch bald einigten sich Alle in dem Beschlusse, dem jungen, rechtmäßigen König die zugeschworene Treue zu halten. Indessen bedrohte die Frage, wem die Vormundschaft über den königlichen Knaben zufallen solle, das Reich mit den ernstesten Verwicklungen, da weder Reichsgesetze noch das Herkommen auf diese Frage eine entscheidende Antwort gaben. Den Rechten der Kaiserin Theophano stellte Heinrich II., der Zänker, von Baiern, der aus seiner Haft in Utrecht entkommen war, seine Ansprüche als der nächste männliche Verwandte des königlichen Hauses entgegen, mit dem Hintergedanken, dem jungen König die Krone zu entreißen, um sein eigenes Haupt damit zu schmücken, und da es ihm gelang, sich in Köln des königlichen Knaben zu bemächtigen, schien seine Vormundschaft gesichert. Den König Lothar von Frankreich, der als Sohn der Gerberga, der Schwester Otto's I., gleichfalls auf die vormundschaftliche Regierung Ansprüche erhob, um auf diesem Wege in den Wiederbesitz Lothringens zu gelangen, zog er durch die Zusage dieses Herzogthums auf seine Seite; auch die Herzoge von Böhmen und Polen, seine alten Freunde, sagten ihm die Anerkennung seines Königthums zu. So schienen die unheilvollsten Spaltungen unvermeidlich; doch die Umsicht und Thatkraft des Erzbischofs Willigis von Mainz¹⁾ rettete die bedrohte Einheit

1) Dieser berühmte Mann, der länger als ein Menschenalter hindurch auf die Geschichte Deutschlands einen unberechenbaren Einfluß geübt, war in niederem Stande geboren. Seine Heimath war der kleine Ort Schöningen im Braunschweigischen, wo seine Eltern als freie Leute lebten. Seine große geistige Begabung bestimmte dieselben, ihn für den geistlichen Stand erziehen zu lassen, in welchem er sich bald durch Einsicht und Geschicklichkeit so sehr auszeichnete, daß Otto I. ihn an seinen Hof zog und in die kaiserliche Kanzlei aufnahm. Otto II. belohnte die treuen Dienste, die Willigis sowohl ihm als seinem Vater erwiesen, dadurch, daß er ihm im Jahre 975 das erledigte Bisthum Mainz übertrug und ihn zugleich zum alleinigen Erzkantler für die deutschen Länder ernannte. Nach einer späteren grundlosen Sage war Willigis der Sohn eines Wagners. Die Großen des Erzbisthums seien, so erzählt sie, über sein strenges Regiment so erbittert gewesen, daß sie, um ihn durch

des Reiches. Nachdem es ihm gelungen, den König Lothar von Heinrich zu trennen, brachte er eine Verbindung aller Gegner des Letzteren zu Stande und zwang ihn auf einer zahlreichen, glänzenden Versammlung zu Kara, unweit Worms, den jungen König auszuliefern (29. Juni 984). Hierauf wurde die Vormundschaft der Kaiserin Theophano übertragen, welcher in der Erziehung des jungen Königs ihre Schwiegermutter Adelheid und Otto's I. Schwester Mathilde, die Aebtissin von Quedlinburg, zur Seite standen. Der gedemüthigte Heinrich der Fünfte erhielt im Jahre 985, nachdem er in Frankfurt vor den beiden Kaiserinnen fußfällig Abbitte gethan, sein Herzogthum Baiern zurück, dessen bisheriger Inhaber, Heinrich der Jüngere, sich mit Kärnthens und der Mark Verona begnügen mußte. Der Herzog Bogislaw von Böhmen mußte sich unterwerfen und die Markgrafschaft Meissen an den Grafen Eckhard ausliefern, der bald durch die Gunst des königlichen Hauses zu solchem Ansehen emporstieg, daß ihn die thüringischen Grafen zu ihrem Herzog wählten.

Trotz ihrer Jugend und der Mängel ihrer verweichlichenden Erziehung zeigte sich Theophano der schweren Aufgabe, den inneren und äußeren Feinden des Reiches mit männlichem Ernst und Nachdruck entgegenzutreten, gewachsen. Wie sehr sie bei ihren Zeitgenossen in Ehre und Achtung stand, beweist das Urtheil, das Thietmar von Merseburg über sie fällt. „Sie war“, jagt er, „eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter, wenn sie auch von der Schwäche ihres Geschlechts nicht frei blieb. Sie führte, was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reiches, indem sie die Hoffärtigen demüthigte, die Demüthigen aber erhob.“

Nachdem schon am 15. Juni 991 ein früher Tod der vormundschaftlichen Regierung Theophano's ein Ziel gesetzt, ging mit der Erziehung des elfjährigen Königs die Regentschaft stillschweigend an die Kaiserin Adelheid über; doch führte sie dieselbe nicht unumschränkt, sondern in Gemeinschaft mit einem Rathe geistlicher und weltlicher Großen, an dessen Spitze der Erzbischof Willigis stand. Vor Allem wurde die Nothwendigkeit erkannt, den verheerenden Raubzügen der Wenden, gegen welche schon unter Theo-

die Erinnerung an seinen Ursprung zu verhöhnern, an die Thüre des erzbischöflichen Palastes Räder gemalt hätten mit der Umschrift:

Willigis, Willigis,

Denk, woher du kommen bist;

er selbst aber habe, um sie zu beschämen, das Rad in sein Wappen aufgenommen, und dies sei der Ursprung des weißen Rades auf rothem Grunde im Mainzer Wappen.

phano's Regentschaft ein erfolgloser Zug unternommen worden, durch einen erneuten Kampf ein Ziel zu setzen; doch gelang es auch diesmal nicht, obgleich im Jahre 996 ein Friede mit ihnen zu Stande kam, die Grenzen des Reiches gegen ihre Einfälle dauernd zu schützen.

Unterdessen war Otto III., der unter der Leitung seiner trefflichen Erzieherinnen und des gelehrten Bischofs Bernward von Hildesheim zu einem ritterlichen, in allen Wissenschaften wohlbewanderten Jüngling von idealer Geistesrichtung herangewachsen, im Jahre 995 in seinem fünfzehnten Jahre für mündig erklärt worden. Voll Eifer, sein Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen, um in dem vollen Glanze seiner Vorfahren zu strahlen, trat er schon im Februar des folgenden Jahres von Regensburg aus, wo sich die Fürsten des Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, in großer Zahl, meist mit einem glänzenden Gefolge, um ihn geschaart, seinen Römerzug an. In Pavia, wo er die Huldigung der italienischen Fürsten entgegennahm, erhielt er die Nachricht von dem Tode des Papstes Johann XV. Auf den Rath des Erzbischofs Willigis bestimmte er seinen Vetter und Hofkaplan Bruno, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, einen Aleriker voll Weisheit und Tugend, zum Papste und sandte ihn nach Rom, um ihn wählen zu lassen. Die Erhebung desselben auf den päpstlichen Stuhl erfolgte am 3. Mai. Aus den Händen dieses ersten deutschen Papstes, der den Namen Gregor V. annahm, empfing Otto am 21. Mai zu Rom die Kaiserkrone. Vereint durch die Bande der Nationalität und des Blutes und von dem gleichen Eifer für die Herstellung von Recht und Ordnung beseelt, wirkten die beiden Träger der höchsten geistlichen und weltlichen Macht einmüthig zusammen und machten dem unheilvollen Parteiengetriebe in der Metropole der Christenheit ein Ende. Johann Crescentius, ein Sohn der jüngeren Theodora, der bisher eine übermüthige Tyrannenherrschaft geübt, wurde seiner angemessenen Macht entkleidet, und nur die Fürbitte des Papstes rettete ihn vor der von dem Kaiser über ihn ausgesprochenen Strafe der Verbannung. In der sichern Hoffnung, sein Ansehen in Italien dauernd begründet zu haben, kehrte Otto im August nach Deutschland zurück.

Während seines Aufenthaltes in Rom hatte Otto einen der edelsten Männer jener Zeit kennen gelernt, der ihn durch den Zauber seines reinen Herzens so sehr fesselte, daß sich bald zwischen Beiden das innigste Freundschaftsverhältniß entwickelte. Es war dies der heilige Adalbert, Bischof von Prag, der sein Bisthum verlassen hatte und auf dem Aventin zu Rom in klösterlicher Zurückgezogenheit lebte.

Der heilige Adalbert entstammte dem mächtigen böhmischen

Geschlechte der Slawen von Libic und hieß eigentlich Woytech (Heerestrost). Geboren zwischen 950 und 956, war er im zartesten Knabenalter von einer schweren Krankheit befallen worden, was seine Eltern zu dem Gelübde bewogen hatte, ihn, falls er genesen, dem Dienste Gottes zu weihen. Seine Ausbildung erhielt er auf der damals hochberühmten lateinischen Schule zu Magdeburg, wo er sich durch Talent und Fleiß, ganz besonders aber durch eine tiefe Frömmigkeit hervorthat. Nachdem er nach Prag zurückgekehrt, empfing er von dem Bischof die Priesterweihe und wurde nach dessen Tod durch die Wahl des Volkes und des Herzogs Boleslaw II. (967—999) auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Um die Investitur und die bischöfliche Weihe zu erhalten, begab er sich zu Kaiser Otto II., der damals in Verona weilte. Freundlich empfing ihn der Kaiser und gab ihm Ring und Hirtenstab, worauf ihn der Erzbischof Willigis von Mainz zum Bischof weihte. Bei seiner Rückkehr nach Prag „löste dieser neue Hohepriester die Schuhe von seinen Füßen, zog barfuß in die Stadt, und nachdem er zerknirschten Herzens den Pflichten des Gebetes genug gethan, nahm er unter dem Jubel der Bürger von dem bischöflichen Stuhl Besitz.“ Sein glühender Eifer kannte keine Grenzen. Täglich speiste er zwölf Männer zu Ehren der zwölf Apostel; „aber selten, einige Festtage ausgenommen, sah ihn die Mittagssonne bei der Mahlzeit und nie die Mitternacht dem Schlafe nachgebend.“ Mit einem leichten härenen Gewand bekleidet, schlief er auf nacktem Boden, und ein Stein diente ihm als Stütze für den Kopf. „Nie ging er mit gesättigtem Magen schlafen, und noch ehe er vollkommen ausgeruht hatte, eilte er schon wieder zum gewohnten gemeinschaftlichen Gebet. Er besuchte die Gefängnisse, und Niemand kannte besser sein eigenes Haus, als er die Zahl und das Schicksal der Kranken. Darnach beschäftigte er sich entweder mit Handarbeiten oder kostete mit seinen Kaplänen die Speise heiliger Schriften oder ergoß seine glühende Seele in Predigten.“ Mit rastlosem Eifer bekämpfte er das unchristliche Leben der Großen, die Vanigkeit des Volkes und die vielen heidnischen Gebräuche, die noch immer in Böhmen herrschend geblieben. Er stieß jedoch dabei auf einen so heftigen Widerstand, daß er, an dem Erfolge seines Wirkens verzweifelnd und von der Besorgniß erfüllt, daß das Böse, das er nicht verhindern konnte, ihm einst selbst werde angerechnet werden, nach Rom eilte, um sich von dem Papste Johann XV. die Erlaubniß zu erbitten, seine Stelle aufzugeben und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Nachdem der Papst ihm dies gestattet hatte, begab er sich in das Kloster des heiligen Alexius, wo er im reinsten Lichte christlicher Demuth strahlte. Indessen hatte der Herzog Boleslaw bei dem Erzbischof Willigis Klage über die Entfernung des Bischofs erhoben,

den er nicht entbehren mochte, und Willigis bestand darauf, daß Adalbert in sein Bisthum zurückkehre; der Papst ermächtigte ihn jedoch, daselbe wieder zu verlassen, falls die Böhmen in ihrer Bosheit verharren. So kehrte Adalbert im Jahre 992 nach Prag zurück, wo er von dem Herzog und dem Volke mit Jubel empfangen wurde. Unter Boleslaw III., dem Nachfolger Boleslaws II., begab er sich auf's Neue nach Rom, nachdem es ihm nicht gelungen, eine im Ehebruch ertrappte vornehme Böhmin vor der Wuth ihrer Verfolger zu schützen, die sie gewaltsam aus dem Nonnenkloster zu St. Georg vom Altare hinweggerissen und durch einen Sklaven enthaupten ließen. Doch auch diesmal verlangte Willigis, der mit Otto III. nach Rom gekommen, daß er auf seinen Posten zurückkehre. Da der Papst diese Forderung unterstützte, unterwarf er sich und trat seine Reise über die Alpen im Gefolge des Kaisers an. Otto behielt ihn Tag und Nacht bei sich und wurde nicht müde, den Worten des ernstesten Gottesmannes von den himmlischen Dingen und der Nichtigkeit alles Irdischen zu lauschen.

Da der Herzog von Böhmen auf Adalberts Anfrage, ob er in sein Bisthum zurückkehren dürfe, eine verneinende Antwort ertheilte, beschloß er, sein Leben der Befehlung der Heiden zu weihen, wozu ein Traumgesicht ihn ermahnt hatte. Unter Thränen der Rührung und des herbsten Trennungsschmerzes nahm er von dem Kaiser Abschied und begab sich dann nach Polen, wo er sich mit einer kleinen Begleitung auf der Weichsel einschiffte, um den heidnischen Preußen an der Küste der Ostsee das Evangelium zu verkünden. Nachdem er in Danzig vielen Heiden die Taufe gespendet, wandte er sich nach der Küste von Samland. Hier überfiel ihn am 23. April 997 ein preussischer Götzpriester, der ihm mit einigen Genossen nachgeeilt war, und betend empfing er den Todesstreich. Der Herzog Boleslaw Chrobry (der Kühne) von Polen, der Sohn Miecislaws, erkaufte seine Leiche und ließ sie in der Kirche zu Gnesen beisetzen. An der Stelle, wo der seeleneifrige Apostel der Preußen den Martyrertod erlitten, wurde nach der Besitzergreifung Preußens durch den deutschen Ritterorden eine Kapelle errichtet.

Nachhaltiger als das vorübergehende Zusammenleben mit dem heiligen Adalbert wirkte auf den jungen Kaiser die Verbindung mit einem anderen Manne, den er gleichfalls in Italien kennen gelernt, mit dem Franzosen *Gerbert*, dem größten Gelehrten dieses Jahrhunderts. Im Jahre 935 in der Auvergne als das Kind armer Eltern geboren, hatte Gerbert seine Erziehung im Kloster Aurillac genossen, von wo ihn Borel, der Graf der spanischen Mark, nach Barcelona mitnahm. Hier wurde er während eines mehrjährigen Aufenthaltes mit der arabischen Wissenschaft vertraut, deren Schätze er sich mit dem glühendsten Eifer aneignete. Später

begleitete er seinen Gönner Borel nach Rom, wo er durch seine Gewandtheit und seine Kenntnisse den Papst Johann XIII. so sehr für sich einnahm, daß dieser die Aufmerksamkeit Otto's I. auf ihn lenkte. Gerbert trat in die Dienste des Kaisers und wurde Leiter der Domschule zum Rheims. Im Jahre 983 ernannte ihn Otto II. zum Abte des Klosters Bobbio. Da er hier wegen der Raubgier der Vasallen, gegen welche der Papst nach dem Tode Otto's II. ihn nicht zu schützen vermochte, nur mit Noth und Mangel zu kämpfen hatte, kehrte er an die Domschule nach Rheims zurück. In dieser Stellung schrieb er jene gelehrten Werke über Logik, über Geometrie, über die Sphäre, die seinen Namen im Mittelalter so berühmt gemacht und seine Zeitgenossen mit Bewunderung, zugleich aber auch mit einer abergläubischen Scheu vor ihm erfüllt haben. Mit dem gleichen Geschicke, wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, bewegte er sich auch auf dem der Politik und spielte eine hervorragende Rolle bei dem Sturze der französischen Karolinger. Unter Hugo Capet wurde er nach der unrechtmäßigen Absetzung des Erzbischofs Arnulf von Rheims zu dessen Nachfolger ernannt; doch mußte er später diesen Sitz wieder an Arnulf zurückgeben. Er wandte sich hierauf an die Kaiserin Adelhaid, um durch ihre Vermittlung an den deutschen Hof zu gelangen, und erhielt von Otto die Einladung: „ihn in Schrift und Wort zu unterrichten und in Staatsgeschäften zu berathen.“ Gerbert nahm diesen Antrag bereitwillig an und gewann bald auf den kaiserlichen Jüngling, der sich mächtig von seinem reichen Geiste angezogen fühlte, einen so bedeutenden Einfluß, daß er dessen Seele vollständig beherrschte.

Bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland sah sich Otto zu einem neuen Zuge gegen die Wenden genöthigt, welche den kurz vorher geschlossenen Frieden gebrochen hatten; doch gelang es auch diesmal nicht, ihren Raubzügen ein dauerndes Ziel zu setzen. Unterdessen war in Rom die von dem Kaiser und dem Papste geschaffene Ordnung wieder umgestürzt worden. Der wortbrüchige Crescentius hatte den Papst Gregor V. zur Flucht genöthigt und übte an der Spitze der Nationalpartei, unter dem Titel eines Patricius und Consuls der Römer, aufs Neue eine tyrannische Herrschaft aus. Um an dem griechischen Hof einen Rückhalt gegen die deutsche Macht zu gewinnen, erkannte er dessen Oberhoheit an und setzte einen dem griechischen Kaiser ergebenen Gegenpapst ein, der den Namen J o h a n n XVI. annahm.

Diese Vorgänge bewogen den Kaiser zum schleunigen Aufbruch nach Italien. Von den mächtigsten deutschen Fürsten begleitet, überschritt er im Winter von 997 auf 998 die Alpen, feierte das Weihnachtsfest in Pavia, wo er mit Gregor V. zusammentraf, und stand im Februar vor Rom, das ihm, nachdem Crescentius sich in

der Engelsburg verschanzt hatte, ohne Widerstand die Thore öffnete. Der Gegenpapst, der sich in einen festen Thurm der Campagna geflüchtet, wurde gefangen genommen und, gräßlich verstümmelt, in ein Kloster gesperrt, Crescentius auf den Zinnen der von dem Grafen Eckhard von Meissen erstürmten Engelsburg als Hochverräther enthauptet und seine Leiche an einen Galgen gehängt. Das gleiche Schicksal erlitten zwölf seiner eifrigsten Anhänger. Bald sah sich Gregor V. wieder im Besitze des ganzen Kirchenstaates. Auf den Wunsch Otto's ernannte er dessen Lehrer Gerbert zum Erzbischof von Ravenna, doch mit der ernststen Mahnung, sich der ihm gewordenen Auszeichnung „durch sittlichen Wandel und innere Rechtchaffenheit“ würdig zu erweisen. Diese Mahnung blieb nicht fruchtlos: Gerberts inkorrekte Tendenzen verwandelten sich in ein eifriges Streben, die Reinheit der kirchlichen Satzungen zu erhalten, die herrschenden Laster auszurotten und die päpstliche Macht zu fördern. Er war es, der das auf einer Reichsversammlung zu Pavia beschlossene Reichseditikt veranlaßte und verkündigte, durch welches die kirchlichen Güter gegen die adeligen Erbpächter, die im Vertrauen auf ihre Macht nicht einmal Zins zahlten, geschützt und gesichert wurden. „Wir verordnen kraft unseres kaiserlichen Edikts“, heißt es in demselben: „alle der Kirche nachtheiligen Verleihungen von Land, mögen sie vermittelt Wehrverträgen oder mittelst Pachtbriefen vor sich gegangen sein, haben nur so lange Gültigkeit, als der Bischof, der sie veranstaltete, am Leben bleibt; den Nachfolger aber binden sie nicht mehr, sondern dieser ist berechtigt und verpflichtet, alles von dem Vorgänger in der beschriebenen Weise ausgegebene Land wieder an sich zu ziehen und das Gut des betreffenden Stiftes so zu ordnen, daß er seine Obliegenheiten sowohl gegen Gott als gegen das Reich erfülle.“ Selbst der Kaiser band sich, der Kirche gegenüber, die Hände durch den Beschluß, daß auch Kaiser und Könige nur für die Dauer ihres Lebens über Reichsgut verfügen könnten, solche Schenkungen aber, welche Kaiser an die Kirche machen, bleibende Kraft haben sollten und das vergabte Gut nie mehr an den Staat zurückfallen dürfe. Dadurch war der Kirche die Schenkung Pipins und Karls des Großen für immer gewährleistet.

Gregor überlebte den Sturz seiner Gegner nur kurze Zeit; er starb, erst dreißig Jahre alt, am 18. Februar 999, wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes. Bei der Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles scheinen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und den Römern obgewaltet zu haben; doch setzte Otto die Wahl seines Lehrers Gerbert durch, der als Sylvester II. den Stuhl Petri bestieg. So folgte auf den ersten deutschen Papst der erste französische. Gleich seinem Vorgänger hielt Sylvester II. streng

auf die Beobachtung der kanonischen Satzungen und suchte durch die Verbindung des Lehens- und Pachtwesens die Vortheile der Kirche möglichst zu wahren.

Otto III. verbrachte das Jahr 999 in Italien und entwarf in Gemeinschaft mit dem Papste Sylvester großartige politische Pläne, die nichts Geringeres bezweckten, als die Gründung einer Weltmonarchie, deren Mittelpunkt Rom, als der gemeinsame Sitz des obersten geistlichen und weltlichen Herrschers, werden sollte. Es war die Idee der Wiederherstellung des altrömischen Weltreiches, mit dem Unterschiede, daß sich dasselbe auch über die Völker des Nordens erstrecken und mit den altrömischen Staatseinrichtungen die Hofformen des byzantinischen Kaiserreichs vereinigen sollte — ein phantastischer Plan, der schon deshalb als unausführbar erscheinen mußte, weil vorauszusehen war, daß die Deutschen, welche als das eigentlich herrschende Volk die Hauptmacht des Kaiserthums bildeten, der Verlegung des Herrchersitzes nach Italien den entschiedensten Widerstand entgegen setzen würden.

Inzwischen schritt der Kaiser wirklich, uneingedenk der einfachen Sitten seiner Vorfahren und seines Volkes, zur Umgestaltung seines Hofes nach byzantinischem Vorbild. Er nahm die Kleidung der griechischen Kaiser an, die zugleich mit allen nur denkbaren Symbolen der Weltherrschaft ausgestattet worden. In seinen Mantel waren die Zeichen des Thierkreises gestickt; der Knäuf der Gürtelschnalle trug die Bilder der drei Erdtheile Europa, Asien und Afrika. Seine purpurne Tunika glänzte von Gold, Edelsteinen und Perlen; die Beinbekleidung bestand aus Goldstoff; die goldgestickten Schuhe waren mit Adlern, Drachen und Löwen geziert. Eine Menge Hofchergen wurden ins Leben gerufen und mit pomphaften Titeln ausgestattet. Ein dem Ceremonienbuch der griechischen Kaiser nachgebildetes Formelbuch schrieb auf das Genaueste alle an dem Hofe zu beobachtenden Gebräuche, sowie die Formen der dem Kaiser zu erweisenden Ehrerbietung vor. „Der Kaiser“, heißt es in demselben, „ist nächst Gott, dem Allmächtigen, der alleinige Gebieter des Erdkreises; ihm steht der Befehl und die Gesetzgebung der Welt zu, und vor ihm müssen alle Menschen sich in den Staub niederwerfen.“ Dieser schwindelnden Ansicht von der eigenen Würde entsprechend, ließ sich Otto als „Kaiser aller Kaiser“ anreden und legte sich, nach der Sitte der alten Imperatoren, von den seinem Scepter unterworfenen Völkern den Beinamen Saxonicus, Romanus und Italicus bei. Auch umgab er sich mit einer aus zwei Cohorten bestehenden kaiserlichen Leibwache. Wie im alten römischen Reiche wurden Konsuln und Prokonsuln ernannt, denen einstweilen, da es noch an Statthalterschaften für sie fehlte, Bezirke in der Nähe von Rom angewiesen wurden. In Rom wurde, als erster kaiserlicher

Beamter in der Stadt und deren Gebiet, ein Patricius eingesetzt, der als Abzeichen seiner Würde einen goldenen Reif um das Haupt trug. Auch die altrömischen Legionen sollten ins Leben zurückgerufen werden; doch blieb es einstweilen bei der Bildung eines unbedeutenden italienischen Heeres, das reichlich aufgeputzt und von einer lärmenden Musik begleitet war. Ueber die zu erwartenden Triumphzüge des Kaisers wurden ausführliche Bestimmungen getroffen, die auf das Genaueste angaben, wann er einen Lorbeerkranz, wann Siegespalmen und Scepter tragen sollte. Als Symbol der kaiserlichen Gewalt wurde bei dieser Gelegenheit zum ersten Male der Adler erwähnt. Zur festeren Begründung der Einigung des neuen Weltreichs sollte das römische Recht an die Stelle des salischen, ripuariischen und lombardischen und der fränkischen Kapitularien treten, und in der That erfolgte die allgemeine Einführung desselben in Italien, wodurch der erste Anstoß zur Verbreitung des römischen Privatrechts im Abendlande gegeben wurde.

Erfüllt von seinen weltumgestaltenden Plänen kehrte der Kaiser im Jahre 1000, nach zweijähriger Abwesenheit, nach Deutschland zurück, wo das Ableben der Hebtissin Mathilde von Quedlinburg, welche er zur Reichsverweserin ernannt hatte, und seiner Großmutter, der Kaiserin Adelheid, seine Gegenwart nöthig machte. Nachdem er zu Regensburg von seinen beiden Schwestern, Adelheid und Sophie, von denen die Erstere Hebtissin zu Quedlinburg, die Letztere Nonne zu Gandersheim war, und einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten aus allen Theilen des Reichs begrüßt worden, eilte er nach Polen, um das Grab des heiligen Adalbert zu besuchen. In Begleitung des Herzogs Boleslaw, der ihn an der Grenze mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, wallfahrtete er nach Gnesen. Barfuß betrat er die Kirche des Märtyrers und verrichtete dort unter heißen Thränen seine Andacht. Dann fanden, ihm zu Ehren, Kampfspiele statt, nach deren Beendigung Otto vor allen Großen dem Herzog Boleslaw als „selbstständigem Bundesgenossen des römischen Reiches“ die Königswürde verlieh und ihm sein eigenes Diadem aufs Haupt setzte. Ehe er Polen verließ, errichtete er zu Gnesen ein Erzbisthum, welchem Kolberg, Krakau und Breslau unterstellt wurden. Wie die Deutschen über die Lostrennung Polens von dem Reichsverbande dachten, erhellt aus den Worten Thietmars: „Der Allmächtige möge es dem Kaiser verzeihen, daß er den Polen, welcher bis dahin ein zinspflichtiger Vasall des Reiches gewesen, zu einem selbstständigen Herrn machte.“

Nach seiner Rückkehr aus Polen begab sich Otto in Begleitung seiner Schwester Adelheid über Mainz und Köln nach Aachen, zu der Gruft Karls des Großen, den er sich zum Vorbilde genommen. „Aber wie fern“, sagt Weiß mit Recht, „stand der thatenlose, träu-

merische Jüngling von dem thatenreichsten Manne; wie lustig und chimärisch erscheinen seine Pläne neben den lebenskräftigen Gedanken Karls! Während Otto III. dem Traume von einem Weltreiche nachjagte, gab er ein Recht nach dem andern auf, welches seine Vorfahren mit ihrem Blute erworben hatten. Während der einfache Karl stolz war auf seine deutsche Abkunft und den Deutschen die Weltherrschaft errang, schämte sich Otto seines Stammes und umgab sich mit byzantinischem Flitter! Und doch verglich sich der schwächliche Jüngling, welcher die Gegensätze der alten und der neuen Zeit, der Weltbeherrschung und der Weltentsagung, in sich nicht auszugleichen vermochte und an ihrem Widerstreite sich verzehrte, mit dem Geist des Riesen Karl, der sie beherrschte und die Errungenschaft verfloßener Zeiten mit den Aufgaben der Gegenwart zu vereinen verstand!"

Otto ließ die Gruft Karls des Großen öffnen und trat in Begleitung zweier Bischöfe und des Grafen Otto von Comello in dieselbe ein. „Kaiser Karl“, so berichtet der Letztere, „lag nicht im Grabe, sondern er saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt, ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Ueber dem Haupte des Kaisers fand sich eine Marmorplatte angebracht, wie ein Baldachin. Ein starker Geruch verbreitete sich, als wir eintraten, und wir warfen uns sofort vor dem Kaiser auf die Kniee zum Gebet. Kaiser Otto nahm dann den Leichnam in Augenschein und ließ ihm neue, weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und das Fehlende ergänzen. Von den Gliedern selbst war keines durch Verwesung zerstört, mit Ausnahme der Nasenspitze, die Otto von Gold herstellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen, entfernte er sich und ließ die Gruft wieder schließen.“ Wie sehr die Zeitgenossen es mißbilligten, daß Otto die Ruhe des großen Kaisers gestört, beweist die Sage: Karl sei dem kaiserlichen Jüngling im Traume erschienen und habe ihm verkündet, daß sein Ende nahe sei und daß er keine Nachkommen hinterlassen werde.

Nachdem Otto auf jede Weise, auch durch Verkauf von Bischofsstühlen, Geld zur Verwirklichung seiner Weltreichspläne zusammen zu bringen gesucht, ging er, nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Deutschland, auf's Neue nach Italien, der Heimath seines Herzens. Von der Lombardei aus führte er einen ziemlich gereizten Briefwechsel mit Sylvester II.; doch kam es bald zwischen Beiden zu einer vollständigen Aussöhnung. Im Spätherbste 1000 war er wieder in Rom, wo er seinen dauernden Sitz zu nehmen gedachte. Doch das Glück, das er in Italien zu finden gehofft, sollte ihm nicht werden; es begann vielmehr für ihn eine Zeit schwerer Lei-

den. Die Bewohner von Tivoli erschlugen einen kaiserlichen Vogt, und Otto mußte gegen sie zu Felde ziehen. Er unterwarf sie und gewährte ihnen auf die Fürbitte des Papstes Verzeihung. Dies verdroß jedoch die Römer, welche die Güter von Tivoli zu erlangen gehofft. In ihrem durch Otto's Kaiserpläne geweckten Uebermuth gingen sie zu offener Empörung über und belagerten den Kaiser in seinem Palaste auf dem Aventin. Von einem Thurme herab richtete Otto an die Rebellen eine ernste Ansprache, in welcher er ihnen ihren Undank vorwarf, indem er sie daran erinnerte: „wie er um ihretwillen sein Vaterland und seine Verwandten aufgegeben und ihren Ruhm und ihren Namen bis ans Ende der Welt getragen.“ Der Anblick des jugendlichen Kaisers, aus dessen bleichen Zügen die schmerzlichste Erregung sprach, erhöhte den Eindruck seiner Worte; die Wogen der Empörung legten sich, und zwei der Rädelführer wurden dem Kaiser ausgeliefert. Nichtsdestoweniger hielt es Otto für gerathen, die Stadt zu verlassen und seine Residenz nach Ravenna zu verlegen, wohin der Papst ihn begleitete.

Nachdem Otto die Fastenzeit des Jahres 1001 in Bußübungen zugebracht, suchte er sein Ansehen durch Waffengewalt herzustellen, zu welchem Ende er neue Truppen aus Deutschland berief. Aber auch hier fand er die erwartete Hilfe nicht; denn der Unmuth über seine Pläne, durch welche die Hoheit des deutschen Reiches vernichtet, der Sitz der Gewalt nach Rom verlegt und das deutsche Volk den Römern unterthan werden sollte, hatte die Bande des Gehorjams gelockert und die frühere Anhänglichkeit an das Reichsoberhaupt in Starrsinn und Verrath umgewandelt. Während eine Partei der hohen Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof Willigis von Mainz, offen gegen den Papst Sylvester II. auftrat, dessen Einfluß auf den Kaiser als verderbenbringend bezeichnet wurde, und dadurch die Gefahr eines Bruches zwischen dem Papst und der deutschen Kirche heraufbeschwor, zettelten weltliche Fürsten eine förmliche Verschwörung gegen den Kaiser an, indem sie Heinrich III. von Baiern, dem Sohne Heinrichs des Jänkera, die Krone antrugen, die dieser jedoch edelmüthig zurückwies. Willigis wurde auf einer von Sylvester anberaumten Synode wegen eigenmächtigen Vorgehens in seinem Streite mit dem Bischof Bernhard von Hildesheim über die Gandersheimer Kirche des Versuchs der Kirchenspaltung schuldig erklärt; doch wagte Sylvester bei der unter dem deutschen Klerus herrschenden Stimmung nicht, etwas Entscheidendes gegen ihn zu unternehmen. Erst im Jahre 1107 wurde der Gandersheimer Kirchenstreit durch die Verzichtleistung des Erzbischofs auf die betreffende Kirche geschlichtet. Offenbar waren die Bestrebungen des Letzteren nicht gegen den Kaiser und dessen Herrschaft gerichtet, sondern zielten nur auf die Wahrung der Hoheit und

Integrität des deutschen Reiches, und wenn er gegen Sylvester II. als den Rathgeber Otto's zu Felde zog, so sollte dadurch einfach der Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland und zur Erfüllung seiner Pflichten als deutscher König genöthigt werden.

Unterdessen hatte Otto in Italien zwischen Ideen der Weltherrschaft und der Weltentfagung geschwankt. Der allgemein verbreitete Glaube, daß das Jahr 1000 den Untergang der Welt bringen werde, hatte unter der gesammten Christenheit eine bußfertige Stimmung geweckt, und von diesem ernstesten Zuge der Zeit war auch Otto III. nicht unberührt geblieben; daher sein ansüßlicher Hang zu einem bescheidenen Leben und zu geistlichen Uebungen. Dieser Hang hatte durch das Scheitern seiner Weltherrschaftspläne, sowie durch Gewissensbisse über die an dem Gegenpapst Johann XVI. verübten Grausamkeiten, denen er nicht entgegengetreten, neue Nahrung erhalten. Er unterzog sich den strengsten Bußübungen, trug unter dem golddurchwirkten Purpurmantel ein härenes Gewand, verbrachte ganze Nächte unter Thränen und Gebet und dachte daran, sich in ein Kloster zurückzuziehen, sobald es ihm gelungen sein werde, das kaiserliche Ansehen herzustellen. Doch während er zu diesem Zwecke die angestrengteste Thätigkeit entfaltete, ereilte ihn der Tod. Er starb am 23. Januar 1002, zwei- undzwanzig Jahre alt, in dem Schlosse Paterno am Soracte, nach Thietmar an den Frieseln, nach Andern an Gift, das ihm die Wittve des Crescentius, der er seine besondere Gunst zugewandt, beigebracht haben soll.

Vor seinem Tode hatte Otto, der im Leben so gern im jüngerlichen Sünden geweilt, den Wunsch ausgesprochen, in heimathlicher Erde, in der Nähe Karls des Großen, begraben zu werden, und die deutschen Großen, die sein Sterbebette umstanden hatten, beeilten sich, trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten seinen letzten Willen zu erfüllen. Unter steten Kämpfen mit den Schaaren des Markgrafen Arduin von Ivrea, der die Fahne italienischer Einheit und Unabhängigkeit aufgepflanzt, brachten sie die kaiserliche Leiche nach Verona und von dort über den Brenner nach Deutschland, wo sie um Ostern in dem Chore des Münsters zu Aachen beigelegt wurde.

VI.

Kaiser Heinrich II. der Heilige.

(1002—1024.)

Mit Otto III., der unvermählt geblieben, war der letzte männliche Sprosse aus dem Stamme Otto's I. ins Grab gesunken, und als der nächstberechtigte Thronerbe erschien Heinrichs des Bänklers Sohn, der neunundzwanzigjährige, durch Klugheit, Gewandtheit und Entschlossenheit nicht minder als durch aufrichtige Frömmigkeit hervorragende Baiernherzog Heinrich III., gleich Otto III. ein Urenkel König Heinrichs I. in direkter männlicher Linie. Zu seinen Gunsten verzichtete Herzog Otto von Kärnthen, ein Enkel Otto's I. von dessen Tochter Luitgarde und der Vater Gregors V., auf seine Erbansprüche. Dagegen erhoben sich zwei mächtige Mitwerber um die deutsche Krone in dem Herzog Hermann von Schwaben, dem Gemahl der Erbtochter des Burgunderkönigs Konrad, und Eckhard von Meissen, Herrn in Thüringen, dem tapfersten Fürsten seiner Zeit, den Thietmar „eine Bierde des Reiches, eine Stütze des Vaterlandes, eine Zuflucht der Unterthanen“ nennt, mit dem Beifügen, „daß er in allen Stücken ein vollkommener Mann gewesen sein würde, wenn er sich nur zu beherrschen gewußt hätte.“ So drohte dem Reiche auf's Neue die Gefahr der Zersplitterung, welche für dessen Wohl höchst unheilvoll werden mußte. Das Verdienst, diese Gefahr abgewandt zu haben, gehört insbesondere dem Erzbischof Willigis, der sich berufen fühlte, die hohe Mission seines großen Vorgängers, des heiligen Bonifacius, fortzusetzen und der Hort der bedrohten Reichseinheit zu werden. Neben den Schwestern Otto's III. war er der eifrigste Vertheidiger der Rechte Heinrichs.

Dieser hatte inzwischen zu Polling am Ammersee die Leiche Otto's III. in Empfang genommen und sich der Reichskleinodien bemächtigt. Zunächst trat ihm Eckhard entgegen, der im Vertrauen auf sein Ansehen und seinen zahlreichen Anhang seine Wahl für gesichert hielt; er erlag jedoch bald einer Privatrache: während er in dem Kloster Pöhlde der Nachtruhe pflegte, fiel er durch Meuchelmord. Hierauf suchte Hermann von Schwaben, der am Mittelrhein stand, ihm den Weg nach Mainz zu verlegen; doch gelang es Heinrich, das feindliche Heer zu umgehen und den Sitz seines mächtigsten Anhängers zu erreichen. In Mainz wurde er am 6. Juni von den anwesenden fränkischen, oberlothringischen und baierischen Großen zum König erwählt und noch an demselben Tage von dem Erzbischof Willigis gesalbt und gekrönt, worauf er am 23. Juli an

einem Landtage zu Merseburg die Huldigung der Sachsen empfing. Nachdem zu Paderborn auch seine Gemahlin Kunigunde, eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, mit welcher er zu Corvey zusammengetroffen, von Willigiz feierlich als Königin gekrönt worden, begab sich das Königspaar nach Aachen, wo Heinrich am 8. September nach alter Sitte auf den Stuhl Karls des Großen erhoben wurde und die Huldigung der Lothringer und Rheinfranken entgegennahm. Jetzt wagte auch Hermann von Schwaben keinen Widerstand mehr, und nachdem er am 2. October 1002 zu Bruchsal sich vor dem König gedemüthigt, wurde er im Besitze seiner Lehen bestätigt.

Von allen deutschen Fürsten und Großen als Reichsoberhaupt anerkannt, richtete Heinrich vor Allem sein Augenmerk auf die Hebung der tiefgesunkenen Königsgewalt. Als das sicherste Mittel hierzu erschien ihm die Kräftigung der Bisthümer und deren innige Verbindung mit dem Throne. Zu diesem Ende wurden die erledigten Stühle mit tüchtigen, ihm ergebenen und für Deutschlands Macht und Ehre warm empfindenden Männern besetzt und die Einkünfte der Bisthümer durch Verleihung von Kammergütern der Krone und von Klöstern, die ihrem Zwecke nicht mehr entsprachen, bedeutend erhöht, damit sie in der Lage seien, den König auch mit militärischen Leistungen zu unterstützen und die Fürstengewalt in Schranken zu halten. Am meisten lag ihm das Emporkommen des im Jahre 1007 von ihm gegründeten Bisthums Bamberg am Herzen, das für die Verbreitung der Civilisation sowie deutscher Sitte und Sprache nach dem Osten die gleiche Bedeutung erlangte, wie die von Otto dem Großen gegründeten wendischen Bisthümer. Heinrich stattete dasselbe auf das Reichste mit Gütern und Kostbarkeiten aus und bot Alles auf, um dessen geistige und materielle Blüthe zu sichern.

In seiner äußeren Politik gab Heinrich II. die weltumgestaltenden Pläne seines Vorgängers vollständig auf und suchte Polen und Ungarn, welches letztere unter Otto III. gleichfalls dem Reiche entfremdet worden, aufs Neue der deutschen Oberherrlichkeit zu unterwerfen. Dem schlauen Boleslaw Chrobry, dem, wie wir oben (S. 338) gesehen, Otto III. die Königswürde verliehen, war es nach der Eroberung Preußens und Pommerns, sowie des Landes der Wilzen und Mährens, gelungen, auch das durch verwickelte Thronstreitigkeiten zerrissene Böhmen an sich zu reißen und auf diese Weise ein ungeheures Slavenreich zu errichten. Von dem Wunsche getrieben, mit dem mächtigen Nachbar in gutem Einvernehmen zu bleiben, erbot sich Heinrich, ihm Böhmen als Reichslehen zu überlassen; Boleslaw verweigerte jedoch die Leistung des Huldigungseides und zettelte gleichzeitig an der deutschen Ostgrenze eine Ver-

schwörung gegen Heinrich an. Dieser griff zu den Waffen und schlug die Empörung nieder; doch gelang es ihm nicht, dem Polenfürsten Böhmen zu entreißen.

Wichtiger als die weitere Verfolgung dieses Zieles erschien dem König die Ordnung der Angelegenheiten Italiens. Hier hatte sich nach Otto's III. Tode der Markgraf Arduin von Ivrea, hauptsächlich mit Hilfe der lombardischen Bischöfe, die sich ihm theils freiwillig, theils gezwungen angeschlossen, die Königskrone zu verschaffen gewußt; da jedoch, nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen, „Hier keine Rathgeberin, Habucht keine Hofmeisterin und Silber und Gold sein Abgott war“, griff er Kirchengut an und entfremdete sich dadurch seine früheren Bundesgenossen. Um seinen Anmaßungen ein Ziel zu setzen und zugleich den Bemühungen Boleslaws, von dem päpstlichen Stuhle die Anerkennung seiner Königswürde zu erlangen, entgegenzuwirken, brach Heinrich II. im Frühlinge 1004 nach Italien auf. Arduin hatte zwar alle Alpenpässe gut besetzt, dennoch gelang es den Kärnthnern, in das Thal der Brenta vorzudringen, und ohne Schwierigkeiten rückte Heinrich's Heer nach. Von seinen Vasallen verlassen, suchte Arduin Schutz in dem Felseneste Sparrone, wo er von einer kaiserlichen Heeresabtheilung ein ganzes Jahr lang vergebens belagert wurde. Ohne auf Widerstand zu stoßen, durchzog Heinrich die Bombardei und empfing aller Orten die Huldigung der geistlichen und weltlichen Großen. Am 14. Mai wurde er zu Pavia zum König von Italien gewählt, und am folgenden Tage empfing er aus den Händen des Erzbischofs Arnold von Mailand die lombardische Krone. In der Nacht nach den Krönungsfeierlichkeiten brach indessen ein Aufruhr aus, und des Königs Leben war bedroht; doch rettete ihn die Treue seiner Deutschen, die des Aufstandes Herr wurden. Viele der Empörer erlagen dem Schwerte der erbitterten deutschen Krieger, und die Stadt selbst wurde zum großen Theil in Asche gelegt. Dieses Strafgericht verbreitete Schrecken im ganzen Lande, und die Städte, die bis dahin mit der Huldigung gezögert, beeilten sich, durch Eidschwur und Versprechungen sich die Huld des Königs zu sichern.

So sehr auch Heinrich gewünscht hätte, seinen Zug bis Rom fortzusetzen, um mit der Kaiserkrone geschmückt nach Deutschland zurückzukehren, bewogen ihn doch wichtige Gründe, besonders die drohende Machtstellung des Polen Boleslaw, seine Rückkehr nach Deutschland zu beschleunigen. Schon im Juni war er wieder in Mainz. Mit einem rasch gesammelten Heere, dem sich der durch die Polen vertriebene böhmische Thronbewerber Jaromir, ein Sohn Boleslaws II., angeschlossen, brach er von Thüringen aus nach Böhmen auf. Da es ihm gelang, den Polenherzog über das Ziel seines

Kriegszugs zu täuschen, errang er einen raschen Erfolg. Prag wurde mit Sturm genommen und Boleslaw zur Flucht gezwungen. Nach dem Einzuge Heinrichs in die böhmische Hauptstadt wurde Jaromir als Herzog anerkannt und leistete der deutschen Krone den Huldigungseid. Mit den Böhmen vereinigt, setzte Heinrich den Krieg gegen Boleslaw fort und nöthigte denselben durch die Hinzunahme von Bauzen zu einem Frieden, in welchem Boleslaw die Oberherrschaft der deutschen Krone anerkannte und auf die von ihm eroberten Länder zwischen der Oder und der Elbe Verzicht leistete.

Dieser Friede war indessen nur von kurzer Dauer, da Boleslaw die abgetretenen Länder wieder zu gewinnen suchte. Im Jahre 1010 entbrannte der Krieg aufs Neue und nahm einen für Heinrich ungünstigen Verlauf. Um für die Ordnung der Angelegenheiten in Italien, wo inzwischen ein Zustand vollständiger Anarchie und Verwirrung eingetreten, freie Hand zu gewinnen, entschloß sich der König im Jahre 1013 zum Abschluß des Friedens von Merseburg, in welchem Boleslaw die Belehnung mit den streitigen Ländern empfing und dafür der deutschen Krone den Vasalleneid leistete.

In der Lombardei hatte Arduin bald nach Heinrichs Abzug seine Anhänger wieder um sich geschaart und Rache an denen genommen, die bei des Königs Erscheinen von ihm abgefallen waren; seitdem residirte er aufs Neue in Pavia; doch galt noch immer Heinrich als der eigentliche König von Italien. Unterdessen hatten in Rom seit dem Tode Sylvesters II. (1003) in dem kurzen Zeitraume von neun Jahren drei Päpste, Johann XVII., Johann XVIII. und Sergius IV., den Stuhl Petri bestiegen. Nach dem Tode des Letzteren (1013) setzte die Partei des Grafen von Tusculum, die bisher durch Johann Crescentius, den Sohn des auf Otto's III. Befehl enthaupteten Crescentius, unterdrückt worden, die Wahl eines dem tusculanischen Hause angehörigen Papstes durch, der den Namen Benedikt VIII. annahm und sich in der Folge als einen der ausgezeichnetsten Päpste erwies. Dagegen wählten die Crescentier ihrerseits einen gewissen Gregorius zum Papste; in dem Kampfe beider Parteien behielt jedoch die des rechtmäßig gewählten Benedikt die Oberhand. Der Gegenpapst begab sich nach Deutschland, um die Hilfe Heinrichs anzurufen. Dieser bewog ihn, das päpstliche Kreuz abzulegen, indem er ihm versprach, daß der Streit nach kirchlichem Rechte geschlichtet werden solle.

Im Spätjahre 1013 trat Heinrich, von seiner Gemahlin Kunigunde und vielen deutschen Kirchenfürsten begleitet, seinen Römerzug an. Sobald er die Alpen überschritten hatte, zog sich Arduin aufs Neue in seine Felsenburg Sparrone zurück, von wo

er dem König gegen die Verleihung einer Grafschaft die Niederlegung der angemakten Krone anbot. Heinrich wies dies Anerbieten zurück und begab sich, nachdem er das Weihnachtsfest in Pavia gefeiert, nach Ravenna, wo der von ihm als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannte Papst Benedikt VIII. sich bei ihm einfand. Nachdem Beide sich über die obschwebenden Streitfragen verständigt, führte der Papst den König nach Rom zur Kaiserkrönung. Dieselbe fand statt am 4. Februar 1014. An der Hauptpforte von St. Peter trat der Papst, von dem römischen Klerus umgeben, dem in feierlichem Zuge herankommenden Königspaare entgegen und fragte den König, ob er ein gewissenhafter Schutzbvogt der römischen Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern in allen Stücken Treue beweisen wolle? Auf Heinrichs bejahende Antwort geleitete der Papst ihn und die Königin zum Altare und setzte Beiden die Kaiserkrone auf, worauf Heinrich die bisher getragene Königskrone als Weihegeschenk auf den Altar niederlegte.

Mit starker Hand stellte Heinrich in der Hauptstadt der christlichen Welt die gestörte Ordnung her und wies insbesondere den übermüthigen Adel in seine Grenzen zurück. Dies gab Veranlassung zu einem Aufstande, der von den Deutschen blutig niedergeschlagen wurde. Der Nachhall, den derselbe auch in der Lombardei fand, bewog den Kaiser zur schleunigen Rückkehr nach Oberitalien. Hier fand er jedoch keinen Widerstand mehr. Der von allen seinen Anhängern verlassene Arduin zog sich in das Kloster Fructuaria zurück, wo er im folgenden Jahre als Mönch seine Tage beschloß. Nachdem Heinrich zu Pavia das Osterfest gefeiert und das berühmte Kloster Bobbio, eine Stiftung des heiligen Columban, in ein Bisthum verwandelt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, und am Pfingstfeste finden wir ihn wieder in seinem Lieblingsitz Bamberg.

Während Heinrich bei seiner Rückkehr im Innern Deutschlands Alles im tiefsten Frieden fand und sein Ansehen hochgehalten war in allen Gauen, hatte Boleslaw aufs Neue, uneingedenk der eingegangenen Lehensverpflichtungen, hochverrätherische Verbindungen angeknüpft, und da alle Bemühungen Heinrichs, ihn auf dem Weg der Güte zu seiner Pflicht zurückzuführen, fruchtlos blieben, begann im Jahre 1015 ein neuer Polenkrieg, in welchem jedoch die deutschen Waffen gegen den ebenso klugen als heldenmüthigen Boleslaw keine besseren Erfolge errangen, als in den vorhergehenden. Der Kampf wurde im Jahre 1018 durch den Frieden von *B a u z e n* beendet, der den Beherrscher Polens im Besitze alles dessen ließ, was ihm in dem vorhergehenden Friedensschlusse zuerkannt worden.

Wie im Osten, so hatte Heinrich II. auch im Westen des

Reiches schwere Kämpfe zu bestehen. Ueber das burgundische Reich, das aus dem Westen der Schweiz (Hochburgund) und dem ehemaligen Königreich Provence (Niederburgund) bestand, herrschte seit dem Jahre 993 Rudolf III., der Fahrlässige genannt, der, wie Thietmar sagt, nur den königlichen Namen, sonst aber kein Recht besaß und von den Almosen der hohen Geistlichen lebte, dieselben jedoch nicht gegen die Unbill der mächtigen Vasallen zu schützen vermochte. Schon im Jahre 1006 hatte der kinderlose Rudolf, um seine zusammenbrechende Macht zu stützen, dem König Heinrich die Erbfolge in dem burgundischen Reiche, auf welche derselbe als der Sohn der ältesten Schwester Rudolfs die nächsten Ansprüche hatte, vertragsmäßig zugesichert; die burgundischen Großen hatten jedoch diesen Vertrag verworfen, und da er ihren Widerstand nicht bewältigen konnte, übertrug er seinem Neffen im Jahre 1016, bei einer Zusammenkunft Weider zu Straßburg, die Regierung Burgunds. Der übermüthige Adel, der sich unter Rudolfs schwacher Regierung wohl fühlte, widersetzte sich der kaiserlichen Herrschaft, und Heinrich mußte gegen denselben die Waffen ergreifen; doch entsagte er, nach einem längeren, durch Rudolfs Wankelmuth erschwerten Kampfe, im Jahre 1023 der Regierung in Burgund für die Lebzeiten Rudolfs.

Heinrichs erfolglose Kämpfe in Polen und Burgund blieben nicht ohne unheilvolle Nachwirkungen für das kaiserliche Ansehen im Innern des Reichs. Die Großen fügten sich in ihren Streitigkeiten der kaiserlichen Entscheidung nicht mehr; Gesetzlosigkeit und Mißachtung des kaiserlichen Namens griffen immer weiter um sich, besonders in Lothringen, das durch jahrelange Unruhen und wilde Fehden zerrissen und verwüstet war.

In Schwaben kam es im Jahre 1017, nach dem durch einen Unfall auf der Jagd herbeigeführten frühen Tode des edlen Herzogs Ernst I., aus dem Geschlechte der dem Kaiserhause treu ergebenen Babenberger, zu Friedensstörungen, herbeigeführt durch die Vermählung Gisela's, der Wittve Ernsts, mit einem nahen Anverwandten, dem Grafen Konrad von Franken, der später als Konrad II. den deutschen Thron besteigen sollte. Heinrich, der dieser Verbindung entgegen gewesen, entzog Gisela die Vormundschaft über ihren Sohn Ernst, dem er nach seines Vaters Tod das Herzogthum Schwaben zuerkannt hatte, und damit zugleich die Regierung dieses Landes, und dies bewog Konrad, der dem Kaiser längst zürnte, weil dieser seinem Vetter Konrad sein väterliches Herzogthum Mährthen vorenthalten, sich den Gegnern Heinrichs anzuschließen, um im Vereine mit ihnen den Einfluß Gisela's in Schwaben herzustellen. Seine Bemühungen blieben jedoch fruchtlos, und er mußte seine Auslehnung durch Verbannung büßen, aus welcher er jedoch bald zurückkehrte.

Auch in Sachsen war das kaiserliche Ansehen durch einen bedenklichen Aufstand des Herzogs Bernhard, welchen Heinrich gegen die benachbarten heidnischen Vintizen ohne Hilfe gelassen, schwer bedroht; durch das vermittelnde Dazwischentreten der Kaiserin wurde jedoch der Friede hergestellt. Nach und nach gelang es dem Kaiser, in allen Theilen des Reiches der Willkür und Unbotmäßigkeit der Großen Herr zu werden und dem Kaiserthum seine wahre Bedeutung zurückzugeben.

In ganz besonderem Glanze strahlte das kaiserliche Ansehen am Osterfeste des Jahres 1020, zu welchem sich Papst Benedikt VIII., von zahlreichen italienischen Kirchenfürsten begleitet, in Bamberg eingefunden hatte, um, dem Wunsche des Kaisers gemäß, die von demselben erbaute Stephanskirche einzuwihen. Der Papst verlieh der neuen Kirche die reichsten Geschenke, während der Kaiser seine Lieblingserschöpfung feierlich unter den besonderen Schutz des römischen Stuhles stellte.

Während der Anwesenheit Benedikts zu Bamberg kam dajelbst der denkwürdige Vertrag zu Stande, welcher dem heiligen Stuhle alles zusicherte, was ihm die älteren Karolinger zuerkannt und die Ottonen ihm gewährleistet hatten. Auch Sicilien wurde demselben zugesprochen; nur über Tuscien und Spoleto behielt sich der Kaiser die Hoheitsrechte vor. Hinsichtlich der künftigen Papstwahl wurde bestimmt, daß dieselbe nach den Satzungen der Kirche vor sich gehen solle und durch Niemanden beeinträchtigt werden dürfe.

In Bamberg erhielt Benedikt VIII. auch die Zusage des Kaisers, ihm gegen die Griechen Beistand zu leisten, deren Macht in Unteritalien während der Parteikämpfe in Rom zwischen den Tusculanern und den Crescentiern wieder bedeutend gestiegen war. Der getroffenen Verabredung gemäß brach Heinrich im Herbst 1020 mit einem zahlreichen und stattlichen Heere, das zum größten Theile durch die geistlichen Fürsten aufgebracht worden, nach Italien auf. Nachdem er das Weihnachtsfest zu Ravenna gefeiert, rückte er zum Kampfe gegen die Griechen nach dem Süden vor, wohin der Papst ihn von Benevent aus begleitete. Die Führer des kaiserlichen Heeres waren, neben Heinrich selbst, der Erzbischof Poppo von Aquileja und der Bischof Pilgrim von Passau. Nach einem mehrmonatlichen Kampfe waren die meisten Städte Unteritaliens zur Unterwerfung gezwungen; nur die Einnahme der starken Festung Troja hatte große Anstrengungen und zahlreiche Opfer gekostet. Fürst Pandulf IV. von Capua, der den Griechen Beistand geleistet, mußte die Herrschaft an seinen gleichnamigen Verwandten und dessen Sohn Johann abtreten und dem Kaiser als Gefangener nach Deutschland folgen. Krankheiten im deutschen Heere bewogen Heinrich II., gleich nach Beendigung des Feldzugs den Rückzug nach Deutschland anzu-

treten; dennoch richteten dieselben unter seinen Truppen auf dem Zuge durch die Lombardei so große Verheerungen an, daß nur noch eine kleine Schaar mit ihm die Heimath wieder sah.

Neben der Herstellung des kaiserlichen Ansehens und der Sicherung eines dauernden Friedens diesseits und jenseits der Alpen, war die Reform der Kirchenzucht ein Hauptgegenstand der Sorge des frommen Kaisers. Mit dem gleichen Eifer verfolgte Benedikt VIII. diesen großen Zweck, und Beide fanden insbesondere in den Cluniacensern die eifrigsten Mitarbeiter. Die gefährlichsten Uebel, welche die Kräfte der Kirche lähmten, waren die Simonie (die Verkäuflichkeit der geistlichen Würden und Aemter) und die Unenthaltbarkeit des Klerus. Unbekümmert um die entgegenstehenden Vorschriften der Kirche, lebten zahlreiche Geistliche im Concubinat und wurden in Folge ihrer häuslichen Verhältnisse den kirchlichen Interessen vollständig entfremdet. Gegen dieses letztere Uebel waren hauptsächlich die strengen, auf der Synode von Pavia im Jahre 1018 gefaßten Beschlüsse gerichtet, durch welche die alten kirchlichen Vorschriften bezüglich der Ehelosigkeit der Geistlichen neu eingeschärft und die Umgehung dieser Vorschriften mit der Strafe der Absetzung bedroht wurde. Diese Beschlüsse wurden auf einer Synode zu Goslar im Jahre 1019 auch auf Deutschland ausgedehnt.

Zur Durchführung der angebahnten Kirchenreform und zur Begründung eines dauernden Weltfriedens hatten Papst und Kaiser ein allgemeines Concil in Aussicht genommen, für welches Heinrich auch den Eifer des Königs Robert von Frankreich auf einer Zusammenkunft Beider zu Ivois (1023) anzuregen wußte; aber der große, in allen seinen Theilen wohlbedachte Plan, auf welchen die Urheber die glücklichsten Hoffnungen bauten, kam nicht zur Ausführung; denn schon zu Anfang des Jahres 1024 wurde Benedikt VIII. aus dem Zeitlichen abberufen, und noch in demselben Jahre folgte ihm sein kaiserlicher Freund in's Grab. Schon längst hatten schwere Körperleiden Heinrichs Kräfte aufgezehrt, ohne seiner rastlosen Thätigkeit in der Erfüllung seiner Regentenspflichten ein Ziel setzen zu können. Nachdem er zu Magdeburg in gewohnter Weise das Osterfest gefeiert, brach er, obgleich vollständig erschöpft, nach Halberstadt und Goslar auf, von wo er sich auf seine Pfalz Grona bei Göttingen begab. Hier entschlief er sanft am 13. Juli 1024, im zweiundfünfzigsten Lebensjahre. „Auf sächsischem Boden“, sagt Giesebrecht, „starb das sächsische Kaiserhaus aus: ein Geschlecht, welches seine siegreichen Waffen weithin durch das Abendland trug, durch die Bedeutung seiner Thaten die deutschen Stämme zu einem großen Volke einigte und dieses Volk mit stolzem Selbstbewußtsein durchdrang, ein Geschlecht, welches mit dem Ruhme seines Namens die Welt für ewige Zeiten erfüllt hat. Der letzte Kaiser des Hauses

schloß, gleich den großen Begründern der Herrschaft, da die Augen, wo die Wiege des Ahnherrn gestanden hatte, der zweite und dritte Otto hatten ihre kummervollen Tage in den Mauern Roms und an dem Fuße des Soracte beendet. Das Kaiserhaus war, nachdem es ein böses Verhängniß der Heimath entzogen, wieder zu den heimischen Gauen zurückgekehrt: da ist es erloschen."

Heinrichs Leiche wurde, seiner Bestimmung gemäß, in der Domkirche zu Bamberg beigesetzt, und die ganze Haltung des in unermesslichen Schaaren zu der glanzvoll würdigen Trauerfeier herbeigeströmten Volkes bekundete, wie tief der Verlust des großen Kaisers empfunden wurde. Neun Jahre später fand auch Kunigunde an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls ihre Ruhestätte. Beide Grabmäler hat die gewaltige Feuersbrunst zerstört, die im Jahre 1081 den Dom einäscherte; aber in der prachtvollen Kathedrale, die an die Stelle der Schöpfung Heinrichs getreten, bezeichnet ein kunstreicher, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts errichteter Marmorarkophag die Stätte, wo der Gründer des Bisthums Bamberg mit seiner Gemahlin ruht, und Beide genießen als Schutzpatrone der Stadt und des Bisthums noch heute besondere Verehrung. Heinrich II. wurde im Jahre 1146 durch Papst Eugen III., und Kunigunde im Jahre 1200 durch Innocenz III. heilig gesprochen.

„Um das Reich, wie um die Kirche“, sagt Weiß, „hat sich dieser umsichtige, thatkräftige, rastlose Herrscher die schönsten Verdienste erworben. Er hat die Macht der Großen in Deutschland durch die bischöfliche beschränkt und dadurch die Kraft der Monarchie erhöht, obgleich er überall ständisches Wesen förderte und offen erklärte, daß er nie ohne Beirath und Zustimmung seiner Getreuen einen Beschluß fassen werde. Sah Otto I. die Rettung der Monarchie darin, daß er die ersten Herzogthümer an seine Familie brachte, so fand sie Heinrich in der Macht treuer, von ihm erprobter, in seiner Kanzlei in der Politik gebildeter Bischöfe.“

VII.

Kulturzustände unter den sächsischen Kaisern.

Wie Karl der Große, so waren auch die sächsischen Kaiser eifrig bemüht, die Verschmelzung des germanischen Geistes mit dem christlichen und mit der Kultur der alten Welt zu fördern; darum wirkten auch sie für die Kräftigung der Kirche und für Verbreitung lateinischer und griechischer Sprache und Literatur. Otto I. hatte so wenig wie sein Vater eine gelehrte Bildung erhalten und lernte erst nach dem Tode Editha's die lateinische Sprache, worin

er es aber nur zum Verstehen, nie zum Sprechen brachte; doch schätzte er Kunst und Wissenschaft, berief Gelehrte, wie Gunzo von Novara, Rather von Verona, Luitprand von Cremona, an seinen Hof und bestimmte den berühmten Mönch Ekkehard von St. Gallen, den Verfasser des Walthari-Liedes, von seinen Zeitgenossen der zweite Salomon genannt, zum Lehrer seines Sohnes Otto. Otto II. und Otto III., die Beide durch eine ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung glänzten, beförderten Kunst und Gelehrsamkeit. Auch Heinrich II. hatte durch den Bischof Wolfgang von Regensburg eine gelehrte Erziehung erhalten, und sein erfolgreiches Streben für die Ruhe des Reiches, für die Befestigung der Monarchie, für die Reform der Kirche förderte in hohem Grade den Aufschwung der Bildung. Die Germanen zeigten sich empfänglich für die neue Ideenwelt, ganz insbesondere die Sachsen, die der Annahme des Christenthums am längsten widerstrebt hatten.

Eine besonders erfreuliche Erscheinung in der Zeit der sächsischen Kaiser ist der tiefe Sinn der Frauen für Religion und Wissenschaft. Die heilige Mathilde, die Gattin Heinrichs I., Editha, Otto's des Großen erste Liebe, Adelheid und Theophano waren berühmt wegen ihres reichen Wissens; die Herzogin Hedwig von Schwaben fand, seitdem ihr im Jahre 973 der Tod ihren Gatten, den Herzog Burkhard, geraubt, in ihrer Zurückgezogenheit auf der Burg Hohentwiel ihren höchsten Genuß darin, mit Ekkehard von St. Gallen die alten Klassiker zu lesen. Ueberhaupt gehörte die Kenntniß des Lateinischen bei den fürstlichen Frauen der damaligen Zeit nicht zu den Seltenheiten.

Den höchsten Ruhm der Gelehrsamkeit unter den Frauen jener Zeit erwarb sich die Nonne Roswitha (Hellschimmer) von Gandersheim, eine Seele voll Andacht, glühend für Kunst und Wissen. Aus einem vornehmen Geschlechte an der Nordsee geboren, trat sie in das Kloster zu Gandersheim, wo sie mit Gerberga, der Tochter des Herzogs von Baiern, einen innigen Freundschaftsbund schloß. Wetteifernd lasen Beide die alten Klassiker und übten sich im Schreiben eines reinen Lateins. In dieser Sprache legte Roswitha ihre reiche Gedanken- und Gefühlswelt nieder. Zuerst wählte sie die Form der Legende und schuf acht poetische Erzählungen; dann wandte sie sich dem Drama zu. „Weil der Terenz so vorführerisch ist,“ sagt sie, „so habe ich mich entschlossen, ihn dichtend nachzuahmen, da Andere ihn lesend hören, — damit in demselben Schauspiele, welches das schändliche Thun frivoler Frauen vorführt, ich die edle Keuschheit heiliger Jungfrauen feiere. Freilich werde ich dabei oft von heißer Röthe übergossen, weil solche Dichtung mich nöthigt, heillosen Liebeswahnsinn und das leider so süße Zwiege-

sprach, das ich ja nicht einmal hören dürfte, dichtend durchzudenken und im Stile auszuprägen. Aber wie könnte ich die Reinen sonst verherrlichen? Denn je verführerischer die Schmeicheltworte der Liebe, umso größer des himmlischen Helfers Ruhm und umso herrlicher der Sieg der Triumphirenden.“ Der Sieg der keuschen Kraft des Weibes über die Leidenschaft des Mannes und des Christenthums über Beide ist der Vorwurf ihrer Stücke, und die Verwerthung ihres dichterischen Talentes in kindlicher Demuth zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen ihr Ziel. Ihre Stücke, die in ziemlich reinem Latein in den Versformen der alten Poesie, wie in Reimen mit Assonanzen und Alliteration geschrieben sind, bekunden die seltene Kunst, in wenig Worten ein gewaltiges Spiel der Leidenschaften auszudrücken, und zeichnen sich durch eine große Originalität und einen raschen Gang der Handlung aus; alle athmen einen klaren, heiteren Geist, ein frisches Naturgefühl und eine ungetrübte Reinheit der Seele. Sie wurden in Gegenwart des Kaisers, seiner Helden und der gelehrten Männer seiner Umgebung von den Fräulein des Stiftes aufgeführt. In einem historischen Gedichte feierte Roswitha Otto den Großen in seiner vollen Größe und in der Tiefe seines treuen Gemüthes — wie Heinrich I., „den treuen König seiner Völker, der, unerbittlich den Gottlosen und freundlich den Gerechten, inneren Frieden hatte von Gott durch alle Zeit seines Lebens“, Otto's Gemahlin Editha, „mit dem heiteren Antlitz voll lichter Reinheit und strahlend von lauterer Güte,“ und Adelsheid, „herrlich im Schmuck königlicher Gestalt und hervorleuchtend durch Geist.“ Unter Heinrich I. geboren und unter Heinrich II. gestorben, sah Roswitha die ganze Herrlichkeit der sächsischen Kaiserzeit.

Am meisten unter allen Mitgliedern des edlen sächsischen Kaiserhauses leistete für Religion und Bildung Kaiser Otto's I. Bruder Bruno. Wie der Schwerpunkt der katholischen Kirche damals in Deutschland lag, so war Bruno der Schwerpunkt der deutschen Kirche. Mit dem Thatendrang der Ottonen verband er ein tiefes Gemüth und einen klaren Geist, und mit der glühenden Liebe für die Wissenschaft das Vollbewußtsein von der Erhabenheit des priesterlichen Berufes. Im Jahre 940 an den Hof seines königlichen Bruders berufen, leitete er dreizehn Jahre hindurch als Erzkaplan die Kanzlei des Reiches, die unter seiner ordnenden Hand die Pflanzschule für Kirche und Staat wurde. Inmitten der umfassendsten Thätigkeit für die Wohlfahrt und Herrlichkeit des Reiches und der Kirche, vergaß er doch nie die Wissenschaft. „Wenn er Muße hatte,“ sagt sein Biograph Rudger, „war Niemand mehr in Geschäften, als er; aber wenn er in Geschäften war, entbehrte er trotzdem nie der Muße.“ Er lag den Studien bis tief in die Nacht

hinein ob, und alles, was von Werth war, ließ er genau aufzeichnen. Den lateinischen Stil wußte er nicht nur selbst in großer Vollkommenheit sich anzueignen, sondern auch bei Anderen zu Rundung und Glätte zu bringen. Seine Unterweisungen gab er nie in grämlicher und mürrischer Weise, sondern im heiteren Scherze und mit anmuthiger Würde. Nach der Mahlzeit, während die Anderen ein wenig der Ruhe pflegten, beschäftigte er sich eifrig mit Lesen und Philosophiren. Die Morgenstunden ließ er sich durch Nichts rauben, noch opferte er sie dem Schlafe. Sein Studierzimmer war zur Wanderung eingerichtet; denn wenn auch sein Geist in Ruhe und ungestörtem Frieden war, so war doch sein Körper öfter zur Bewegung genöthigt. Ueberall im Lager und im Zelte führte er seine Bibliothek mit sich wie die Bundeslade; selbst auf der Reise war er nicht unthätig; im Gewirre der Geschäfte und der Menschen war er allein.“ „Oft saß er unter den gelehrtesten Kennern des griechischen und römischen Alterthums, wenn sie über die Erhabenheit der Philosophie und die vollendete Ausbildung ihrer einzelnen Disciplinen Unterhandlung pflogen, als gelehrter Vermittler und gab den Streitenden unter dem Beifall aller Anwesenden, den er jedoch nichts weniger als wünschte, befriedigenden Aufschluß.“ Im Jahre 953 wurde Bruno zum Erzbischof von Köln gewählt, und bis zu seinem Tode (965) leitete er, neben diesem Bisthum, auch die Angelegenheiten Lothringens, zu dessen Verwalter ihn Otto I. nach der Entsetzung Konrads des Rothen ernannt hatte, mit ebensoviel Umsicht als Thatkraft. Für Alles wußte er die rechten Mittel und Wege zu finden; insbesondere wurde er durch die Gründung von Kirchen und Schulen und die Hebung der klösterlichen Zucht der Wohlthäter des seiner Obhut anvertrauten Landes. In dem Streite der Söhne Otto's gegen den Vater suchte er unausgesetzt zu vermitteln, und die Rückkehr Lindolfs auf den Weg der Pflicht war hauptsächlich sein Werk.

Neben dem Hofe der sächsischen Kaiser waren die Klöster die Mittelpunkte geistiger Thätigkeit und Herde der Bildung. Hier allein wurde die Geschichtschreibung gepflegt. In Neu-Corvey schrieb der Sachse Widukind die Geschichte seines Volkes, die er der Abtissin Mathilde von Quedlinburg, der Tochter Otto's I., widmete. Zu den Klöstern, deren Annalen besonders bedeutend sind, gehören Herford, wo die Königin Mathilde erzogen wurde, und ihre Schöpfungen Nordhausen und Quedlinburg, sowie Hildesheim, wo der gelehrte Bischof Bernward den Grund zu seinem reichen Wissen legte, und Magdeburg, das geistige Bollwerk zur Eroberung der wendischen Lande. In Magdeburg erhielt der Geschichtschreiber Thietmar, der als Sohn des Grafen von Walbeck mit den Ottonen verwandt war und 1019 als Bischof

von Merseburg starb, seine Ausbildung. Seine Chronik, welche die Geschichte der Ottonen mit großer Ausführlichkeit behandelt, ist reich an Einzelheiten über Sitten und Gebräuche und den Glauben der Völker. Am Rheine blühte der Sinn für Geschichte namentlich im Kloster St. Maximin in Trier. In Lüttich begründete Notker, früher Probst in St. Gallen, den Glanz jener Schule, zu welcher Lernbegierige aus allen Ländern strömten. In Alemannien bewahrten St. Gallen und Reichenau durch viele gelehrten Männer den alten Ruhm regen wissenschaftlichen Strebens und Treibens, von welchem Ekkehard's Casus St. Galli ein anziehendes Bild geben. Ein Bögling von St. Gallen war der Bischof Ulrich, der heldenmüthige Vertheidiger von Augsburg. In Baiern konnte sich die Kirche nur langsam von den Verlusten erholen, welche die Verheerungszüge der Ungarn und Herzog Arnulfs kirchenräuberischer Sinn ihr zugesügt; doch gab es auch hier blühende Pflegestätten der Wissenschaft, wie Regensburg, der Sitz des edlen Bischofs Wolfgang, des Lehrers Heinrichs II., das Kloster Tegernsee, wo die Klassiker mit Eifer gelesen wurden, u. a.

Neben der Wissenschaft wurde die Dichtkunst gepflegt; doch bedienten sich für dieselbe die Gelehrten, wie der Hof, der lateinischen Sprache. Die deutsche Poesie gedieh nur in den niederen Schichten, wo im Liede die alten Heldengestalten fortlebten, umwoben von der Sage, die Göttliches und Menschliches zusammenfügte. Unter den lateinischen Epopöen, die vom vaterländischen Geiste durchdrungen sind, ragt besonders Ekkehard's „Waltharius“ hervor, — die vom Geiste germanischen Heldenthums durchwehte Schilderung der Flucht Walthers von Aquitanien und der Burgundin Hildegund vom Hofe Attila's und der ritterlichen Kämpfe Walthers in den Vogesen.

Mehr als die deutsche Poesie wurde die deutsche Prosa gepflegt, namentlich in St. Gallen, wo eine eigene Uebersetzungsschule bestand. Der hervorragendste Meister in der schweren Kunst, unjere noch nicht verstandesmäßig abgeschliffene Sprache zu philosophischem Gebrauche dienstbar zu machen, war Notker Labeo (sogenannt wegen seiner dicken Lippe), von den ihn bewundernden Zeitgenossen auch Teutonicus genannt, ein Nefte und Schüler Ekkehard's. Geboren in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, starb er im Jahre 1022 an der Pest, die das Heer Heinrichs II. aus Italien eingeschleppt. Außer den Psalmen und dem Buche Job übersezte er philosophische Schriften des Alterthums, darunter selbst Werke des Aristoteles.

In Burgund konnte bei der Machtlosigkeit des Königthums, durch welche die Kirche allen Bedrängnissen von Seiten eines übermüthigen Adels preisgegeben war, kein frisches Geistesleben er-

blühen. Dagegen erhielt sich in Frankreich, trotz der verheerenden Raubzüge der Normannen und der Wirren, die der Kampf der untergehenden Karolinger gegen das aufstrebende Geschlecht der Herzoge von Francien im Gefolge hatte, der Sinn für Wissenschaft und Kunst, auch außerhalb der Klöster. Grammatik, Dialektik und Rhetorik wurden mit Eifer gepflegt; in Rheims war das Studium der Medicin im Schwunge; sinnreiche Belagerungsmaschinen, die große bleierne Kugeln schleuderten, bekundeten die Fortschritte der Mechanik, und die Glasmalerei begann ihre ersten Blüthen zu treiben.

In Italien, wo der Sinn für geistige Genüsse nie aufhörte, dauerten die Schulen der Rhetoren fort, besonders in den Orten, die unter griechischer Herrschaft blieben. So trieben z. B. in Neapel die Söhne der Vornehmen insgesammt mit großem Eifer Grammatik und Rhetorik. Im Kirchenstaate glänzte Ravenna, dessen Bevölkerung für Dichtkunst und Beredtjamkeit schwärmte, nicht nur durch seine Kunstwerke, sondern auch durch berühmte Grammatiker und Rhetoriker. Für das Studium des römischen Rechtes gab es Schulen in Rom, Ravenna, Bologna, Florenz und Bergamo. Auch medicinische Schulen finden wir in mehreren Städten. Die Lehrer weltlicher Wissenschaft lebten von den oft sehr hohen Beiträgen der Schüler; dagegen verlangte die Kirche kein Schulgeld: sie trieb mit dem Wissen keinen Handel, denn der Unterricht war ihr Pflicht. In allen Städten bestanden, neben den weltlichen Schulen, bischöfliche, in welchen der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde. Auch die großen Klöster, wie Monte Casino, Bobbio, Farfa, hatten ihre Schulen.

Ungleich wichtiger, als alle diese Schulen und die aus denselben hervorgegangenen Schriftsteller, wurde für die geistigen Kämpfe der nächsten Zeit das von Wilhelm dem Frommen von Aquitanien und seiner Gemahlin Ingeborg gegründete Kloster Clugny, von welchem eine vollständige Reform des Mönchthums ausging. Der zweite Abt dieser berühmten Heimstätte streng klösterlicher Zucht und wissenschaftlicher wie künstlerischer Thätigkeit, Ddo, aus einer fränkischen Adelsfamilie, bewog mehrere Nachbarklöster zum Anschluß an sein Ordenshaus in der treuen Befolgung der von ihm hergestellten alten Zucht des heiligen Benedikt, und wurde so der eigentliche Stifter der großen cluniacensischen Congregation. Bald drang der Ruf des neuen Ordenshauses, dessen Mönche in ihrer strengen und reinen Lebensweise für Heilige galten, durch das ganze Abendland, und immer größer wurde die Zahl der Klöster, die sich der cluniacensischen Ordensverbindung anschlossen. Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe standen mit den Abten von Clugny in enger Verbindung und hörten auf ihren

Kath. Besonders einflußreich war der heilige Odilo, der dritte Nachfolger Odo's, „der Erzengel des Mönchthums, der König von Clugny“, welchen siebenunddreißig Klöster als ihr gemeinschaftliches Haupt verehrten. Von der Congregation von Clugny ergoß sich ein neuer Strom der Begeisterung für die Sache des Evangeliums und sittlicher Erhebung, und an sie knüpften sich die meisten Bestrebungen für die geistige Wiedergeburt des Abendlandes.

VIII.

Frankreich und England zur Zeit der sächsischen Kaiser.

Frankreich.

Seitdem durch den Vertrag von Verdun Westfranken und Ostfranken für immer von einander getrennt worden, sank in dem neuen Königreich Frankreich unter der Regierung der meist schwachen Herrscher aus dem karolingischen Hause das königliche Ansehen mehr und mehr, und das Land war der Schauplatz unausgesetzter Kämpfe und Wirren. Während der Norden durch die fortgesetzten Raubzüge der Normannen heimgesucht und der Süden durch die Sarazenen verheert wurde, suchten die trotzig großen die Schwäche der Regierung zu ihrem Vortheile auszubeuten und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Besitzungen und Rechte zu vermehren. Schon Karl der Kahle mußte die Erblichkeit der großen Lehen anerkennen, und keinem seiner Nachkommen gelang es, ihnen die Rechte der obersten Staatsgewalt wieder zu entreißen, die sie sich in den ihrer Verwaltung unterstellten Gebieten angemacht hatten. Ihre Betheiligung an der Bekämpfung auswärtiger Feinde hing lediglich von ihrem guten Willen ab, da dem Könige die Macht fehlte, sie für die Verweigerung der Heerespflicht zu strafen.

Nach dem Tode Ludwigs des Stammers, des Sohnes und Nachfolgers Karls des Kahlen, sagten sich die geistlichen und weltlichen Großen der zu dem ehemaligen Königreich Burgund gehörigen Provinzen — Provence, Dauphiné und Lyonnais, sowie Theile der Franche-Comté und Savoyens — von Frankreich los und wählten den Herzog Bosso von der Provence, einen Schwager Karls des Kahlen, zum König, wofür sie von demselben mit Gütern und Privilegien belohnt wurden (879). So entstand das Königreich Provence, später das cisjuranische Burgund genannt, das sich nicht nur gegen den kriegerischen Ludwig III., Ludwigs des Stammers Sohn und Nachfolger (879—882), dessen ruhmvollen Sieg über die Normannen das „Ludwigslieb“ verherrlicht, und seinen Bruder Karlmann (882—884), sondern auch gegen

Karl den Dicken behauptete, dem die Großen nach Karlmanns frühem, durch einen Unfall auf der Jagd herbeigeführten Tode die Krone übertragen hatten.

Nach der Absetzung Karls des Dicken (888) warf sich der Welfe Rudolf, der Enkel einer Tochter Ludwigs des Frommen, zum König des von ihm als Statthalter verwalteten Landes auf, welches die westliche Schweiz und den größten Theil von Savoyen und der Franche-Comté umfaßte, und wurde so der Gründer des transjuranischen Königreichs Burgund. Beide Burgund wurden im Jahre 933 zu einem gemeinsamen Königreiche vereinigt, das nach der Hauptstadt Arles auch das arelatische Reich genannt wurde und unter der Oberhoheit der deutschen Krone stand.

Die fortgesetzten Einfälle der Normannen bewogen den Adel des nördlichen Frankreichs, nach der Absetzung Karls des Dicken, statt des nachgeborenen Sohnes Ludwigs des Stammers, Karls des Einfältigen, den tapferen Odo, Grafen von Paris und Herzog von Francien (Isle de France), auf den Thron zu erheben. Karl der Einfältige wurde zwar von einer Gegenpartei zum König ausgerufen; doch mußte er sich nach längerem Kampfe dem stärkeren Odo ergeben, der ihn großmüthig behandelte und ihm die Fortführung des Königstitels gestattete. Nach Odo's Tod (898) wurde Karl III. — mit Unrecht der Einfältige genannt — als König anerkannt; doch blieb er den Großen gegenüber machtlos. Den Verheerungszügen der Normannen, die bis tief in das Innere Frankreichs vorgeedrungen waren, konnte er nur dadurch ein Ziel setzen, daß er ihrem Führer, dem tapferen Rollo, unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse und der Krone Frankreichs den Lehensseid leiste, seine Tochter Gisela zur Gemahlin gab und ihm den Landstrich abtrat, der seitdem den Namen der Normandie trägt (911). So wurde Rollo, der in der Taufe den Namen Robert annahm, der erste Herzog der Normandie. Die französischen Normannen verwuchsen bald mit den Franzosen, deren Sprache sie annahmen, zu einem Volke; doch bewahrten sie ihren kriegerischen Geist und ihre Eroberungslust, sowie die Liebe zu den heimathlichen Beschäftigungen, zu Jagd, Fischerei und Seefahrt, und ihren Sinn für Poesie.

Um sich für die durch die Normannen erlittenen Verluste zu entschädigen, nahm Karl der Einfältige nach dem Aussterben der deutschen Karolinger Lothringen in Besitz, dessen Herzog Reginar sich mit vielen Großen des Landes für ihn erklärt hatte; dagegen wurde ihm die eigene Krone durch Odo's Bruder, den Grafen Robert von Paris, streitig gemacht, den die unzufriedenen französischen Großen als Gegenkönig aufgestellt. Derselbe fand zwar im Jahre 923 in der Schlacht bei Soissons den Tod; aber sein

Sohn Hugo, später der Große genannt, erhob in der Person Rudolfs I. von Burgund einen neuen Gegenkönig, und der von den meisten Großen verlassene Karl der Einfältige starb in Gefangenschaft. (929.)

Nach dem Tode Rudolfs (936) erhoben die Grafen Hugo von Paris und Heribert von Vermandois den Sohn Karls des Einfältigen, Ludwig IV., den seine Mutter nach England geflüchtet und der daher den Beinamen der Ueberseeische (d'Outremer) erhielt, auf den Thron. Auch er vermochte nicht, obgleich es ihm weder an Geschick noch an Thatkraft fehlte, das königliche Ansehen den übermüthigen Großen gegenüber aufrecht zu erhalten, und konnte sich nur durch Gebietsabtretungen und Geschenke von ihnen Ruhe erkaufen. Ebenso fruchtlos blieben die Anstrengungen seines gleichfalls nicht untüchtigen Sohnes und Nachfolgers Lothar (954—986) zur Wiederherstellung der zu einem leeren Schatten herabgefunkenen königlichen Macht. Seines vergeblichen Versuchs, Otto II. Lothringen zu entreißen, ist bereits gedacht worden. Nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes Ludwig, der wegen seiner Unthätigkeit den Beinamen der Faule — le fainéant — erhielt (987), bewarb sich sein Oheim, der Herzog Karl von Niederlothringen, der einzige noch lebende Karolinger, um die Krone; allein die Großen erhoben, auf den Vorschlag des Erzbischofs Albero von Rheims, seines Gegners, den Grafen Hugo von Paris, Herzog von Francien, mit dem Beinamen Capet (von der Größe seines Kopfes), den Sohn Hugo's des Großen, auf den Thron, und am 1. Juli 987 empfing derselbe aus den Händen Albero's die Königskrone. Karl von Lothringen suchte zwar seine Ansprüche durch Waffengewalt geltend zu machen, und die Kaiserin Theophano unterstützte seine Bemühungen, um Frankreich durch Aufrechthaltung der inneren Wirren zu schwächen; allein er unterlag im Kampfe und starb als Gefangener seines Gegners.

Hugo Capet, der erste aus der langen Reihe der capetingischen Könige, die bis in die neueste Zeit über Frankreich geherrscht, hatte den Großen gegenüber einen schweren Stand, und erst nach Jahrhunderten beharrlichen Strebens hat das Königthum in Frankreich den Sieg über die Vasallen errungen. Die unmittelbaren großen Kronvasallen: die Herzoge von Burgund (der Bourgogne, nicht mit den burgundischen Königreichen zu verwechseln), von der Normandie, von Aquitanien (Guyenne) und von Gasconne und die Grafen von Vermandois (denen ein großer Theil der Picardie und fast die ganze Champagne gehörte), von Flandern und von Toulouse (Languedoc) besaßen Güter, welche zum Theil die des Königs an Umfang noch übertrafen, und standen ihm an Macht fast gleich. Verbänden sie sich gegen den König, so mußte

er ihnen unterliegen; daher suchten Hugo und seine Nachfolger die Gunst der Großen durch Schmeicheleien zu gewinnen und durch kluge Benutzung der Umstände die großen Lehen an ihr Haus zu bringen. Ein günstiger Umstand für die Befestigung ihrer Dynastie war die lange Lebenszeit der ersten Capetinger: nach Hugo Capets Thronbesteigung regierten in dem Zeitraum von zweihundert Jahren nur sechs Könige. Dabei gebrauchten sie die Vorsicht, noch bei ihren Lebzeiten ihren erstgeborenen Söhnen die Nachfolge zu sichern, indem sie dieselben zu Mitkönigen annahmen und als solche krönen ließen. Auch suchten und fanden sie eine Stütze am Klerus. Auf seinem Sterbebette ermahnte Hugo Capet seinen zum Mitkönige ernannten Sohn Robert II., den Heiligen (996—1031), nie der Stimme von Schmeichlern sein Ohr zu leihen und unter keinerlei Umständen klösterliches Eigenthum anzutasten.

Von dem berühmten Gerbert erzogen, war Robert II. in allen weltlichen und geistlichen Wissenschaften wohl bewandert; mehr jedoch noch, als sein reiches Wissen, wurden seine Frömmigkeit, seine Mildthätigkeit, seine Herzengüte und Demuth gerühmt. Von Septuagesima bis Ostern schloß er auf nackter Erde und verwandte die ganze Fastenzeit zu Bittgängen und Wallfahrten; täglich speiste er dreihundert und an gewissen Festtagen tausend Arme; am Gründonnerstage bediente er deren dreihundert, wusch hundertsechzig Personen die Füße und beschenkte alle reichlich. Er war ein ausgezeichnete Tonkünstler und setzte viele kirchliche Lieder in Musik; auch nahm er an dem Chorgefang der Mönche von St. Denis regelmäßig Theil und leitete denselben oft persönlich. Unter ihm kam das durch den Tod des kinderlosen Herzogs Heinrich erledigte Herzogthum Burgund (Bourgogne) an die Krone.

England.

Als König Athelstan, Alfreds des Großen Enkel, im Jahre 940 in's Grab gesunken war, bestieg sein jüngerer Bruder Edmund (940—946) den Thron. Seine kurze Regierung war zum größten Theile durch Kämpfe gegen die Dänen in Northumbrien, Ostanglien und Mercia ausgefüllt, die den Thronwechsel zu einem allgemeinen Aufstande benutzt hatten. Schon hatte er, im Bunde mit dem König Malcolm I. von Schottland, bedeutende Vortheile über sie erlangt, als er das Opfer einer unerhörten Gewaltthat wurde. Leolf, ein berühmter, des Landes verwiesener Räuber, hatte bei einem Feste, das der König zu Gloucester feierte, die Frechheit, an dem Hofe zu erscheinen und sich an des Königs offene Tafel zu setzen. Der

erzürnte König zog den Dolch; doch der Verbannte kam ihm zuvor, und Edmund erlag seinen Streichen.

Da bei Edmunds Tode keiner seiner Söhne in regierungsfähigem Alter stand, bestieg sein Bruder Eðred den Thron. Bei seiner Krönung leisteten ihm die Fürsten von Wales und von Cumberland und der König Malcolm von Schottland den Lehens- eid; auch Nordhumbrien wurde durch ihn zur Unterwerfung gezwungen. Sein Rathgeber in der Leitung der Regierungsangelegenheiten war der heilige Dunstan, der berühmte Abt von Glastonbury, der zugleich der Reformator des Mönchwesens in England wurde.

Der heilige Dunstan, geboren 920 oder 925, gehörte einer vornehmen, mit den Königen von Wessex verwandten Familie an und war, nachdem er sich unter der Leitung irischer Geistlichen eine ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung angeeignet und zugleich in verschiedenen Künsten, besonders in der Malerei und im Harfenspiel, eine große Meisterschaft erlangt hatte, an den königlichen Hof gekommen, wo er sich bald zu hohem Ansehen emporzuschwang. Allein der Neid verfolgte ihn und suchte ihn zu stürzen. Von seinen Gegnern der Zauberei angeklagt, verließ er den Hof und trat bald darauf, nachdem eine schwere Krankheit ihn dem Rande des Grabes nahe gebracht, als Mönch in das Kloster Glastonbury. Hier theilte er seine Zeit zwischen Gebet, Studien und künstlerischen Beschäftigungen und erwarb sich bald durch die Strenge seiner Ascese den Ruf der Heiligkeit. Von König Edmund zum Abte von Glastonbury ernannt, hob er das Klosterwesen durch die Einführung der strengen Regel von Clugny, stieß jedoch dabei auf großen Widerstand. In seinen Bemühungen für die sittliche Hebung des Klerus, der in England vielfach entartet war, unterstützte ihn, neben dem König Eðred, insbesondere der von gleichem Eifer beseelte Erzbischof Ddo von Canterbury.

Dunstans verdienstvolles Wirken wurde durch den Tod Eðreds unterbrochen; denn Edwy, Edmunds achtzehnjähriger lasterhafter Sohn, der seinem Oheim auf dem Throne folgte, verwies den lästigen Sittenrichter von seinem Hofe und nöthigte ihn, das Land zu verlassen. Indessen erregten Edwy's unwürdiger Lebenswandel und die Verfolgungen, denen sich die verdienstvollsten Männer preisgegeben sahen, während übermüthige Günstlinge auf jede Weise gefördert wurden, bald allgemeine Unzufriedenheit; Mercia und Northumbrien rissen sich von seiner Herrschaft los und wählten seinen Bruder Edgar zum König. Edwy selbst, der sich auf das Land südlich von der Themse beschränkt sah, fand ein frühes Ende, wahrscheinlich durch Mörderhand.

Nach Edwy's Tod (959) nahm Edgar von dem ganzen Lande

Besitz. Seine erste Regierungshandlung war die Zurückberufung des verbannten Dunstan, dem er auf's Neue die Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug.

Die Regierung Edgars (959—975), der den Beinamen des Friedfertigen erhielt, weil das Reich unter ihm einer ungestörten Ruhe genoß, war eine achtunggebietende und glückliche. Eine wohlausgerüstete Flotte, welche alljährlich die Kunde um das Land machte, hielt die normännischen Häuptlinge, die auf dem Meere krenzten, von den Küsten Englands zurück. Unter dem Schutze des allgemeinen Friedens und weiser, streng gehandhabter Gesetze herrschte Sicherheit im ganzen Lande, und Ackerbau, Gewerbe und Handel hoben sich zu hoher Blüthe. Um das Land von den zahlreichen Wölfen zu befreien, die in den Wäldern hausten, die Landstraßen unsicher machten und in die Dörfer eindrangten, verwandelte Edgar den Geldzins, den die Fürsten von Wales zu entrichten hatten, in eine jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen, und diese Maßregel erwies sich als so wirksam, daß in kurzer Zeit die Wölfe in England vollständig ausgerottet waren.

Der Glanz des angelsächsischen Reiches zeigte sich besonders im Jahre 973, wo sich sämtliche abhängige Fürsten in Chester einfanden, um dem von Dunstan zum Kaiser gekrönten Edgar die Huldigung zu erneuern. Acht Könige: Kenneth III. von Schottland, Malcolm von Cumberland, Maccus, König von Man und den Hebriden, Zukill von Westmoreland, Jago von Galloway, Howel, Dyfuwal und Griffith von Wales, ruderten den stolzen Herrscher in einem reichgeschmückten Boote den Deestrom hinauf nach einem Kloster des heiligen Johannes des Täufers, von wo der Zug nach vollbrachter Andacht in derselben Weise nach Chester zurückging. „Könige jenseits der Bäder des Seegeflügels“, sagt die Sachsenchronik von König Edgar, „verehrten ihn weit und breit; sie beugten sich vor dem Könige, als vor einem ihres Blutes. Keine Flotte war so kühn, kein Heer so verwegen, Nahrung zu suchen in England, während dieser edle König das Königreich beherrschte. Er erhob Gottes Ehre; er liebte Gottes Gebot; er bewahrte des Volkes Frieden, der beste aller Könige, die vor ihm waren im Gedächtnisse der Menschen. Und Gott war sein Helfer; Könige und Grafen beugten sich vor ihm; sie gehorchten seinem Willen, und ohne Schlacht beherrschte er Alles, wie er wollte.“

Die Seele dieser glanzvollen Regierung war der heilige Dunstan, der jedoch über der Sorge für die Wohlfahrt und die Machtstellung des angelsächsischen Reiches die höheren Interessen nicht aus dem Auge verlor. Mit der eifrig fortgesetzten Reform des Klosterwesens und der Errichtung zahlreicher neuer Klöster gingen verschärfte Maßregeln gegen die Verweltlichung des Klerus Hand in Hand. Inzube-

sondere wurde das Gebot der Ehelosigkeit für die gesammte Geistlichkeit auf das Nachdrücklichste erneuert und die Uebertretung desselben mit dem Verluste des kirchlichen Amtes bestraft. Zugleich wurden, um die Ueberreste des Heidenthums auszurotten, strenge Gesetze gegen Schwarzkünstler, Zauberer u. dergl. erlassen.

Nach dem Tode Edgars bestieg dessen älterer Sohn, der fünfzehnjährige **Eduard II.**, der Märtyrer genannt, mit Hilfe Dunstans den Thron; doch wurde er schon nach drei Jahren auf das Anstiften seiner Stiefmutter **Elfriede**, die ihrem eigenen Sohne **Ethelred**, **Eduards** Stiefbruder, die Krone zu verschaffen wünschte, bei einem Besuche, den er ihr auf einem einsamen Jagdritt abstattete, meuchlings ermordet. Diese Frevelthat führte in dem zehnjährigen **Ethelred** (978—1016) einen Herrscher auf den Thron, dessen Schwäche und Unfähigkeit für das angelsächsische Reich umso verhängnisvoller wurden, als **Dunstan**, von Alter und Gram gebeugt, sich von den Staatsgeschäften zurückzog, um seine Tage in klösterlicher Stille zu beschließen. Während der übermächtige Adel und der von der strengen Aufsicht **Dunstans** befreite Weltklerus die Zügel der Regierung an sich rissen, erschienen neue Seeräuberschaaren aus **Norwegen** und **Dänemark** an den Küsten von England und drangen, da sie dieselben unbewacht fanden, verheerend in das Land ein. Anstatt ihnen mit dem Schwerte in der Hand entgegenzutreten, kaufte ihnen **Ethelred** im Jahre 991 für zehntausend Pfund Silber den Frieden ab und ermuthigte sie dadurch zu neuen Einfällen, bei welchen ihnen jedesmal der Rückzug durch stets wachsende Summen abgekauft wurde. Um gegen die Gefahr dieser Einfälle den Schutz der französischen **Normannen** zu erlangen, vermählte sich **Ethelred** im Jahre 1001 mit der Prinzessin **Emma**, der Schwester des Herzogs **Richard II.** von der **Normandie**; aber noch ehe ihm aus dieser Verbindung die erwartete Hilfe erwachsen konnte, verschlimmerte er seine Lage durch eine ebenso unbesonnene als frevelhafte That. Auf das Gerücht, daß die **Dänen**, die trotz der ihnen bei ihrem letzten Einfälle ausgezahlten Abkaufssumme das Land noch immer nicht verlassen hatten, den Plan entworfen hätten, ihn mit den Ersten des Reiches zu ermorden, gab er den Befehl, an einem Tage — dem 13. November 1002 — alle noch in seinen Staaten befindlichen **Dänen** niederzumegeln. Dieser Blutbefehl wurde mit solchem Eifer vollzogen, daß sogar die Schwester des **Dänenkönigs Swen**, die in England verheirathete Prinzessin **Gunhilde**, durch Mörderhände endete.

Dieses Blutbad zu rächen, erschien König **Swen** vier Jahre hintereinander mit zahlreichen Schaaren und verheerte das Land mit Feuer und Schwert, bis **Ethelred** ihm abermals mit dreißigtausend Pfund Silber den Frieden abkaufte, der nicht besser gehalten wurde,

als die früheren Friedensschlüsse. Der Zustand des Landes war trostlos. Die blühendsten Gegenden waren verwüstet und durch Hungersnoth und Seuchen entvölkert. Die Grafen, welche die den Dänen zu entrichtenden Summen, das sogenannte Dänengeld, eintrieben, machten die kleinen Eigenthümer, wenn sie nicht zahlen konnten, zu Hörigen oder verkauften sie als Sklaven. Die Kirchengüter wurden geplündert und die Klöster aufgehoben. Die Sitten verwilderten; denn in dem Getümmel eines fortwährenden Kriegszustandes konnte jedes Verbrechen straflos begangen werden. Dabei war der Muth des Volkes durch die häufigen Niederlagen und vielfachen Verrätheien seiner Führer so vollständig gebrochen, daß man zu sagen pflegte: ein Normanne könne es mit zehn Engländern aufnehmen.

Im Jahre 1013 landete König Swen aufs Neue mit einem zahlreichen Heere in der bestimmten Absicht, England zu erobern. Eine Landschaft nach der andern sah sich zur Uterwerfung gezwungen, und dem hilflosen Ethelred blieb Nichts übrig, als mit seiner Familie nach Rouen an den Hof seines Schwagers zu flüchten. Indessen starb Swen, der die Großen des Landes gezwungen, ihm den Hulbigungseid zu leisten, schon nach wenigen Monaten, und sein vierzehnjähriger Sohn Kanut konnte sich gegen den von den Engländern zurückgerufenen Ethelred nicht halten. Er kehrte nach Dänemark zurück, erschien aber bald aufs Neue mit zahlreichen Streitkräften. Edmund, Ethelreds ältester Sohn aus einer früheren Ehe, führte das Heer dem Feinde entgegen; allein im Angesichte desselben ging Edric, einer der mächtigsten englischen Großen, mit allen seinen Truppen zu Kanut über und entschied dadurch dessen Sieg (1015). Während ganz Northumbrien sich dem Dänenkönig unterwarf, zog sich Edmund nach London zurück, wo bald darauf der Tod Ethelreds ihn selbst auf den Thron führte.

Bergebens suchte Edmund, der sich durch seine kühne Tapferkeit den Beinamen *Fronside* (Eisenseite) erwarb, sein Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Nachdem er den Dänen drei Schlachten geliefert, ohne von ihnen besiegt worden zu sein, nöthigte ihn neuer Verrath in seinem Heere, die Friedensvorschläge Kanuts anzunehmen, nach welchen ihm die südlichen Provinzen, den Dänen dagegen die nördlichen verbleiben sollten. Er überlebte den Abschluß dieses Vergleichs nur kurze Zeit. Am 30. November 1017 starb er zu London, dem Gerüchte nach an Gift, das ihm auf Edric's Anstiften gereicht worden sein soll. Nach seinem Tode bemächtigte sich Kanut des ganzen Reiches und wurde allgemein als König anerkannt, nachdem ein Reichstagsbeschuß die beiden nachgelassenen Söhne Edmunds, *Edward* und *Edmund*, welche nach Norwegen, später nach Rußland gebracht wurden, sowie die beiden jüngeren Söhne Ethelreds aus dessen zweiter Ehe, *Edward* und

Alfred, mit denen die Königin Emma aufs Neue nach Rouen geflüchtet war, für immer von der Thronfolge ausgeschlossen hatte.

Kanut, später mit Recht der Große genannt, suchte seinen Thron durch die Verleihung wichtiger Provinzen an die angesehensten Großen des Landes zu befestigen.; sobald er jedoch seine Herrschaft für gesichert hielt, benutzte er jede Gelegenheit, die gemachten Schenkungen zurück zu nehmen und die unruhigen Großen des Landes zu verweisen, wobei er oft mit Härte und Willkür verfuhr. Da er fürchtete, daß die Treulosigkeit Edrics sich auch gegen ihn wenden könnte, ließ er denselben, als er sich zur Feier des Weihnachtsfestes an seinem Hofe eingefunden und sich hochfahrend seiner Verdienste rühmte, mit einer Streitaxt niederhauen und den Leichnam in die Themse werfen.

Im Jahre 1018 kehrte Kanut auf kurze Zeit nach Dänemark zurück, von wo er Eroberungen an der slavischen und preußischen Ostseeküste machte. Während seines Aufenthaltes in seinem Stammlande gelang es dem Erzbischof von Bremen, ihn zum Christenthum zu bekehren und dadurch eine vollständige Sinnesänderung in ihm herbeizuführen. Nach seiner Rückkehr nach England trat er als christlicher Herrscher auf, der in der Kräftigung der Kirche die sicherste Bürgschaft für das Bestehen des Staates sieht. Die strengen Gesetze, die Dunstan einst unter König Edgar erlassen, wurden wieder in Kraft gesetzt, verfallene Klöster hergestellt und zahlreiche neue gegründet. Auf allen Schlachtfeldern, auf welchen er gekämpft, ließ Kanut Kirchen bauen, und die Gebeine des von den Dänen erschlagenen Erzbischofs Elfeg von Canterbury hob er, zur würdigeren Bestattung, mit eigenen Händen aus ihrem Grabe. Sein eifrigstes Bestreben war, die Wunden zu heilen, die er und sein Vater dem Lande geschlagen, und die Liebe der Angelsachsen durch Mäßigung und Gerechtigkeit, sowie durch ihre vollständige Gleichstellung mit den Dänen zu gewinnen. Eifrig bemüht, eine Verschmelzung zwischen den beiden Nationen anzubahnen, die seinem Scepter unterworfen waren, ermahnte er die Großen beider Theile, Beleidigungen zu vergessen und Freundschaft zu schließen. Um die Last zu erleichtern, die auf seinen Unterthanen ruhte, dankte er den größten Theil seines Heeres ab und errichtete dafür ein stehendes Soldheer von zweitausend dreihundert Mann, die Thingmannalith oder Schaar der Gerichtsmänner, die einen festen monatlichen Sold erhielten und ihm Treue und Gehorsam gelobten. Gegen den Gebrauch, Christen als Sklaven in fremde Länder zu verkaufen, wurde ein strenges Verbot erlassen und allen Beamten Gerechtigkeit, zugleich aber auch Milde gegen Reuige und Mitleid gegen Dürftige zur Pflicht gemacht.

Die gleiche segensreiche Thätigkeit, wie in England, entfaltete Kanut auch in Dänemark und in Norwegen, das er gleichfalls seiner

Herrschaft unterworfen hatte. In beiden Ländern unterdrückte er den Seeraub, baute eine Menge Kirchen und errichtete zahlreiche Pfarreien, sorgte durch strenge Gesetze für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, schützte und förderte den Handel und führte auch hier die Thingmannalith ein. Indessen betrachtete er England als sein Hauptreich und hielt sich in Dänemark und Norwegen nur vorübergehend auf.

Um für den Besitz Englands einen Rückhalt an den französischen Normannen zu gewinnen, vermählte sich Kanut nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der Wittve Ethelreds, der Königin Emma, und machte derselben die Zusage, daß er sein Reich, mit Umgehung seiner beiden älteren Söhne Swen und Harald, nur auf die Söhne vererben werde, die aus seiner Ehe mit ihr entspringen würden. Im Jahre 1026 machte er eine Wallfahrt nach Rom, wo er der Krönung Kaiser Konrads II. beivohte, welcher ihm die Mark Schleswig übertragen und seinen Sohn, den nachmaligen Heinrich III., mit Kanuts Tochter Gunhilde verlobt hatte. Kanuts letzter, im Jahre 1031 unternommener Kriegszug war gegen die Könige Malcolm II. von Schottland und Duncan von Cumberland gerichtet, die er Beide zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwang.

Kanut endete früh durch Siechthum: er starb am 12. November 1035, erst fünfunddreißig Jahre alt. Seine Leiche verblieb dem Lande, das in seinem Herzen die erste Stelle eingenommen: sie wurde in der sächsischen Königsgruft in Winchester beigelegt. Aus Kanuts Privatleben ist uns nur ein Zug aufbewahrt, der den Beweis liefert, wie wenig der große König der Schmeichelei zugänglich war. Als einst seine Höflinge nicht müde werden konnten, seine Macht zu preisen, der Nichts zu widerstehen vermöge, ließ er an der Küste von Southampton einen Thron errichten und gebot, nachdem er denselben bestiegen, dem Meere, seine Wogen zurückzuziehen, damit sie seine Füße nicht berührten; aber die Wogen stiegen bis zu seinem Throne. Da wandte sich Kanut an seine Umgebung und zwang sie, einzugestehen, wie schwach die Macht eines irdischen Königs im Vergleich zu der Macht Dessen sei, der über die Elemente herrsche.

Nach Kanuts Tode sollte Hardikanut — Kanut der Harte —, der Sohn der Emma, der eben gegen die abgefallener Norweger kämpfte, England und Dänemark erhalten, während Swen im Besitze Norwegens, das er bisher als Statthalter verwaltet hatte, bleiben sollte. Aber Harald, der jüngste der Brüder, den Kanut zum Unterkönig von Northumbrien eingesetzt, benutzte die Abwesenheit Hardikanuts zur Besitzergreifung von England. In der Hoffnung, den Usurpator stürzen zu können, eilten die Söhne Ethelreds, Eduard und Alfred, aus der Normandie herbei; allein

Harald gewann den einflussreichen Grafen Godwin, und dieser lieferte ihm verrätherischerweise den jungen Alfred aus, den er an sich zu locken gewußt. Der unglückliche Prinz wurde seiner Augen beraubt und in ein Kloster gebracht, wo er bald darauf an den Folgen der erlittenen Blendung starb. Eduard entfloß mit seiner Mutter nach Brügge.

Da Hardikanut durch den inzwischen eingetretenen Tod seines Bruders Swen und den fortgesetzten Kampf mit den Norwegern an der Rückkehr verhindert wurde, blieb Harald im Besitze von England, das er, seinem Vater in allen Stücken unähnlich, das volle Gewicht der Fremdherrschaft fühlen ließ. Indessen starb er schon im Jahre 1040, und Hardikanut wurde zur Uebnahme der Herrschaft eingeladen. Nachdem er mit seiner zahlreichen dänischen Flotte in England gelandet, wo seine Herrschaft unverzüglich anerkannt wurde, bezeichnete er seinen Regierungsantritt durch einen Akt der Rache, der ebenso thöricht als barbarisch war. Erbittert über die Unbill, die ihm und seinen Angehörigen durch Harald zugesügt worden, ließ er dessen Leiche ausgraben, enthaupten und in die Themse werfen. Im Uebrigen wird er als ein Fürst von milden Sitten geschildert. Seinen Stiefbruder Eduard ließ er aus der Normandie an seinen Hof kommen und setzte ihm ein fürstliches Einkommen aus. Indessen rissen ihn seine Prachtliebe und sein Hang zur Schwelgerei zu Erpressungen hin, durch welche er Unzufriedenheit erregte; daher wurde sein früher Tod wenig betrauert. Er starb 1041, kaum zwanzig Jahre alt, am Schlagflusse, der ihn mitten unter den Freuden eines Hochzeitsmahles hinwegraffte. Da mit ihm Kanuts Familie erlosch, hatte die Fremdherrschaft in England ihr Ende erreicht. Den Thron bestieg Ethelreds Sohn, Eduard III., der Bekenner.

IX.

Die skandinavischen Reiche.

Dänemark.

Das heutige Dänemark bestand seit dem Tode Ragnar Lodbrogs (vergl. S. 202) aus mehreren kleinen Reichen, die durch Gorm den Alten zu einem Gesamtreich vereinigt wurden. Gorm (der Name ist zusammengezogen aus Guthorm = Wurm oder Drache der Schlacht) war ein kriegerischer König, der seine Herrschaft bis nach Schleswig ausdehnte und auch gegen die Schweden erfolgreich kämpfte. Als abgesetzter Feind des Christenthums, das durch den hl. Anskar (vergl. Seite 163 f.) nach Dänemark gebracht worden, ließ er über

die christlichen Priester blutige Verfolgungen ergehen, bis König Heinrich I., der ihn zur Binszahlung gezwungen, die christliche Mission in Dänemark unter seinen Schutz nahm.

Als Gorm der Alte, angeblich nach einundachtzigjähriger Regierung, im Jahre 936 starb, bestieg sein Sohn Harald Blaatand (Blauzahn) den Thron. Durch seine christliche Mutter Tyra, deren Milde und wohlthätiges Wirken der Beiname Danibod — Dänentrost — bezeichnet, dem Christenthume zugänglich gemacht, begünstigte er die Verbreitung desselben; doch ließ er sich erst taufen, nachdem ihn Otto I. zur Huldigung gezwungen (vergl. Seite 316). Harald verlegte seine Residenz von Ledra, dem alten Sitz des Königthums, an welchem, nach Thietmar, die Dänen alle neun Jahre im Monat Januar zusammenkamen und ihren Göttern 99 Menschen und ebensoviel Pferde, nebst Hunden und Hähnen, opferten, nach Roskilde, wo er eine Burg und ein Kloster bauen ließ. Gestützt auf eine mächtige heidnische Partei, ergriff der Thronerbe Swen die Waffen gegen seinen Vater und schlug ihn in die Flucht. Harald begab sich nach der Insel Wjedom, wo der einst von ihm vertriebene Palnatok¹⁾, eines der Häupter der heidnischen Partei, eine Seeräuberniederlassung mit der Feste Jomsburg gegründet hatte; doch erlag er schon nach wenigen Tagen seinen im Kampfe erhaltenen Wunden (986). Obgleich Swen mit seinem Vater die Taufe empfangen, bei welcher ihm Kaiser Otto als Pathe seinen eigenen Namen gegeben, verfolgte er die Christen in Dänemark auf das Grausamste, bis er von dem König Erich von Schweden aus seinem Reiche vertrieben wurde. Nachdem er sich eine Zeitlang im Vereine mit König Olav I. von Norwegen als Seekönig auf dem Meere umhergetrieben, erhielt er nicht nur, nach Erichs Tod, sein Land zurück, sondern gelangte auch nach dem Tode seines Bundesgenossen Olav in den Besitz eines Theiles von Norwegen, worauf er im Jahre 1013 zur Eroberung

1) Von diesem Palnatok erzählt Saxo Grammaticus, ein dänischer Chronist aus dem zwölften Jahrhundert: Harald habe ihm, als er sich einst vor ihm gerühmt, er sei ein so geschickter Schütze, daß er einen Apfel, der auf einen Stab gesteckt sei, aus der weitesten Entfernung mit seinem Geschosse treffen könne, voll Neid über diese Kunst befohlen, einen Apfel von dem Haupte seines Sohnes zu schießen, und ihm dabei mit dem Tode gedroht, falls er den Apfel nicht auf den ersten Schuß treffe. Hierauf habe Palnatok drei Pfeile aus seinem Köcher gezogen und mit dem ersten den Apfel getroffen, auf Haralds Frage nach dem Zweck der beiden anderen Pfeile aber geantwortet, daß er ihn damit erschossen haben würde, wenn er seines ersten Zieles verfehlt hätte. Bald darauf habe Harald sich in das Dickicht eines Waldes zurückgezogen und sei dort von dem todbringenden Geschosse des rachedurstenden Palnatok getroffen worden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß in dieser „Todsage“ der Ursprung der Sage von Tell's Apfelschuß und der Ermordung Gessler's zu suchen ist. —

Englands auszog. Seines Sohnes und Nachfolgers Kanutz des Großen, unter welchem das Christenthum in Dänemark zur Herrschaft gelangte, ist schon bei der Geschichte Englands ausführlich gedacht worden. Mit Kanutz Sohn Hardikanut erlosch das älteste dänische Königsgelecht, das der Skjoldunger, so genannt nach seinem sagenhaften Ahnherrn Skjold, einem Sohne Odins. Kraft eines zwischen Hardikanut und dem König Magnus von Norwegen geschlossenen Erbchaftsvertrags kam Dänemark an Norwegen; doch hörte die Verbindung beider Länder nach dem Tode des kinderlosen Magnus (1047) wieder auf, indem der aus der Verbannung zurückgekehrte Swen Astridson, ein Neffe Kanutz von dessen Schwester Astrid, von dem dänischen Throne Besitz nahm und denselben gegen Magnus' Nachfolger Harald behauptete. Mit ihm beginnt die Dynastie der Ulfinger, so genannt nach seinem Vater Ulf.

S c h w e d e n .

Wie die Dänen, so knüpften auch die Schweden den Ursprung ihres ältesten Königsgelechtes, der Junglinger, an die Götter an; denn der Stammherr desselben, Jungwe, galt als Sohn des Gottes Freyr. Nachdem Jungwe von Odin selbst zum König von Schweden eingesetzt worden, erbaute er zu Upsala, seinem Königssitze, den heidnischen Haupttempel der Nation. Nach dem Sturz der Junglinger, die auch über Norwegen herrschten, gründete, der Sage nach, Björn Jernside (Eisenseite) ein Sohn Ragnar Lodbrogz, in Schweden eine neue Dynastie, deren älteste Geschichte gleichfalls in sagenhaftes Dunkel gehüllt ist. Erst mit dem Beginne der christlichen Mission in Schweden (vergl. Seite 166 ff.) verbreitete sich einiges Licht über die Geschichte dieses Landes. Die Lehre des Evangeliums machte jedoch in Schweden, wie im gesammten skandinavischen Norden, nur langsame Fortschritte, weil sie dem Wikingerleben und der alten Unbändigkeit der Bevölkerung entgegentrat, und erst nach schweren Kämpfen konnte das Christenthum zum Sieg gelangen.

Der erste christliche König in Schweden war Olav Skötkonung (Schooßkönig), sogenannten, weil ihm sein Vater, Erich der Siegreiche, schon hatte huldigen lassen, als er noch auf dem Schooße getragen wurde. Olav, der um das Jahr 1000 die Taufe empfing, war der Erste, der sich König von Schweden nannte; vor ihm hatten die schwedischen Oberkönige den Namen „Könige von Upsala“ geführt. Das von seinem Vater eroberte Dänemark gab Olav dem vertriebenen König Swen, mit welchem Erichs Wittve sich vermählt hatte, zurück und verband sich mit ihm zur gemein-

schaftlichen Einführung des Christenthums in beiden Reichen. Als er jedoch den Gözentempel zu Upsala zerstören lassen wollte, traten ihm die Heiden entgegen und zwangen ihn, davon abzustehen. Wenn er, so erklärten sie ihm, durchaus Christum bekennen wolle, so möge er den südlichen Theil Schwedens für sich nehmen und daselbst Kirchen bauen; aber auch dort dürfe er Niemanden zur Annahme des Christenthums zwingen. Olav ging auf diesen Vorschlag ein und errichtete in dem ihm zugewiesenen Westgothland das Bisthum Skara, dessen erster, vom Hamburger Metropolit Unwan geweihter Bischof Thurgot die Wester- und Ostergothen für das Christenthum gewann. In der Folge entstand ein zweites Bisthum in Linköping. Als Olav später Norwegen unter seine Herrschaft zu bringen suchte, nöthigten ihn die damit unzufriedenen Bauern des Uplandes am Mälarsee, seinem Sohne Jakob die Zügel der Regierung zu überlassen und sich selbst mit dem Königstitel und dem Schein der Herrschaft zu begnügen. Seinem Sohne aber, dessen Namen ihnen nicht zusagte, weil keiner der alten Könige denselben geführt, gaben sie den Namen Anund.

Jakob-Anund, der im Jahre 1022 nach seines Vaters Tode den Thron bestieg, war ein eifriger Beförderer des Christenthums, das unter ihm, trotz des fortdauernden Widerstandes der heidnischen Partei, immer mehr Boden gewann. Als Anund, von dem es heißt: „er habe alle Könige Schwedens an Weisheit und Gottesfurcht übertroffen, und Schwedens Volk habe keinen so sehr geliebt wie ihn,“ im Jahre 1052 kinderlos starb, bestieg sein Bruder Edmund, Gamal (der Alte) und wegen seiner Härte und seines Geizes auch Slemme (der Schlimme) genannt, den Thron. Mit ihm erlosch im Jahre 1056 der Stamm Ragnar Lodbrogs. Edmunds Nachfolger war sein Stieffohn Stenkil, der seine Erhebung auf den Thron hauptsächlich der christlichen Partei verdankte. Trotz seines Eifers für das Christenthum widersetzte er sich der von den Bischöfen beabsichtigten Zerstörung des Gözentempels von Upsala, weil dies, wie er erklärte, für sie den Tod und für ihn den Verlust des Reiches zur Folge haben würde. „Man würde ihn vertreiben, wie Einen, der Missethäter ins Land gebracht, und das Heidenthum würde von Neuem herrschend werden.“

Nach Stenkihs Tod (1066) wurde sein Sohn Halstan als König anerkannt, bald nach seinem Regierungsantritt jedoch von der unzufriedenen heidnischen Partei vertrieben. Das gleiche Schicksal traf seinen jüngeren, nach einer Reihe blutiger Kämpfe auf den Thron gelangten Bruder Inge I., der die heidnische Partei dadurch gegen sich aufgebracht, daß er die Gögenopfer untersagt und dem ganzen Volke die Annahme der Taufe vorgeschrieben hatte. Statt seiner wurde sein Schwager Swen, welcher der heidnischen Partei die

Aufrechthaltung ihrer Opfer zugesagt, wenn sie ihm das Königthum übertrage. Doch nach Verlauf dreier Jahre kehrte Inge zurück und gelangte mit Hilfe der christlichen Gothen in den Wiederbesitz der Herrschaft, worauf er zur Zerstörung der Göztempel schritt. Mit Inge's I. zweitem Nachfolger, Inge II., Halstans jüngerem Sohne, der im Jahre 1130 an Gift starb, erlosch das Stenkilsche Geschlecht. Die letzten Spuren des Heidenthums verschwanden in Schweden erst im zwölften Jahrhundert.

N o r w e g e n .

Wie Dänemark und Schweden, so war auch Norwegen in den frühesten Zeiten in verschiedene Reiche zerplittert. Vereint wurden dieselben im neunten Jahrhundert durch Harald Harfagr (Schönhaar), der die zahlreichen Gaukönige zwang, entweder seine Oberherrschaft anzuerkennen oder das Land zu verlassen. Unter denen, die das Letztere wählten, war Rollo, der Gründer des Herzogthums der Normandie. Indessen zerstörte Harald selbst sein Werk wieder, indem er vor seinem Tode sein Land unter seine sechzehn Söhne theilte, mit der Bestimmung, daß sein Lieblingssohn Erich der Oberherr seiner Brüder sein und die Hälfte des gesammten Einkommens als Königszins erhalten solle. Erich begnügte sich jedoch nicht mit der ihm zuerkannten Oberherrschaft, sondern warf sich zum alleinigen Beherrscher des Landes auf, indem er mehrere seiner Brüder erschlug — weshalb er den Beinamen Blut-axt erhielt — und die anderen aus dem Lande vertrieb. Einer derselben, Hakon, den sein Vater als Kind an den Hof des Königs Athelstan von England gesandt und der an demselben durch Athelstans Fürsorge, nachdem er die Taufe empfangen, eine treffliche Erziehung erhalten hatte, kehrte mit englischer Hilfe nach Norwegen zurück, um Erich zu stürzen, der sich durch sein tyrannisches Wüthen gegen seine Brüder allgemein verhaßt gemacht. Bald sah sich Erich von Allen verlassen, und nachdem er mit seinem Weibe, seinen Kindern und seinen Schätzen nach den Orkneys-Inseln entflohen, von wo er sich nach dem nördlichen England wandte, wurde Hakon im ganzen Lande als König anerkannt. Die Milde seiner Regierung, die für die Norweger eine Zeit des Friedens und des Wohlstandes wurde, erwarb ihm den Beinamen des Guten. Aber größer noch, als die dankbare Liebe der Norweger zu ihrem König, war ihre Anhänglichkeit an die alten Götter; sie widersezten sich seinen Bekehrungsversuchen, zerstörten drei der von ihm erbauten Kirchen und zwangen ihn sogar, an einem heidnischen Opfer Theil zu nehmen. Dafür standen sie ihm treu zur Seite, als die Söhne des vertriebenen Erich mit dänischer Hilfe in Norwegen landeten, um ihm die

Herrschaft streitig zu machen. Zweimal schlug er sie siegreich zurück; als sie doch zum dritten Male wiedergekehrt, erhielt er im Kampfe gegen sie eine tödtliche Wunde. Sterbend verordnete er, daß den Söhnen Erichs das Reich zurückgegeben werde, unter der Bedingung, daß sie seinen Anhängern Gnade gewährten. So wurde Norwegen aufs Neue zerplittert.

Indessen bereitete das Streben, durch die Vernichtung der von Hakon eingesetzten Jarle (Statthalter) ihre Einkünfte zu vermehren, den Söhnen Erichs den Untergang. Hakon, der Sohn des im Jahre 959 ermordeten Jarl Sigurd, stürzte durch Verrath, mit Hilfe des Dänenkönigs Harald Blaataand, den Oberkönig Harald, Erichs ältesten Sohn, und bemächtigte sich selbst der Herrschaft. Um die Gunst des Volkes zu gewinnen, suchte er das Christenthum in Norwegen auszurotten, machte sich jedoch durch Härte und Wollust allgemein verhaßt.

Unterdessen war Olav Trygvesen, ein Urentel Harald Schönhaars, den seine Mutter auf der Flucht nach Schweden geboren, zu einem kühnen Seehelden herangewachsen und hatte, nachdem er auf seinen Plünderungszügen in England für die christliche Lehre gewonnen worden, den Entschluß gefaßt, Norwegen zu erobern und zu befehlen. Er landete im Jahre 995 an der norwegischen Küste und wurde sogleich von dem über Hakons Willkürherrschaft erbitterten Volke als König anerkannt. Hakon, der sich durch die Flucht zu retten gesucht, wurde, da ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, von einem Sklaven erschlagen. Olav führte hierauf das Christenthum in Norwegen ein. Die Empörungen der heidnisch Gesinnten unterdrückte er mit Gewalt, und der größte Theil des Landes unterwarf sich schließlich seinem Willen. Als er den Bauern in der Gegend von Drontheim, das er sich als Herrschersitz erbaut hatte, Befehl ertheilte, sich taufen zu lassen, versuchten sie Widerstand und verlangten von ihm, daß er den Göttern opfere. „Gut, ich will euere Götter sehen“, erwiderte Olav, trat mit großem Gefolge in den Tempel und schlug die Götzenbilder mit einem Hammer zusammen. Beim Heraustrreten rief er den Bauern zu: „Nun kämpft oder laßt euch taufen!“ Keiner hatte den Muth, sich ihm zu widersetzen, und Alle empfingen die Taufe. Als Sigride, die Wittve Erichs des Siegreichen von Schweden, nach Norwegen kam, um ihm ihre Hand anzubieten, verlangte er, daß sie zum Christenthum übertrete, und als sie sich dessen weigerte, warf er ihr seinen Handschuh ins Gesicht und ließ sie ins Meer tauchen. Hierauf vermählte er sich mit der Wendin Thyra, die ihm ein Stück wendisches Land als Mitgift zubrachte. Um dieses Land in Besitz zu nehmen, das ihm von dem wendischen Fürsten Burisleiv streitig gemacht wurde, unternahm er im Jahr 1000 einen Seezug

nach der wendischen Küste; er wurde jedoch bei der Rückkehr von dem König Ewen von Dänemark, der sich mit Sigrilde vermählt hatte, und dem mit demselben verbündeten Olav Schooßkönig von Schweden im Derefund überfallen und in blutiger Schlacht besiegt. Um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, stürzte er sich mit dem Reste seiner Helden ins Meer, dessen Wogen sich über den Tapferen schlossen. Die Sieger theilten Norwegen unter sich; doch wurde das Land bald wieder durch Olav II. den Heiligen, einen Ur-Urentel Harald Schönhaars, von der Fremdherrschaft befreit.

Geboren im Jahre 995, hatte Olav seine Jugend als ächt nordischer Held auf dem Meere zugebracht, doch nicht als Seeräuber, sondern als Bekämpfer der Skorjarenschiffe. Schon war er, als begeisterter Anhänger des Christenthums, im Begriff, eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande anzutreten, als ein Traumgesicht ihn zur Rückkehr in die Heimath bewog. Er benutzte die Abwesenheit des Statthalters von Norwegen, welchen König Kanut nach England berufen, zur Landung in der Provinz Wige und wurde sofort durch eine Volksversammlung zum König gewählt (1016).

Olav II. vollendete das von seinem Vorgänger begonnene und nach dessen Tode wieder ins Stocken gerathene Werk der Christianisirung Norwegens; doch ließ er bei der Ausrottung des Heidenthums die Milde vorkommen: nur wo diese nicht zum Ziele führte, gebrauchte er Gewalt. Um dem Christenthum unter den Norwegern für die Dauer den Sieg zu verschaffen, war er eifrig bemüht, sie durch zahlreiche, aus England herübergezogene Geistliche in der christlichen Religion unterweisen zu lassen und zugleich alles auszurotten, was in ihren Gebräuchen mit dem Christenthum in Widerspruch stand. Insbesondere sollte der Seeraub ein Ende nehmen und an dessen Stelle als Bereicherungsmittel ein ausgedehnter Handel treten.

Indessen suchte König Kanut Olav II. die Krone wieder zu entreißen und setzte sich zu diesem Ende mit dessen Gegnern unter den Norwegern selbst in Verbindung. In der That mußte Olav weichen, als Kanut im Jahre 1028 mit einer zahlreichen Flotte an der norwegischen Küste erschien; er wurde jedoch schon im folgenden Jahre, als der von Kanut eingesetzte Statthalter bei einer Seefahrt verunglückt war, von seinen Anhängern zurückgerufen und zum andern Male als König anerkannt. Aber bald regte sich die Dänenpartei aufs Neue, und am 29. Juni 1030 kam es bei Stiklastad zu einer blutigen Schlacht, in welcher Olav mit den meisten seiner Getreuen den Tod fand. Sein noch im Kindesalter stehender Sohn Magnus wurde nach Rußland geflüchtet.

Nach dem Tode Olavs II. setzte Kanut seinen Sohn Ewen zum Herrscher über Norwegen ein, und schwer rächte sich an den

Norwegern durch die drückendste Fremdherrschaft ihr Abfall von dem eigenen König. Niemand durfte, bei Verlust seines gesammten Eigenthums, ohne des Königs Erlaubniß das Land verlassen; alle Gebäude, die der König auf seinen Gütern haben wollte, mußten von den Bauern aufgeführt werden; je sieben Männer — und unter diesen waren schon Knaben von fünf Jahren mitgezählt — mußten einen Mann zur Landwehr stellen. Daneben wurden die drückendsten Abgaben eingeführt. Was jedoch die Norweger am meisten erbitterte, war die Bestimmung, daß das Zeugniß eines einzigen dänischen Beamten das von zehn Norwegern vernichten sollte.

Zu spät erkannten die Norweger, was sie an dem edlen Olav befehen; sein Andenken stieg zu immer höherem Glanze, und voll Sehnsucht wandten sich die Blicke nach dem jungen Magnus. Endlich schlich sich, im Jahre 1035, eine Gesandtschaft nach Rußland, um den zehnjährigen Königssohn zurückzuholen. Mit Hilfe Schwedens und Rußlands, die sich beide durch das Anschwellen der dänischen Macht bedroht fühlten, wurde er auf den Thron erhoben, und Ewen, der vergebens die norwegischen Bauern zu den Waffen rief, sah sich zur Flucht nach Dänemark genöthigt. Der bald darauf erfolgte Tod Kanuts sicherte die wiedererlangte Unabhängigkeit Norwegens.

Die erste Sorge des jungen Magnus war, seinem gefallenem Vater die ihm gebührenden Ehren zu erweisen. Olavs Leiche wurde aus dem Ufersande des Schlachtfeldes ausgegraben und feierlich zu Drontheim in der von ihm erbauten Klemenskirche beigesetzt, und bald strömten ganze Schaaren von Wallfahrern zu dem Grabe des heiliggesprochenen und als Schutzpatron des Nordens verehrten Streikers für Norwegens Unabhängigkeit und Christianisirung. In dessen verleitete den König die Erbitterung über die Gegner seines Vaters, deren Berrath er den Tod Olavs zuschrieb, zu den härtesten Maßregeln gegen dieselben; als ihm jedoch der Skalde Sighvæt, der seinen Vater in die Schlacht begleitet und ihm den Todespfeil aus der Wunde gezogen, in einem Liede mit rühmlichem Freimuth die Lehre gegeben, „daß ein König mehr sein müsse, als ein Bluträcker,“ lenkte er in die Bahn der Milde ein und erwarb sich seitdem die ungetheilte Liebe der Norweger und den Beinamen des Guten.

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung hatte Magnus mit Kanuts Sohn Hardikanut Frieden und einen Erbchaftsvertrag geschlossen, nach welchem, falls einer der beiden Könige ohne männliche Nachkommen sterbe, der andere sein Reich erben sollte. Kraft dieses Erbchaftsvertrags nahm Magnus im Jahre 1042, nach dem Tode des kinderlosen Hardikanut, Dänemark in Besitz und empfing ohne Widerspruch die Huldigung der Dänen.

Als der kinderlose Magnus im Jahre 1047 in der Bekämpfung einer in Dänemark ausgebrochenen Empörung den Tod gefunden, bestieg sein Oheim Harald Hardrade, der Stiefbruder Olavs II., als Harald III. den norwegischen Thron. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger regierte er mit rücksichtsloser Strenge und erhielt daher den Beinamen der Harte. Er gründete Christiania und fiel im Jahre 1066 auf einem Feldzug gegen England. Ihm folgten seine beiden Söhne, Magnus II. und Olav III., von denen der Erstere schon nach drei Jahren starb, so daß Olav Alleinherrscher wurde. Olav III. (1069—1093), der den Beinamen des Friedlichen erhielt, bemühte sich, sein Volk an mildere Sitten zu gewöhnen und Handel und Verkehr durch Begünstigung gesellschaftlicher Vereine zu fördern. Der isländische Geschichtschreiber Snorre Sturleson erzählt von ihm, daß er zuerst die Zimmer mit Defen habe versehen lassen, während früher das Feuer in der Mitte der Halle gebrannt, daß er den Gebrauch eingeführt, die Böden der Häuser mit geschnittenem Stroh zu bestreuen, daß er in den Städten Trinkhallen erbaut und, selbst ein schöner, stattlicher Herr, fremden Kleiderchnitt und Luxus begünstigt habe. Er war der Gründer des wichtigen Hafensplatzes Bergen, in welchem bald zahlreiche Kaufleute aus fremden Ländern zusammenströmten.

X.

I s l a n d.

Island, die Insel der feuerspeienden Berge und heißen Sprudelquellen, deren Inneres Nichts ist als ein wüstes, kaum zugängliches Gebirgsland, während die Ost- und Nordküste ganz von gewaltigen Massen von Treibeis umschlossen sind, wurde im Jahre 861 durch den norwegischen Wikinger Naddod entdeckt, den ein Sturm an die isländische Küste verschlagen hatte. Nachdem er gelandet, bestieg er eine Anhöhe, um nach Rauch oder andern Spuren von Bewohnern auszuschaun; sein späher Blick entdeckte jedoch nichts Anderes als schneebedeckte Berge, weshalb er das Land Snjalland (Schneeland) nannte. Die Kunde von der Entdeckung eines neuen Landes veranlaßte den Wikinger Floke Wigerdeson, zum Auffuchen desselben auszufegeln. Nachdem er lange gegen Westen gesteuert, ließ er drei Raben fliegen. Der erste flog nach Farö zurück; der zweite erhob sich in die Lüfte und stieg dann wieder auf das Schiff hernieder; der dritte endlich flog vor dem Schiffe her und geleitete dasselbe bis zur isländischen Küste. Da Floke an derselben einen reichen Fischfang fand, überwinterte er mit seinen

Gefährten auf der Insel, der er wegen des vielen Treibeises den Namen Island (Eisland) gab.

Die erste Niederlassung auf der neuentdeckten Insel wurde durch den Wikinger Ingolf gegründet, der sich an der Südwestküste derselben ansiedelte. Ihm folgten, nachdem Harald Harfagr im Jahre 885 den norwegischen Gaukönigen nur die Wahl gelassen zwischen Unterwerfung und Auswanderung, zahlreiche Gegner des norwegischen Alleinherrschers, und bald wurde der Zug nach der Insel im fernem Westen so stark, daß Harald, die Verödung Norwegens befürchtend, die Auswanderung bei Strafe verbot. Auch aus Dänemark und Schweden wandten sich viele Unzufriedenen aus der Klasse der Wohlhabenden nach Island, um dort die Freiheit zu genießen, die ihnen in der Heimath verkümmert war, und nach Ablauf von „sechzig Wintern“ war alles bewohnbare Land der Insel mit Ansiedlern besetzt.

Außer ihren Frauen, Kindern und Unverwandten nahmen die Auswanderer auch arme Freie und sogar ihre Götterbilder mit. Diese wurden im Angesichte der Küste in's Meer geworfen, und wo sie an's Land trieben, da siedelte man sich an. Nach geschehener Besignahme eines Landstrichs wies der Schiffsherr oder der Häuptling, welcher die Auswanderung leitete, jedem seiner Gefährten einen Theil deselben als Eigenthum an; er selbst blieb jedoch oberster Herr und Richter des in Besitz genommenen Bezirks. Fand der Normanne bei seiner Landung ein Gebiet, das ihm gefiel, aber bereits besetzt war, so suchte er dasselbe durch Holmgang zu gewinnen, d. h. er ließ den Eigenthümer wählen zwischen freiwilliger Abtretung und Zweikampf.

Aus den einzelnen Gemeinwesen, die sich auf der Insel gebildet hatten, entstand im Laufe der Zeit ein zusammenhängender Freistaat, dessen Verfassung der heimathlichen nachgebildet war. Die ganze Insel war in vier, den vier Weltgegenden entsprechende Viertel getheilt, von denen jeder in drei Bezirke zerfiel, die wieder jeder in drei Sprengel eingetheilt waren. An der Spitze dieser Sprengel, von denen jeder drei Haupttempel hatte, standen die *Goden*, Priester von bewährter Einsicht und Rechtschaffenheit. Jedes Jahr kam im Monat Mai das „Althing“, aus 148 Mitglieder bestehend, auf einem großen, dem Staate gehörigen Plage in der Nähe des Sees Thingvallah zusammen. Hier saßen auf drei langen Bänken, welche die drei Seiten eines Vierecks bildeten, die 36 von den Goden ernannten Richter, welche alle Angelegenheiten entschieden; an ihrer Spitze stand der auf drei Jahre gewählte *Lagmann*, die höchste obrigkeitliche Person in Island. Das Althing war in dessen nicht bloß das Landesgericht, sondern auch der Gesetzhof, der die alten Gesetze verbesserte und mit der Zustimmung des Volkes

neue erließ. Vierzehn Nächte nach der Beendigung des Allthings, für welches eine Dauer von mindestens drei Tagen und längstens einer Woche festgesetzt war, wurden die von demselben gefaßten gemeingiltigen Beschlüsse von den Goden jedes Bezirks verkündet. Obgleich bei dem Allthing Jeder unbewaffnet erscheinen mußte und auf die bei demselben verübten Gewaltthätigkeiten doppeltes Wehrgeld stand, kam es häufig vor, daß Mächtigere ihren Gegnern den Weg zu der Versammlung versperrten; daher wurden im Jahre 970 vier verschiedene Viertelsgerichte geschaffen, über welche ein „Fünfgericht“ eingesetzt wurde, das hauptsächlich über Gerichtsstörungen aburtheilen sollte.

In Island erhielt sich lange Zeit, unter dem Schutze der republikanischen Freiheit, das wild bewegte Leben der alten Skandinavier fort. Die Blutrache war bei diesen freien, unbändigen Menschen, die das Leben gering schätzten, an der Tagesordnung und galt als rechtmäßig, wenn man die leicht kenntliche Waffe in der noch blutenden Wunde stecken ließ. Ist wurde das Haus des Gegners umringt und angezündet, so daß Alles in den Flammen den Tod fand. Die Privatrache war jedoch nur in dem Falle gestattet, wo der gesetzlichen Bestimmung, kraft welcher die Ermordung eines freien Mannes durch ein Wehrgeld von hundert Mark Silber und eine dreijährige Verbannung gesühnt werden konnte, nicht Genüge geleistet worden war.

Auch das alte Wikingerleben wurde auf Island fortgesetzt. Furchtlos steuerten die kühnen Männer in unbekannte Fernen, um Seeraub zu treiben oder fremde Länder aufzusuchen. Auf das Gerücht, daß im fernem Nordwesten von einem durch Stürme verschlagenen Wikinger ein neues Land entdeckt worden, unternahm im Jahre 982 Erich der Rother, der auf drei Jahre das Land verlassen mußte, eine Fahrt in dieser Richtung und erreichte glücklich die Küste von Grönland, auf welcher er, um das Land auszukundschaften, die drei Jahre seiner Verbannung zubrachte. Um Ansiedler anzulocken, schilderte er bei seiner Rückkehr auf seine heimatliche Insel das Land, das damals noch einen freundlicheren Anblick gewährte, als heute, weil das Treibeis die Buchten an der östlichen Küste noch nicht geschlossen hatte, als ein fruchtbares und nannte es Grönland. In der That konnte er schon im folgenden Sommer mit einer großen Zahl Auswanderer nach Grönland zurückkehren, wo er, als der Gründer der Ansiedlung, bis an sein Lebensende ein hohes Ansehen genoß. Die Kolonie, die sich eine der heimatlichen nachgebildete Verfassung gab, blieb in regem Verkehr mit Island, das in zwei Tagen erreicht werden konnte. Auch mit Norwegen knüpften die Ansiedler Handelsverbindungen an; sie führten dahin Häute, Pelzwerk, Wallroßzähne und getrocknete Fische aus und empfangen

dagegen hauptsächlich Getreide. Den im Innern des Landes anfassigen Eskimos, deren Hauptreichthum in Rennthieren bestand, gaben die Isländer wegen ihrer unansehnlichen Gestalt den Namen Skrälinger (von Skral = klein).

Die Entdeckung von Grönland führte auch zu der des amerikanischen Festlandes, indem der Isländer Björn, der sich nach Grönland begeben wollte, mit seinen Genossen an die Küste von Neufundland verschlagen wurde, von wo sie erst nach siebentägiger Fahrt Grönland erreichten. Der Wunsch, das von ihnen entdeckte Land näher kennen zu lernen, bewog Leifr, den Sohn Erichs des Rothen, mit fünfunddreißig muthigen Männern zur Untersuchung desselben auszusегeln. Sie fanden zuerst Neufundland, dann Neuschottland und Pennsylvanien, welches letztere sie nach den dort wild wachsenden Reben Winland (Weinland) nannten. Auch hier wurden normännische Ansiedlungen gegründet; da jedoch die Fahrten nach den europäischen Küsten gewinnreicher waren, erkaltete allmählich der Eifer für die Züge nach Amerika, und nach und nach erlosch die Kunde von den dort gemachten Entdeckungen.

In Grönland bestand die normännische Kolonie bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, wo sie in Folge der im vorhergehenden Jahrhundert durch eine furchtbare Pest, den sogenannten „schwarzen Tod“, unter den Ansiedlern angerichteten Verheerungen und des damit zusammenhängenden weiteren Vordringens der Eskimos, sowie der durch das mehr und mehr an der Ostküste sich anhäufende Treibeis herbeigeführten Hemmung des Verkehrs mit Norwegen nach vierhundertjähriger Blüthe ihren Untergang fand.

Wie nach Nordwesten, so wandten sich die isländischen Wikinger auch nach Nordosten; sie umsegelten das Nordcap und die Buchten des weißen Meeres und gelangten bis in die Gegend des heutigen Archangel, die sie Biarmien nannten. Der Reichthum dieses Landes an Biber- und Zobelfellen und mehr noch die von dort zurückgebrachten Wallroszähne, aus denen die Isländer die schönsten Schwertgriffe zu bereiten wußten, machten Biarmien durch mehrere Jahrhunderte hindurch zu einem bevorzugten Ziele ihrer Fahrten.

Der alte Götterdienst behauptete seine Herrschaft in Island bis zur Zeit Olav Trygvessens. Dieser wünschte, die Insel für das Christenthum zu gewinnen, und sandte deshalb den Isländer Stefniur und den Sachsen Thangbrand als Missionäre dorthin. Zwei Isländer, Gisor und Hialti, die in Norwegen Christen geworden waren, versprachen dem König, für diesen Zweck in ihrem Heimathlande zu wirken. Durch große Versprechungen bewogen sie im Jahre 1000 den Lagmann Thorgeyr, alle Männer Islands auf dem Gesezesberge zu versammeln, um die Einführung des Christenthums in Vorschlag zu bringen, und seiner Beredsamkeit gelang es,

die Versammelten zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen. Indessen drang das Christenthum nur allmählich in die Anschauungen, Lebensverhältnisse und Gewohnheiten der Isländer ein — hatte ihnen doch, neben der Fortdauer der Erlaubniß zum Aussetzen der Kinder und zum Genuß von Pferdefleisch, sogar die Straflosigkeit der heimlichen Darbringung heidnischer Opfer zugestanden werden müssen —; erst zur Zeit Olavs des Heiligen, der den Isländern eine Glocke und Holz zum Bau einer Kirche schenkte, verloren sich nach und nach die heidnischen Gebräuche. Der erste einheimische Bischof war Isleif, der im Jahre 1056 zu dieser Würde erhoben wurde und der Oberhoheit des Stuhles von Bremen unterstand. Der bischöfliche Sitz war Skalholt. Später wurde noch ein zweiter Bischofsstuhl zu Holun errichtet. Von Island aus wurde das Christenthum auch in Grönland verbreitet, das seinen eigenen Bischof erhielt, der in Gardar seinen Sitz hatte und gleichfalls unter der kirchlichen Oberhoheit von Bremen stand; doch verfielen nach dem Untergang der normännischen Kolonie alle christlichen Einrichtungen.

Länger als in dem skandinavischen Mutterlande erhielten sich in Island die altnordischen Sagen fort; denn sie waren den Isländern nicht nur eine theure Erinnerung an die aufgegebenen Heimath, sondern auch die einzige Unterhaltung in den langen, einsamen Winterabenden. Um die Lampe versammelt, lauschte die Familie, und mit ihr das Gesinde, den Worten des Erzählers, der als ein gern gesehener Gast reichlich bewirthet und um so freundlicher aufgenommen wurde, je reicher sein Sagenschatz war. Als die christlichen Priester die lateinische und angelsächsische Schrift nach Island gebracht, wurden diese Sagen aufgeschrieben, und so blieben in dem fernen Island, mit der nordgermanischen Sprache in ihrer eigenthümlichsten Form, das nordgermanische Götterthum in seinen wunderbaren Liedern und der nordgermanische Heldengesang mit einer Fülle von Sagen aufbewahrt, die einst Gemeingut aller germanischen Stämme gewesen und deren Ursprung zum Theil nach Asien und in jene Zeit zurückführt, wo alle indogermanischen Stämme als ein großes Volk in Mittelasien sich mit frischer Kraft in das Leben warfen und seine Räthsel zu deuten suchten.

Der altnordische Sagenschatz ist aufbewahrt in der um das Jahre 1100 von dem vielgereisten Isländer Säm und Sigfussjon verfaßten älteren Edda, auch Sämundische Edda genannt, an welche sich die ungefähr hundert Jahre später von dem gelehrten isländischen Geschichtschreiber Snorre Sturleson geschriebene jüngere Edda anlehnt. Die ältere Edda, die Bibel des germanischen Heidenthums, enthält zunächst Göttersagen — uralte, einfache, alliterirende Lieder, welche theils die ganze Götterlehre, theils die Sagenkreise einzelner Götter behandeln. So enthält die

Völuspá, oder die Weissagung der Vala (Seherin), die ganze Geschichte des Weltalls in mythischer Fassung, während Grimismál und Vafthrudnismál zum Mythenkreise Odins gehören und andere den Tod seines Sohnes Baldur und den Untergang der Götter zum Gegenstande haben. Das Havamál, d. h. die Sprüche Havi's (des Erhabenen), unter welchem Namen Odin zu verstehen ist, enthält in Sittensprüchen und Sagen Odins Sittenlehre. Außer diesen mythischen Dichtungen finden sich in der ältesten Edda Helden sagen, die theils dem Norden ausschließlich angehören, wie die drei Lieder der Helgisage, Dichtungen voll epischer Kraft und Fülle, wie voll Milde und Tiefe des Gemüthes, theils allen germanischen Stämmen eigen sind, wie die Sagen von Sigurd (Siegfried) dem Drachentödtter, das Lied von Brynhild, das Lied von Gudrun und die Sagen von Völund oder Wiland dem Schmied. So war die ältere Edda für die Scandinavier, was Homer und Hesiod für die Griechen. Die jüngere Edda, auch Snorra-Edda genannt, stellt die Göttersagen der älteren Edda in prosaischer Form dar und enthält außerdem, als Lehrbuch für angehende Skalden, die Erklärungen der Bilder und Versarten der altnordischen Dichtersprache.

Die eigentliche Blüthezeit der Skaldendichtung, deren Anfänge in das graueste Alterthum hinaufreichen, fällt in das zehnte Jahrhundert, in welchem isländische Skalden an den nordischen Höfen im Heldengesang wetteiferten, theils als ständige Begleiter der Könige und Jarle, theils herumziehend von Hof zu Hof. Viele derselben führten auch das Schwert als tapfere Kriegshelden oder befuhren das Meer als kühne Wikinger, und ihre Lieder waren zum Theil Schilderungen ihrer eigenen Thaten oder solcher, deren Zeugen sie gewesen. Mit dem elften Jahrhundert beginnt der Verfall der Skaldendichtung. Das Leben trat in ein ruhigeres Geleise, und die Skalden hörten auf, das Kriegerhandwerk zu treiben; aber mit der selbst vollbrachten That fehlte ihnen die Quelle der wahren Begeisterung und damit zugleich auch ihren Schilderungen die Naturwahrheit und die Treue der Bilder, an deren Stelle ein Haschen nach dem Gefünstelsten trat. Die in übergroßer Zahl an den Höfen des Nordens weilenden isländischen Skalden suchten einander in immer künstlicheren Formen zu überbieten und das Gewöhnlichste in ungewöhnlicher Weise zu sagen. So nahm die Skaldendichtung einen vollständig veränderten Charakter an: ihre Schöpfungen wurden wahre Räthsel, verloren aber die Tiefe des Gefühls und die Kraft der Begeisterung.

In dem regen geistigen Leben, das sich in Island unter dem Einflusse des Christenthums entfaltete, spielt die Geschichtsforschung eine bevorzugte Rolle. Die Geschichtswerke der Islän-

der behandeln theils die Vergangenheit ihrer heimatlichen Insel, theils die ihrer skandinavischen Vorfahren. Zu den ersteren gehören das Landnamabok von Hauk Erlendson, das die Besitzergreifung von Island bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts schildert, und die Kristnisaga, die Geschichte der Einführung des Christenthums; unter den letzteren ragt besonders die Heimskringlasaga oder die Geschichte des Weltkreises von Snorre Sturleson hervor, ein für die Geschichte Norwegens höchst wichtiges, mit vielen Skaldenliedern geschmücktes Werk, das mit den mythischen Zeiten beginnt und mit dem Jahre 1176 abschließt. Neben diesen größeren Geschichtswerken besitzen die Isländer eine große Anzahl von Sagen von mehr oder weniger bedeutendem historischen Werthe, die einzelne Helden, Begebenheiten und Orte zum Gegenstande haben. Die handelnden Personen treten uns in denselben in lebensfrischer Erscheinung entgegen, und rasch und lebendig wickeln sich die Begebenheiten ab. Von diesen historischen Sagen sind die mythischen zu unterscheiden, die theils, wie die Sage von Ragnar Lodbrog, aus welcher der Geist des Seeräuberlebens uns in seiner graufigen, blutigen Schönheit entgegentritt, die Sage von Frithjof dem Starken u. a., aus uralten Volksliedern geschöpft, theils, wie die Sage vom König Arthur und der Tafelrunde, von Alexander, von Karl dem Großen und seinen Helden, aus anderen Ländern nach Island verpflanzt worden sind, dort aber nordischen Ton und nordische Farbe erhielten und oft mit eigenen Ueberlieferungen vermischt wurden.

Da Island eine Republik war, in welcher kein Ausspruch des Königs, sondern allein das Gesetz entschied, wurde das Gesetzwesen auf das Höchste ausgebildet; daher sind die Gesetzesammlungen der Isländer von ganz besonderer Wichtigkeit. Der Lagmann, der als die höchste obrigkeitliche Person der Insel alle drei Jahre das gesammte Landrecht auf dem Gesetzesfelsen vor dem versammelten Volke deutlich vortragen mußte, war gewissermaßen das lebendige Rechtsbuch, während das Althing und die Gerichte gleichsam Schulen des Rechts waren, das indessen auch durch rechtskundige Männer der Insel in besonderen Schulen gelehrt wurde. Bei der Oeffentlichkeit des Gerichtswesens fand auch die Redekunst Gelegenheit, sich zu entwickeln. Fern von griechischer Formvollendung, wie von asiatischem Redeschwulst, gefiel sich dieselbe in körniger Einfachheit und blieb, ein schönes Bild oder ein Citat aus einem berühmten Gedicht nicht verschmähend, kräftig und gesund und im schönen Gleichgewichte von Verstand und Phantasie. Das gesammte isländische Recht, das bis zur Unterwerfung Islands unter die Könige von Norwegen in Kraft blieb, wurde zwischen den Jahren 1123 und 1135 von Gudmundr Thorgeirson in einem Werke nieder-

geschrieben, das den eigenthümlichen Namen *Gragas* — *Graugans* — trägt.

Nachdem durch den Einfluß des Christenthums dem nordischen Wikingerleben ein Ende gemacht und auch in Island geordnetere Zustände geschaffen worden, äußerte sich die überströmende Kraft als Keiselerlust, die zu Wallfahrten nach Rom und Jerusalem trieb, oder warf sich in das innere Parteileben. Unter den reichen Viertelsmännern entstanden Parteikämpfe, in welchen im Jahre 1241 auch der hervorragendste Schriftsteller Islands, Snorre Sturleson, der „Herodot des Nordens“, durch Mörderhände den Tod fand. Diese inneren Zerwürfnisse bereiteten dem isländischen Freistaate nach nahezu vierhundertjähriger Dauer den Untergang. Im Jahre 1262 unterwarf sich der größere Theil der Insel dem Könige Hakon V. von Norwegen, gegen die Zusage, daß die Isländer nicht außer Landes vor Gericht geladen werden, sondern eingeborene Obergerichte und Bögte, sowie gleiches Wehrgeld mit den Besten Norwegens haben sollten. Die Regierung ging an einen von dem König ernannten Jarl über.

XI.

Der Osten Europa's.

Das byzantinische Reich.

Während in dem Abendlande unter stürmischen Kämpfen ein frisches, kräftiges, an Reimen einer großen Zukunft reiches Leben aufblühte, war das byzantinische Reich, trotz seiner wohlgeordneten Verwaltung, seines ausgebildeten Heerwesens und seiner reichen Hilfsquellen, mehr und mehr zu einem Staatskörper erstarrt, in welchem jede freiheitliche Regung erstorben war und nur noch das Haupt Lebenskraft zeigte. Mit unbeschränkter Machtfülle herrschte der Kaiser über die Leiber, wie über die Seelen seiner Unterthanen, die nichts Anderes waren als steuerpflichtige Sklaven. Wer sich dem Kaiser oder der Kaiserin nahte, mußte sich auf die Erde hinstrecken und ihnen die Füße küssen. Dem Auslande gegenüber betrachteten sich die byzantinischen Herrscher noch immer als die Erben der altrömischen Kaiserwürde und Kaisergewalt; daher erkannten sie auch andern Fürsten nur untergeordnete Titel zu. Als Otto der Große durch Liutprand bei dem Kaiser Mikophoros um die Hand einer griechischen Prinzessin für seinen Sohn Otto II. werben ließ, erklärten es die Byzantiner für eine unerhörte Vermessenheit, daß Otto sich römischer Kaiser nenne, und Mikophoros sagte zu Liutprand:

„Willst Du nun noch ein größeres Vergerniß, als daß Otto sich Kaiser nennt und sich die Provinzen Unserer kaiserlichen Würde zu eignet? Beides ist nicht zu dulden, namentlich das nicht zu leiden, ja nicht einmal anzuhören, daß er sich Kaiser nennt!“ Die Schranke, welche die Kirche im Abendlande dem Absolutismus zog, indem sie die Herrschenden stets an ihre Pflichten als Christen und Menschen, ihren Mitbrüdern gegenüber, erinnerte, existirte für den byzantinischen Kaiser nicht; denn er nahm auch die höchste geistliche Herrschaft in Anspruch und verlangte, daß sein Wille auch der Kirche Gesetz sein sollte.

In Folge des kaiserlichen Despotismus, des fortwuchernden Sektenwesens und der steigenden Abneigung der stolzen Byzantiner gegen den apostolischen Stuhl war, wie aus dem staatlichen Leben, so auch aus der gesammten Civilisation die belebende, fortstrebende Seele gewichen. So stolz auch die Byzantiner auf ihre Bildung waren, so gebührt ihnen doch nur das Verdienst, durch ihr Studiren, Commentiren und Abschreiben der Menschheit die Schätze der alten Literatur gerettet zu haben. Im Reiche der Ideen haben sie keinen Schritt vorwärts gethan; sie waren nur die Hüter eines Schazes, den sie weder zu vermehren noch zu gebrauchen wußten. Die Poesie wurde zwar in Byzanz von einer ganzen Kunst von Dichtern gepflegt, die ihre Hauptaufgabe in der Vergötterung des Herrschers und der Großen fanden; aber es fehlte ihren Werken an allem, was das Herz zu erwärmen, zu erheben und zu läutern im Stande ist. Die Kunst der Byzantiner ist eine Nachblüthe der antiken. Ihr Baustil beruht auf dem Prinzip des römischen Gewölbebaues, vermag jedoch nicht, sich zur organischen Gliederung von Innen heraus und zum lebensvollen Zusammenhang zu entwickeln. Ueberall tritt uns der berechnende Verstand, nirgends das belebende Gefühl entgegen. Auch in der bildenden Kunst zeigen sich antike Reminiscenzen mit prunkhafter Ueberladung des Costüms. Ueberhaupt ist Prunksucht ein Charakterzug in den Schöpfungen der byzantinischen Kunst. Nicht nur die Altäre waren mit Goldblech überladen, sondern oft auch der Boden mit Silberplatten.

Am besten stand es bei den Griechen mit der Rechtswissenschaft, die sich umsomehr in Blüthe erhielt, weil die genaue Kenntniß derselben den Weg zu Ehren und Würden bahnte. Im Gegensatz zu dem Abendlande, hatten die Griechen eine vollständige Gesetzesammlung, eine wohlgeordnete Gerichtsverfassung. Eine solche war indessen auch um so nöthiger, als der Pöbel von Konstantinopel zu Meutereien und Grausamkeiten ganz besonders geneigt war. Akte der Grausamkeit waren insbesondere bei dem häufigen gewaltigen Thronwechsel an der Tagesordnung. Selten wurde ein Fürst gestürzt, ohne daß man ihn tödtete oder ihn grausam ver-

stümmelte. Kriegsgefangene wurden oft in Masse hingeschlachtet oder geblendet; mit gefangenen Muselmännern trieb man einmal den grausamen Hohn, daß man sie in siedendem Beche „taufte.“

Eine Hauptkrankheit des byzantinischen Reiches lag in seinem Finanzwesen. Die auf dem Volke lastenden Steuern, die von den Kaisern von Jahr zu Jahr erhöht wurden, waren nahezu unerschwinglich, und die Zölle und Accise stiegen zu einer fabelhaften Höhe. Beim Verkauf von Häusern und Ländereien mußten vier vom Hundert des Kaufpreises an die Regierung entrichtet werden. Das Recht, einen Kaufladen zu halten, wurde nur gegen hohe Summen bewilligt und schließlich der Handel mit den theuersten Waaren, wie Seide und Purpur, zu einem Monopol der Krone gemacht. Den Bauern preßten die Kaiser das Getreide um niedrige Preise ab, um es in der Hauptstadt zu hohen Preisen loszuschlagen.

Der Bedrängnisse des heiligen Stuhles durch die Byzantiner ist bereits mehrfach gedacht worden. Der durch Leo den Isaurier erregte Bildersturm dauerte fort unter seinem Sohn und Nachfolger Konstantin V. Kopronymos (741—775), einem Wollüstling, der mit der äußersten Grausamkeit alle Diejenigen verfolgte, welche es wagten, der Verehrung der Reliquien und Heiligenbilder das Wort zu reden. Unter Konstantins Sohn, Leo IV., wurden diese Verfolgungen, wenn auch in minder grausamer Weise, fortgesetzt. Da Leo's Sohn, Konstantin VI., bei dem Tode seines Vaters erst neun Jahre zählte, führte seine Mutter Irene die vormundschaftliche Regierung, in deren Besitz sie sich durch Grausamkeiten aller Art zu erhalten wußte. Als ihr Sohn im Jahre 790 selbst die Zügel der Regierung ergreifen wollte, ließ sie ihn peitschen und in dem Palaste einsperren. Nach seiner Befreiung verwies er Irene vom Hofe, gestattete ihr jedoch nach zwei Jahren die Rückkehr. Nachdem sie den Kaiser zuerst zu Mißgriffen aller Art verleitet hatte, entthronte die herrschsüchtige Mutter ihren Sohn. Die mit ihr verbündeten Großen nahmen Konstantin VI. in seinem Palaste gefangen und stachen ihm die Augen aus, so daß er bald darauf starb (797). Irene regierte hierauf fünf Jahre allein — das erste Weib auf dem Throne der Cäsaren. Das einzige Verdienst ihrer an Schandthaten reichen Regierung war die Wiederherstellung der Verbindung mit Rom, die schon während ihrer Regentschaft erfolgte. Im Jahre 787 wurde, mit Zustimmung des Papstes Hadrian, zu Nicäa das siebente ökumenische Concil gehalten, welches den streitigen Gegenstand durch die Feststellung der Lehre erledigte, „daß der richtige Gebrauch der Bilder, d. h. eine relative Verehrung derselben, die dem Original, d. h. der durch das Bild dargestellten Person, gelte, gestattet sei, aber nicht die Anbetung, die Gott allein gebühre.“

Nach dem im Jahre 803 erfolgten Sturze Irenens bestieg der ehemalige Reichsschatzmeister Nikephoros den Thron. Er hielt die Verbindung mit Rom aufrecht, fand jedoch schon im Jahre 811 den Tod im Kampfe gegen die Bulgaren. Sein Sohn und Nachfolger Staurakios erlag nach einer sechsmonatlichen Regierung den Folgen seiner in der Schlacht erhaltenen Wunden. Ihm folgte sein Schwager Michael Rhangabe, ein milder, wohlgesinnter, aber schwacher und unselbstständiger Fürst, der nach einer am 22. Juli bei Adrianopel gegen die Bulgaren erlittenen Niederlage dem Throne entsagen mußte und sein Leben als Mönch in einem Kloster auf einer Insel der Propontis beschloß. Sein Nachfolger Leo V., der Armenier, ein trefflicher Feldherr, der von dem Heere auf den Thron erhoben worden, kämpfte siegreich gegen die Bulgaren, die bis vor Konstantinopel gedrungen, und zwang sie zum Frieden, stürzte aber durch das Verbot der Bilderverehrung, in welcher er die Ursache der von seinen Vorgängern erlittenen Niederlagen zu erblicken glaubte, das Reich in schwere innere Wirren. Der Patriarch Nikephoros, dessen Standhaftigkeit weder Drohungen noch Versprechungen zu erschüttern vermochten, wurde verbannt, der gleich unbeugsame Abt des Klosters Studion, Theodor, in welchem sich, wie Weiß sagt, „alle Bestrebungen für eine freie Kirche wie Strahlen in einem Brennpunkt sammelten,“ wiederholt gegeißelt und von einem Gefängnisse in das andere geschleppt. Leo selbst wurde das Opfer einer von seinem Waffenbruder Michael eingeleiteten Verschwörung. Am Weihnachtsfeste 820 überfielen ihn die Verschworenen in der Hofkirche. Verzweifelt wehrte er sich mit einem Kreuzifix, bis er ihren Streichen erlag. Die Nachricht von seinem Tode entriß dem verbannten Patriarchen den Ausruf: „Die Kirche hat einen großen Feind, aber der Staat einen trefflichen Fürsten verloren!“

Der auf den Thron erhobene Michael II., der Stammler genannt (820—829), war ein Mann ohne jegliche Bildung, der weder lesen noch schreiben konnte; aber er ersetzte diesen Mangel durch eine ungewöhnliche Schlaueit. Obgleich er seine Erhebung den Bilderfreunden verdankte, erfüllte er ihre Erwartungen nicht. Die Verbannten wurden zwar zurückberufen; aber die Anordnungen Leo's blieben in Kraft. Ermuthigt durch die allgemeine Unzufriedenheit, suchte Thomas, der Befehlshaber der Ostarmee, den Kaiser zu stürzen. Unter dem Vorwande, den Tod seines Wohlthäters Leo zu rächen, rückte er im Jahre 822 an der Spitze seines Heeres zur Belagerung von Konstantinopel heran; da jedoch die Bulgaren dem Kaiser zu Hilfe kamen, konnte er Nichts gegen die Hauptstadt ausrichten. Er zog sich nach Adrianopel zurück, dessen Bewohner ihn, nachdem die Stadt fünf Monate lang von den

kaiserlichen Truppen belagert worden, an Michael auslieferten. Dieser nahm an dem besiegten Gegner schauerliche Rache: er ließ ihm Hände und Füße abhauen und ihn in diesem Zustande auf einem Esel durch die Straßen führen; dann wurde er hingerichtet. — Unter Michaels Regierung bemächtigten sich die spanischen Sarazenen im Jahre 824 der Insel Kreta und erbauten auf derselben die Festung Raudia, deren Namen bald auf die ganze Insel überging. Drei Jahre später ging Sicilien durch Verrath an die Sarazenen Afrika's verloren.

Michaels des Stammers Nachfolger war sein Sohn Theophilos (829—842), ein ebenso großer Freund und Förderer der Wissenschaft und Kunst als ausgesprochener Bilderfeind. Er verfolgte die Bilderverehrer nicht mit Todesstrafen, da er aus ihnen keine Märtyrer machen wollte, aber mit Strafen, die oft grausamer waren, als der Tod. So wurden einem Mönche, der trotz mehrmaliger Geißelung das Malen von Heiligenbildern nicht lassen wollte, die Hände mit glühendem Eisen ausgebrannt. Da die eigene Gemahlin des Theophilos, die Kaiserin Theodora, eine entschiedene Bilderfreundin war, nahm er auf seinem Sterbebette den Reichsräthen, die in Gemeinschaft mit der Kaiserin für seinen sechsjährigen Sohn Michael III. die Regierung führen sollten, das eidliche Versprechen ab, nie den Bilderdienst herzustellen. Nichtsdestoweniger setzte die Kaiserin, nachdem in dem Kampfe der Parteien die Bilderfreunde die Oberhand gewonnen, die Wiederherstellung der Bilderverehrung durch. Auf einer im Februar 842 abgehaltenen Synode wurden die Beschlüsse von Nicäa, durch welche unter der Kaiserin Irene der Bilderstürmerei Einhalt gethan worden, für rechtskräftig erklärt und alle bilderfeindlichen Bischöfe von ihren Stühlen entfernt. Bei dem am 19. Februar mit großem Glanze gefeierten „Feste der Rechtgläubigkeit“ wurden unter endlosem Jubel alle Bilder wieder in die Kirche zurückgebracht.

Während auf diese Weise der unselbige Bilderstreit nach hundert- und zwanzigjähriger Dauer sein ersehntes Ende fand, wurde unter Michael III., der wegen seines ausschweifenden Lebens den Beinamen „der Trunkenbold“ erhielt, durch den ebenso gelehrten als herrschsüchtigen und gewissenlosen Photios der Grund zu dem griechischen Schisma gelegt. (Vergl. Seite 175—181). — Mit Michael III., der im Jahre 867 von Basilios, einem tapferen Soldaten von niederer makedonischer Herkunft, erschlagen wurde, während er nach einer Orgie in besinnungsloser Trunkenheit dalag, endete das Haus Michaels des Stammers, und Basilios bestieg als Begründer der makedonischen Dynastie den Thron.

Unter der kräftigen Regierung Basilios des Makedoniers (867—886), welcher zahlreiche Mißbräuche abstellte, der durch Zucht-

losigkeit zerrütteten Armee einen neuen Geist einhauchte und siegreich gegen die Sarazenen kämpfte, schien das gute Einvernehmen zwischen der abendländischen und der griechischen Kirche zurückkehren zu sollen; allein die Eifersucht und der Ehrgeiz der Griechen vereitelte das eingeleitete Friedenswerk. Der abgesetzte Photius kehrte aus seinem Exil auf den Patriarchenstuhl zurück, um sein ebenso schlaues als frevelhaftes Spiel gegen den päpstlichen Stuhl mit verdoppeltem Eifer fortzusetzen. Indessen genoß er seines Triumphes nicht lange: nach dem Tode des Basilus (886) wurde er durch dessen Sohn und Nachfolger Leo VI., der ihn im Verdachte hatte, daß er mit dem Plane umgehe, ein Mitglied seiner Familie auf den Thron zu erheben, in ein Kloster verwiesen, wo er im Jahre 891 unbußfertig starb.

Unter Leo VI., dem „Philosophen“, — sogenannt wegen seiner Vorliebe für die Wissenschaften, nicht wegen der Weisheit seines Handelns; denn er war ein Sklave seiner Leidenschaften — gingen nicht nur die Früchte der von seinem Vater über die Sarazenen errungenen Siege verloren, sondern auch die Bulgaren bedrohten das byzantinische Reich in solchem Grade, daß der Kaiser Türken gegen sie in Sold nehmen mußte. Die Weigerung des Patriarchen Nikolaus, die vierte Ehe des Kaisers mit der Griechin Zoë einzusegnen und die von einem Hofgeistlichen vollzogene Trauung als gültig anzuerkennen, weil bei den Byzantinern schon die dritte Ehe nicht mehr als rechtmäßig galt, veranlaßte den Kaiser, die Entscheidung des Papstes anzurufen, der durch seine Legaten Leo's Ehe für rechtmäßig erklären ließ. So war die Verbindung mit der abendländischen Kirche wieder eingeleitet und die Oberhoheit des Papstes anerkannt, und dieses Verhältniß erlitt auch durch den Tod Leo's VI. zunächst keine Aenderung.

Da Leo's VI. Sohn und Nachfolger Konstantin VII. Porphyrogennetos — so genannt, weil er im Porphyrypalast geboren war, — bei seines Vaters Tod (911) erst sechs Jahre zählte, führte zunächst sein Oheim Alexander und nach dessen Tode seine Mutter Zoë die vormundschaftliche Regierung, bis im Jahr 919 ein Armenier, Romanus Lekapenus, der Großadmiral des Reiches, sich des jungen Kaisers bemächtigte und ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, worauf dieser ihn zum Mitregenten annahm.

Während Konstantin, seiner Lieblingsneigung folgend, sich ausschließlich mit den Wissenschaften beschäftigte, führte Lekapenus als Romanus I. die Regierung völlig selbstständig und kämpfte siegreich gegen Bulgaren, Russen und Türken. Um auch die kirchlichen Angelegenheiten ganz nach seinem Willen leiten zu können, suchte er das Patriarchat dauernd mit dem kaiserlichen Hause zu verbinden und ernannte zu diesem Ende seinen Sohn Theophylakt

zum Patriarchen, obgleich derselbe für nichts Anderes als für weltliche Dinge Sinn hatte. Zum Glück dauerte sein Patriarchat, das er durch die ausschweifendste und schmachvollste Lebensweise entehrte, während er zugleich zu seiner Zerstreuung profane Gefänge und Tanzmusik in den Tempeln ertönen ließ und kirchliche Würden an den Meistbietenden versteigerte, nicht lange, da er schon nach drei Jahren durch einen tollen Ritt das Leben verlor. Romanus selbst wurde von seinem Sohne Stephanus, den er zum Mitkaiser ernannt hatte, in ein Kloster gesperrt, wo er sein Leben beschloß. Nach seinem Tode erklärte Konstantin, selbst die Zügel der Regierung ergreifen zu wollen; er überließ jedoch alle Gewalt seiner ränkefüchtigen Gemahlin Helene, während er fortfuhr, als Gelehrter und Künstler zu leben und Bücher zu schreiben. Er starb im Jahre 959 an Gift, das ihm sein eigener Sohn, Romanus II., eingegeben, um früher zur Regierung zu gelangen.

„Den Morgen im Circus verbringen“, sagt ein byzantinischer Geschichtschreiber, „sodann die Senatoren bewirthen, unter das Volk Geschenke austheilen, Ballspiele, Gondelfahrten auf dem Bosporus, Eberjagden, am Abend Musik und Tanz: das ungefähr waren die Beschäftigungen, womit der jüngere Romanus seine Tage ausfüllte.“ Unterdessen führten während seiner vierjährigen Scheinregierung seine beiden tapferen Feldherren, die Brüder Nikephoros und Leo Phokas, glückliche Kriege gegen die Sarazenen und Russen, von welchen die Ersteren zur Räumung Kandia's gezwungen wurden. Von den beiden Töchtern Romanus' II., Theophano und Anna, wurde die Erstere mit Otto II. und die Letztere mit dem Großfürsten Vladimir von Rußland vermählt.

Nach dem frühen Tode Romanus' II. (963) übernahm seine Wittve Theophano die Regierung für ihre beiden minderjährigen Söhne Basilus II. und Konstantin VIII.; doch reichte sie bald ihre Hand dem von dem Heere zum Kaiser ausgerufenen Nikephoros Phokas. Als leidenschaftlicher Soldat lebte der neue Kaiser nur für den Krieg und erfocht glänzende Siege über die Sarazenen; aber das Volk murrte über die unerschwinglichen Abgaben, die seine Kriege nöthig machten, und der Klerus grollte ihm über den Raub der Kirchenschätze, die für kriegerische Zwecke verwendet wurden. Daher konnte es der Feldherr Johann Zimiskes wagen, den Kaiser, im Einvernehmen mit dessen Gemahlin, die sich mit ihm selbst zu vermählen wünschte, in seinem Palaste zu ermorden (December 969), worauf Zimiskes zum Kaiser ausgerufen wurde. Auch er endete, nach einer durch siegreiche Kämpfe gegen die Araber denkwürdigen Regierung, im Jahre 976 durch Gift. Da er keine Kinder hinterließ, kam der Thron an die beiden Söhne Romanus' II., Basilus II. (976—1025) und Konstantin VIII. (976—1028),

von denen der Letztere nur dem Vergnügen lebte, während der Erstere als tapferer Kriegsheld glänzende Siege über die Sarazenen und Bulgaren erfocht, diese Siege jedoch mitunter durch ausgeführte Grausamkeiten schändete. Basilius, der im Jahre 1019 Bulgarien zur griechischen Provinz gemacht, starb kinderlos, und Konstantin VIII. hinterließ nur Töchter, von denen die älteste, Zoë, mit Romanus Argyros, dem Abkömmling einer alten vornehmen Familie, vermählt war. Dieser bestieg im Jahre 1028 als Romanus III. den griechischen Thron und zeigte milde, wohlwollende Gesinnungen; seine Regierung war jedoch nur von kurzer Dauer: im Jahre 1034 ließ ihn seine Gemahlin im Bade erstickern, um ihrem Kammerer Michael dem Paphlagonier ihre Hand zu reichen, der als Michael IV. den Thron bestieg, im Jahre 1041 jedoch nach mannigfachem Mißgeschick, von Gewissensbissen gepeinigt, der Regierung zu Gunsten seines gleichnamigen Neffen entjagte, um seine Tage als Büssender in einem Kloster zu beschließen. Michael V. Kalafates — so genannt von dem Kalfatern der Schiffe, dem Handwerk seines Vaters, — wurde nach viermonatlicher Regierung, nachdem er die Kaiserin Zoë in ein Kloster verbannt, durch einen Volksaufstand gestürzt und mußte, seiner Augen beraubt, den Kaiserpalast mit einer Klosterzelle vertauschen, worauf Zoë und ihre Schwester Theodora zu Kaiserinnen ausgerufen wurden. Die Letztere wurde indessen bald verdrängt, indem die dreiundsechzigjährige Zoë den Abkömmling einer alten Familie, Konstantin Monomachos, zu ihrem Gemahl erhob. Unter der schwachen, unglücklichen Regierung dieses Konstantin IX. (1042—1054) wurde durch den ebenso beschränkten als herrschsüchtigen Patriarchen Michael Cerularius die dauernde Lostrennung der griechischen Kirche von der römischen herbeigeführt. (Vgl. S. 181.)

Nach dem Tode Konstantins IX. verließ die siebenzigjährige Theodora das Kloster, in welches sie sich bei der Wiedervermählung ihrer Schwester hatte zurückziehen müssen, und übernahm aufs Neue die Regierung. Vor ihrem Tode (1056) bestimmte sie, im Einvernehmen mit dem Reichsrathe, zu ihrem Nachfolger den Michael Stratiotikos, einen tapferen Feldherrn, aber unfähigen Regenten, der schon im Jahre 1057 durch einen Aufstand im Heere zur Niederlegung des Purpurs gezwungen wurde. Mit dem Anstifter dieses Aufstandes, Jakob Komnenos, den das Heer zum Kaiser ausrief, beginnt die Dynastie der Komnenen.

Das russische Reich.

Zu den Zeiten der Völkerwanderung waren slavische Stämme von den nördlichen Donaugegenden aus in die von den Gothen verlassenen Gegenden des heutigen europäischen Rußlands eingewandert und hatten sich besonders zwischen dem Dniepr und dem Ilmenjee niedergelassen, bis zu welchem von Norden aus finnische Völkerschaften vorgeedrungen waren. Die nördlichen dieser Slavenstämme, welche an den Ufern des Wolchow die Stadt Nowgorod gegründet, trugen im Jahre 862, in Folge innerer Unruhen, die sie nicht zu bewältigen vermochten, den Russen, einem Stamm der kurz vorher von ihnen aus den Küstenländern des finnischen Meerbusens vertriebenen normannischen Waräger oder Wäringier, die Herrschaft über ihr Land an. „Unser Land ist groß und fruchtbar“, so ließen sie ihnen sagen, „aber Ordnung ist nicht darin; kommt, seid unsere Fürsten und herrscht über uns.“ Drei Brüder, Kurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geschlecht und eigene Großthaten, folgten dieser Einladung und wurden die Fürsten des Landes, das mit seiner Bevölkerung von dem herrschenden Stamm den Namen erhielt, obgleich dieser selbst bald mit den ihm an Zahl und Bildung weit überlegenen Slaven zu einem Volke verschmolz und deren Sprache und Sitten annahm. Kurik, der seinen Sitz in Nowgorod genommen, vereinigte nach dem Tode seiner beiden Brüder deren Gebiete mit dem seinigen und wurde so der Gründer des russischen Reiches, über welches sein Geschlecht über siebenhundert Jahre geherrscht hat.

Als Kurik im Jahre 879 starb, war sein Sohn Igor noch minderjährig; daher übernahm sein Anverwandter Oleg die Regierung. Dieser thatkräftige Normanne erweiterte das von Kurik gegründete Reich durch die Eroberung von Smolensk und Kiew, welche letztere Stadt er zum Sitz der Regierung machte, unterwarf hierauf alle zerstreuten Slavenstämme von dem weißen Meere bis zu der Düna und von der Dka bis zu den Karpathen, plünderte mit einer zahlreichen Flotte die Küsten des schwarzen Meeres und drang bis Konstantinopel vor, dessen Erstürmung Kaiser Leo der Philosoph ihm durch ungeheure Schätze an Gold und Silber abkaufte (907). Erst nach Olegs Tod (912) trat Igor die Regierung an. Ohne Rücksicht auf den zwischen Oleg und dem byzantinischen Hofe geschlossenen Friedensvertrag erschien er zweimal vor Konstantinopel, konnte jedoch gegen den tapferen Romanus I. Nichts ausrichten und sah sich zur Erneuerung des früheren Vertrags genöthigt. Nach seinem Tode (944) führte seine Wittve Olga, statt seines unmündigen Sohnes Swätozlav, die Regierung mit Umsicht und Kraft. Um das Christenthum kennen zu lernen, zog sie

nach Konstantinopel, wo sie sich im Jahre 955 taufen ließ. Vergebens suchte sie ihren Sohn, der im Jahre 965 die Regierung übernahm, für den christlichen Glauben zu gewinnen; er hatte nur Sinn für Kriegsthaten und Waffenruhm und erfüllte das östliche Europa mit dem Schrecken seines Namens. Nachdem er einen Theil der Bulgaren unterworfen, Mösien erobert und gegen die Byzantiner wechselvolle Kriege geführt, fand er im Jahre 973 den Tod im Kampfe gegen den mit den Griechen verbündeten tatarischen Volksstamm der Petschenegen, deren Häuptling Kuria sich aus dem Schädel des gefallenen Gegners einen Trinkbecher fertigen ließ.

Nach Swätoslaw's Tode theilten seine drei Söhne Oleg, Jaropolk und Wladimir das Reich; doch kam es bald zwischen ihnen zu blutigen Kämpfen, in welchen Oleg von Jaropolk erschlagen wurde und dieser selbst von Wladimir's Hand in Vollziehung der Blutrache den Tod erlitt. Nach der Wiedervereinigung des Reiches trat Wladimir als Eroberer auf. Er überfiel den Herzog Miccislaw von Polen und entriß ihm Galizien; dann zog er gegen Livland, durch dessen Eroberung das russische Reich bis zur Ostsee ausgedehnt wurde. Dagegen fand er bei den Bulgaren, deren Unterwerfung er vollenden wollte, so kräftigen Widerstand, daß er es für gerathen erachtete, mit ihnen einen Freundschaftsbund zu schließen. Mit seinem wilden Eroberungsdrang verband er einen ausschweifenden Sinn, der in der Befriedigung seiner Lüste keine Grenzen anerkennen wollte. Dem alten slavischen Götzendienste mit Eifer ergeben, opferte er dem Donnergotte *Perun*, dem Hauptgötzen der Slaven, dessen Bildsäule vor seinem Palaste zu Kiew stand, nicht nur Kriegsgefangene, sondern sogar Kinder, die von den eigenen Vätern dargebracht werden mußten. Und doch war dieser wilde heidnische Kriegsheld, der in schrankenlosen Ausschweifungen seinen Lüsten fröhnte, von der Vorsehung dazu ausersehen, dem russischen Reiche die Segnungen des Christenthums zu bringen.

Um gegen die deutsche Kaisermacht, zu welcher er in das gleiche Abhängigkeitsverhältniß zu kommen fürchtete, wie die Herzoge von Polen, einen Rückhalt an Byzanz zu gewinnen, bewarb sich Wladimir, obgleich er bereits fünf Gemahlinnen hatte, um die Hand der griechischen Prinzessin *Anna*, der Schwester der Kaiserin *Theophano*, indem er ihrem Bruder, dem Kaiser *Basilius*, als Preis der Bewilligung derselben das von ihm eroberte *Cherson* zurückzugeben versprach. Sein Antrag wurde angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er Christ werde. Er willigte ein und empfing, nachdem er im christlichen Glauben unterrichtet worden, zu *Cherson* die heilige Taufe, worauf ebendasselbst seine Vermählung mit der Prinzessin *Anna* stattfand (988). Von zahlreichen christlichen Priestern begleitet, kehrte er nach Kiew zurück, wo so-

fort die Gözenbilder zerstört wurden. Die hölzerne Bildsäule Peruns, deren Haupt von Silber war, während sie in der Hand einen mit Rubinen geschmückten Donnerkeil trug, ließ er an den Schweif eines Pferdes binden und in den Dniepr werfen. Mit Schmerz und Jorn im Herzen sah das Volk der schändlichen Mißhandlung seines Gözen zu und vergoß Thränen, als er in den Wellen des Flusses verschwand; doch Niemand wagte, sich zu widersetzen. Hierauf ließ Wladimir durch Herolde alle Bewohner der Stadt und Umgegend für den nächsten Tag zum Empfang der Taufe an den Dniepr entbieten, unter Androhung seines Jorns gegen Jeden, der nicht erscheinen werde. An strengen Gehorsam gewöhnt und in der Voraussetzung, daß der Glaube, den ihr Fürst angenommen, gut sein müsse, strömten die Kiewer, Männer und Frauen, mit ihren Kindern in großen Schaaren herzu und stiegen, die Kinder auf den Armen haltend, bis an Brust und Hals in's Wasser, während die Priester, auf Flößen stehend, die Taufgebete ablasen und Wladimir am Ufer auf den Knien lag und betete. Dann wurden im ganzen Lande die Gözentempel und Gözenbilder zerstört und durch zahlreiche griechische Baumeister christliche Kirchen errichtet. Zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten wurden zwei dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellte Erzbischöfe eingesetzt, die ihren Sitz in Kiew und Nowgorod hatten. Auch Volksschulen wurden gegründet, damit die Kinder unter der Leitung griechischer Lehrer die Bibel lesen lernten. Die Russen, die ohne jedwede Vorbereitung nur äußerlich das Christenthum angenommen, legten jedoch gegen die Schulen ein großes Mißtrauen an den Tag und übergaben denselben ihre Kinder nur mit Widerstreben.

Wladimir starb im Jahre 1015. Die Russen haben ihm den Beinamen des Großen gegeben, und die russische Kirche hat ihn heilig gesprochen. Der deutsche Zeitgenosse Thietmar ist jedoch der Meinung: „der neue Glaube habe sich bei ihm nicht durch gute Werke gezeigt; denn er sei geblieben, was er früher gewesen, ein grausamer Wüßling.“

Wladimir hatte vor seinem Tode sein Reich unter seine zwölf Söhne getheilt, unter denen es bald zu blutigen Streitigkeiten kam. Nachdem mehrere derselben durch Mord aus dem Wege geräumt worden und zuletzt nur noch Swätopolk und Jaroslaw übrig geblieben, entschied sich der Kampf zu Gunsten des Letzteren. Swätopolk, der Schwiegersonn Boleslaw Chrobry's, verschwand nach mehrfachen Niederlagen auf der Flucht, und Jaroslaw sah sich von nun an im unbestrittenen Besitze des großfürstlichen Thrones. Er befestigte seine Macht im Innern durch thatkräftiges Walten und zweckentsprechende Einrichtungen, erweiterte nach Norden und Osten die Marken des Reiches und zeigte sich eifrig bemüht, dem Werke

seines Vaters durch tiefere Begründung der Kultur eine segensreiche Dauer zu sichern. Die Zahl der Kirchen und Klöster wurde vermehrt, für die Hebung des Kirchengesangs und des Schulwesens Sorge getragen, der Ackerbau gefördert. Auch wurden griechische Bücher in's Slavonische übersetzt und viele neuen Städte gegründet.

Aus allen Regierungshandlungen Jaroslaw's leuchtet das Bestreben hervor, das germanische Element in Rußland zu stärken und sein Reich zu einem thätigen Gliede der germanischen Staatenfamilie zu machen. Zu diesem Ende erließ er ein neues Gesetzbuch, das ganz auf germanischen Rechtsgrundsätzen beruhte, und suchte auf jede Weise, besonders auch durch Heirathen, Verbindungen mit dem katholischen Abendland anzuknüpfen. Zugleich war er eifrig bemüht, die russische Kirche von der Oberhoheit der griechischen zu befreien und die Verbindung derselben mit dem päpstlichen Stuhle herzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, setzte er im Jahre 1035 einen eigenen Metropolit für sein Reich ein und errichtete zugleich in dem Höhlenkloster zu Kiew, dem der griechische Athosberg zum Vorbilde diente, eine Musteranstalt nordslavischen Mönchtums. Aus demselben ging, neben vielen anderen gelehrten Männern, der älteste russische Chronist Nestor hervor.

Vor seinem Tode (1054) theilte Jaroslaw das Reich unter seine Söhne, mit der Bestimmung, daß der älteste derselben, Jsäslaw, das Haupt und der Oberherr seiner Brüder sein solle. Zehn Jahre lang dauerte dieses Verhältniß ungetrübt fort; dann aber erhoben sich die jüngeren Brüder gegen den Großfürsten, und es entbrannte ein blutiger Bürgerkrieg, in welchem Jsäslaw zweimal aus Kiew vertrieben wurde, jedesmal aber mit Hilfe der Polen auf seinen Thron zurückkehrte. Während seines Aufenthaltes am Hofe Kaiser Heinrich's IV. nach seiner zweiten Vertreibung hatte er die Hilfe Gregors VII. angefleht und ihm dagegen das Anerbieten gemacht, sein Reich dem heiligen Petrus zu übergeben und dasselbe aus der Hand des Papstes als Lehen zurückzuempfangen, worauf Gregor ihm die abermalige Hilfe Boleslaw's II. von Polen verschafft hatte. Allein sein früher Tod vereitelte die Erfüllung seiner dem Papste gemachten Zusage: kurz nach seiner zweiten Rückkehr in sein Reich fand er den Tod in einer Schlacht gegen seine Neffen. Unter der Vielherrschaft, der Rußland anheimfiel und die zur gänzlichen Zerstücklung des Reiches führte, kam die russische Kirche wieder vollständig unter die Oberhoheit der byzantinischen.

Polen.

Die älteste Geschichte Polens besteht aus einem Gewebe von Sagen, aus welchen, wie Weiß sehr richtig bemerkt, „kein Licht über verlorene Jahrhunderte von Kämpfen zu locken ist.“ Um das

Jahr 840 soll Piast, ein Landmann, der in einer Hungernoth die Hauptstadt Gnesen mit Lebensmitteln versorgt hatte, von dem Volke zum Herzog oder König erwählt worden sein, und seine Regierung wird als eine weise und glückliche geschildert. Er war der Stammvater der nach ihm benannten Königsfamilie der Piasten, die im Jahre 1370 mit Kasimir III. in männlicher Linie ausstarb, und des im Jahre 1675 erloschenen schlesischen Herzogshauses. Die Geschichte seiner drei nächsten Nachfolger ist noch durchweg sagenhaft; erst unter dem vierten, Miecislaw, Piast's Urrentel (960—992), den Thietmar von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, während die früheren Geschichtschreiber für die Polen den Namen Lechen gebrauchen, beginnt mit der Einführung des Christenthums das Dunkel sich zu lichten, und wir treten in den Bereich der beglaubigten Geschichte (s. S. 315).

Miecislaws Sohn und Nachfolger, Boleslaw I. Chrobry (992—1025), dem, wie wir oben (S. 340) gesehen, Kaiser Otto III. im Jahre 1000 die Königswürde verliehen, erhob durch glückliche Eroberungen das Polenreich zu ungeahnter Bedeutsamkeit (s. S. 345 f.). Wie er sein Reich nach Norden und Westen hin vergrößerte, so erweiterte er, indem er den Russen die von Wladimir dem Großen in Besitz genommenen polnischen Gebiete wieder entriß, auch nach dieser Seite hin die Grenzen Polens.

Nach Boleslaws Tode sank Polen von der Höhe herab, auf welche es durch den kühnen Eroberer erhoben worden; denn sein Sohn und Nachfolger Miecislaw II. vermochte, trotz seiner ehrgeizigen Anstrengungen, nicht, seines Vaters gewaltiges Reich zusammen zu halten, und die blutigen Kriege, die er zur Behauptung seiner Machtstellung gegen Kaiser Konrad II. führte, endigten, wie wir später sehen werden, mit einem Friedensschlusse, in welchem er gegen die Verzichtleistung auf den königlichen Titel sein Land aus Konrads Händen als deutsches Lehen empfang.

Ungarn.

Nach der blutigen Niederlage, welche die Ungarn durch Otto's I. siegreiche Waffen auf dem Lechfelde erlitten hatten, und verschiedenen erfolglosen Angriffen auf das griechische Reich milderte sich allmählich ihr wilder Sinn; sie begannen ihre Zelte in feste Wohnungen umzuwandeln und gewöhnten sich daran, statt des Schwertes die Pflugschaar zu handhaben. Die Fruchtbarkeit des ungarischen Bodens lockte Ansiedler aus den umliegenden Ländern herbei, und mit ihnen fand auch das Christenthum in Ungarn Eingang. Selbst König Geisa (vergl. S. 317), aus dem Herrschergeschlechte Arpad's,

wurde durch seine christliche Gemahlin *Carolta* bewogen, sich taufen zu lassen und die von *Biligrim* von *Bassau* nach *Ungarn* entsandten *Missionäre* in ihren Bemühungen zu unterstützen. Nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen war er mild und barmherzig gegen Fremde, liebte den Frieden mit den Nachbarvölkern und verhiess allen Christen, die sich in seinem Reiche niederlassen würden, große Vortheile und volle Sicherheit des Eigenthums.

Ungleich wichtiger für *Ungarns* Zukunft war indessen die Regierung seines Sohnes *Boik*, der in der Taufe den Namen *Stephan* annahm und als *Stephan der Heilige* in dem dankbaren Andenken seines Volkes fortlebt. Er war es, der die Vielherrschaft in *Ungarn* stürzte, die Monarchie begründete und dem Christenthum in seinem Reiche den Sieg erkämpfte.

Als *Geisa* im Jahre 997 gestorben war, erregten die heidnischen Großen, denen die neue Religion besonders deßhalb verhaßt war, weil sie die Freilassung der Christensklaven verlangte, einen gefährlichen Aufruhr; aber *Stephan* sammelte rasch mit Hilfe eines deutschen Ritters, *Wenzelin* von *Wasserburg*, der ihm selbst den Ritterschlag verliehen, ein Heer, schlug die Empörer und bewog das ganze Reich, den christlichen Glauben anzunehmen. (999). Zur Förderung des Befehrungswerkes berief der apostolische Herrscher Priester aus *Deutschland* und *Böhmen*.

Um die Unabhängigkeit seines Landes zu sichern, übergab *Stephan* sein Reich dem Papste *Sylvester II.* zu eigen und erhielt es von demselben als Lehen der Kirche mit dem königlichen Titel und der Befugniß zurück, als lebenslänglicher Stellvertreter des heiligen Vaters die Kirche *Ungarns* einzurichten. Der päpstliche Gesandte überbrachte ihm zugleich eine Krone und ein Kreuz, das er und seine Erben und Nachfolger sich, als besondere Auszeichnung, nach erfolgter Krönung vorantragen lassen sollten.

Nachdem sich *Stephan* im Jahre 1000 zu *Gran* feierlich hatte krönen lassen, theilte er, kraft der von *Sylvester* erhaltenen Vollmacht, ganz *Ungarn* in zehn Bisthümer ein und erhob *Gran* zur Metropole. Für je zehn Gemeinden wurde eine Pfarrkirche gegründet und mit den nöthigen Mitteln ausgestattet. Die Sonntagsfeier wurde durch strenge Gesetze geordnet, der Kirchenbesuch für Alle geboten und dem Vorstand der Gemeinde die Pflicht auferlegt, Jung und Alt zu demselben anzuhalten. Auf die Störung des Gottesdienstes stand die Strafe öffentlicher Auspeitschung. Alle Arbeit am Sonntag war streng untersagt. Wer an einem Sonntag mit einem Ochsen arbeitete oder dem Jagdvergnügen nachging, dem wurde der Ochse oder Hund und Roß genommen. Klöster wurden gegründet und zu *Jerusalem*, *Rom*, *Ravenna* und *Konstantinopel* klösterliche Hospitien für *Ungarn* errichtet.

Mit der gleichen Umsicht, welche Stephan in der kirchlichen Organisation Ungarns an den Tag legte, ordnete er dessen staatliche Verhältnisse. Durch seine Vermählung mit Gisela, der Schwester Heinrichs II., wie durch seine eigene Erziehung auf Deutschland hingewiesen, wandelte er sein Reich in einen Staat nach germanischem Muster um. An die Stelle der alten Eintheilung nach Wanderstämmen trat die deutsche Eintheilung in Grafschaften oder Comitate, deren von dem König ernannte Vorsteher meist den alten Geschlechtern des Landes angehörten, zum Theil jedoch auch Eingewanderte waren, die durch Verdienst oder Besitz hervorragten. Der Comes oder Obergespan war der Träger der politischen, gerichtlichen und militärischen Gewalt in seinem Comitate. An der Spitze der gesammten Rechtspflege stand der *Palatinus* (Pfalzgraf) von Ungarn. Den Rath des Königs, aus welchem sich die *Magnatentafel* entwickelte, bildeten die höchsten geistlichen und weltlichen Großen. Die Königswürde sollte bei dem Stamme der Arpaden bleiben und in männlicher Linie forterben; zur Giltigkeit derselben war die Krönung unerläßlich, bei welcher der König, nach Art der deutschen Könige, mit dem heiligen Oele gesalbt wurde. Gleich den deutschen Königen hatte auch der König von Ungarn keine bestimmte Residenz, sondern wanderte von Ort zu Ort.

Wie bei den Deutschen jener Zeit, so blieben auch in Ungarn die Stände streng geschieden: der Freie, der eine Unfreie heirathete, fiel in Knechtschaft. Den Adel des Landes bildeten die Lehensleute, welchen, wie in den germanischen und romanischen Ländern, von den königlichen Besitzungen Güter zu widerruflicher Benutzung gegen Hof- und Kriegsdienste überlassen wurden, und die alten Geschlechter, die Nachkommen Derer, die als freie Krieger einst in dem Heere gedient hatten, durch welches Ungarn erobert worden. Diese besaßen Stammgüter, die von allen Abgaben frei waren und in der Familie forterbten. Außerdem gab es Bauern, welche gegen ein bestimmtes Quantum vom Ertrag des Bodens die Güter der Grundherren bebauten, sowie freie Gemeinden, meist aus Deutschen bestehend, welche mittelst königlicher Privilegien von den Lasten der Bauern befreit und nur zu gewissen Diensten, insbesondere zur Ausbeutung der Bergwerke, verpflichtet waren, und endlich Leibeigene, die zum Theil als Hörige an die Scholle gebunden waren, zum Theil auch verkauft werden durften.

Die Gesetze Stephans des Heiligen waren streng, wie es die Zeitverhältnisse erheischten. Nicht nur auf jeden Bruch des öffentlichen Friedens, sondern sogar auf das bloße Zücken des Schwertes standen schwere Strafen. Bezeichnend für den sittlichen Zustand der Nation ist der Umstand, daß die Strafen für Vergehen gegen

die Frauen geringer waren, als für die gegen Männer. Wer einen Andern mit dem Schwerte erschlugen, verfiel der Todesstrafe; dagegen büßte ein Ehemann, der seine Frau erschlug, sein Verbrechen, wenn er dem Grafenstande angehörte, mit fünfzig, wenn er ein gemeiner Freier war, mit fünf Kühen, die er den Verwandten der Getödteten als Wehrgeld geben mußte. Auf die Entführung einer Jungfrau war eine Buße von fünf bis zehn Kühen gesetzt. Verläumdungen, welche zwei Grafen mit einander in Streit brachten, wurden mit dem Abschneiden der Zunge, solche, welche zum Nachtheil des Königs gereichten, mit dem Tode bestraft.

Auch an kriegerischen Ereignissen fehlte es der Regierung Stephans des Heiligen nicht. Er zog gegen den Fürsten von Siebenbürgen, der dem Christenthum widerstrebte, zu Felde, nahm ihn gefangen und machte Siebenbürgen zur ungarischen Provinz; auch gegen die Petschenegen und Bulgaren war er siegreich. Die Eroberung des größten Theils von Mähren in seinem Kampfe gegen Miecislav II. von Polen, den Sohn Boleslaw Chrobry's, verwickelte ihn in einen Krieg mit Kaiser Konrad II., aus welchem er ohne Einbuße hervorging.

Eifrig bemüht, den Kulturzustand seines Volkes auf jede Weise zu heben, knüpfte Stephan nach allen Seiten, von wo höhere Lebenskeime in sein Land kommen konnten, Beziehungen an. Er stand mit den Mönchen von Clugny in Verbindung, wie mit dem Patriarchen von Jerusalem, mit Konstantinopel, wie mit Rom und Ravenna. „Die ganze Gestalt Ungarns“, sagt Weiß, „ward durch diesen großen König verändert. Statt der Vielherrschaft ist die Monarchie jetzt fest gegründet; statt der früheren Barbarei entstehen jetzt Kirchen, Klöster, Schulen, Stätten der Wohlthätigkeit wie geistiger Erhebung. Mit der Energie eines Peter des Großen, aber von einem höheren Geiste geleitet, hat Stephan sein Volk aus der Verwilderung herausgerissen und in die Reihe christlicher Völker eingeführt.“

Stephan der Heilige starb im Jahre 1036. Da sein einziger Sohn Emmerich, die Freude und Hoffnung des Landes, schon vor ihm ins Grab gesunken und kein männlicher Sprößling des Arpadischen Stammes mehr übrig war, bestieg sein Nefse, der Sohn seiner mit dem Dogen von Venedig vermählten Schwester Gisela, als Peter I., den ungarischen Thron.

Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser.

(1024—1125.)

I.

Kaiser Konrad II.

(1024—1039.)

Konrads II. Wahl und erste Regierungszeit.

Da vor dem Tode des kinderlosen Heinrich II. keine Bestimmung über die Nachfolge getroffen worden, war eine Königswahl nöthig, und es fehlte nicht an bedenklichen Anzeichen, daß dieselbe nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen werde. „Über die göttliche Vorsehung“, sagt Wippo, „hatte die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände hoherpriesterlicher Männer gelegt, welche das Schiff des Staates ohne Verlust in den Hafen lenkten.“ Nachdem die Situation durch vorberathende Versammlungen in den einzelnen Provinzen geklärt worden, fanden sich zu Ende August 1024 die deutschen Fürsten und Großen, von zahlreichem Gefolge begleitet, an den Ufern des Rheins, in der Ebene zwischen Mainz und Worms zusammen, um dem Reiche ein neues Oberhaupt zu geben. Weithin erstreckten sich ihre Zelte zu beiden Seiten des vaterländischen Stromes: die der Ostfranken, Baiern, Schwaben, Sachsen und Slaven auf dem rechten Ufer, die der Lothringer und Rheinfranken auf dem linken.

Jeder in der glänzenden Versammlung fühlte die Wichtigkeit des Augenblicks, und voll Eifer ging man an das große Werk. Lange schwankten die Berathungen hin und her; denn wenn auch Alle einig waren in dem Gedanken, nur dem Würdigsten ihre Stimme zu geben, so mußte doch Vieles erwogen werden, um diesen Würdigsten aus der Zahl Derer herauszufinden, auf welche die Blicke der Wähler gerichtet waren. Endlich spalteten sich die Stimmen nur noch zwischen zwei Männern, die Beide nach Geburt und Ansehen, wie nach ihren persönlichen Eigenschaften, als die geeignetsten erschienen, des Reiches Wohl zu fördern und seinen Glanz zu erhöhen. Es waren dies die beiden Konrade von Franken, Konrad der Ältere, der Salier genannt, ein fränkischer Graf, und Konrad der Jüngere, Herzog von Franken, Beide, als Urenkel jenes tapferen Konrad von Lothringen, der auf dem Vechfelde geblutet, und als Enkel jenes Herzogs Otto von Kärnthen, der zu

Gunsten Heinrichs II. seinen Ansprüchen auf die Krone entsagt hatte, dem erloschenen sächsischen Kaiserhause nahe verwandt.

Die meisten Stimmen neigten sich dem älteren Konrad zu, der sich besonders durch seine imponirende Persönlichkeit den Wählern empfahl. In der Blüthe des Mannesalters stehend — er mochte etwa vierzig Jahre zählen — war er reich an Erfahrungen, voll Muth, Scharfblick, Willenskraft und Selbstbeherrschung, zuverlässig in seinen Zusagen, freigebig bis zum Uebermaß und ein treuer Sohn der Kirche, der alle Vorschriften derselben gewissenhaft erfüllte und fromme Werke übte. Durch seine Vermählung mit Gisela, der Tochter des reichen schwäbischen Herzogs Hermann und Wittve des ritterlichen Babenbergers, Herzog Ernst von Schwaben, war er aus bescheidenen Verhältnissen zu Macht und Reichthum empor gehoben worden, und ihr hochstrebender Sinn hatte ihn zu lohnender Thätigkeit angepornt. Auch Gisela's Persönlichkeit blieb nicht unberücksichtigt; denn was ihrem Gemahle zum Herrscher fehlen mochte, schien sie in glücklichster Weise zu ergänzen. Sie war eine Fürstin von männlichem Geiste und in allen Staatsgeschäften wohl bewandert. Mit einer reichen Welt- und Menschenkenntniß verband sie eine ungewöhnliche Bildung; sie nahm an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Mönche von St. Gallen den lebhaftesten Antheil und zeigte insbesondere für die Werke des gelehrten Notker das regste Interesse.

So günstig indessen auch die Aussichten für den älteren Konrad standen, fehlte es doch auch seinem jüngeren Vetter nicht an Anhängern; denn auch für ihn sprachen gewichtige Gründe, insbesondere sein hochstrebender Sinn, sowie der Umstand, daß in seinen Adern das edelste Blut rollte, da seine Mutter, eine Schwester Gisela's, ihren Stammbau unmittelbar auf Karl den Großen zurückführte. Zudem war der einflußreiche Herzog Friedrich II. von Oberlothringen sein Stiefvater, und man wußte, daß sowohl er als der tapfere Herzog Gozelo von Niederlothringen, der dem älteren Konrad mehrfach im Kampfe gegenüber gestanden, fest entschlossen waren, das volle Gewicht ihres Einflusses zu Gunsten des jüngeren Konrad in die Waagschale zu legen. Schon schwankten die Anhänger des älteren Konrad, an deren Spitze der Erzbischof Aribo von Mainz stand, in ihren Entschlüssen; denn sie hegten große Besorgniß vor einer zwiespältigen Wahl und fürchteten die Macht ihrer Gegner. Aber Konrad der Ältere selbst zerstreute ihre Befürchtungen. Mit seinem jüngeren Vetter nicht minder durch gemeinsame Interessen und eine aufrichtige Freundschaft, als durch die Bande des Blutes verbunden, nahm er denselben bei Seite und stellte ihm in vertraulichem Zwiegespräche vor, wie ihrem Geschlechte die Herrschaft gesichert sei, wenn sie einträch-

tig zusammen stünden, wie aber ihr Zwiespalt ewige Schande über ihr Haus bringen werde und leicht die Krone einem Dritten zuführen könne. „Daher wollen wir,“ — so schloß er, nach dem Berichte seines trefflichen Biographen Wippo, der selbst jener glänzenden Versammlung beigewohnt — „das Gewisse statt des Ungewissen erwählen und die Gunst des heutigen Tags uns nicht unbenutzt entschwinden lassen. Was ich zu thun gesonnen bin, theurer Vetter, will ich dir vertrauen. Sehe ich die Wähler dir geneigt, so werde ich dir nicht arglistig die Gunst derselben abwendig machen, sondern vielmehr selbst für dich stimmen, und freudiger gewiß als die Andern, weil ich größeren Dankes sicher bin. Sollte dagegen Gott mich erwählt haben, so zweifle ich nicht, daß auch du mir gern Gleiches mit Gleichem vergelten wirst.“ Diese Vorstellungen verfehlten ihres Eindrucks auf den jüngeren Konrad nicht: er erklärte sich mit Allem einverstanden und gab seinem Vetter die freudige Zusage, ihm willig zu huldigen, wenn die Wahl sich für ihn entscheide. Durch herzliche Umarmung und Bruderkuß besiegelten die beiden Nebenbuhler ihre Eintracht.

Die Kunde von der Verständigung der beiden Vettern erfüllte die Anhänger des älteren Konrad mit neuer Zuversicht, und auf Aribos Vorschlag wurde sogleich zur Wahlhandlung geschritten. An dem rechten Ufer des Rheines, bei Ramba, Oppenheim gegenüber, einer Stätte, die längst von den Fluthen des Rheins verschlungen ist, saßen die Fürsten unter freiem Himmel im Kreise, rings umstanden von der Menge des der Entscheidung harrenden Volkes. Zuerst gab, nach altem Brauch, der Erzbischof von Mainz seine Stimme ab, mit den lauten, aus frohbewegter Brust hervorquellenden Worten: „Ich wähle Konrad den Älteren zu meinem König und Herrn, zum Regenten und Schützer des Landes!“ Seinem Beispiele folgend, stimmten alle andern geistlichen Fürsten, wie mit einem Munde, für den ältern Konrad. Dann wurden die weltlichen Fürsten zur Abstimmung aufgerufen. Ihre Reihe eröffnete der jüngere Konrad. Von seinen lothringischen Freunden sich losreisend, die ihn mahnten, sein eigenes Interesse im Auge zu behalten, gab er laut und freudig seine Stimme für seinen Vetter. Tief gerührt von solcher Treue, schloß ihn dieser in seine Arme und räumte ihm den Platz an seiner Seite ein. Die Wahl war entschieden; alle anderen Fürsten stimmten gleichfalls für den älteren Konrad. Nur die lothringischen Herzoge enthielten sich der Wahl und verließen mit vielen Bischöfen und Herren ihres Landes mißmuthig die Versammlung. Ihre Entfernung konnte den Jubel nicht hemmen, mit welchem das Volk den Ausgang der Wahl begrüßte. In den Kreis der Fürsten aber trat Kunigunde, die Kaiserin-Wittve, und übergab dem erwählten König die Reichsinsignien. Es war ihr letztes

öffentliches Auftreten: fern von dem Geräusche der Welt, an die keine Pflicht mehr sie band und die ihr keine Freuden mehr bieten konnte, verbrachte sie fortan ihre Tage in klösterlicher Abgeschlossenheit.

Indessen hatte doch das Auftreten der lothringischen Herzoge, mit denen auch der Erzbischof von Köln den Wahlplatz verlassen, unter dem Volke die Besorgniß feindseliger Absichten geweckt; daher drängte es zur sofortigen Krönung des neuen Königs, zu welcher der Erzbischof Aribo mit Freuden bereit war. So wurde der Beschluß gefaßt, daß Konrad noch an demselben Tage in Mainz die Krone des Reichs empfangen sollte.

Unter dem stürmischen Jubel des in immer zahlreicheren Schaaren herbeigeströmten Volkes begab sich Konrad von dem Wahlplatze nach dem nahen Mainz, wo bereits Vorbereitungen zur Krönungsfeier getroffen wurden. Mit dem Psalmengejang der Priester mischten sich die Freudenlieder des Volkes, und so groß war die Begeisterung, mit welcher das alte Mainz den einziehenden König begrüßte, daß, nach den Worten Wippo's, selbst Karl der Große, wenn er im Kaiserornat unter das Volk getreten wäre, von keinem größeren Jubel hätte empfangen werden können.

Gleich nach seinem Einzuge in die kaiserliche Pfalz wurde Konrad zur Krönung nach dem Dome getragen. Auf dem Wege dahin drängten sich drei Leute von niederem Stande, ein Bauer, eine Wittve und eine Waise, zu ihm heran, um Recht von ihm zu verlangen. Sogleich ließ Konrad den Zug halten, um ihre Klagen zu hören, und erwiderte Denjenigen, die ihn baten, die heilige Handlung nicht zu verzögern: „Ein waderer Mann dürfe nie aufschieben, was er im rechten Augenblicke thun könne.“ Erst nachdem er den Bedrängten zu ihrem Rechte verholfen, setzte er seinen Zug nach dem Dome fort. Das Volk jauchzte auf vor Freude; denn es versprach sich glückliche Tage von dem Regimente eines Königs, der mehr eilte, den Unterdrückten Recht zu schaffen, als sein Haupt mit der Krone zu schmücken.

Nachdem der Zug den Dom erreicht hatte, wurde Konrad von dem Erzbischof Aribo, der ihn am Eingange mit seinem ganzen Klerus erwartete, zum Altare geführt und nach der Sitte der Vorfahren gesalbt und gekrönt. Als ihn hierauf der Erzbischof mit ernstern Worten daran erinnerte, „daß der irdische Herrscher ein Abbild des höchsten Weltherrschers in so großer Reinheit darstellen solle, wie die menschliche Natur sie nur erreichen könne,“ und mit der Mahnung schloß: „an diesem Tage, wo er gleichsam ein anderer Mensch geworden und mit einem Abglanz himmlischer Majestät umkleidet sei, alles zu vergessen, was dahinten liege, und seinen Feinden zu vergeben,“ war der König so ergriffen, daß helle Thränen seinen

Augen entströmten, und mit tiefer Rührung vernahmen die Versammelten aus seinem Munde die feierliche Versicherung, daß er allen seinen Feinden von Herzen verzeihe.

Am die Krönungsfeier schloß sich das festliche Krönungsmahl in der kaiserlichen Pfalz, bei welchem die Herzoge, wie es Sitte war, den neuen König bedienten. Hierauf empfing Konrad die Huldbigung der anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten, der großen Reichsvasallen und der Ritterschaft, und brach dann mit seiner Gemahlin und einem stattlichen Gefolge von Mainz auf, um den üblichen großen Königsritt durch die deutschen Lande anzutreten. Zunächst begab er sich nach Köln, wo der Erzbischof Pilgrim, der sich mit ihm auszusöhnen wünschte, sich gern bereit finden ließ, der Königin Gisela die Krönung zu ertheilen, die ihr Aribo verweigert hatte, weil er ihre Ehe wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit Konrad mißbilligte.

Von Köln wandte sich das Königspaar nach Lothringen, wo die feindliche Haltung der beiden Herzoge die Gegenwart des neuen Herrschers besonders nöthig machte. „Zu Aachen“, erzählt Wippo, „ordnete Konrad, auf dem Marmorstuhle Karls des Großen sitzend, in allgemeiner Reichsversammlung den Staat durch weise Verfügungen. Den Alerus gewann er in öffentlichen Ansprachen durch seine Freundlichkeit; insgeheim aber verhandelte er mit diesem Stande über die wichtigsten Maßregeln. Die Gemüther der Ritterschaft wurden ihm zugeneigt, weil er erklärte, „nie dulden zu wollen, daß alte Lehnen der Väter den Söhnen entzogen würden.“ Indessen erschienen die lothringischen Herzoge nicht vor seinem Throne, und mit ihnen verweigerten ihm auch viele anderen lothringischen Großen die Huldbigung; dagegen neigte sich mit den Bischöfen der größte Theil des Volkes ihm zu.

Von Aachen zog der König nach Lüttich und dann nach Nymwegen, von wo er, nach längerem Verweilen in der alten Kaiserpfalz Karls des Großen, im November seinen Weg nach Sachsen nahm. Ueberall wurde er von der Bevölkerung auf das Freundlichste empfangen, und diejenigen unter den Edlen des Landes, die seiner Wahl und Krönung nicht beigewohnt, eilten herzu, um ihm den Huldbigungsseid zu leisten. Auch die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, die Töchter Otto's II., fanden sich glückwünschend bei ihm ein. Wie in Sachsen, so fand Konrad auf seinem fortgesetzten Königsritte auch in Thüringen, Ostfranken, Baiern, Märrthen und Schwaben freundliches Entgegenkommen und bereitwillige Anerkennung. Die Umsicht, Kraft und Entschlossenheit, womit der neue fränkische Herrscher seines Königsamtes waltete, riefen so sehr die Erinnerung an den großen Frankenkaiser wach, unter dessen Macht sich einst das ganze Abendland gebeugt, daß man von ihm

zu sagen pflegte: „An Konrads Sattel hängen die Steigbügel Karls des Großen.“

Während Konrad im Jahre 1025 zu Konstanz das Pfingstfest feierte, erschien an seinem Hofe der Erzbischof Heribert von Mailand, um den neuen König aufzufordern, zum Empfang der lombardischen Krone über die Alpen zu kommen. In Italien war nämlich nach dem Tode Heinrich's II. ein Zustand wilder Gährung eingetreten. Die meisten Großen und Städte zeigten sich der Fremdherrschaft abgeneigter denn je und gingen mit dem Plane um, einen einheimischen König zu wählen. In Pavia hatte die Wuth der Bevölkerung gegen die Deutschen einen solchen Grad erreicht, daß sie bei der Nachricht von Heinrich's II. Tod die alte Kaiserpfalz von Grund aus zerstört hatte. Indessen sahen die Verständigern unter den Lombarden doch ein, daß bei der herrschenden Uneinigkeit und Parteiung kein anderer Ausweg aus der allgemeinen Verwirrung übrig blieb, als die fernere Anerkennung der deutschen Herrschaft. Ganz besonders war dies die Ansicht des welterfahrenen Heribert, der überdies in der Unterordnung Italiens unter das neue Oberhaupt des Reiches das sicherste Mittel zur Befriedigung seines eigenen Ehrgeizes erblickte. Konrad entließ den einflußreichen Erzbischof mit reichen Geschenken und andern Beweisen seiner Huld und versprach ihm, demnächst mit einem Heere in der Lombardei zu erscheinen. Bald darauf fanden sich zu Konstanz auch Abgeordnete von Pavia ein, um mit listigen Worten die begangene Frevelthat zu beschönigen; denn ihr verwegener Muth war bald verrauht. Konrad entließ sie jedoch mit einem ernsten Verweise, ohne ihnen den nachgesuchten Frieden bewilligt zu haben. Auch aus andern Gegenden Italiens langten Gesandte an Konrads Hof ein, um ihn zu raschem Aufbruch nach ihrem Lande einzuladen. Nichtsdestoweniger sah er sich genöthigt, seinen Zug über die Alpen zu verschieben, weil andere dringendere Angelegenheiten seine Zeit wie seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Der schwache König Rudolf III. von Burgund hatte sich durch seine Vasallen einreden lassen, der mit Heinrich II. geschlossene Erbvertrag habe mit dem Tode dieses Königs seine Kraft verloren, indem er durch denselben nicht dem deutschen Könige, sondern dem Sohne seiner ältesten Schwester die Erbfolge in Burgund verbürgt habe. Dieser Ansicht trat jedoch Konrad mit um so größerer Entschiedenheit entgegen, als außer dem bedrohten Rechte des Reiches auch ein persönliches Interesse für ihn dabei im Spiele war, da er selbst aus seiner Vermählung mit Gisela, einer Nichte König Rudolfs, ein Anrecht auf das burgundische Erbe herleiten konnte. Er brach daher bald nach Basel auf und setzte die Stadt, nachdem er von derselben Besitz genommen, um sie als Unterpfand für die ge-

schlossenen Verträge festzuhalten, in wehrhaften Zustand gegen einen etwaigen Ueberfall. Ueber Straßburg nach dem heimischen Franken zurückgekehrt, berief er einen Reichstag nach Tribur (Juli 1025), um sich mit den Fürsten über seinen Römerzug zu berathen. Schon waren zu demselben alle Vorkehrungen getroffen, als unvorhergesehene Ereignisse den König zwangen, seinen Ausbruch nach Italien zu vertagen, um auf einem andern Schauplatz das Recht und die Marken des Reiches zu schützen.

Am 17. Juni 1025 hatte ein plötzlicher Tod den kriegerischen Polenfürsten Boleslaw Chrobry hinweggerafft, und schon gaben sich die Bewohner der sächsischen Marken der Hoffnung hin, fortan Ruhe zu haben vor ihren polnischen Nachbarn. Aber diese Hoffnung erwies sich bald als eine trügerische; denn Boleslaws Sohn, Miecislaw II., war entschlossen, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Wie die von Boleslaw eroberten Länder, von deren Mitbesitz er seine beiden Brüder ausschloß, so sah er auch die Königskrone als sein rechtmäßiges Erbe an und verweigerte, obgleich durch seine Vermählung mit Richenza, der Tochter Otto's II., mit dem deutschen Königshause verwandt, jede Anerkennung der deutschen Oberhoheit. Kaum hatte er den polnischen Thron bestiegen, als er durch gewaltige, gegen Deutschland gerichtete Kriegsvorkehrungen den König Konrad zur Vertheidigung der deutschen Grenzen gegen sich ins Feld rief.

Um eine Verbindung Miecislaws mit dessen Vetter Kanut, dem ruhmgekrönten Beherrscher von Dänemark und England, zu verhindern, der eben inmitten seiner glänzenden Siegesbahn stand, trat Konrad dem Letzteren die Mark Schleswig ab und erwarb sich dadurch dessen Bundesgenossenschaft, die durch die Verlobung seines noch in den Kinderjahren stehenden Sohnes Heinrich mit Kanuts Tochter Gunhilde besiegelt wurde. So ging die Eroberung Heinrichs I. abermals und zwar für lange Zeiten dem Reiche verloren; aber nicht nur dem König Konrad erwuchs aus dem geschlossenen Vertrag, zu dem die Verhältnisse ihn gezwungen, ein unberechenbarer Vortheil, indem sein Bund mit Kanut den Polenherzog nöthigte, seine Feindseligkeiten gegen das deutsche Reich wenigstens für den Augenblick aufzugeben: auch für die Folgezeit erwies sich derselbe für Deutschland als ein vortheilhafter, indem er einen dauernden, insbesondere für das Aufblühen der deutschen Missionen im Norden höchst erspriesslichen Frieden mit den unruhigen Dänen sicherte.

Kaum war die Gefahr beseitigt, die Deutschland im Osten bedroht hatte, als von Westen her ein neues, schlimmeres Unwetter gegen dasselbe heranzog. Während Konrad noch an der sächsischen Grenze stand, hatten sich die in ihrer Widerseßlichkeit gegen ihn verharrenden lothringischen Herzoge mit dem König Robert von

Frankreich in Verbindung gesetzt, der einen Einfall in das deutsche Reich plante und dabei hauptsächlich auf die Unterstützung der Unzufriedenen in Deutschland zählte. Zu diesen gehörten, außer Gozelo und Friedrich, vornehmlich zwei Männer, die unter allen Fürsten des Reiches dem Throne Konrads am nächsten standen: sein Vetter, der jüngere Konrad, und sein eigener Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Den Ersteren hatte bald nach dem Tode von Ramba das Mißtrauen, welches durch seine fortgesetzte Verbindung mit den lothringischen Herzogen in dem älteren Konrad wachgerufen worden, seinem königlichen Vetter entfremdet, und im Unmuth über seinen geringen Einfluß hatte er sich enger an dessen Gegner angeschlossen; der Letztere war erbittert über die Absichten seines Stiefvaters bezüglich des burgundischen Erbes, auf welches er selbst Ansprüche zu haben glaubte. Ihr gemeinsamer Groll gegen den König machte sie zu Bundesgenossen, und bald schlossen sich ihrer hochverrätherischen Verbindung, die in den lothringischen Herzogen ihre eigentlichen Leiter hatte, auch Andere an, unter ihnen der in Baiern und Schwaben reichbegüterte Graf Welf, ein eifriger Widersacher des am Hofe Konrads in hohem Ansehen stehenden Bischofs Bruno von Augsburg, des Bruders Heinrichs II. Schon war Alles für den Ausbruch der Feindseligkeiten gegen das Oberhaupt des Reiches vorbereitet, als Konrads Erscheinen in Lothringen im Dezember 1025 die Pläne der Verschworenen zu Schanden machte. Nachdem Gozelo, wahrscheinlich durch große Versprechungen von Seiten des Königs gewonnen, sich von seinen Bundesgenossen losgesagt hatte und am Weihnachtsfeste zu Aachen vor dem König erschienen war, um ihm zu huldigen, söhnten sich auch Herzog Friedrich und die übrigen lothringischen Großen mit Konrad aus und leisteten ihm den Huldigungsseid. Bei dieser Sachlage hielt es König Robert für gerathen, auf den geplanten Einfall in das Reich zu verzichten, und so sahen sich die Verschworenen im inneren Deutschland von allen ihren Verbündeten verlassen.

Durch diesen günstigen Umschwung der Dinge von jeder ernstlichen Gefahr in Deutschland befreit, beschloß Konrad, ohne Zögern seinen Römerzug anzutreten. Nachdem er im Februar 1026 das Heer gesammelt, das ihn nach Italien begleiten sollte, berief er einen Reichstag nach Augsburg, um die Reichsangelegenheiten für die Dauer seiner Abwesenheit zu ordnen. Hier erschien unter den Fürsten des Reiches auch Ernst von Schwaben, scheinbar voll Reue, und Konrad gewährte ihm, auf die Fürbitte Gisela's und der Fürsten, die fußfällig ersuchte Verzeihung. Von den übrigen Verschworenen wagte keiner, vor den König zu treten; hinter den Mauern ihrer Burgen versteckt, verharrten sie in ihrem Troke. Konrad strafte sie nur durch Verachtung und begnügte sich damit, seinen bewährten

Freunden ihre Ueberwachung zu übertragen. So fest begründet schien seine Macht, daß die Fürsten seinem Verlangen, seinem achtjährigen Sohne Heinrich die Erbfolge im Reiche zu verbürgen, bereitwillig nachkamen.

Konrads II. Romfahrt.

(1026—1027.)

Nachdem Konrad die Obhut über seinen Sohn und die Leitung der Reichsangelegenheiten dem Bischof Bruno von Augsburg übertragen, trat er im März 1026, in Begleitung seiner Gemahlin, an der Spitze eines zahlreichen Heeres seinen Zug über die Alpen an. Von Verona bis Mailand stieß er nirgends auf Widerstand; alle Städte öffneten ihm bereitwillig die Thore. In Mailand empfing er aus den Händen Heriberts, der ihm einen festlichen Empfang bereitet hatte, am 23. März die eiserne Krone Lombardiens. Hierauf wandte er sich gegen Pavia, das aus Furcht vor der Strafe für die frevelhafte Zerstörung der kaiserlichen Pfalz die geforderte Unterwerfung verweigert und sich mit dem mißvergnügten Adel der Umgegend zu bewaffnetem Widerstande verbündet hatte. Da die Belagerung der volkreichen, rings von Burgen umgebenen Stadt sich in die Länge zog, ließ Konrad einen Theil seines Heeres zur Fortsetzung derselben zurück und wandte sich gegen Ravenna. Ohne Schwierigkeit wurden ihm auf Befehl des Erzbischofs die Thore der Stadt geöffnet; aber der Haß der Ravennaten gegen die Deutschen machte sich in der folgenden Nacht in einem wilden Aufstande Luft, in welchem unter den Begleitern des Königs ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde. Das unerhörte Auftreten des bairischen Grafen Eberhard, der sich an der Spitze der rasch gesammelten deutschen Truppen den Empörern entgegenwarf, schaffte Ordnung, und als Konrad selbst, durch den nächtlichen Tumult aus dem Schlafe gerissen, bewaffnet auf dem Kampfplatze erschien, sah er die Städter in verworrener Flucht den Kirchen zueilen, um in denselben Schutz zu suchen, worauf er Befehl gab, von ihrer Verfolgung abzustehen. Am folgenden Morgen erschienen die Ravennaten, barfuß und im Büßerhemde, die nackten Schwerter um den Hals gehängt, vor dem König, thaten Abbitte und nahmen die ihnen auferlegte Strafe geduldig hin. Seine tapferen Krieger belohnte Konrad nach seiner Gewohnheit mit reichen Geldspenden.

Auch an verschiedenen andern Orten mußte sich Konrad durch Waffengewalt theils von widerspenstigen Städten, theils von dem aufrührerischen Adel Gehorjam erzwingen, doch blieb er überall sieg-

reich, obgleich die während der heißen Jahreszeit in seinem Heere ausgebrochenen Seuchen seine Streitkräfte bedeutend vermindert hatten. Zuletzt widerstand ihm von allen lombardischen Städten nur noch Pavia; als er jedoch mitten im Winter selbst mit seinem ganzen, durch neuen Zuzug aus Deutschland verstärkten Heere vor den Mauern der Stadt erschien, sah sie sich zur Ergebung gezwungen und entging der strengsten Bestrafung nur durch die Fürbitte des heiligen Odilo, der sich in dem königlichen Lager eingefunden, um Konrads Schutz für sein bedrängtes Kloster anzusuchen.

Nach dem Falle von Pavia zog Konrad über den Apennin und fand überall bereitwillige Unterwerfung. Nur Lucca leistete Widerstand; die von dem Markgrafen Rainer von Tuscan vertheidigte Stadt mußte sich jedoch schon nach wenigen Tagen ergeben. Rainer wurde seines Amtes entsetzt und die tuscanische Mark dem getreuen Markgrafen Bonifacius von Canossa übergeben, der durch die Verbindung derselben mit seinen früheren Besitzungen der mächtigste Fürst Italiens wurde. Ungehindert drang Konrad nach der Unterwerfung Lucca's bis Rom vor, wo er von dem Papst Johann XIX. und den Römern feierlich empfangen wurde (21. März 1027).

Johann XIX. war der Bruder des trefflichen Papstes Benedict VIII., der ihm die weltliche Verwaltung Roms übertragen hatte; sein eigentlicher Name war Romanus. Obgleich nicht für den geistlichen Stand erzogen, hatte er nach dem Tode seines Bruders die Römer vermocht, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, worauf er rasch nacheinander alle geistlichen Weihen erhielt. Als Papst regierte Johann XIX. mit Einsicht und Kraft. Besonders innig waren seine Beziehungen zu der berühmten Abtei Clugny. Von ihm war an König Konrad II. im Jahre 1025 die Einladung ergangen, nach Rom zu kommen. Am Osterfeste 1027 setzte er dem König und dessen Gemahlin die Kaiserkrone auf. In der glänzenden Versammlung, die diesem Akte beizwohnte, befanden sich auch König Kanut von Dänemark und England, der als Pilger nach Rom gekommen, und Rudolf III. von Burgund, der durch sein Erscheinen seine friedlichen Gesinnungen gegen Konrad hatte bekunden wollen. Unter den Kirchenfürsten, die sich zu der Kaiserkrönung eingefunden, ragten besonders der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna, Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Magdeburg, sowie der Bischof Bruno von Bamberg und der hochbetagte Meinwerk von Paderborn hervor. Auch der Abt Odilo von Clugny, der würdigste Vertreter des damaligen Mönchthums, war zugegen.

Indessen wurde das Fest in unerwarteter Weise durch einen Streit zwischen den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna ge-

stört, die Beide das Vorrecht in Anspruch nahmen, den König nach seinem Eintritt in die Kirche zum Altare zu führen. Konrad entschied diesen Streit zu Gunsten des Ersteren mit den Worten: „Wer mich zum Könige Italiens gesalbt, soll mich auch dem heiligen Petrus zur Kaiserkrönung vorstellen.“ Da jedoch Heribert, den der Erzbischof von Ravenna zurückgedrängt und der hierauf im Unmuth den Zug verlassen, sich durch die Menge nicht mehr Bahn brechen konnte, ergriff der König die Hand des Bischofs von Vercelli, eines Suffraganen Mailands, damit dem mailändischen Stuhle seine Ehre gewahrt bleibe.

Weit bedenklicher, als der Streit der beiden geistlichen Herren, drohte ein Volksaufstand zu werden, der während der Krönungsfestlichkeiten zu Rom ausbrach. Veranlassung zu demselben gab eine Kuhhaut, wegen deren ein Deutscher mit einem Römer in Streit gerathen war. Da die Deutschen für ihren Landsmann und die Römer für ihren Mitbürger Partei ergriffen, artete derselbe in einen blutigen Straßenkampf aus, in welchem schließlich die Deutschen die Oberhand behielten. Am folgenden Tage erschienen die Urheber des Tumultes vor dem Kaiser, die freien Männer mit nackten Schwertern, die Knechte mit Weidenruthen am Halse, und Allen wurde die verdiente Strafe zuerkannt.

Während der Anwesenheit Konrads in Rom fand dajelbst eine große Synode statt, wie dies nach jeder Kaiserkrönung üblich war. Auf derselben wurde, neben andern wichtigen Angelegenheiten, der alte Rangstreit zwischen den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna für ewige Zeiten zu Gunsten des Ersteren entschieden. Dieser Beschluß gab Veranlassung zu blutigen Händeln zwischen den Vasallen der beiden Erzbischöfe, die mit der Niederlage der Ravenaten endeten.

Nach dem Schlusse der Synode begab sich Konrad nach Unteritalien, um dajelbst seine Herrschaft den Griechen und Sarazenen gegenüber sicher zu stellen und insbesondere die kleineren langobardischen Fürstenthümer dem abendländischen Reiche zu erhalten. Rasch nach einander unterwarfen sich ihm Benevent, Capua und Salerno, theils freiwillig, theils der Gewalt weichend. Der von Heinrich II. entsetzte Fürst Pandulf IV. von Capua, der nach des Kaisers Tod aus seiner Haft in Deutschland entlassen worden war und seinem von Heinrich II. eingesetzten Vetter die Herrschaft wieder entrißen hatte, wurde von Konrad, gegen die feierliche Zusage, daß er fortan keine Veranlassung mehr zu Klagen geben werde, im Besitze seines Fürstenthums belassen. So hatte der Kaiser auf seinem Römerzuge alles erreicht, was er erstrebt, und konnte den Rückzug nach Deutschland mit dem Bewußtsein antreten, daß er seine Herrschaft in Italien dauernd befestigt und in diesem Lande einen Zu-

stand von Sicherheit hergestellt, den dasselbe seit dem Tode Otto's I. nicht mehr gekannt hatte. Er schlug den Weg über die Brennerstraße ein und stand schon in den letzten Tagen des Mai 1027 wieder auf deutscher Erde.

Zweite Empörung gegen Konrad II.

(1027.)

Schon vor seinem Aufbruch von Italien waren dem Kaiser besorgliche Nachrichten aus Deutschland zugekommen, die ihn zur Beschleunigung seiner Rückkehr angespornt. Die Unzufriedenen, die er vor seiner Abreise nicht vollständig überwältigt, weil er ihre Macht für gebrochen hielt, hatten seine Abwesenheit zu einer abermaligen Verschwörung gegen ihn benutzt, und der von ihnen erregte Aufstand erreichte noch einmal eine gefahrdrohende Höhe. Die Seele und der Leiter derselben war Ernst von Schwaben. Als der Graf Welf im Jahre 1026, während der Bischof Bruno von Augsburg zu der Kaiserkrönung nach Rom gegangen, verheerend in dessen Gebiet eingebrochen war, hatte Konrad seinen Stiefsohn nach Deutschland zurückgeschickt, in der sicheren Hoffnung, daß er Alles aufbieten werde, um seinen früheren Genossen zur Pflicht zurückzuführen und den aufrührerischen Elementen wirksam entgegenzutreten. Allein dieser Beweis eines unbegrenzten Vertrauens war ebensovwenig, als die früher erlangte großmüthige Verzeihung, im Stande, seine schlimmen Gelüste niederzuhalten. Er machte auf's Neue mit den Unzufriedenen gemeinsame Sache und fiel, während der Graf Welf fortfuhr, die Anhänger des Königs in Baiern zu bedrängen, mit einer Schaar verwegener junger Leute in den Elsaß ein, wo er die Burgen des Grafen von Dazburg, eines Betters des Kaisers, zerstörte und dessen Gebiet verwüstete. Von hier wandte er sich nach Burgund, um sich dieses Landes zu versichern; er wurde jedoch von dem zurückgekehrten König Rudolf vertrieben und zog hierauf in die Gegend von Zürich, wo er von einer besetzten Burg aus das umliegende Gebiet, besonders die Klöster St. Gallen und Reichenau, mit seinen Raubzügen heimsuchte.

So lagen die Dinge, als Konrad aus Italien zurückkehrte. Unverzüglich traf er energische Maßregeln zur Niederwerfung der Empörung und sah sich bald an dem gewünschten Ziele. Zunächst wurde in Baiern die Macht des Grafen Welf gebrochen und über dessen Besitzungen anderweitig verfügt; dann wandte Konrad, nachdem er auf einem Reichstage zu Regensburg das durch den Tod

des bisherigen Inhabers erledigte Herzogthum Baiern seinem Sohne Heinrich übertragen, seine Waffen gegen Schwaben, den Hauptherd der Empörung, und auch hier genügte sein Erscheinen, die gestörte Ordnung herzustellen. Auf einem für die letzten Tage des Juli nach Ulm zusammenberufenen Reichstage sollte über die Häupter der Empörung, den Herzog Ernst und den Grafen Welf, Gericht gehalten werden. Beide folgten der an sie ergangenen Vorladung; aber Ernst von Schwaben zeigte weder Reue noch irgend welche Geneigtheit zu demüthiger Unterwerfung. Im Vertrauen auf die große Zahl seiner wohlgerüsteten Vasallen glaubte er, mit dem Kaiser wie mit seines Gleichen unterhandeln und nöthigenfalls durch Waffengewalt einen günstigen Frieden erzwingen zu können. Doch seine Vasallen erklärten ihm: „Sie hätten ihm Treue gelobt gegen Jedermann, nur nicht gegen den Schirmvogt ihrer Freiheit, den Kaiser; wolle er sie gegen diesen führen, so seien sie entschlossen, ihn zu verlassen,“ und so blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Um ihn aus Schwaben zu entfernen und von weiteren Empörungen abzuhalten, ließ ihn Konrad als Gefangenen auf das Schloß Giebichenstein bei Halle bringen. Auch Graf Welf unterwarf sich und wurde gleichfalls für einige Zeit in Haft genommen. Das gleiche Schicksal traf mehrere Anderen, die an der Verschwörung Theil gehabt. Einzelne Anhänger Ernsts von Schwaben verweigerten die geforderte Unterwerfung, und ihr Troß konnte nur durch die Erstürmung ihrer Burgen gebrochen werden. Den hartnäckigsten Widerstand leistete Graf Werner von Riburg in der Burg seiner Ahnen unweit Zürich; drei Monate lang wurde die starke Feste vergebens von den Kaiserlichen belagert, bis sie endlich im Herbst von Konrad persönlich eingenommen wurde, der jedoch Werners selbst nicht habhaft werden konnte.

Nach der vollständigen Beruhigung Schwabens begab sich Konrad nach Basel, wo er mit Rudolf III. von Burgund zusammentraf. Die Frucht ihrer freundschaftlichen Besprechungen war der Abschluß eines hauptsächlich durch die Klugheit Gisela's zu Stande gekommenen Vertrags, durch welchen Rudolf nicht nur dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich die Nachfolge im burgundischen Reiche verbürgte, sondern auch dem Ersteren sofort einen gewissen Antheil an dem Regimente einräumte. Von Basel wandte sich der Kaiser nach Franken, um seinen Vetter Konrad, der insgeheim der Empörung Ernsts erheblichen Vorschub geleistet, zur Rechenenschaft zu ziehen. Viele seiner Burgen wurden zerstört, seine Güter und Lehen eingezogen; er selbst blieb des Kaisers Gefangener. Obgleich sich auch der Herzog Friedrich von Oberlothringen während der letzten Wirren unzuverlässig gezeigt, stand Konrad von einer förmlichen Bestrafung

desselben ab, da er sich der Hoffnung hingab, daß ihm das Schicksal seiner Freunde für die Zukunft zur Warnung dienen werde.

So hatte Konrad durch Entschlossenheit und unermüdete Thätigkeit alle Gegner in Deutschland und Italien zur Unterwerfung gezwungen, und jede Auslehnung gegen seinen Willen hatte nur dazu gedient, seine Macht zu befestigen und zu heben. Wie hoch dieselbe gestiegen war, bekundet der Umstand, daß er schon im fünften Jahre seiner Regierung seinem Sohne Heinrich die Nachfolge im Reiche unantastbar sichern konnte. Am Osterfeste des Jahres 1028 wurde der elfjährige Heinrich nach dem Willen des Kaisers und der Fürsten zu Aachen feierlich gesalbt und gekrönt und zwar durch den Erzbischof Pilgrim von Köln, der durch Gisela's Krönung sich und seinem Stuhle dieses lang bestrittene Recht gesichert hatte. Nach nahezu einem halben Jahrhundert war zum ersten Male wieder die Thronfolge im Voraus unumstößlich festgesetzt. „Mit der Gewißheit derselben“, sagt Giesebrecht ebenso wahr als schön, „gewann naturgemäß das Königthum unermesslich an Kraft und Vertrauen; mit derselben mehrten sich aber auch im deutschen Volke die Hoffnungen auf eine ruhigere Entwicklung der Dinge im Innern und eröffneten sich ihm zugleich die lockendsten Aussichten auf die Befestigung seiner weltbeherrschenden Stellung. Die Zukunft leuchtete beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am Horizonte bei Gewitterstürmen.“

Konrads II. Kriege gegen Polen und Ungarn.

(1028—1032.)

Während Konrad die deutsche Herrschaft in Italien neu begründete, war der Osten Europa's durch den ausgebrochenen Kampf um das Erbe Boleslaw Chrobry's in kriegerische Bewegung gesetzt worden. Unfähig, das gewaltige Reich seines Vaters zusammenzuhalten, sah Miecislaw II. im Kampfe gegen seine Nachbarn, die Dänen, die Ungarn und die Russen, eine Eroberung Boleslaws nach der andern dahinschwinden. Kaum hatte er sich jedoch seiner nächsten Feinde entledigt, als er im Jahre 1028 unerwarteter Weise seine Waffen gegen Deutschland richtete, indem er unter gräueltollen Verwüstungen die sächsischen Marken durchzog, um in das Land der Luitizen, der alten Feinde seines Vaters, einzubrechen. Gleichzeitig mit der Kunde hiervon trafen am Hofe Konrads zu Pöhlde am Harze Gesandte der Luitizen ein, die ihn dringend zu einem Kriege gegen Miecislaw aufforderten und ihm für denselben die Unterstützung ihres ganzen Volkes zusagten. Kon-

rad ordnete sogleich kriegerische Rüstungen an und brach im Sommer 1029 gegen die polnische Grenze auf. Aber die Verhältnisse gestalteten sich ungünstig für die Deutschen. Gleich beim Beginne des Krieges gerieth das Heer Konrads in dichte Wälder, weit ausgedehnte Moräste und unbebaute Gegenden, und zu den übergroßen Anstrengungen des Marsches gesellte sich die furchtbarste Hungersnoth. Zudem blieb auch die Mehrzahl der Buitizen aus, und so sah sich der Kaiser zur Umkehr genöthigt, ohne sich nur mit den Polen im Kampfe gemessen zu haben. Das Mißgeschick des deutschen Heeres steigerte die Verwegenheit Miecislaws aufs Höchste. Unter erneuten Verwüstungsgräueln ergossen sich seine Schaaren über die Elbegegenden bis zur Saale. Ueber hundert Dörfer wurden eingäschert, viele Tausende der unglücklichen Bewohner erschlagen und gegen zehntausend Deutsche, unter ihnen der Bischof von Magdeburg, in die polnische Gefangenschaft geschleppt.

Gern wäre Konrad sogleich zu einem neuen Kriege gegen den Polenherzog aufgebrochen; aber die bereits getroffenen Vorkehrungen zu einem Kriege gegen Stephan den Heiligen von Ungarn nöthigten ihn, davon abzustehen. Stephan hatte im Kampfe gegen Miecislaw II. den größten Theil von Mähren erobert und zeigte sich nicht geneigt, die von Konrad beanspruchte Oberlehensherrlichkeit des deutschen Reiches über dieses Land anzuerkennen; der Kaiser hatte daher den Sohn des Böhmenherzogs Udalrich, den jungen, heldenmüthigen Bretislaw, der vor Begierde brannte, das gesunkene Ansehen seines Vaterlandes wieder zu heben, zu einem Kampfe für die Wiedervereinigung Mährens mit Böhmen bewogen, der im Jahre 1029 mit Zustimmung Udalrichs unternommen worden war und die Vertreibung der Ungarn und Polen aus Mähren zur Folge gehabt hatte. Der siegreiche Bretislaw hatte hierauf den Titel eines Herzogs von Mähren angenommen und mit der Lehensherrschaft seines Vaters auch die der deutschen Krone anerkannt. Unterdessen hatte das Zerwürfniß zwischen Konrad und Stephan durch die Annäherung des Letzteren an Polen neue Nahrung erhalten, und so war im Jahre 1030 ein Krieg gegen Ungarn beschloffen worden, zu welchem Konrad die Gesamtkräfte des Reiches aufgeboten hatte.

Mit großer Besorgniß sah Stephan dem Angriff des Kaisers entgegen; denn seine Streitkräfte waren denen der Deutschen bei Weitem nicht gewachsen; dennoch verzagte er nicht, überzeugt, daß der Allmächtige seine gerechte Sache schützen werde. Nachdem er Gebete und Fasten in seinem ganzen Reiche angeordnet, erwartete er gefaßt die Ankunft der feindlichen Schaaren. Konrad rückte mit seinem zahlreichen Heere die Donau entlang bis zur Mündung der Raab vor, sah sich aber bald in seinem Zuge durch die gleichen Schwierigkeiten gehemmt, die seinem Kriege gegen Miecislaw einen

so kläglichen Ausgang bereitet. Auch in Ungarn führte ihn sein Weg durch dichte Wälder und sumpfige Gegenden, und ehe er noch des Feindes ansichtig geworden, der sich immer tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen, brach unter seinen gewaltigen Heermassen eine furchtbare Hungerstoth aus, die ihn zur Umkehr zwang. So war für Stephan, wie durch ein Wunder, die nächste Gefahr beseitigt, und schon im folgenden Jahre gewährte ihm der junge König Heinrich, den Konrad nach dem im April 1029 erfolgten Tode Bruno's von Augsburg der Leitung des Bischofs Engelbert von Freisingen übergeben, auf den Rath der bairischen Großen, ohne Vorwissen seines Vaters, den durch ungarische Gesandte erbetenen Frieden. Selbst Wippo, der entschiedene Lobredner Konrads, gedenkt rühmend der Weisheit des königlichen Knaben, der einem ungerecht beleidigten Fürsten, als er um Frieden bat, denselben nicht habe verweigern wollen.

Günstiger verlief für Konrad der erneute Krieg gegen Polen, für welchen er in Boleslaw Chrobry's ältestem Sohne Besprim oder Otto, der von Miecislaw vertrieben worden und eine Zuflucht bei den Russen gefunden, einen Bundesgenossen gewann. Gegen die Zusage der Anerkennung der deutschen Oberhoheit versprach er demselben seinen Beistand zur Erlangung der polnischen Krone. Von zwei Seiten angegriffen, erlag Miecislaw, und Besprim-Otto bestieg den polnischen Thron, worauf er dem Kaiser den zugesagten Vasalleneid leistete. Miecislaw suchte Zuflucht bei dem Böhmenherzog Udalrich; aber dieser erbot sich sofort, ihn dem Kaiser auszuliefern, dessen Gunst er durch seine zweideutige Haltung im ungarischen Kriege verscherzt hatte und den er sich wieder zum Freunde zu machen wünschte. Konrad war jedoch edel genug, dieses Anerbieten mit der Erklärung zurückzuweisen: er wolle den Feind nicht von dem Feinde erkaufen.

Indessen drohte schon nach wenigen Monaten die Ermordung Besprim's das kaum hergestellte Lebensverhältniß Polens zu dem deutschen Reiche wieder zu zerreißen; denn Miecislaw kehrte nach Polen zurück und riß aufs Neue die Herrschaft an sich. Aber zum ferneren Widerstand gegen den Kaiser fehlte ihm der Muth; er zog es daher vor, sich mit demselben zu vertragen. Nachdem er durch die Vermittlung Gisela's und mehrerer deutschen Fürsten Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft, erschien er am 7. Juni 1032 reuig und demüthig am kaiserlichen Hofe zu Merseburg, um gegen die Verzichtleistung auf den königlichen Titel sein Land aus Konrads Händen als deutsches Lehen zu empfangen und der deutschen Krone den Vasalleneid zu leisten. Auch verstand er sich zur Abtretung der westlichen Theile von Polen, die sein Vetter, der Markgraf Dietrich, zu Lehen erhielt. Zwar versuchte er noch einmal,

die verlorene Selbstständigkeit wieder zu gewinnen, und es gelang ihm in der That, die abgetretenen Theile Polens wieder an sich zu reißen; aber schon im folgenden Jahre setzte der Tod seinen erneuten Feindseligkeiten gegen das deutsche Reich ein Ziel.

Dritte Empörung Ernsts von Schwaben.

(1030.)

Kurz vor dem Ausbruch des ungarischen Krieges hatte Ernst von Schwaben aufs Neue die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Noch ehe Konrad zum Kampfe gegen Miecislaw aufgebrochen, hatte er seinen Stiefsohn und dessen Genossen nicht nur aus ihrer Haft entlassen, sondern auch alle weiteren über sie verhängten Strafen aufgehoben. Graf Welf war in seine Lehen und Würden wieder eingesetzt worden; Konrad der Jüngere hatte eine ehrenvolle Stellung am kaiserlichen Hofe erlangt, und dem Herzog Ernst war sogar die Wiederbelehnung mit seinem Herzogthum Schwaben in Aussicht gestellt worden. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, zu Ostern 1030, bot ihm Konrad sein väterliches Erbe unter der Bedingung an, daß er eidlich gelobe, seinen Freund, Werner von Riburg, der noch immer das Land durch seine abenteuernden Züge beunruhigte, als einen erklärten Reichsfeind mit seiner ganzen Macht zu bekämpfen. Erbittert über dieses Ansinnen, verließ Ernst, das verlangte Gelöbniß entschieden verweigernd, mit trotzigem Ungestüm den kaiserlichen Hof. Der Kaiser, dessen Nachsicht erschöpft war, entzog ihm für immer sein väterliches Herzogthum, sprach über ihn, als einen erklärten Feind des Vaterlandes, die Reichsacht aus und ließ, nach dem einstimmigen Spruch der Fürsten, von den anwesenden Bischöfen über ihn und alle seine Genossen den Bann der Kirche verhängen. Mit dem Herzogthum Schwaben belehnte er Ernsts unmündigen Bruder Hermann.

Der geächtete Ernst nahm seine Zuflucht zu seinem Freunde Werner von Riburg, für welchen er dem Kaiser Troß geboten, und Beide begaben sich mit mehreren andern Genossen zu dem Grafen Ddo von der Champagne, einem andern Neffen Rudolfs von Burgund, in der Hoffnung, ihn wegen des Baseler Vertrags, der auch seine Aussichten auf das burgundische Erbe vernichtet hatte, zu einem Kriege gegen den Kaiser bewegen zu können. Da sie sich in dieser Hoffnung getäuscht sahen, kehrten sie nach Schwaben zurück; aber auch hier fanden sie keine Unterstützung. Von allen Seiten durch die kaiserlichen Vasallen bedrängt, zogen sie sich in die ödesten Gegenden des Schwarzwaldes zurück, wo sie sich in der steilen Fel-

senburg Falkenstein festsetzten. Hier fristeten sie mehrere Monate lang ihr unglückliches Dasein durch Raub und Plünderung, bis es den kaiserlichen Vasallen gelang, ihren Aufenthalt zu entdecken und sich durch einen heimlichen Ueberfall ihrer besten Pferde zu bemächtigen. Ernst, der keine Rettung mehr vor Augen sah und lieber ritterlich kämpfend sterben, als schmachvoll untergehen wollte, verließ mit seinen Genossen die Burg, um seinen Verfolgern entgegenzuziehen. Als er ihrer ansichtig wurde, stürzte er sich mit den Seinen voll tollkühner Kampfeslust in ihre Reihen und fand, nach langem blutigen Ringen der Uebermacht erliegend, mit seinem Freunde Werner und der Mehrzahl seiner Genossen einen ritterlichen Tod. (17. August 1030.) Seine Leiche wurde nach Konstanz gebracht und dort, nach erfolgter Lösung des über ihn verhängten Bannes, in der Marienkirche beigelegt.

Ernst's trauriges Ende verfehlte nicht, das Mitgefühl der Zeitgenossen wachzurufen, und selbst Diejenigen, die in seiner Auflehnung ein schweres Unrecht sahen, gedachten mit Rührung seiner Freundestreue und seines Todesmuthes. In dem Gedächtniß der Nachwelt aber schwand mehr und mehr das Andenken an seine Schuld; nur sein herbes Geschick und sein Heldenthum lebten, in zahllosen Liedern jagenhaft ausgeschmückt, in der Erinnerung fort, und Jahrhunderte lang erfreute sich das deutsche Volk an dem Buch von „Herzog Ernst“, das den kühnen Jüngling im fernen Morgenlande als Kreuzfahrer im Kampfe mit allen Schrecken der Natur, mit Ungeheuern und Feinden aller Art Wunder der Tapferkeit verrichten läßt.

Die Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich.

(1034.)

Zwei Jahre nach dem tragischen Ende Ernst's von Schwaben, am 6. September 1032, starb Rudolf III. von Burgund, nachdem er auf seinem Todesbette Befehl gegeben, nach seinem Hinscheiden dem Kaiser Konrad, der eben an der Nordgrenze seiner deutschen Lande stand, die burgundische Krone nebst der Lanze des heiligen Moriz, dem Banner des Landes, und den andern Insignien der burgundischen Königswürde zu überbringen. Damit war jedoch die Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich noch nicht entschieden; denn Odo von der Champagne, der entschlossen war, seine Erbansprüche mit bewaffneter Hand geltend zu machen, war nach dem Tode Rudolfs in Burgund eingedrungen und hatte bei dem romanischen Theile der Bevölkerung, den Niederburgundern, die von der deutschen Herrschaft Nichts wissen wollten, die bereitwilligste

Aufnahme und Anerkennung gefunden. Gegen ihn mußte also Konrad zu Felde ziehen. Nachdem er sich der Bundesgenossenschaft Heinrichs I. von Frankreich versichert, der mit Odo in Zwiespalt lebte, brach er zu Anfang des Jahres 1033 von Straßburg aus, wo sich die zu ihm haltenden Hochburgunder um ihn geschaart, zum Kampfe gegen Odo auf. Am 2. Februar ließ er sich zu Peterlingen die burgundische Krone aufsetzen und wandte sich dann gegen die von Odo besetzten Burgen von Murten und Neuenburg; die ungewöhnliche Kälte des Winters, „bei welcher Ross und Reiter erfroren,“ zwang ihn jedoch bald, die begonnene Belagerung derselben aufzuheben und von der Fortsetzung seines Winterfeldzugs abzustehen. Er nahm den Rückweg über Zürich, wo mit der Wittve Rudolfs sich mehrere Großen des romanischen Burgund, unter ihnen auch der Graf Hubert von Maurienne, der Stammherr des Hauses Savoyen, zur Huldigung bei ihm einfanden.

Um den Grafen Odo zur Räumung von Burgund zu zwingen, fiel Konrad im folgenden Sommer mit einem zahlreichen Heere in die Champagne ein, wozu ihm sein Bündniß mit dem König von Frankreich die Möglichkeit eröffnete, und suchte dieselbe mit schweren Verwüstungen heim. Rasch eilte Odo aus Burgund herbei, und da er erkannte, daß er dem vollständigen Ruin seiner Erblande nur durch einen schleunigen Frieden mit dem Kaiser vorbeugen könne, entschloß er sich zur Nachgiebigkeit. Er versprach, seine Besatzungen aus den festen Plätzen von Burgund zurückzuziehen, und entsagte allen Ansprüchen auf dieses Land. Konrad verließ hierauf die Champagne und begab sich nach Lothringen, wo er, da der kurz vorher verstorbene Herzog Friedrich keine männlichen Nachkommen hinterlassen hatte, den Herzog Gozelo auch mit Oberlothringen belehnte, so daß Lothringen wieder unter einem Herzog vereinigt war.

Unterdessen hatte Odo von der Champagne seine Zusage bezüglich der Räumung Burgunds vollständig unerfüllt gelassen; Konrad sah sich daher zu einem neuen Zuge gegen den wortbrüchigen Grafen genöthigt und suchte den Erfolg desselben durch die umfassendsten Vorkehrungen zu sichern. Während er selbst im Sommer 1034 vom Rheine bis zur Rhone vorrückte, führten der Erzbischof Heribert von Mailand und der Markgraf Bonifacius ein lombardisch-tuscanisches Heer über den großen Bernhard das Rhonethal entlang bis vor Genf, wo sie mit den Deutschen zusammenstießen. Solchen gewaltigen Streitkräften gegenüber entsank den Anhängern Odo's in Niederburgund der Muth, und sie eilten herbei, um sich durch schleunige Unterwerfung Strafslosigkeit zu erkaufen. Im Dome zu Genf empfing Konrad, mit der burgundischen Krone geschmückt und von einer glänzenden Versammlung deutscher, italienischer und

burgundischer Bischöfe und Fürsten umgeben, am Feste Petri Kettenfeier die Huldigung der niederburgundischen Großen. Die wenigen Widerspenstigen wurden durch Verbannung nach Deutschland gestraft. Als Unterpfand für die Treue der Burgunder nahm Konrad, als er im Herbst ihr Land verließ, eine große Anzahl von Geiseln mit.

So war die Einverleibung Burgunds in das römische Reich deutscher Nation zur vollendeten Thatsache geworden. War das gewonnene Land schon durch die fruchtbaren Ebenen, die sich zwischen den unwirthlichen, im Eise starrenden Alpengegenden ausdehnen, und durch die große Zahl altberühmter, noch immer blühender Städte, wie Lyon, Bienne, Arles, Marseille, Genf und Besançon, an sich eine glänzende Eroberung, so wurde die Bedeutung derselben besonders dadurch zu einer unberechenbaren, daß sie die kaiserliche Herrschaft über Italien vor jedem äußeren Angriffe sicherte und zugleich das Uebergewicht des deutschen Ostreichs über das französische Westreich auf das Augenfälligste befundete.

Kaum minder wichtig, als für die Machtstellung Deutschlands, war für Burgund selbst seine Vereinigung mit dem deutschen Reiche. Bei der geringen Stärke der königlichen Macht hatten die Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, ein entschiedenes Uebergewicht über die Krone erlangt, welche nicht mehr im Stande war, dem gleichsam zum obersten Gesetze des Landes erhobenen Fehderecht irgend welche Schranke zu setzen. Ganz besonders war unter der langen und unseligen Regierung Rudolfs III. die Gesetzlosigkeit zu einer unerträglichen Höhe gestiegen, und schwer leuzte namentlich die niedere Bevölkerung unter der Gewalttherrschaft und den steten Kämpfen der Territorialherren. Vergebens hatte die Geistlichkeit dem immer mehr überhand nehmenden Fehdewesen durch die Einführung eines „Gottesfriedens,“ der Treuga Dei (Waffenstillstand Gottes), zu steuern gesucht, nach welcher bei Strafe des Bannes Niemand mehr Blutrache und Gewaltthätigkeiten üben und von Mittwoch Abend bis Montag Morgen, sowie während der ganzen Advents- und Osterzeit und an allen Festen Maria's und der Heiligen, aller Waffenstreit ruhen sollte. Da ihren Bemühungen der Rückhalt eines starken Königthums fehlte, konnten sie nur einen vorübergehenden Erfolg erzielen. Mit der Unterordnung des Landes unter das mächtige Scepter der deutschen Kaiser wurde es anders. Krone und Clerus wirkten fortan gemeinsam für die Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung, und so bahnte sich, unter dem Schutze des endlich zur Geltung gekommenen Gesetzes, ein friedlicherer Zustand an, bei welchem die Kräfte des Volkes und des Landes sich entfalten konnten. Wie sehr die heilsamen Wirkungen des kaiserlichen Regiments von den Burgundern selbst anerkannt wurden, be-

weist der Ausspruch Wippo's, der durch seine Geburt diesem Lande angehörte: „Die Sonne gehe unter, wenn der Kaiser Burgund verlasse, und sie verbreitete auf's Neue ihr strahlendes Licht, wenn er zurückkehre. Nichts wünsche Burgund mehr, als ihn, den Urheber alles Friedens, stets in seiner Mitte zu sehen.“

Konrad II. als Regent.

Mit der Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich hatte Kaiser Konrad dem stolzen Gebäude seiner Macht und seines Ruhmes den Schlussstein eingefügt. Nie hatte seit der Theilung des karolingischen Reiches eine solche Machtfülle in der Hand eines Mannes geruht. Deutschland, Italien und Burgund standen unmittelbar unter Konrads Herrschaft; dem ohnehin schwachen König des westlichen Frankenreichs hatte der mit Konrad geschlossene Vertrag die Hände gebunden; das gewaltige Reich Boleslaw Chrobry's war zertrümmert, mit Ungarn ein friedliches Verhältniß geschaffen: keine Gefahr bedrohte mehr die Ostgrenze des Reiches. Der mächtige Beherrscher des Nordens, der große Kanut, der Einzige, der dem deutschen Reiche hätte gefährlich werden können, war durch eine unverbrüchliche Freundschaft mit dem deutschen Kaiser verbunden und der zwischen ihnen geschlossene Bund durch die Vermählung ihrer Kinder besiegelt.

Der Kaiser fühlte sich glücklich im Besitze der errungenen und gesicherten Macht, deren Erlangung das hervorragendste Ziel seines Strebens gewesen. Eine schlichte und derbe Natur, ein gerades und ritterliches Gemüth, war er für höhere geistige Bestrebungen weder gebildet noch von Natur empfänglich. Dabei besaß er jedoch den Instinkt der Herrschaft in ungewöhnlichem Grade und erfaßte mit staunenswürdiger Schärfe alles, was seinen politischen Zwecken dienen konnte. In allen Lagen seines Lebens voll Muth, Festigkeit und Selbstvertrauen, gerieth er nie auf die Bahn einer furchtsamen und schwankenden Politik; alle seine Unternehmungen gingen gerade und unmittelbar auf ein klar erkanntes Ziel los. Obgleich die errungene Machtfülle zum größten Theile das Werk seines ausdauernden Muthes war, vergaß er doch nicht, wie sehr sein trefflicher Vorgänger ihn hierin vorgearbeitet; daher blieb er auch den Grundsätzen treu, die Heinrich II. Regierung geleitet hatten, und die unter diesem begonnene Entwicklung der inneren Verhältnisse des Reiches setzte sich unter ihm ununterbrochen fort.

Wie Heinrich II., so versammelte auch Konrad die Großen des Reiches häufig zu Land- und Reichstagen, um sich mit ihnen über die zu treffenden Maßregeln zu berathen, wobei er allerdings stets

durch sein entschiedenes, kraftvolles Auftreten seinen Ansichten das Uebergewicht zu verschaffen und seine Absichten durchzusetzen wußte. Das Hauptziel seiner Bestrebungen war die Steigerung der Kaisergewalt, einerseits durch die Schwächung der Macht der großen Vasallen und andererseits durch die Erblichmachung des Königthums. Das Mittel zur Erreichung dieser beiden Zwecke fand er hauptsächlich in der Erblichmachung der großen, wie der kleinen Lehen. Allerdings gab er, indem er den großen Vasallen die langerstrebte Erblichkeit ihrer Lehengüter gewährte, ein wesentliches Recht der Krone auf; allein er konnte dafür auch von ihnen, gleichsam als Ausgleichung, die Anerkennung der Erblichkeit der Krone fordern und überdies verlangen, daß sie ihren Lehensleuten das Gleiche gewährten, was er ihnen bewilligte. Die Erblichkeit der kleinen Lehen trug aber nicht nur wesentlich zur Schwächung der großen Vasallen bei, indem sie dadurch die unbeschränkte Gewalt über ihre Gefolgschaften verloren, sondern sie sicherte auch der Krone in dem Stande der kleinen Vasallen, die nunmehr gegen jede Willkür ihrer Lehensherren Schutz bei dem Kaiser suchen konnten, einen zahlreichen Anhang, auf dessen Treue sie rechnen konnte. Durch die Befestigung der Lehensverhältnisse wurden überdies unzählige Veranlassungen zu Friedensbruch und Gewaltthätigkeiten beseitigt, und der Landfrieden, für dessen Aufrechterhaltung Konrad den gleichen Eifer an den Tag legte, wie sein Vorgänger, erschien fortan ungleich weniger bedroht als vordem.

Auch durch die Verringerung der Zahl der Herzogthümer suchte Konrad die Macht der Krone zu erhöhen; daher belehnte er seinen Sohn Heinrich, dem er bereits im Jahre 1027 das durch den Tod des kinderlosen Herzogs Heinrich erledigte Baiern verliehen, nach dem Tode des kinderlosen Hermann von Schwaben auch mit diesem Herzogthum, behielt Franken unter seiner eigenen, unmittelbaren Verwaltung und verlieh das Herzogthum Kärnthen, das seinem Inhaber, dem Herzog Adalbero, wegen dessen feindseliger Haltung gegen den Kaiser durch den Spruch des Fürstengerichts entzogen worden, seinem kinderlosen Vetter Konrad.

Wenn wir Konrad II. in seinem weltlichen Regimente, insbesondere in seinem Streben, ein mächtiges und geachtetes Königthum zu schaffen, ganz in die Fußstapfen Heinrichs II. treten sehen, so zeigt er sich uns in seinem Verhältniß zur Kirche und in seinem Walten auf kirchlichem Gebiete als ein ganz Anderer. In seinen rastlosen Bemühungen für die Steigerung der Kaisergewalt vergaß er nicht nur seine Pflichten als oberster Schirmherr der Kirche, sondern schädigte auch ihr Interesse, indem er dasselbe dem seiner Machtstellung unterordnete. Obgleich er von Natur ein frommes Gemüth und ein gläubiges Herz besaß und nicht nur sein Leben den Vorschriften der Kirche gemäß einrichtete, sondern auch Kirchen und

Klöster mit königlicher Freigebigkeit bedachte und Kirchenbauten von seltener Pracht und Größe ausführte, fehlte ihm doch das richtige Verständniß für das, was der Kirche gerade zu seiner Zeit besonders Noth that. Um in in den kirchlichen Würdenträgern willfährige Werkzeuge für seine politischen Zwecke zu besitzen, verlieh er die erledigten Bisthümer und Abteien nur Solchen, auf deren persönliche Ergebenheit er zählen konnte, ohne Rücksicht auf ihre Gesinnung in kirchlichen Dingen und ihre Befähigung zur Erfüllung ihrer geistlichen Obliegenheiten. Dabei ließ er sich sogar oft die Investitur bezahlen und eröffnete dadurch der Simonie ihre verhängnißvolle Bahn. Ohne irgend welchen Sinn für kirchliche Reformen, that er für dieselben nicht nur gar Nichts, sondern trat sogar nicht selten den in Vorschlag gebrachten hindernd entgegen, weil ihm jede selbstständige Regung der Geistlichkeit bedenklich schien. So erlahmte unter seiner Regierung der reformatorische Eifer selbst der edelsten Männer, und die kirchlichen Verhältnisse gestalteten sich immer trauriger, besonders in Italien, wo unter dem ganz in weltliche Angelegenheiten verstrickten Klerus der unkirchliche Sinn immer weiter um sich griff und mehr und mehr in einem anstößigen Lebenswandel zu Tage trat. Wenn es in dieser Beziehung in Deutschland besser stand, so hatte dies seinen Grund einzig darin, daß in dem deutschen Klerus die altgermanische gute Sitte noch nicht erstorben war und in den deutschen Bischöfen noch eine reiches Maß wahren Glaubensmuthes und aufopfernder Liebe fortlebte.

Konrads zweiter Zug nach Italien. — Sein Tod.

Während Konrad in den deutschen Bischöfen nur Stützen seiner Macht fand, drohte das Streben der Bischöfe Italiens, sich zu wirklichen Landesherren aufzuwerfen, der kaiserlichen Autorität in diesem Lande eine Schranke zu ziehen. Besonders gefährlich erschien in dieser Hinsicht der ehrgeizige Erzbischof *Heribert*, dessen Macht innerhalb des Gebietes von Mailand eine nahezu unbeschränkte geworden. Konrad benutzte daher einen im Jahre 1036 gegen Heribert ausgebrochenen Aufstand der aufstrebenden städtischen Bevölkerungen, die zur Bekämpfung seiner Willkürherrschaft in einen mächtigen Bund, die *Motta*, zusammengetreten waren, zu einem zweiten Zuge nach Italien, um die Verhältnisse in der Lombardei seinen Zwecken entsprechend zu ordnen. Er berief den Erzbischof vor einen Gerichtstag nach Pavia, um sich wegen der ihm zur Last gelegten Gewaltthatigkeiten zu rechtfertigen. Heribert erschien, weigerte sich jedoch mit trotzigem Stolze, der Versammlung Rede zu stehen. Der heftig erzürnte Kaiser ließ ihn gefangen nehmen und übergab ihn

der Bewachung des Herzogs Konrad von Kärnthen und des Patriarchen von Aquileja.

Diese rücksichtslose Strenge gegen einen der ersten Kirchenfürsten des Abendlandes, dessen Vergehen noch nicht einmal festgestellt waren, führte einen unerwarteten Umschwung in der Stimmung der Lombarden herbei. Der Unwille über die Gewaltthätigkeiten des Erzbischofs wurde durch den neuerwachten Haß gegen die deutsche Oberherrschaft in den Hintergrund gedrängt, und als es Heribert gelungen war, aus seiner Haft zu entkommen, scharten sich alle Parteien um ihn zum gemeinsamen Kampfe gegen den Kaiser. Triumphirend kehrte er nach Mailand zurück, zu dessen Vertheidigung die umfassendsten Vorkehrungen getroffen wurden.

Fest entschlossen, die Stadt zur Ergebung zu zwingen, ließ Konrad an alle italienischen Fürsten, die auf seiner Seite standen, die Aufforderung ergehen, ihre Streitkräfte zu den seinigen stoßen zu lassen, und erschien zu Anfang Mai mit einem zahlreichen Heere vor den Mauern von Mailand; er fand jedoch einen so hartnäckigen Widerstand, daß er die Hoffnung aufgeben mußte, die Stadt mit den ihm zu Gebote stehenden Streitkräften in seine Gewalt zu bekommen. Um die Balvasoren — so wurden in Italien die kleinen Vasallen genannt — auf seine Seite zu ziehen, erließ er am 28. Mai 1037 im Feldlager von Mailand die wichtige Constitutio de feudis, durch welche die Erblichkeit der Lehen gesetzlich eingeführt und zugleich der Willkür der Lehensherren gegen ihre Lehensleute durch die Bestimmung eine Schranke gezogen wurde, daß kein Lehensmann seines Lehens auf andere Weise beraubt werden könne, als durch den Urtheilspruch eines Gerichtshofes seiner Standesgenossen wegen erwiesener Schuld, und daß den Dienstmannen ebenso gut wie den Lehensherren die Berufung an den Kaiser zustehen solle. Obgleich diese Constitution alle Forderungen der Balvasoren befriedigte, führte sie doch dem Kaiser nicht sogleich die erwartete Unterstützung derselben zu, und da mittlerweile die heiße Jahreszeit angebrochen war, die den Deutschen in Italien so leicht verderblich wird, sah er sich nach wiederholten vergeblichen Bemühungen, den Widerstand der Mailänder zu brechen, genöthigt, die Belagerung der Stadt aufzuheben. Ehe er aus seinem Lager aufbrach, um sein Heer in die kühleren Thäler der Alpen zu verlegen, entsetzte er Heribert, ohne jedwedes rechtliche Verfahren, durch kaiserlichen Machtpruch seines Erzbisthums und übertrug dasselbe seinem Kaplan Ambrosius, einem geborenen Mailänder.

Obgleich die anwesenden Bischöfe das allen Kirchengesetzen zuwiderlaufende Verfahren des Kaisers entschieden mißbilligten, wagte keiner Widerspruch dagegen zu erheben. Heribert aber, durch des Kaisers Machtpruch auf das Aeußerste gereizt und durch die Gunst

der Umstände zu immer kühnerem Vorgehen angepornt, beschloß, an dem Kaiser das Wiedervergeltungsrecht zu üben und durch die Vernichtung der deutschen Herrschaft in Italien seine Machtstellung zu sichern. Im Vereine mit den Bischöfen von Piacenza, Cremona und Vercelli, die bis dahin auf Konrads Seite gestanden, von Heribert jedoch für seine Zwecke gewonnen worden waren, da dessen Abjektivung sie mit Besorgnissen für ihre eigene Stellung erfüllt hatte, bot er dem Grafen Odo von der Champagne die lombardische Krone an. Dieser nahm das gefährliche Geschenk an und fiel sofort in Lothringen ein, um den Kaiser zur Rückkehr aus Italien zu zwingen; er unterlag jedoch im Kampfe gegen den Herzog Gozelo und fand selbst am 15. November 1037 in der Schlacht bei Bar den Tod.

Unterdessen hatte Konrad durch die ihm ganz ergebene Markgräfin Bertha von Turin, die ihre Tochter mit dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Sohne der Kaiserin Gisela, vermählt und dessen Belehnung mit der seit Kurzem durch den Tod ihres Gemahls erledigten Mark Turin erlangt hatte, genaue Kunde von der gegen ihn angesponnenen Verschwörung erhalten. Diese kluge Fürstin hatte nämlich, nachdem sie erfahren, daß die Verschworenen Unterhändler abgeordnet, die mit den Gesandten Odo's zusammen treffen sollten, ihre Dienstleute an den von ihr erspähten Ort der Zusammenkunft geschickt, und es war diesen gelungen, sämtlicher Unterhändler habhaft zu werden, worauf die Markgräfin dieselben zu dem Kaiser hatte bringen lassen. Da die bei Heriberts Unterhändler vorgefundenen Briefe unwiderlegliche Beweise für die hochverräterischen Pläne der Verschworenen enthielten, ließ Konrad die Bischöfe von Piacenza, Cremona und Vercelli ergreifen und gefangen nach Deutschland abführen, wo sie bis nach seinem Tode zurückgehalten wurden. Heribert, den Konrads strafende Hand nicht erreichen konnte, war weder durch dessen Drohungen noch durch die ihm angebotene Verzeihung zur Unterwerfung zu bewegen; Konrad hielt es jedoch nicht für gerathen, den Kampf gegen ihn wieder aufzunehmen, sondern beschränkte sich darauf, das mailändische Gebiet durch seine Anhänger verwüsten zu lassen. Er selbst ging über den Po, um das Weihnachtsfest in Parma zu feiern und dann nach Unteritalien zu ziehen, wo seine Gegenwart zur Herstellung der gestörten Ordnung dringend geboten erschien.

In Parma kam es am Weihnachtstage zwischen den deutschen Krieglern und den Bürgern der Stadt zu Streitigkeiten, die bald in einen hitzigen Kampf ausarteten. Da die Gefahr für die Deutschen immer größer wurde, ließ der Kaiser Brandfackeln in die Stadt werfen, um durch den Feuerschein die in der Umgegend lagernden Kriegsschaaren herbei zu rufen. Mit ihrer Hilfe wurde der Auf-

stand bewältigt, und schwer mußten die Parmesaner für denselben büßen. Nachdem Mord und Plünderung furchtbar in der Stadt gewüthet, ließ Konrad einen großen Theil ihrer Mauern niederreißen, zum warnenden Beispiel für andere Städte, die zu Aufruhr und Empörung geneigt sein könnten.

Zu Anfang des Jahres 1038 brach Konrad nach Tuscien auf, von wo er sich gegen Ostern nach dem Herzogthum Spoleto begab. Zu Spella, wo er das Osterfest feierte, traf er mit dem von den Römern vertriebenen Benedikt IX. zusammen. Obgleich dieser Papst, Johanns IX. und Benedikts VIII. Nefte, der, kaum zwanzig Jahre alt, durch die Ränke seiner Familie auf den Stuhl Petri erhoben worden, durch sein unwürdiges Leben die Kirche betrübte, erfreute er sich der Gunst des Kaisers, weil er den Wünschen desselben stets mit großer Bereitwilligkeit entgegen kam. Nachdem Konrad den Papst nach Rom zurückgeführt, setzte er seinen Zug nach dem südlichen Italien fort, das durch die Gewaltthätigkeiten Pandulfs IV. in schwere Wirren gestürzt war. Uneingedenk seiner dem Kaiser gemachten Zusagen, hatte dieser ruchlose Fürst, nachdem er sich des Beistandes der zu jener Zeit in großen Schaaren nach Unteritalien gekommenen normannischen Abenteurer versichert, die Gebiete seiner Nachbarn mit unaufhörlichen räuberischen Einfällen heimgesucht, und auch für sein eigenes Land war seine Herrschaft zum furchtbaren Fluche geworden. Ganz besonders schwer hatten Kirchen und Klöster unter seiner schamlosen Raubgier und wilden Grausamkeit zu leiden; namentlich war die althehrwürdige Abtei Monte Cassino durch ihn an den Rand des Untergangs gebracht worden. Nachdem er sich fast aller ihrer liegenden Güter bemächtigt und sogar ihre geweihten kostbaren Gefäße geraubt, hatte er den von Heinrich II. eingesetzten Abt durch die schmachvollste Behandlung zur Flucht genöthigt, um eines seiner Geschöpfe an dessen Stelle zu setzen. Der Kaiser, vor welchem in seinem Lager vor Mailand mehrere Mönche von Monte Cassino erschienen waren, um seinen Schutz für ihr schwer bedrängtes Kloster zu erlehen, berief den tyrannischen Fürsten, der sich geweigert hatte, seinem Befehle zur sofortigen Herausgabe aller dem Kloster von Monte Cassino geraubten Güter und Schätze nachzukommen, nach Troja vor seinen Richterstuhl. Da er nicht erschien, sondern sich auf eines seiner festen Schlösser zurückzog, in welchem er seinen Raub geborgen hatte, erklärte ihn Konrad, nachdem er mit Heeresmacht in das Gebiet von Capua eingerückt war und in demselben Ordnung und Gesezlichkeit hergestellt hatte, seines Fürstenthums verlustig und verlieh dasselbe dem Fürsten Waimar von Salerno. Pandulf, der sich in seiner Felsenburg nicht mehr zu halten vermochte, entfloh nach Konstantinopel.

Nachdem Konrad auf den Wunsch Waimars, der zur Behauptung

tung seiner Stellung den Beistand der Normannen nicht entbehren zu können glaubte, den normannischen Ritter Rainulf mit der Grafschaft Aversa belehnt und die zur Wahrung seines kaiserlichen Ansehens in den südlichen Provinzen des Reiches nothwendigen Anordnungen getroffen, trat er den Heimweg an. Da sich die nachtheiligen Einwirkungen der inzwischen angebrochenen heißen Jahreszeit auf den Gesundheitszustand seiner Truppen bereits in bedenklicher Weise bemerklich machten, wurde der Zug durch die Marken möglichst beschleunigt, und im Juli 1038 war das deutsche Heer wieder in der Lombardei, wo Heribert noch immer seine Macht behauptete. So schwer es auch dem Kaiser wurde, Italien zu verlassen, ohne Mailand bezwungen zu haben, konnte er doch seinen Aufbruch nach Deutschland nicht verzögern; denn die in seinem Lager herrschende Seuche machte schreckenerregende Fortschritte. Selbst die Gemahlin seines Sohnes, König Ranuts liebliche Tochter, und sein Stieffohn Hermann von Schwaben erlagen derselben. Im August ging er über den Brenner, nachdem ihm die italienischen Fürsten das Versprechen gegeben, die Belagerung von Mailand wieder aufzunehmen und ein ganzes Jahr lang fortzusetzen.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland, wo während seiner Abwesenheit die Ruhe in keiner Weise gestört worden, vollzog Konrad die Belehnung seines Sohnes Heinrich mit dem erledigten Herzogthum Schwaben und begab sich dann nach Burgund. Hier ordnete er auf einer Reichsversammlung alle Angelegenheiten des Landes und übertrug, mit Zustimmung des Adels und des Volkes, die Regierung über dieses neuervorbene Reich seinem Sohne, der hierauf zu Solothurn feierlich zum König von Burgund gekrönt wurde und die Huldigung der Großen empfing. Zu Anfang Dezember kehrte der Kaiser nach den Rheinlanden zurück, von wo er sich zur Feier des Weihnachtstfestes nach Goslar begab. Im folgenden Jahre setzte er seine Rundreise durch das Reich fort. Zu Rymwegen, wo er in der alten Kaiserpfalz Karls des Großen, seinem Lieblingsaufenthalte, im Kreise vieler Fürsten und Edlen das Osterfest feierte und zahlreiche Gesandte empfing, die den Tribut der umwohnenden Völker überbrachten, überfiel ihn ein heftiger Gichtanfall, der zu Utrecht bei der überaus glänzenden Feier des Pfingstfestes in solcher Stärke wiederkehrte, daß der Kaiser sein Ende nahe fühlte. Er beschied die anwesenden Bischöfe zu sich und empfing, nachdem er ein reumüthiges Bekenntniß seiner Sündenschuld abgelegt hatte, die Sterbesakramente. Hierauf nahm er von Gisela und seinem Sohne mit herzlichen Worten Abschied und hauchte bald darauf den letzten Athemzug aus. Sein Todestag war der 4. Juni 1039. Konrads Leiche wurde, nach vollzogener Einbalsamirung, unter feierlichem Gepränge über Köln, Mainz und Worms nach Speier gebracht und in

der dortigen, von ihm gegründeten großartigen Domkirche beigelegt. Mit tiefer Rührung sah die zahllos herbeigeströmte Menge, wie der junge König Heinrich selbst den Sarg des Vaters auf seinen Schultern zur Gruft tragen half.

II.

Kaiser Heinrich III.

(1039—1056.)

Heinrich III. war zweiundzwanzig Jahre alt, als ihn der Tod seines Vaters auf den deutschen Königsthron berief, bei dessen Besitzergreifung ihm, Dank der von seinem Vater getroffenen Vorsichtsmaßregeln, von keiner Seite ernstliche Schwierigkeiten bereitet wurden. Der junge König, der von seiner schwärzlichen Gesichtsfarbe den Beinamen „der Schwarze“ erhielt, war, nach der Schilderung Lamberts von Aichaffenburg, von edler Gestalt und so hohem Wuchs, daß er um eines Hauptes Länge das übrige Volk überragte. Schon frühe hatte er glänzende Beweise einer reichen geistigen Begabung gegeben, die von seinem Regimente um so mehr das Glückliche erwarten ließ, als die von seinem Vater ihm gestattete Theilnahme an den Reichsgeschäften ihm Gelegenheit verschafft hatte, manche schätzenswerthe Erfahrung zu sammeln; dabei besaß er eine so hervorragende Bildung, daß Wippo von ihm sagt: kein König sei gelehrter und kenne besser, was das Gesetz verbiete, als er schon in den frühesten Jahren zu studieren begonnen. Mit den trefflichen Eigenschaften seines Vaters: einer unerschütterlichen Seelenstärke, einem scharfen Verstande und großer persönlicher Tapferkeit, verband er einen überwiegend ernsten Sinn und ein tief religiöses Gemüth, zugleich aber auch das stolze Bewußtsein von der Bedeutung seiner ererbten Würde und Stellung, jowie den festen Willen, die Kaisergewalt auf dem von seinem Vater eingeschlagenen Wege zu ihrer höchsten Entfaltung zu führen. Die Erreichung dieses Zieles schien ihm auch bei den günstigen Verhältnissen, unter welchen er die Regierung antrat, in sicherer Aussicht zu stehen. In Deutschland, Italien und Burgund war seine Herrschaft fest begründet; an der Ostgrenze des Reiches hatte sein Vater nach verwickelten Kämpfen dem kaiserlichen Ansehen Geltung verschafft; das deutsche Herzogthum war fast vernichtet, denn da Franken, Schwaben und Baiern ihm selbst gehörten, gab es nur noch zwei Herzoge, die von Sachsen und von Lothringen; der päpstliche Stuhl war durch die Unwürdigkeit seines letzten Inhabers erniedrigt und zum Tummel-

platz eines weltlichen Parteigetriebes geworden; die übrigen Herrscher Europa's aber waren, theils in Folge der inneren Verhältnisse ihrer Reiche, theils durch persönliche Unfähigkeit, dem deutschen Kaiser gegenüber fast machtlos. Aber unter dem Einflusse dieser günstigen Verhältnisse steigerte sich Heinrichs Streben nach der Erweiterung seiner Herrschergewalt zu einer Höhe, die ihn mitunter die rechten Grenzen aus den Augen verlieren ließ. So griff er auch in die kirchlichen Angelegenheiten in einer Weise ein, welche der Würde der Kirche nicht entsprach; doch war er dabei von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, das Wohl derselben zu fördern.

Gleich nach der Beendigung seines Königsrittes durch die deutschen Lande, bei welchem ihm überall die vollste Ergebenheit entgegenkam, der er durch zahlreiche Beweise seines Rechtsgefühls und seiner Friedensliebe neue Nahrung gab, sah sich Heinrich zu einem Kriege gegen den Böhmenherzog Bretislaw gezwungen, der in die Fußstapfen Boleslaw Chrobry's zu treten und Böhmen zum Mittelpunkt eines großen Slavenreichs zu machen gedachte. Mit einem zahlreichen Heere, für welches er die gesammte weiffähige Mannschaft Böhmens aufgeboden, unter Androhung der Todesstrafe für die Verweigerung der Heerfolge, war derselbe im Sommer 1039 in Polen eingefallen, um dieses Land, in welchem nach dem Tode Miecislaws II. (1035) blutige Wirren ausgebrochen, dem Sohne Miecislaws, dem minderjährigen Kasimir, zu entreißen, den seine Mutter Richenza, eine Tochter des Pfalzgrafen Ezo bei Rhein, nach Deutschland geflüchtet, und hatte, nachdem er siegreich bis Gnesen vorgebrungen, die Gebeine des heiligen Adalbert als Nationalheiligthum nach Prag gebracht, das die Metropole des neuen Slavenreichs werden sollte. Auf die Kunde von diesen Vorgängen war Heinrich, seinen Zug durch das Reich unterbrechend, von Sachsen aus mit einem rasch gesammelten Heere gegen Böhmen aufgebrochen; als ihm jedoch Bretislaw, um die drohende Gefahr von sich abzuwenden, seinen Sohn Spitihnew als Geißel für seine Treue gesandt mit der Zusage, daß er den rückständigen Tribut pünktlich entrichtete und demnächst persönlich zur Huldigung am kaiserlichen Hof erscheinen werde, hatte er von dem Böhmenkriege Abstand genommen. Da Bretislaw, der nur Zeit zu umfassenden Rüstungen hatte gewinnen wollen, seine Zusage unerfüllt ließ, rückte Heinrich im folgenden Jahre (1040) mit einem zahlreichen, in Baiern und Franken gesammelten Heere von Regensburg aus gegen die böhmische Grenze vor, während ein zweites, aus Thüringern bestehendes Heer unter der Führung des tapferen Markgrafen Eckhard von Meissen und des Erzbischofs Bardo von Mainz von Norden her in Böhmen eindringen sollte; allein Bretislaw hatte die Pässe des Böhmerwaldes in so trefflichen Vertheidigungszustand gesetzt, daß alle Be-

mühungen Heinrichs, in das Innere Böhmens vorzudringen, trotz der ausdauerndsten Tapferkeit seiner Schaaren erfolglos blieben und er sich genöthigt sah, mit schweren Verlusten den Rückzug anzutreten und den Führern des thüringischen Heeres, das inzwischen durch das Erzgebirg in Böhmen eingedrungen, aber allein der Macht Bretislaws nicht gewachsen war, den Befehl zur Rückkehr zukommen zu lassen. Im folgenden Jahre erneuerte er seinen Feldzug, für welchen abermals zwei Heere ausgerüstet wurden, und diesmal gelang es beiden Heeren, bis tief in das Innere Böhmens vorzudringen und vor Prag ein gemeinsames Lager zu beziehen.

Jetzt entsank dem Böhmenherzog, dessen Lage um so gefährdeter war, als die Treue der Seinen zu wanken begann, der Muth zu längerem Widerstande. Er bat um Frieden und erlangte denselben gegen die Zusage vollständiger Unterwerfung und die Verpflichtung zum Schadenersatz und zur Entrichtung einer Buße von achttausend Pfund Silber, sowie zur Freilassung der polnischen Gefangenen. Als Buße für die unrechtmäßige Verletzung der Gebeine des heiligen Adalbert wurde ihm die Errichtung eines reich auszustattenden Klosters auferlegt. Barfuß und im Büßergewande erschien er im October vor dem Kaiser zu Regensburg, überlieferte ihm knieend die herzogliche Fahne Böhmens und leistete Verzicht auf seine polnischen Eroberungen. Heinrich gab ihm nicht nur sein Herzogthum zurück, sondern ließ ihm auch Schlesien und schenkte ihm überdies die Hälfte der ausbedungenen Geldbuße. Durch diese Milde sicherte sich Heinrich die dauernde Treue und Ergebenheit des tapferen Böhmenherzogs, der ihn in allen späteren Kämpfen auf das Wirksamste unterstützte. Der polnische Thronerbe Kasimir kehrte als Vasall der deutschen Krone in sein Reich zurück.

An den böhmischen Krieg sollte sich ein Feldzug gegen den König Peter von Ungarn, den Nachfolger Stephans des Heiligen, reihen, der den Böhmen Beistand geleistet; doch noch ehe Heinrich zu demselben aufbrechen konnte, wurde Peter, welcher sich durch Grausamkeit verhaßt gemacht, von der nicht ganz unterdrückten heidnischen Partei vertrieben und an seiner Stelle Stephans Schwager Aba auf den Thron erhoben. Hilfsuchend erschien Peter vor Heinrich III., worauf auch Gesandte Aba's bei demselben eintrafen mit der übermüthigen Anfrage, ob er Frieden oder Krieg mit den Magyaren wolle. Auf Heinrichs ausweichende Antwort fiel Aba, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, in die Ostmark ein, verwüstete dieselbe, sowie das angrenzende Steiermark, und führte Tausende von Gefangenen nach Ungarn; er wurde jedoch von dem Markgrafen Adalbert mit einem rasch gesammelten Heere verfolgt und aufs Haupt geschlagen. Im Juli 1042 brach Heinrich selbst zum Kampfe gegen Aba auf, nahm Preßburg und zwang durch sein

siegreiches Vordringen bis zum Gransluß den Ungarkönig zur Flucht. Die entschiedene Abneigung der Ungarn gegen Peter bewog ihn, von der beabsichtigten Wiedereinsetzung desselben Abstand zu nehmen und statt seiner einen andern Neffen Stephans auf den Thron zu erheben. Kaum hatte jedoch Heinrich Ungarn verlassen, als Alba aufs Neue die Herrschaft an sich riß, in deren Besitz er sich durch ein Bündniß mit dem deutschen König zu sichern suchte. Die dieserhalb angeknüpften Unterhandlungen verliefen jedoch fruchtlos, und Heinrich drang im Jahre 1043 zum andern Male in Ungarn ein, worauf Alba, ohne Widerstand zu versuchen, sich durch die weitgehendsten Zugeständnisse und die Anerkennung der deutschen Oberhoheit Frieden erkaufte. Das von ihm an Heinrich abgetretene Gebiet zwischen der March und der Leitha wurde mit der Ostmark vereinigt, die durch die Ungarkriege eine erhöhte Bedeutung erhielt.

Indessen ließ Alba nicht nur seine Zusagen unerfüllt, sondern rüstete auch im folgenden Jahre zu einem neuem Kriegszuge gegen Deutschland. Heinrich erschien daher zum dritten Male in Ungarn und erfocht über Alba, der ihm mit bedeutender Uebermacht entgegen gezogen, bei Menfö unweit Raab durch die rasche Entschlossenheit, mit welcher er zum Angriff schritt, und die todesmuthige Tapferkeit seiner Schaaren einen entscheidenden Sieg. Während Alba in das Innere Ungarns flüchtete, wo er später den Tod durch Mörderhände fand, zog Heinrich nach der alten ungarischen Hauptstadt Stuhlweissenburg, deren Thore ihm sofort geöffnet wurden. Hier führte er, nachdem er Alba der königlichen Würde verlustig erklärt, seinen Schützling Peter, der das deutsche Heer begleitet hatte, auf den Stuhl des hl. Stephan zurück und verfügte, daß zu dessen Schutz eine starke baierische Besatzung im Lande zurückbleiben solle; auch gab er den Ungarn, auf deren Bitte, baierisches Recht, d. h. er verkündete den in Baiern giltigen Landfrieden. Alba's goldene Königslanze, die bei der Verfolgung des Feindes erbeutet worden, sandte Heinrich, von Dank gegen Gott erfüllt, der ihm den Sieg verliehen, als Weihegeschenk nach Rom, wo sie in der Peterskirche aufgehängt wurde.

Im folgenden Jahre kam Heinrich nochmals nach Ungarn und feierte mit Peter, der ihm an der Grenze einen glänzenden Empfang bereitet hatte, in Stuhlweissenburg das Pfingstfest. Bei dieser Gelegenheit übergab ihm Peter im Angesichte des ganzen Volkes sein Reich unter dem Bilde einer goldenen Lanze, worauf er dasselbe von Heinrich als deutsches Lehen für seine Lebenszeit zurückerhielt. Obgleich dieses Lehenverhältniß Ungarns zu dem deutschen Reiche nur ein vorübergehendes war, trug es doch wesentlich dazu bei, alle diejenigen Einrichtungen dauernd sicher zu stellen, auf welchen die Umwandlung dieses Landes in einen christlichen Staat beruhte.

Schon im Jahre 1042 hatte der russische Großfürst Jaroslaw, der eifrig bemüht war, freundschaftliche Verbindungen mit dem deutschen Hofe anzuknüpfen, Heinrich III. durch eine glänzende Gesandtschaft die Hand seiner Tochter anbieten lassen; dieser hatte sich jedoch bereits eine andere zweite Gemahlin ausersehen, und ihre Hand war ihm zugesagt worden. Seine Verlobte war Agnes von Poitou, die Tochter Herzog Wilhelms des Großen von Aquitanien, die nicht nur durch ihre dem königlichen Hause an Macht kaum nachstehende Familie ihrem Gemahle einen nachhaltigen Einfluß auf die französischen Angelegenheiten sicherte, sondern ihm auch durch ihre ausgedehnten Familienverbindungen in Italien und Burgund im ganzen westlichen Europa die mannigfachsten Beziehungen eröffnete. Ihre Vermählung mit Heinrich fand im Herbst 1043 statt, worauf sie zu Mainz als deutsche Königin gekrönt wurde. Mit dieser seiner zweiten Vermählung, welche die Kaiserin Gisela nicht mehr erlebt hatte — sie war am 14. Februar 1043 der Ruhr erlegen und hatte in der Domkirche zu Speier an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls ihre Ruhestätte gefunden — lenkte Heinrichs Politik in andere Bahnen ein. Während er Anfangs in der Erweiterung seines Reiches nach Osten seine Hauptaufgabe gesehen zu haben schien, waren seine Blicke fortan mehr nach dem Westen gerichtet; denn bei der Schwäche des französischen Königthums und dem gesicherten Besitze von Burgund erschien ihm die Verwandlung des fränkischen Westreichs in eine Provinz des deutschen Kaiserthums nur noch als eine Frage der Zeit.

Als eine wichtige Folge der Vermählung Heinrichs III. mit Agnes von Poitou erwiesen sich zunächst die engen Beziehungen, in welche der König mit den Cluniacensern trat, deren Kloster einem Herzog von Aquitanien seine Entstehung verdankte. Von dem reformatorischen Geiste dieses Ordens ergriffen, suchte er besonders der Simonie entgegenzuwirken, welche die Cluniacenser schon lange für den eigentlichen Krebschaden der Kirche erklärt hatten. Er erließ ein für sein ganzes Reich gültiges Edikt, kraft dessen fortan keine kirchliche Würde und kein geistlicher Grad mehr für Geld ertheilt werden und Jeder, der sich unterfangen werde, für dieselben Etwas zu geben oder zu nehmen, seines Amtes verlustig sein sollte. Den gleichen Eifer, mit welchem er die Simonie bekämpfte, zeigte er für die Förderung der *Trouga Dei*, die sich von Aquitanien aus, wo sie seit dem Jahre 1041 in Geltung war, bereits über den größten Theil von Frankreich verbreitet hatte, während die Bemühungen der Cluniacenser, sie von Burgund aus auch in Italien einzuführen, nur einen vorübergehenden Erfolg gehabt hatten. Um dem Gottesfrieden auch in Deutschland Eingang zu verschaffen, hielt er bei seiner Rückkehr aus Ungarn im Jahre 1043 in der Domkirche zu

Konstanz in einer zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Großen eine feurige Rede, worin er erklärte, daß er allen seinen Widersachern verzeihe, und alle Anwesenden dringend ermahnte, das Gleiche zu thun und alle Fehden ruhen zu lassen. Um diesen Ermahnungen größeren Nachdruck zu verleihen, erließ er ein besonderes Friedensedikt, durch welches in der That für eine Zeitlang dem Fehdewesen gesteuert wurde.

Zu Anfang des Jahres 1044 starb der Herzog Gozelo von Lothringen und hinterließ, außer einem in den Dienst der Kirche getretenen Sohne, dem Cardinal Friedrich, der später als Stephan IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, zwei andere Söhne, von denen der ältere, Gottfried der Bärtige, Oberlothringen und der jüngere, Gozelo II., der Feige genannt, Niederlothringen erhalten sollte. Gottfried, ein Mann voll Thatkraft und kriegerischen Muthes, erhob jedoch Anspruch auf das ganze Erbe seines Vaters und hoffte um so sicherer auf eine günstige Entscheidung von Seiten Heinrichs, als er bereits dem kaiserlichen Hause die wichtigsten Dienste geleistet, indem er es hauptsächlich gewesen, der unter Konrad II. den in Lothringen eingefallenen Odo von der Champagne zu Falle gebracht. Indessen beharrte Heinrich bei der Theilung Lothringens und reizte dadurch den Zorn des trotzigem Herzogs aufs Höchste. Entschlossen, sein vermeintliches Recht mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, verbündete sich derselbe mit Heinrich I. von Frankreich und zettelte zugleich mit mehreren unzufriedenen Großen aus dem romanischen Theile von Burgund eine Verschwörung gegen den König an. Sobald dieser von dem Berrathe des Herzogs Kunde erhielt, berief er ihn vor ein Fürstengericht. Gottfried versuchte zu läugnen, er wurde jedoch für überführt erklärt und zum Verluste seines Herzogthums, sowie zu längerer Haft verurtheilt, aus welcher er jedoch wieder entlassen wurde, nachdem er einen seiner Söhne als Geißel gestellt. Da dieser bald darauf starb, griff Gottfried zu den Waffen und drang verheerend in Lothringen ein. Zu gleicher Zeit kam auch der Aufruhr in Burgund zum Ausbruch. Da Heinrich eben in Ungarn beschäftigt war, konnte er erst zu Anfang des folgenden Jahres (1045) gegen den eidbrüchigen Herzog und dessen burgundische Bundesgenossen zu Felde ziehen. Nach kurzem Kampfe sah sich Gottfried zur Flucht genöthigt, worauf Heinrich auch in Burgund mit leichter Mühe die Ordnung herstellte. Im Juli erschien Gottfried vor dem König, um dessen Gnade zu ersuchen; er wurde jedoch durch den gemeinsamen Spruch Heinrichs und der Großen als rückfälliger Rebell zu enger Haft auf dem Schlosse Giebichenstein verurtheilt. Nach dem im Jahre 1046 erfolgten Tode seines Bruders wurde er aus seiner Haft entlassen und erhielt von Heinrich, mit der fußfällig erbetenen

Verzeihung, Oberlothringen zurück, während der lothringische Graf Friedrich von Lützelburg, ein Neffe der Kaiserin Kunigunde, mit Niederlothringen belehnt wurde. Nur mit Mühe hielt der ehrgeizige Gottfried, der sich auf ganz Lothringen Rechnung gemacht, einen neuen gewaltthamen Ausbruch seiner wild erregten Leidenschaft zurück; doch bewahrte er in seinem Herzen einen tiefen Groll gegen den König, und nur zu bald sollte ihm Gelegenheit werden, seine Rachepläne gegen denselben zur Ausführung zu bringen.

Während Heinrich mit der Niederwerfung der im Westen ausgebrochenen Aufstände beschäftigt war, hatten die Vintzen, die schon in Konrads II. letzter Regierungszeit die Grenze des Reiches beunruhigt, von diesem aber zur Unterwerfung gezwungen worden, ihre Feindseligkeiten gegen das deutsche Reich erneuert; als Heinrich jedoch gegen sie zu Felde zog, entsank ihnen der Muth, und sie versprachen, Friede zu halten und den bisherigen Tribut fort zu entrichten. Bald darauf gelang es den Bemühungen des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der die Mission unter ihnen wieder in Aufschwung gebracht, sie zur Annahme des Christenthums zu bewegen.

Nachdem Heinrich die Ruhe in Deutschland vollständig herstellt, trat er im Sommer 1046 mit einem zahlreichen, wohl ausgerüsteten Heere seinen Römerzug an. In der Lombardei fand er vollständige Ordnung. Heribert, der sich gleich nach Heinrichs Regierungsantritt mit demselben verglichen, war im vorhergehenden Jahre gestorben, und der von Heinrich ernannte neue Erzbischof von Mailand hielt durch eine kluge Regierung den Frieden mit seinen Unterthanen wie mit seinen Nachbarn aufrecht. Auch der alte Haß gegen die Deutschen schien erloschen; denn überall wurde der König, den man als strengen, aber gerechten Regenten und als den mächtigsten Fürsten der Welt achten und fürchten gelernt, mit Jubel empfangen. Der Zweck, den er bei seiner Romfahrt vor Augen hatte, war ein doppelter: neben dem Empfang der Kaiserkrone galt es für ihn die Beseitigung der bei Hohen und Niedern herrschenden Mißbräuche. Wie sehr dieselben die gesammte christliche Welt geschädigt hatten, erhellt aus den Schilderungen zahlreicher glaubwürdiger Zeitgenossen. „Die ganze Welt lag im Argen,“ jagt Bruno von Segni, ein Biograph Papst Leo's IX.; „die Frömmigkeit war verschwunden, die Gerechtigkeit zu Grunde gegangen und die Wahrheit begraben. Unbilligkeit und Habgucht führten die Regierung; Simon der Magier hatte die Kirche im Besitz, und die Priester, allen Ausschweifungen ergeben, schämten sich nicht, Frauen zu haben.“

In Rom besonders hatte die moralische Zerrüttung unter dem Aleruz, wie unter dem Volke, eine große Ausdehnung erreicht. Die höchsten Kirchenstellen wurden oft um Geld verkauft. Miethlinge walteten häufig an den Stätten, die nur der Tugend und dem Talente

gebührten, und die Kinder der beweibten Priester rissen sich um das Kirchengut. Dabei war die Hauptstadt der christlichen Welt der Schauplatz der ärgsten Wirren und wüthender Parteikämpfe geworden, in welchen man sich mit den verwerflichsten Waffen bekämpfte. Die Grafen von Tusculum, die der Kirche in dem unwürdigen Benedikt IX. bereits den siebenten Papst aus ihrer Familie gegeben, schienen das Pontifikat fast wie ein ihnen zugefallenes Erbtheil zu betrachten und suchten Klerus und Volk von jeder Bethheiligung an der Papstwahl gewaltsam zurückzudrängen.

Im Jahre 1044 führte der wachsende Unwille über die Anmaßungen der Tusculaner zu einem Aufstand des römischen Volkes gegen ihren Schützling Benedikt IX., und die Gegenpartei erhob den Bischof des Sabinerlandes als Sylvester III. auf den päpstlichen Stuhl; aber schon nach einigen Wochen wurde der vertriebene Benedikt durch die Macht seines Hauses nach Rom zurückgeführt, worauf er seinen Gegner mit dem Banne belegte. Im folgenden Jahre legte er jedoch die Tiara nieder. Wie er durch Simonie den päpstlichen Stuhl bestiegen, so beschloß er auch sein Pontifikat mit einem Akte der Simonie: er verkaufte die päpstliche Würde für 1000 Pfund Silber an Johann Gratianus, einen römischen Erzpriester, der als Gregor VI. den päpstlichen Stuhl bestieg. Nur um die Kirche ihrer Erniedrigung zu entreißen, hatte der wegen seiner Tugenden allgemein geachtete Gregor sich entschlossen, zur Erlangung der päpstlichen Würde von einem unrechtmäßigen Mittel Gebrauch zu machen, und mit dem rühmlichsten Eifer schritt er sofort zu heilsamen Reformen, worin er besonders durch die Cluniacenser unterstützt wurde. Indessen hatte Benedikt, der sich auf ein Schloß seiner Familie zurückgezogen, bald seine Entsagung bereut und nahm auf's Neue die päpstliche Würde in Anspruch. Auch Sylvester III. hatte wieder Anhänger gefunden, und so stritten sich drei Männer um das Pontifikat, wodurch die Verwirrung einen furchtbaren Höhegrad erreichte und die Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl immer mehr geschwächt wurde.

Inzwischen hatte Heinrich zu Pavia, wo er die lombardische Krone empfangen, eine Synode gehalten und war hierauf in Piacenza mit Gregor VI. zusammen getroffen, der sich, seiner Einladung folgend, dorthin begeben. Auf Heinrich's Wunsch berief derselbe zur Schlichtung der kirchlichen Wirren eine Synode nach Sutri, welche am 20. Dezember 1046 im Beisein Heinrich's durch Gregor eröffnet wurde. Die überaus zahlreiche und glänzende Versammlung verwies Sylvester III. als Simonist und Eindringling in ein Kloster und schritt dann zur Untersuchung der Sache Gregor's VI. Da seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als eine simonistische erkannt wurde, verzichtete er, nachdem ihm selbst die

Entscheidung anheimgegeben worden, unter demüthiger Abbitte für seine Schuld, auf das Pontifikat, indem er von dem päpstlichen Throne herabstieg und das hohepriesterliche Gewand ablegte. Benedikts IX., der trotz wiederholter Vorladung nicht erschienen war, wurde nicht weiter gedacht. Auf Heinrichs Vorschlag wurde der Bischof Suidger von Bamberg auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den er, als der zweite deutsche Papst, unter dem Namen Clemens II. bestieg. Nach beendigter Papstwahl begab sich die ganze Versammlung nach Rom, und am Weihnachtsfeste setzte der neue Papst, nachdem er selbst in der Peterskirche die Weihe empfangen, dem deutschen König und seiner Gemahlin die Kaiserkrone auf. Geblendet von der ungeheuren Machtentfaltung und den glänzenden Erfolgen des neuen Kaisers, jauchzten ihm die Römer mit stürmischem Jubel zu und überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Ergebenheit. Die römische Volksgemeinde verlieh ihm für sich und seine Nachkommen das Patriciat, — die Würde, kraft deren seit Otto's III. Tagen zuerst die Crescentier und dann die Tusculaner meist willkürlich den päpstlichen Stuhl besetzt hatten, — und gestand ihm, im Einvernehmen mit dem Klerus, das Recht zu, daß ohne seine Zustimmung Niemand Papst werden solle. Damit war allerdings die Papstwahl der Willkür der römischen Adelparteien entzogen, zugleich aber auch dem Kaiser auf dieselbe ein die Freiheit der Kirche bedrohender Einfluß gesichert.

Clemens II., der den größten Eifer für die kirchliche Reform an den Tag legte, hielt zu Rom in Gegenwart des Kaisers eine große Synode, auf welcher durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie für die ganze abendländische Kirche gefaßt wurden. Auf den Verkauf geistlicher Würden wurde der Kirchenbann, auf den Empfang der Weihe von einem Simonisten eine vierzigtägige Kirchenbuße gesetzt. Nach dem Schluß dieser Synode durchzog Heinrich die Umgegend von Rom, um den rebellischen Adel durch die Zerstörung seiner Burgen zur Unterwerfung zu zwingen, und brach dann, von Clemens II. begleitet, nach Unteritalien auf, um die Verhältnisse der dortigen Fürstenthümer zu ordnen. Kurz vorher waren die zwölf Söhne Tanfreds von Hauteville, eines Ritters aus der Normandie, der alten skandinavischen Wanderlust folgend, nach Sicilien gekommen, wo sie den Griechen gegen die Sarazenen Beistand geleistet. Von hier aus hatte einer derselben, Wilhelm der Eisenarm, Apulien erobert, in dessen Besitz ihm bei seinem Tode im Jahre 1046 sein Bruder Drogo gefolgt war. Dieser erschien zu Capua vor Heinrich III., um die Belehnung für seine Grafschaft Apulien nachzusuchen, und erhielt dieselbe. So schob Heinrich die Grenzen des Kaiserthums noch weiter nach Süden vor und überließ die Vertheidigung derselben den tapferen französischen Rittern.

Von Capua begab sich der Kaiser in Begleitung des Papstes nach Benevent, das sich aus Furcht vor den Normannen an den griechischen Kaiser angeschlossen. Da die Bürgerschaft sowohl dem Kaiser als dem Papste beharrlich die Aufnahme verweigerte, sprach Clemens über die Stadt und ihr Gebiet den Bann aus; der Kaiser aber, den es zur Rückkehr nach Deutschland drängte, überließ die Züchtigung der widerspenstigen Stadt dem Grafen Drogo und seinen Normannen.

Heinrich eilte durch die Marken nach der Lombardei zurück. In Mantua, wo er das Osterfest gefeiert, sah er sich durch eine schwere Krankheit zu längerem Verweilen genöthigt; erst zu Anfang Mai (1047) konnte er den Rückweg nach Deutschland über den Brenner antreten. In seinem Gefolge befand sich Gregor VI. mit seinem treuen Freunde Hildebrand, dem nachmaligen großen Papste Gregor VII., der ihm als sein Kaplan in die Verbannung gefolgt war. Heinrich wies ihm Köln als Wohnsitz an, wo er im folgenden Jahre starb. Nach seinem Tode trat Hildebrand in das Kloster Clugny ein, in dessen stillen Räumen in dem Geiste des jungen Klerikers alle jene hohen Gedanken zur Reife gelangten, durch deren Verwirklichung er später, als Werkzeug der göttlichen Vorsehung, der Retter der Kirche werden sollte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien war Heinrich III. eifrig bemüht, die auf den Synoden von Pavia und Rom gefassten Reformbeschlüsse auch in Deutschland zur Geltung zu bringen. In diese Bestrebungen griffen jedoch bald politische Wirren im Innern und Gefahren von Außen störend ein. Das immer deutlicher zu Tage tretende Streben Heinrichs, sich zum Oberherrn über die gesammte abendländische Welt aufzuwerfen, hatte einen weit verbreiteten Widerstand gegen ihn ins Leben gerufen, der um so gefährlicher zu werden drohte, als er sich im Geheimen zu bedeutender Stärke entwickeln konnte. Der Mittelpunkt aller feindlichen Bestrebungen gegen Heinrich war der Herzog Gottfried von Lothringen, der seine Rachegeanken nicht aufgegeben hatte und trotz der wachsenden Macht des Kaisers der sichereren Hoffnung lebte, daß die Gelegenheit zu ihrer Ausführung ihm nicht fehlen werde. Während Heinrich in Italien weilte, hatte er seine früheren Verbindungen mit dem König von Frankreich erneuert und im Vereine mit den Grafen Balduin von Flandern, Hermann von Mons und Dietrich von Holland Alles zu einem großen Aufstand in Lothringen vorbereitet, der während eines neuen von Heinrich beschlossenen Feldzugs gegen Ungarn zum Ausbruch kommen sollte.

Der König Peter war nämlich während Heinrichs Aufenthalt in Italien von seinen Gegnern, die nichts Geringeres erstrebten, als die Wiederherstellung des alten Götzendienstes, der Herrschaft

entkleidet und an seine Stelle *Andreas*, der Sohn eines Neffen *Stephans des Heiligen*, auf den Thron erhoben worden. Während die Kirchen zerstört und die christlichen Priester theils vertrieben, theils ermordet wurden, suchte Peter sein Heil in der Flucht; er wurde jedoch ergriffen und nach *Stuhlweissenburg* gebracht, wo man ihm die Augen austach und ihn dann schmachvoll zu Tode marterte. Obgleich *Andreas*, sobald sich der erste Aufbruch gelegt, nicht nur die heidnischen Gräuel wieder abgeschafft und aus den Händen eines dem Tode entronnenen Bischofs die ungarische Krone empfangen, sondern auch Gesandte an *Heinrich III.* abgeordnet hatte, um durch die Zusage seiner Vasallentreue und der Entrichtung eines jährlichen Tributs dessen Anerkennung zu erlangen, traf *Heinrich* nach seiner Rückkehr aus *Italien* Vorkehrungen zu einem bewaffneten Zuge nach *Ungarn*, und schon stand er im Begriffe, dahin aufzubrechen, als die unzweideutigsten Beweise von den hochverrätherischen Plänen, die in *Lothringen* gegen ihn gesponnen wurden, ihm die Gefahr verkündeten, die ihm von dort her drohte. Er eilte sogleich an den *Rhein*, von wo er im *September* gegen den Grafen *Dietrich* aufbrach, der bereits die Fahne des Aufbruchs entfaltet hatte. Mit einem zahlreichen Heere drang er in *Holland* ein; er stieß jedoch in diesem wasserreichen Lande, in welchem sein Heer sich nicht frei bewegen und daher nur langsam vordringen konnte, auf so unüberwindliche Schwierigkeiten, daß er sich zum Rückzuge entschließen mußte, auf welchem er durch die in leichten Rähnen seinem Heere nachziehenden *Friesen* bedeutende Verluste erlitt.

Unterdessen hatte auch *Gottfried* mit den übrigen Verschworenen die Feindseligkeiten eröffnet und die *Kaiserburg* zu *Nymwegen*, die alte *Pfalz Karls des Großen*, geplündert und zerstört. Dann war er, nach einem Angriff auf den hochbetagten Bischof von *Lüttich*, der die Ehre des Kaisers kraftvoll und muthig vertheidigte, gegen *Verdun*, die Wiege seiner Ahnen, aufgebrochen und hatte diese Stadt in einen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt, unter welchem auch der Dom mit seinen Schätzen und heiligen Geräthen begraben worden. *Heinrich* erklärte den Herzog, der durch diesen Vandalismus den Abscheu aller Wohlgesinnten erweckt hatte, seines Herzogthums verlustig und verlieh dasselbe dem im *Elfaß*, in *Franken* und im oberen *Lothringen* reich begüterten Grafen *Adalbert von Elzengau*, einem nahen Verwandten seines Hauses. Damit war jedoch *Gottfrieds* Macht nicht gebrochen, sein Ingrimm aber nur um so mehr gesteigert. Mit dem Aufgebot aller Kräfte warf er sich in den wildesten Verzweilungskampf, und es war nicht zu verkennen, daß *Heinrichs* Niederlage in *Holland* ihm und seinen Verbündeten über denselben einen nicht unbedeutenden Vortheil verschafft hatte.

Des Kaisers Lage wurde verschlimmert durch Unruhen in Burgund und in Italien, sowie durch die drohende Haltung Frankreichs und Ungarns; dennoch verlor er nicht einen Augenblick sein stolzes Selbstgefühl, sondern stellte den inneren und äußeren Gefahren die muthigste Entschlossenheit, zugleich aber auch die besonnenste Vorsicht entgegen. Die größte Sorge bereitete ihm die unerwartet eingetretene Erledigung des päpstlichen Stuhles. Clemens II. war am 9. Oktober 1047 in einem kleinen Kloster am Apennin, unweit Pesaro, wohin er sich zurückgezogen, — wahrscheinlich um der den Deutschen so gefährlichen Fieberluft Roms zu entgehen — durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft worden. Benedikt IX., der sogleich mit Hilfe seiner Verwandten nach Rom zurückgekehrt war, wollte jetzt den päpstlichen Stuhl aufs Neue besteigen. Indessen schickten die Römer, eingedenk der dem Kaiser gemachten Zusagen, Gesandte nach Deutschland mit dem Auftrag, mit ihm über die Aufstellung eines neuen Papstes zu verhandeln.

Man rieth dem Kaiser, den früher trotz der Mängel seiner Wahl von allen Gutgesinnten als rechtmäßigen Papst erkannten Gregor VI. auf den päpstlichen Stuhl zurückzuführen; er ging jedoch nicht auf diesen Vorschlag ein, sondern verlieh die päpstliche Würde dem Bischof Poppo von Brixen und beauftragte den Markgrafen Bonifacius von Tuscanen, den erwählten Papst, der sogleich in Begleitung mehrerer deutschen Bischöfe die Reise über die Alpen antrat, nach Rom zu führen und gegen die Tusculaner zu schützen. Da jedoch der Markgraf selbst insgeheim mit Benedikt IX. in Verbindung getreten war, weigerte er sich, den kaiserlichen Auftrag zu vollziehen; erst als Heinrich denselben mit der Drohung wiederholte, daß er selbst mit Heeresmacht nach Italien aufbrechen werde, falls der Markgraf in seiner Weigerung beharre, brach er mit dem deutschen Papste nach Rom auf und entfernte die Tusculaner aus der Stadt, worauf Poppo im Juli 1048 als Damasus II. inthronisirt wurde. Benedikt IX. verließ Rom und zog sich in ein Kloster zurück, in welchem er sein Leben büßfertig beschloß.

Unterdessen hatte Heinrich auf einem Reichstage zu Ulm das Herzogthum Schwaben dem Markgrafen Otto von Schweinfurt, aus dem Geschlechte der Babenberger, verliehen und war dann, den Kampf gegen Gottfried seinen Getreuen überlassend, nach der Südgrenze Deutschlands aufgebrochen, um die Vorgänge in Burgund und Italien beobachten und etwaigen ernstern Gefahren in diesen Ländern sofort entgegentreten zu können. Mit dem König von Frankreich knüpfte er durch die Vermittlung des Bischofs Bruno von Toul Unterhandlungen an, in Folge deren eine persönliche Zusammenkunft beider Monarchen verabredet wurde. Diese fand im

Oktober 1047 zu Treviso statt und endete mit der Wiederherstellung des Friedens zwischen beiden Reichen und dem Abschlusse eines Freundschaftsbündnisses.

Inzwischen war der päpstliche Stuhl zum andern Male erledigt worden; denn Damasus II. war am 9. August, fast unmittelbar nach seiner Inthronisation, zu Palestrina, in der Nähe von Rom, eines eben so plötzlichen Todes gestorben, wie sein Vorgänger. Abermals erschienen Gesandte aus Rom vor dem Kaiser, um sich einen neuen Papst zu erbitten; da sich jedoch das Gerücht verbreitet hatte, daß Damasus durch Gift den Tod gefunden, zeigte sich keiner der deutschen Bischöfe geneigt, die gefährliche Würde anzunehmen. Heinrich berief daher eine Versammlung von Bischöfen und weltlichen Großen nach Worms, um sich mit ihnen über die zu treffende Wahl zu berathen. Einstimmig wurde von der Versammlung der Bischof Bruno von Toul in Vorschlag gebracht; auch die römischen Gesandten, die den Eifer dieses frommen Mannes für die Kirchenreform durch seine häufigen Pilgerfahrten nach Rom kennen gelernt, traten diesem Vorschlage bei, und so wurde er von Heinrich als Papst anerkannt. Bruno nahm die Wahl nur nach langem Widerstreben und unter der ausdrücklichen Bedingung an, daß der Klerus und das Volk von Rom derselben ohne Zwiespalt ihre Zustimmung ertheilten. Nachdem er noch einmal nach Toul zurückgekehrt, um die Angelegenheiten seines Bisthums zu ordnen, trat er im December 1048 die Reise nach Rom an. In Besançon traf er mit dem Abte Hugo von Clugny, dem Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Odilo, und mit Hildebrand zusammen, und der Letztere bewog ihn, indem er ihm mit freimüthigen Worten das Unrechtmäßige seiner Wahl durch den Kaiser vor Augen stellte, die Abzeichen der päpstlichen Würde abzulegen und seine Reise in einfachem Pilgergewande fortzusetzen. Auf seinen Wunsch begleitete ihn Hildebrand nach Rom. Hier empfing Bruno am 12. Februar 1049, nachdem Klerus und Volk freudig seiner Wahl zugestimmt, in der Peterskirche die Weihe und nahm den Namen Leo IX. an.

Voll des regsten Eifers für die Heilung der Schäden, an denen die Kirche krankte, begann Leo sofort sein segensreiches Wirken. Unter den tüchtigen Männern, die er um sich scharte, ragte insbesondere Hildebrand hervor, den er zum Subdiakon und Schatzmeister der römischen Kirche erhob. Das Hauptaugenmerk des neuen Papstes war auf die Hebung des sittlichen Zustandes der Geistlichkeit gerichtet, und seine Bemühungen in dieser Beziehung wurden durch das Gewicht seines eigenen Beispiels mächtig unterstützt. Wie an Gelehrsamkeit, so kamen ihm auch an Reinheit der Sitten und aufrichtiger, tiefer Frömmigkeit nur wenige seiner Zeitgenossen gleich. „Das

Diadem Christi“, sagt sein Biograph Wibert, „schmückte er mit den Edelsteinen aller Tugenden, mit Geduld, Demuth, Nachsicht, Mitleid, Uneigennützigkeit und Freigebigkeit.“

Nachdem Leo kurz nach seiner Inthronisation zu Rom seine erste Synode gehalten, auf welcher die Dekrete Clemens' II. gegen die Simonie erneuert und mehrere simonistischen Bischöfe abgesetzt wurden, begab er sich nach Oberitalien, wo er die Kirchen visitirte, Streitigkeiten der Bischöfe und Klöster schlichtete und zu Pfingsten in Pavia eine Synode hielt. Hierauf zog er über die Alpen nach Deutschland und feierte zu Köln mit dem Kaiser das Fest der Apostelfürsten.

Unterdessen war in Lothringen der Kampf gegen Gottfried und seine Genossen ununterbrochen fortgesetzt worden, und trotz mehrfacher Niederlagen, die sowohl er selbst als seine Verbündeten erlitten hatten, leistete er noch immer hartnäckigen Widerstand. Im Sommer 1049 zog endlich Heinrich, nachdem er, um den rebellischen Fürsten alle Verbindung nach Außen abzuschneiden, Bündnisse mit den Königen Swen von Dänemark und Eduard von England geschlossen, in Begleitung des Papstes an der Spitze eines zahlreichen Heeres selbst gegen ihn zu Felde. Im kaiserlichen Lager zu Aachen sprach Leo über Gottfried und seine Genossen den Bann aus, und dies brach den Muth des trotzigen Herzogs so sehr, daß er ohne Schwertstreich seine Sache verloren gab. Demüthig erschien er vor dem Kaiser, um sein Geschick in die Hände seines mächtigen Gegners zu legen. Auf Leo's Fürbitte schenkte ihm der Kaiser das Leben und stellte ihn unter die Obhut des Erzbischofs Eberhard von Trier. Noch eine Zeitlang verharrte Balduin von Flandern in seinem Widerstande; die Verheerung seines Landes durch die kaiserlichen Truppen und die nicht mehr zurückzuweisende Erkenntniß von der Ausichtslosigkeit seiner Lage bewogen ihn jedoch endlich, sich gleichfalls dem Kaiser zu unterwerfen, der ihm, gegen die Stellung von Geiseln als Bürgschaft für die Erfüllung der von ihm eingegangenen Bedingungen, Leben und Freiheit schenkte.

Nach der durch ihn vermittelten Ausöhnung Gottfrieds mit dem Kaiser, begab sich Leo IX. nach Frankreich, wo er gleichfalls eine Reformsynode hielt und das päpstliche Ansehen, trotz des Entgegenwirkens des französischen Hofes, glänzend herstellte. Hierauf kehrte er nach Deutschland zurück und hielt im Oktober 1049 zu Mainz in Gegenwart des Kaisers und vieler Großen des Reiches eine große deutsche Synode ab. Auf derselben wurden strenge Verordnungen gegen die Simonie, sowie gegen die Priesterehe erlassen, und das in der glänzenden Versammlung zu Tage tretende einmüthige Zusammengehen der beiden höchsten Gewalten, der päpstlichen und der kaiserlichen, sicherte denselben einen durchgreifenden

Erfolg. Nach dem Schlusse der Synode durchzog Leo das südliche Deutschland, und die ungeheuchelte tiefe Verehrung, die ihm überall entgegengebracht wurde, befundete, daß sein Kampf gegen den Hochmuth der Großen und die Vergehen des Klerus, gegen den Unglauben und die allgemeine Sittenverderbniß ein siegreicher war. Nach Italien zurückgekehrt, setzte Leo sein Reformwerk mit unermüdllicher Thätigkeit fort. Nachdem er im April 1050 eine große Synode zu Rom und im September eine zweite zu Vercegli gehalten, kam er zu Anfang des folgenden Jahres zum dritten Male nach Deutschland, traf zu Trier mit Heinrich III. zusammen und begleitete denselben nach Augsburg, von wo er nach Rom zurückkehrte.

Dem Kaiser war inzwischen, am 11. November 1050, die langersehnte Freude der Geburt eines Sohnes zu Theil geworden. Um demselben die Erbfolge zu sichern, hatte er ihm schon am Weihnachtstage desselben Jahres von den Fürsten, die sich nach alter Gewohnheit zur Feier desselben am kaiserlichen Hofe zu Goslar eingefunden, Treue und Gehorsam schwören lassen, und so galt der königliche Knabe auch ohne vorausgegangene Wahl und Krönung als der Erbe des Kaiserthums. Zum Pächten seines Sohnes hatte Heinrich den Abt Hugo von Clugny ausersehen, und da dieser verhindert war, die weite Reise nach Goslar im Winter zu machen, wurde die Taufe des jungen Königs bis zum Osterfeste des folgenden Jahres verschoben, an welchem sie zu Köln unter großen Feierlichkeiten stattfand.

Unterdessen hatten die Verhältnisse Ungarns zu dem deutschen Reiche sich aufs Neue feindlich gestaltet. Heinrich hatte zwar die Herrschaft des Königs Andreas gegen das feierliche Versprechen unverbrüchlicher Vasallentreue anerkannt; doch zeigte sich Andreas in der Erfüllung seiner Lehenspflicht wenig eifrig. Zu Anfang des Jahres 1050 brach er sogar, um einen Bentezug zu rächen, den der unruhige Bischof Gebhard von Regensburg, des Kaisers Oheim, nach Ungarn gemacht, unter schweren Verwüstungen in die Ostmark ein. Der Kaiser berief hierauf im Juli 1050 einen Reichstag nach dem damals noch wenig bedeutenden Nürnberg, um sich mit den Fürsten über einen neuen Feldzug gegen den treubruchigen Ungarkönig zu berathen; der Beginn desselben wurde jedoch durch neue Feindseligkeiten zwischen Kasimir von Polen und dem Böhmenherzog Bretislaw, die ein Einschreiten des Kaisers nöthig machten, sowie durch wiederholte Unruhen in Lothringen bis zum August 1051 verzögert. Um die drohende Gefahr von sich abzuwenden, rief Andreas die Vermittlung des Papstes an, und dieser sandte den Abt Hugo von Clugny nach Ungarn, um einen Frieden anzubahnen;

die durch denselben angeknüpften Friedensunterhandlungen führten jedoch zu keinem Ziele.

Im Herbst 1051 fielen zwei deutsche Heere, von denen das eine unter der persönlichen Führung des Kaisers stand, in Ungarn ein; aber diesmal scheiterte Heinrichs Unternehmen an der Ungunst der Verhältnisse. Anhaltende Regengüsse hatten die Wege in Moräste verwandelt, und mit den Beschwerden des Marsches verband sich bald ein so vollständiger Mangel an Lebensmitteln, daß der Kaiser sich zum Rückzug entschließen mußte, noch ehe der Feind ihm zur Schlacht Stand gehalten. Im Sommer des folgenden Jahres rückte er aufs Neue mit bedeutender Heeresmacht in Ungarn ein und drang ohne besondere Schwierigkeit bis Preßburg vor; aber alle seine Bemühungen, die stark besetzte Stadt zu nehmen, blieben erfolglos.

Inzwischen hatte Andreas, der trotz der bisherigen Mißerfolge des Kaisers nicht ohne Besorgniß dem Ausgang des Krieges entgegen sah, zum andern Male die Vermittlung des Papstes nachgesucht, und Leo IX. erschien persönlich in Heinrichs Lager, um kein Mittel zur Herbeiführung eines friedlichen Ausgleiches unversucht zu lassen. Nichtsdestoweniger kam kein Friede zu Stande, weil Andreas, durch die glückliche Vertheidigung Preßburgs ermutigt, nur auf durchaus günstige Bedingungen eingehen und Heinrich der Ehre des Kaiserthums Nichts vergeben wollte. Als jede Hoffnung auf ein friedliche Lösung geschwunden war, trat Heinrich, der bei der vollständigen Erschöpfung seines Heeres an eine Fortsetzung des Krieges nicht denken konnte, in Begleitung des Papstes den Rückzug an und traf zu Anfang Oktober in Regensburg ein, wo er sein Heer entließ.

Die Folgen des unglücklichen Ausganges der beiden Feldzüge Heinrichs gegen den König Andreas blieben nicht auf die Machtstellung Deutschlands gegen Ungarn beschränkt: der ganze stolze Bau des Kaiserthums gerieth ins Schwanken; denn mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Kaisers schwand auch im Innern des Reichs die Achtung vor der kaiserlichen Autorität; die Fehdelust und der Unabhängigkeitsdrang der Großen erwachte aufs Neue und trat in einer Reihe von Aufständen zu Tage, die der Kaiser nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Schon vor dem Beginn des neuen Ungarnkrieges Heinrichs hatte Balduin von Flandern aufs Neue die Fahne der Empörung aufgepflanzt, um mit den Waffen in der Hand seinem Hause den Besitz des Hennegaus zu sichern, das er durch die Vermählung seines gleichnamigen Sohnes mit der Wittve des kurz vorher verstorbenen Grafen von Mons an dasselbe gebracht. Der Kaiser, der eben im Begriffe stand, gegen Ungarn aufzubrechen, entließ den Herzog Gott-

fried aus seiner Haft und übertrug ihm den Schutz der Westgrenze des Reiches, wobei derselbe jedoch nicht mit dem nöthigen Ernst gegen seinen früheren Bundesgenossen zu Werke gegangen zu sein scheint, da sich Balduin und sein Sohn im Besitze des Hennegaus erhielten.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers aus Ungarn im Oktober 1052 wurde Baiern der Schauplatz blutiger Kämpfe. Schon im Jahre 1042 hatte Heinrich das Herzogthum Baiern hergestellt und mit demselben den lothringischen Grafen Heinrich, aus dem Hause Luxemburg, einen Neffen der Kaiserin Kunigunde und des im Jahre 1026 verstorbenen Herzogs Heinrich, belehnt, nach dessen kinderlosem Absterben aber, im Jahre 1049, einen Anverwandten desselben, den Grafen Konrad, einen Neffen des Erzbischofs Hermann von Köln, zum Herzog von Baiern ernannt. Dieser lebte mit dem Bischof Gerhard von Regensburg in einem Streit, der bald in offene Fehde ausartete. Da sowohl des Papstes als des Kaisers Ermahnungen zur Waffenruhe ungehört verhallten, berief Heinrich die beiden Gegner an seinen Hof nach Merseburg, wo über sie Gericht gehalten werden sollte. Nach dem Urtheilspruch der anwesenden Fürsten erklärte der Kaiser den Herzog Konrad seines Lehens verlustig, während Gerhard im Besitze seines Bisthums blieb. Die allgemeine Mißstimmung, welche die gegen Konrad geübte Strenge hervorrief, bewog den Kaiser, denselben zu einer nochmaligen Untersuchung seiner Sache vor ein Fürstengericht nach Tribur zu laden; Konrad leistete jedoch der kaiserlichen Vorladung keine Folge, sondern rächte sich für Heinrichs strengen Spruch, indem er an der Spitze einer Schaar unruhiger Gefellen, die er um sich gesammelt, Baiern verwüstete und sich dann nach Ungarn begab, um sich an den König Andreas anzuschließen. Hier war es ihm ein Leichtes, nicht nur die eben neu angeknüpften Friedensunterhandlungen, die dem Kaiser die Aussicht auf einen günstigen Ausgleich mit Ungarn eröffnet hatten, zum Scheitern zu bringen, sondern sogar den König Andreas zu einem Angriff auf die Grenzen des Reiches zu bewegen. Konrad selbst erschien an der Spitze eines ungarischen Heeres in Kärnthen, das Heinrich im Jahre 1047 dem bairischen Grafen Welf zu Lehen gegeben, und rief sowohl hier als auch in Baiern einen allgemeinen Aufstand der unzufriedenen Großen gegen den Kaiser ins Leben. Heinrich, der die ganze Größe der Gefahr erkannte, eilte sogleich herbei und brachte, indem er über Konrad die Acht aussprach und dessen sämmtliche Güter einzog, die empörten Großen zur Besinnung. Die meisten derselben kehrten zum Gehorsam zurück, und Konrad sah sich, von dem größten Theile seines Anhangs verlassen, zur Rückkehr nach Ungarn genöthigt. Das Herzogthum Baiern verließ der Kaiser seinem dreijährigen

Sohne und übertrug die Verwaltung desselben dem Bischof Gebhard von Eichstädt, dessen Umsicht und Thatkraft es gelang, nicht nur Baiern vollständig zu beruhigen, sondern auch die deutsche Grenze für eine Zeit lang gegen die Einfälle der Ungarn zu schützen.

Schon vor dem Ausbruch des kärnthnischen und baierischen Aufstandes hatte Heinrich auf dem Reichstage zu Tribur, im Oktober 1053, von den Fürsten, trotz ihrer gereizten Stimmung, die förmliche Wahl seines Sohnes zu seinem Nachfolger erlangt. Um demselben die Erbfolge im Reiche unumstößlich zu sichern, ließ er ihn am 17. Juli 1054 zu Aachen feierlich krönen. Vergebens suchte bei dieser Gelegenheit der Erzbischof von Mainz sein altes Anrecht auf die Vollziehung der Krönung geltend zu machen: Heinrich entschied sich umsomehr für den Erzbischof von Köln, als er diesen einflußreichen Mann nicht zu einer Zeit verletzen durfte, wo derselbe ohnehin über die Absetzung seines Neffen Konrad Grollhagen mochte. Zu der gleichen Zeit übertrug er das Herzogthum Baiern von dem jungen König auf seinen zweiten Sohn Konrad.

Bald nach der Krönung seines Sohnes zog Heinrich gegen Balduin von Flandern und dessen Sohn zu Felde, der sich noch immer im Besitze des Hennegaus zu erhalten gewußt; doch gelang es ihm trotz mehrerer errungenen Siege nicht, die beiden hartnäckigen Gegner zum Frieden zu zwingen. Nachdem das kaiserliche Heer abgezogen, besetzten sie aufs Neue den größten Theil des Hennegaus.

Unterdessen hatten auch die Verhältnisse in Italien eine Gestalt gewonnen, welche die kaiserliche Machtstellung in diesem Lande auf das Höchste gefährdete. Nach dem Tode des Markgrafen Bonifacius von Tuscan, des reichsten und mächtigsten Fürsten Italiens, der im Jahre 1052 durch Mord ermordet, hatte Gottfried der Bärtige der Wittve desselben, der lothringischen Prinzessin Beatriz, einer Tochter Herzog Friedrichs II., seine Hand angeboten, um sich durch die Vermählung mit ihr die tuscanische Mark zu sichern, und da Beatriz fürchten mußte, daß die zahlreichen Feinde ihres Gemahls an ihren Kindern Rache zu nehmen suchen würden für die durch die Gewaltthatigkeiten des Vaters erlittene Unbill, hatte sie die tapfere Hand nicht ausschlagen zu dürfen geglaubt, die ihr und ihren Kindern sicheren Schutz verhiess. Nachdem Gottfried ihre Zusage erhalten, hatte er sich heimlich aus Deutschland entfernt und war über die Alpen geeilt, um seine Vermählung mit Beatriz zu vollziehen und als natürlicher Vormund ihrer Kinder das reiche Erbe des Bonifacius zu übernehmen. So stand er aufs Neue als ein gefährlicher Feind des Kaisers da, und es lag die Befürchtung nahe, daß er seinem Rachegeleüste jetzt Genüge leisten werde. Zu der

bedenklichen Lage der Dinge in Ober- und Mittelitalien kamen erstliche Wirren im Kirchenstaate. Im Jahre 1053 hatte Heinrich dem apostolischen Stuhle, als Ersatz für die Güter, die demselben früher entrisen worden, Benevent und andere süditalienische Besitzungen überlassen, in welchen sich die Normannen festgesetzt, und zugleich dem Papste zur Besitzergreifung der abgetretenen Gebiete und zur Bekämpfung der Normannen bewaffnete Unterstützung zugesagt. Kaum war jedoch die kaiserliche Mannschaft im Vereine mit der päpstlichen zum Kampfe gegen die Normannen aufgebrochen, als sie von dem Kaiser zurückberufen wurde, um bei der Bekämpfung des flandrischen und baierischen Aufstandes verwendet zu werden. So sah sich Leo genöthigt, selbst an der Spitze seines kleinen Heeres gegen die Normannen zu Felde zu ziehen. Am 18. Juni 1053 kam es bei Civitella zur Schlacht, und der Papst, dessen Heer beinahe vollständig vernichtet worden, fiel selbst den Normannen in die Hände. Unererschrocken trat er mitten unter sie und hielt ihnen mit den eindringlichsten Worten ihr bisheriges frevelhaftes Vorgehen gegen Kirchen und Klöster, sowie gegen die Besitzungen der Kirche vor, wegen dessen er sie bereits früher mit dem Banne belegt hatte. Seine ernstern Worte verfehlten ihres Eindruckes nicht: die siegreichen Schaaren warfen sich ihm zu Füßen, baten ihn um Verzeihung und um Lossprechung vom Banne, gelobten ihm Treue und Ergebenheit und gaben ihm ein ehrenvolles Geleite bis Benevent. Der Kummer über den Tod so vieler Tapferen, die er in den Kampf geführt und für deren Seelenruhe er ganze Nächte hindurch betete, beschleunigte das Ende des Papstes. Kaum nach Rom zurückgekehrt, starb er am 19. April 1054, heilig, wie er gelebt, und wurde sofort von den Zeitgenossen als himmlischer Fürsprecher verehrt.

Nach Leo's IX. Tod wollten Klerus und Volk dessen vertrautesten Rathgeber Hildebrand auf den päpstlichen Stuhl erheben; da er jedoch wohl wußte, daß der Kaiser an seinem einmal erlangten Vorrechte eifersüchtig festhielt und daß die Wahl eines römischen Geistlichen bei ihm auf Widerstand stoßen würde, rieth er selbst davon ab und begab sich an der Spitze einer römischen Gesandtschaft nach Deutschland, um mit Heinrich eine neue Papstwahl zu vereinbaren. Auf seinen Vorschlag wurde im März 1055 auf einem Fürstentag zu Regensburg der durch staatsmännische Begabung ausgezeichnete Bischof Gebhard von Eichstädt, der sich zwar oft dem edlen Leo hinderlich bewiesen, aber doch ein treuer Sohn der Kirche und von dem Verderben der Zeit unbesleckt geblieben war, zum Nachfolger Leo's erwählt. Lange weigerte er sich entschieden, die päpstliche Würde anzunehmen, bis es endlich Hildebrand gelang, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen; doch knüpfte er die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl an die Bedingung, daß dieselbe, gleich

der seines Vorgängers, die Zustimmung des römischen Klerus und Volkes erhalte und der Kaiser sich verpflichte, dem heiligen Petrus das Seinige zurückzuerstatten. Nachdem Heinrich die Erfüllung dieser letzteren Bedingung zugesagt, trat Gebhard in Begleitung Hildebrands die Reise nach Rom an, wo er am 13. April 1055 als Viktor II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er setzte das reformatorische Wirken seines heiligen Vorgängers, dessen Gegner gewesen zu sein er tief bereute, mit der gleichen Thatkraft und Entschiedenheit fort, obgleich seine Stellung durch sein Verhältniß zu dem Kaiser, der fortwährend seinen Rath in Anspruch nahm und in ihm vor Allem eine Stütze für seine Machtstellung in Italien suchte, sehr erschwert wurde.

Indessen bewog die gefahrdrohende Lage der Dinge in Italien den Kaiser, bald nach dem Fürstentage von Regensburg zum andern Male selbst über die Alpen zu ziehen. Auf den ronalischen Feldern bei Piacenza, wo er zu Anfang Mai die lombardischen Großen um sich versammelt hatte, hielt er strenges Gericht über alle Diejenigen, gegen welche Klagen vor seinen Thron gebracht wurden. Gottfried, der nicht im Zweifel darüber sein konnte, daß Heinrichs Erscheinen in Italien hauptsächlich ihm galt, schickte, bevor er sich persönlich vor dem Kaiser zu stellen wagte, Gesandte an ihn, um ihm die Versicherung zu überbringen, daß er an Nichts weniger als an Empörung denke und bereit sei, für Kaiser und Reich Alles zu thun. Aber Heinrichs Antwort bewies ihm deutlich, daß er dieser Versicherung mißtraue; er zog es daher, für seine Sicherheit besorgt, vor, sich aus des Kaisers Nähe zu entfernen und zu seinem Freunde Balduin von Flandern zu gehen. Seine Gemahlin Beatrix, die aus Besorgniß für die Zukunft ihres Sohnes Italien nicht zu verlassen wagte, begab sich mit diesem und ihren beiden Töchtern an den kaiserlichen Hof, in der Hoffnung, dadurch Heinrichs Mißtrauen bannen zu können; der Kaiser jedoch, der gegen Gottfrieds Ehrgeiz und Nachsicht eine Sicherheit zu bedürfen glaubte, hielt sie, indem er ihre Vermählung mit einem Feinde des Reiches als ein schweres Unrecht gegen ihn selbst geltend machte, mit ihren Kindern als Geiseln in seinem Hoslager zurück und nöthigte sie später, ihm auch nach Deutschland zu folgen. Noch ehe der Kaiser dahin zurückkehrte, starben ihr Sohn und ihre älteste Tochter, so daß die ganze reiche Hinterlassenschaft ihres ersten Gemahls ihrer jüngsten Tochter, der achtjährigen Mathilde, zufiel.

Nachdem der Kaiser zu Florenz, wohin ihm der Papst Viktor II. entgegengekommen, einer am Pfingstfeste gehaltenen großen Synode beigewohnt, auf welcher mehrere simonistischen und unsittlichen Bischöfe abgesetzt und jede Schmälerung des Kirchenguts durch Bischöfe mit dem Banne bedroht worden, erstattete er nicht

nur, seiner Zusage gemäß, dem Papste alles zurück, was in früherer Zeit dem apostolischen Stuhle gehört hatte, sondern vermehrte auch dessen weltlichen Besitz durch die Verleihung des Herzogthums Spoleto und der Grafschaft Camerino, und als ihn bald darauf bedenkliche Nachrichten aus Deutschland über die Alpen zurückriefen, ernannte er Viktor II. zu seinem Statthalter über ganz Italien und bekleidete ihn als solchen mit den ausgedehntesten Vollmachten.

Als Heinrich im November 1055 über den Brenner nach Deutschland zurückgekehrt war, sah er sich von allen Seiten von den ernstesten Gefahren bedroht. Seines strengen Regimentes längst müde, aber durch die Erfahrung belehrt, daß ihm durch offene Gewalt nicht beizukommen war, hatte die Mehrzahl der Fürsten eine ähnliche Verschwörung gegen ihn angezettelt, wie die, welche einst Otto's des Großen Leben bedroht hatte. Und wie Otto's eigener Bruder an der Spitze des frevelhaften Unternehmens gestanden, so war auch diesmal ein naher Verwandter des Kaisers, sein Oheim, der Bischof Gebhard von Regensburg, die Seele des entworfenen Mordplans. Er hatte weder durch die Absetzung Konrads, noch durch die Erhebung des Bischofs von Eichstädt auf den päpstlichen Stuhl den erstrebten Einfluß auf die Regierung Baierns erlangt, und der Mißmuth darüber hatte ihn auf die Bahn des Verrathes geführt. Nachdem der thatkräftige Bischof Gebhard von Eichstädt Baiern verlassen, war es dem Bischof von Regensburg leicht gewesen, sich in diesem Lande einen gefährlichen Anhang zu bilden, der um so zahlreicher wurde, als während der Anwesenheit Heinrichs in Italien dessen zweiter Sohn Konrad, der den Titel eines Herzogs von Baiern führte, im zartesten Kindesalter gestorben und somit Baiern aufs Neue erlebigt war. Selbst seinem alten Widersacher Konrad hatte er die Hand gereicht, um ihn in die Verschwörung zu ziehen und sich dadurch den Beistand Ungarns zu sichern, und mit Konrad waren auch, nebst mehreren lothringischen Großen, seinen Anverwandten, der Herzog Gottfried und Balduin von Flandern, die während Heinrichs Abwesenheit mit den Waffen in der Hand in Lothringen eingefallen waren, der hochverrätherischen Verbindung beigetreten. Auch der Herzog Welf von Kärnthen hatte sich, des Dankes vergessend, den er dem Kaiser für seine Erhebung schuldete, den Verschworenen angeschlossen. Nach dem Plane derselben sollte Heinrich auf seiner Rückreise aus Italien ermordet und der Herzog Konrad auf den Thron erhoben werden. Doch die Vorsehung wachte über den so schwer Bedrohten. Den Herzog Konrad raffte, noch ehe er aus Ungarn hatte zurückkommen können, ein rascher Tod dahin, und der Herzog Welf wurde von einer schweren Krankheit befallen, die sein Gewissen weckte. Von tiefer Reue ergriffen, sandte er Eilboten an den Kaiser und entdeckte ihm

die ganze Verschwörung. Die erbetene Verzeihung Heinrichs erhielt er kurz vor seinem Ende.

Dem rasch zurückgekehrten Kaiser gelang es, seinen Oheim in Regensburg unvorbereitet zu überfallen; er wurde vor ein Fürstengericht gebracht, das ihn zur strengsten Haft verurtheilte. Heinrich ließ ihn zuerst auf die Burg Wülflingen im Thurgau, dann nach Stoffeln im Hegau in Gewahrsam bringen. Auch über die übrigen Verschworenen wurden schwere Strafen verhängt und ihre Güter eingezogen.

So war die drohendste Gefahr glücklich abgewendet; aber noch immer bedrückten schwere Sorgen des Kaisers Herz, denn bei aller Macht, die ihm zu Gebote stand, erschien es ihm fast als eine unlösbare Aufgabe, die großen Vasallen länger im Gehorsam zu halten. Auch die Stimmung des Volkes war eine keineswegs friedliche. Seit einer Reihe von Jahren hatten häufige Mißernten, welche Hungernöth und Krankheiten erzeugt, einen allgemeinen Mißmuth hervorgerufen, der das Volk dem verhängnißvollen Einfluß der fortwährenden Aufstandsgelüste der Großen immer zugänglicher machte. Dazu kamen drohende Unwetter, die an der östlichen wie an der westlichen Grenze des Reiches heraufzogen. Im Osten waren nicht nur die Ungarn unbezwungen geblieben: auch die Liutizen, die in das Heidenthum zurückgefallen waren, erneuerten ihre verheerenden Einfälle in das Reich. Im Westen verharrten Gottfried der Bärtige und Balduin von Flandern noch immer in ihrer feindlichen Stellung, und es stand zu befürchten, daß der König von Frankreich, dessen freundschaftliches Verhältniß zu Heinrich sich wieder getrübt hatte, mit ihnen gemeinsame Sache machen werde. Eine Verständigung mit ihm erschien dem Kaiser als das Wichtigste; er überließ daher die Vertheidigung der sächsischen Grenze gegen die Liutizen dem Markgrafen Wilhelm von der Nordmark und dem Grafen Dietrich von Katelenburg und zog selbst nach dem Westen zu einer mit dem König von Frankreich verabredeten Zusammenkunft, die auch diesmal in Ivois stattfand. Durch des Kaisers bedrohte Lage ermutigt, führte König Heinrich bei derselben die übermüthigste Sprache und wagte sogar von ihm die Rückgabe Lothringens zu verlangen. Mit der mannhaftesten Entschiedenheit trat der Kaiser dieser Forderung entgegen und erbot sich, sein gutes Recht auf dieses Land durch einen Zweikampf mit dem Könige darzuthun; Heinrich I. zog es jedoch vor, sich dieser Entscheidung durch eine heimliche Abreise in der folgenden Nacht zu entziehen. Des Kaisers entschlossenes Auftreten führte den Herzog Gottfried zum Gehorsam zurück; er erschien in Person vor Heinrich, um sich ihm zu unterwerfen, und ging straflos aus. Seine Gemahlin und seine Stieftochter, die noch immer am kaiserlichen Hofe weilten, durften zu ihm

zurückkehren. Auch gegen die übrigen Theilnehmer an der letzten, gegen sein Leben gerichteten Verschwörung legte Heinrich eine ungewöhnliche Milde an den Tag; die meisten derselben wurden begnadigt. Der Bischof Gebhard, der bereits aus seiner Haft entlassen worden, erhielt sein Bisthum zurück.

In der Hoffnung, durch seine Verjöhnlichkeit die Lage des Reiches gebessert und die ihm entfremdeten Herzen wieder gewonnen zu haben, kehrte der Kaiser nach Goslar zurück, das er als seine eigentliche Residenz betrachtete. Hier erschien bald darauf auch Papst Viktor II., der dringenden Einladung des Kaisers folgend, von dessen Seele der Trübsinn nicht mehr weichen wollte und der allein von seinem päpstlichen Freunde Trost erwartete. Heinrich, der ihm einen glänzenden Empfang bereitet hatte, begab sich mit ihm nach seiner Pfalz Bodfeld im Harz, um dort nach seiner Gewohnheit der Waidlust obzuliegen. Kaum war er jedoch hier angekommen, als ihn die Nachricht, daß das sächsische Heer von den Liutizen beinahe vollständig vernichtet worden und die tapferen Führer desselben im Kampfe den Tod gefunden, auf das Kranklager warf. Seine längst erschütterte und durch die Leiden der letzten Jahre mehr und mehr zerrüttete Gesundheit war einem neuen Stoße nicht mehr gewachsen, und er selbst fühlte bald, daß er seinem Ende entgegenging. Um etwaigen Wirren wegen der Thronfolge vorzubeugen, ließ er nochmals von den in großer Zahl anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten die Anerkennung seines Sohnes aussprechen und empfahl seine Gemahlin, der nach dem Herkommen die vormundschaftliche Regierung zufiel, ihrer Treue, vor Allem aber der Unterstützung des Papstes. Nachdem er hierauf nochmals allen seinen Feinden verziehen und den Majestätsverbrechern die verwirkten Strafen nachgelassen, empfing er nach reumüthiger Beichte die Sterbesakramente und hauchte bald darauf in den Armen seines päpstlichen Freundes seinen letzten Athem aus. (5. Oktober 1056). Seine Leiche wurde nach Speier gebracht, um in der dortigen, noch immer nicht ganz vollendeten Domkirche neben seinen Eltern bestattet zu werden. Seine Beisetzung fand am 28. Oktober statt, — dem Tage, an welchem er vor neununddreißig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte.

III.

H e i n r i c h IV.

(1056—1106.)

Heinrichs IV. Jugend und erste Regierungszeit.

Obgleich Papst Viktor II. nach Italien zurückkehrte, suchte er die Ruhe in Deutschland durch eine aufrichtige Versöhnung der dem Kaiserhause feindlich gesinnten Reichsglieder zu sichern. Zu diesem Ende hielt er zunächst im Dezember 1056 einen Fürstentag zu Köln, auf welchem mit Gottfried dem Bärtigen von Lothringen und dem Grafen Balduin von Flandern ein dauernder Friede geschlossen wurde. Gottfried erhielt das gesammte Erbe seiner Gemahlin zurück und damit zugleich das römische Patriciat, sowie die Anwartschaft auf die Marken Spoleto und Camerino nach dem Tode des Papstes, wogegen das Herzogthum Canossa ein Lehen des römischen Stuhles werden und beim Aussterben der possidirenden Familie an diesen zurückfallen sollte. Dem alten Balduin von Flandern wurden die Länder belassen, die er vom Reiche zu Lehen trug, und sein Sohn blieb im Besitze des Hennegaus. Von Köln begab sich der Papst mit der Kaiserin und ihrem Sohne zur Feier des Weihnachtsfestes nach Regensburg, und hier wurden auf einem Reichstage, zu welchem sich die Großen aus allen Gauen zahlreich eingefunden, die übrigen Reichsangelegenheiten in dem gleichen versöhnlichen Sinne geordnet. So erhielt der lothringische Graf Konrad, der sich an der Verschwörung gegen Heinrich III. betheiligte hatte, das erledigte Herzogthum Kärnthen. Das Herzogthum Baiern, das Heinrich III. seiner Gemahlin übergeben, wurde derselben belassen. Die Leitung der Reichsangelegenheiten in Italien verblieb dem Papste, sowie dem Herzog Gottfried und seiner Gemahlin Beatriz. Zu seinem Stellvertreter in der deutschen Reichsverwaltung ernannte Viktor II. den Erzbischof Hanno von Köln.

Nach dem Schlusse des Reichstags von Regensburg kehrte der Papst, von Gottfried und dessen Familie begleitet, nach Italien zurück. Schon zu Ostern 1057 hielt er zu Rom ein Lateranconcil; aber während er eifrig bemüht war, die kirchliche Reform zu fördern, verlor er die weltlichen Angelegenheiten Italiens nicht aus dem Auge: er schloß mit den Normannen Frieden und sicherte, im Vereine mit dem Herzog Gottfried, die Ruhe im ganzen Laude. Doch schon im Sommer desselben Jahres setzte ein früher Tod seinem vielumfassenden Wirken ein unerwartetes Ziel; von Anstrengungen aufgerieben, erlag er am 28. Juli 1057 zu Arezzo einem heftigen Fieber. Er

hatte nicht einmal das Alter seines kaiserlichen Freundes erreicht. Sein Tod war nicht nur für die Kirche ein schwerer Verlust, sondern blieb auch für das deutsche Reich, an dessen Verwaltung er auch von Italien aus den regsten Antheil genommen, nicht ohne verhängnißvolle Nachwirkungen.

Als die Kunde von dem Ableben Viktors II. nach Rom gekommen, wandten sich Klerus und Volk bezüglich der Wahl eines neuen Papstes an den Bruder Gottfrieds des Bärtigen, den verdienstvollen Kardinal Friedrich, welchen Viktor II. zum Abte von Monte Cassino ernannt hatte, und dieser brachte fünf tüchtige Männer, unter ihnen auch den einflußreichen Hildebrand, in Vorschlag. Die Wahl fiel jedoch, trotz seines Widerstrebens, auf ihn selbst, und er bestieg am 2. August unter dem Namen Stephan IX. (X.), als der sechste in der Reihe der deutschen Päpste, den Stuhl Petri. Eine Bestätigung von Seiten des deutschen Hofes konnte nicht eingeholt werden, da das diesbezügliche Recht Heinrichs III. nicht auf seine Gemahlin übergegangen und der junge König Heinrich IV. noch nicht Patricius war, vielmehr der Bruder des Gewählten diese Würde inne hatte; indessen stieß auch die Anerkennung der Wahl Stephans, von welcher derselbe dem deutschen Hofe durch den zu diesem Zwecke nach Deutschland entsandten Hildebrand Kenntniß geben ließ, weder bei der Kaiserin noch bei ihren Rathgebern auf irgend welche Schwierigkeit.

Stephan IX. setzte die Bemühungen seines Vorgängers für die kirchliche Reform mit dem gleichen Eifer fort; doch starb er schon am 29. März 1058 zu Florenz, wohin er sich begeben, um bei seinem Bruder gegen den meuterischen römischen Adel Schutz zu suchen. Vor seiner Abreise aus Rom hatte er sich, wie im Vorgefühle seines Todes, von dem Klerus und der Bürgerschaft das feierliche Versprechen geben lassen, falls er sterbe, nicht eher zu einer neuen Papstwahl zu schreiten, bis Hildebrand, der längst schon die eigentliche Seele der päpstlichen Regierung geworden, aus Deutschland zurückgekehrt sei. Die Verzögerung, welche in Folge dessen die Wahl eines neuen Papstes erlitt, wurde von der tusculanischen Partei zu dem Versuche benutzt, die früher geübte Herrschaft in der Besetzung des päpstlichen Stuhles herzustellen; sie riefen den Bischof Johannes von Velletri unter dem Namen Benedikt X. zum Papste aus, und es gelang ihnen in der That, die gegen diese Wahl protestirenden Kardinäle, an deren Spitze der ehrwürdige Kardinalbischof von Ostia, Petrus Damiani, stand, zur Flucht aus Rom zu zwingen. Diese ordneten, im Einvernehmen mit vielen andern Römern, die gleich ihnen der gewaltthätigen Erhebung des tusculanischen Papstes entgegen waren, Gesandte an den deutschen Hof ab, um sich von der Kaiserin einen Vorschlag

zur Besetzung des päpstlichen Stuhles zu erbitten, indem sie kein anderes Mittel sahen, den Uebergreifen der tusculanischen Partei ein Ziel zu setzen.

Inzwischen war der Kardinal Hildebrand über die Alpen zurückgekehrt. Unverzüglich lud er, auf die Kunde von den Vorgängen in Rom, die Kardinäle und die angesehensten Römer zu sich nach Siena ein, und es gelang ihm hier, sämmtliche Stimmen auf den Bischof Gerhard von Florenz zu vereinigen. Dieser durch Sittenreinheit und hervorragende wissenschaftliche Bildung ausgezeichnete Burgunder nahm die Wahl an, verlangte jedoch, daß, bevor er sich nach Rom begeben, um von dem päpstlichen Stuhle Besitz zu nehmen, der Asterspalt Benedikt X. durch rechtskräftigen Spruch seiner Würde entkleidet werde. Dies geschah auf einer Synode zu Sutri, im Beisein des Herzogs Gottfried und des für die Lombardei bestellten königlichen Kanzlers Guibert von Parma. Ohne die Ankunft des in Siena gewählten Papstes abzuwarten, der unter dem Geleite des Herzogs Gottfried seinen Weg nach Rom angetreten, legte Benedikt X. die angemastete Tiara nieder. Von dem römischen Klerus und Volk auf das Ehrenvollste empfangen, bestieg Gerhard, für dessen Wahl sich auch der deutsche Hof ausgesprochen, im Januar 1059 als Nikolaus II. den päpstlichen Stuhl.

Die erste Sorge des neuen Papstes, der in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ganz in die Fußstapfen seiner letzten Vorgänger trat, war darauf gerichtet, durch eine genauere Regelung der Papstwahl den vielfachen Unordnungen ein Ziel zu setzen, welche in der letzten Zeit die Interessen der Kirche so schwer geschädigt hatten. Zu diesem Zwecke wurde auf der Ostersynode des Jahres 1059 ein Dekret erlassen, das den Kardinälen die Befugniß einräumte, „nach erfolgtem Ableben des Papstes, mit Berücksichtigung der Wünsche des Klerus und Volkes von Rom und unter Wahrung der dem König und künftigen Kaiser Heinrich (IV.) schuldigen Ehre und Achtung, die Neuwahl vorzunehmen,“ und zugleich die Bestimmung enthielt, daß der zu Wählende wo möglich dem römischen Klerus angehören solle, die Wahl aber, falls derselben in Rom selbst Hindernisse im Wege ständen, auch an jedem andern Orte vorgenommen werden dürfe und der Gewählte schon vor seiner Inthronisation, wenn diese nicht sogleich möglich, alle päpstlichen Rechte ausüben könne. Auf die Uebertretung dieser Bestimmungen, durch welche die Freiheit der Papstwahl ebensowohl den römischen Adelparteien als dem deutschen Hofe gegenüber möglichst gewahrt werden sollte, wurde die Strafe des Bannes gesetzt. Auf derselben Synode wurden auch verschiedene andere Beschlüsse gefaßt, welche besonders die Ausrottung der Simonie bezweckten.

Nachdem Nikolaus II. zur Durchführung der kirchlichen Reformen im Juli 1059 eine Synode zu Melfi gehalten, schloß er zur nachhaltigeren Bekämpfung des Parteigetriebes mit dem Normannenfürsten Robert Guiscard oder Wikfard (der Schlachtkopf), einem der Söhne Tanfreds von Hauteville, einen Vertrag, durch welchen er denselben mit Apulien und Calabrien, sowie zum Voraus mit Sicilien belehnte, das Robert den Sarazenen zu entreißen gedachte, wogegen dieser dem Papste den Vasalleneid leistete und sich zum Schutze der Rechte und Besitzungen des päpstlichen Stuhles und der Freiheit der Papstwahl verpflichtete. Während der Papst unter dem Schutze eines Normannenheeres nach Rom zurückkehrte und den römischen Adel zur Herausgabe des geraubten Kirchengutes zwang, waren päpstliche Sendboten in Frankreich, England und Spanien für die Durchführung der Synodalbeschlüsse vom Jahre 1059 thätig. Ihr Eifer wurde besonders durch Hildebrand angespornt, der, von Nikolaus II. zum Archidiacon der römischen Kirche ernannt, mehr und mehr der eigentliche Träger aller reformatorischen Bestrebungen wurde.

Die wachsende Unabhängigkeit des römischen Stuhles erregte die Eifersucht der Kaiserin Agnes, und es kam zwischen ihr und Rom zu Reibungen, welche Nikolaus II. bewogen, die auf der Synode von 1059 bezüglich der Papstwahl getroffenen Bestimmungen dahin zu modificiren, daß der dem deutschen Könige zugestandenen Betheiligung an derselben nicht mehr gedacht war. Dies rief in Deutschland eine große Erbitterung hervor, und da nicht nur der Kanzler Guibert, der gleich den meisten weltlichen und geistlichen Großen Oberitaliens jeder Reform in den kirchlichen Zuständen abgeneigt war, sondern selbst der einflußreiche Erzbischof Hanno von Köln als Vertheidiger der vermeintlichen Rechte der deutschen Krone auftrat und überdies die tusculanische Partei aufs Neue eine große Rührigkeit entfaltete, schien nach dem schon am 27. Juli 1061 eingetretenen Tode Nikolaus' II. die Wahlfreiheit der Kardinäle auf das Ernsteste bedroht. In der That setzten die Gegner der Kirchenreform und der freien Papstwahl die Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles in ihrem Sinne durch, indem sie dem jungen König Heinrich IV. die Insignien des römischen Patriciats mit dem Ansuchen übersandten, einen neuen Papst zu ernennen, worauf der Bischof Cadalus von Parma von dem deutschen Hofe zum Papste gewählt und am 28. Oktober 1061 als Honorius II. von dem jungen König investirt wurde. Wie kein einziger Cardinal an dieser Wahl Theil gehabt, so wurde Honorius II. auch von keinem der Kardinäle anerkannt; dieselben schritten vielmehr, eingedenk ihrer schweren Verantwortung gegenüber den das wichtige Werk der Kirchenreform bedrohenden Gefahren, zu einer gesetzmäßigen Papst-

wahl, indem sie den edlen Bischof Anselm von Lucca, der früher auch am deutschen Hof sich einer großen Beliebtheit erfreut hatte, als Alexander II. auf den Stuhl Petri erhoben. Die Entscheidung zwischen den beiden Gewählten zu Gunsten des rechtmäßigen Papstes Alexander II. wurde herbeigeführt durch den in zwischen in Deutschland eingetretenen Regierungswechsel.

Gleich nachdem Papst Viktor II. den deutschen Boden verlassen, hatte der Uebergang des Staatsruders aus der eisernen Hand Heinrichs III. in die einer Frau, die nur als Vormünderin und Stellvertreterin ihres Sohnes die Regierung führte, den Geist der Auflehnung der widerspenstigen Großen gegen die von Heinrich geschaffenen Verhältnisse aufs Neue wachgerufen, und neben vereinzeltten Aufständen bekundeten zahlreiche Fehden das Herannahen der schweren Stürme, die bald über das Reich hereinbrechen sollten. Zunächst wurde der Friede in der Nordmark gestört, welche Heinrich III., nachdem der Markgraf Wilhelm im Kampfe gegen die Lintizen den Tod gefunden, seinem Anverwandten, dem Grafen Udo von Stade, verliehen hatte. Nach dem frühen Tode Udo's war ihm sein gleichnamiger Sohn als Markgraf Udo II. gefolgt; allein ein unebenbürtiger Stiefsohn Wilhelms, der Graf Otto, erhob Ansprüche auf die Nordmark und wurde von den sächsischen Großen, bei denen ohnehin die alte nationale Eifersucht auf den Stamm der Franken fortlebte, nicht nur zur gewalthätigen Geltendmachung seiner vermeintlichen Rechte, sondern sogar zu offener Auflehnung gegen den jungen König ermuthigt, dessen Ermordung ihm selbst den Weg zum Throne bahnen sollte. Zur Abwehr der drohenden Gefahr begab sich die Kaiserin, auf den Rath ihrer Anhänger, mit dem jungen König und zahlreichem bewaffnetem Gefolge nach Sachsen. In ihrer Begleitung befanden sich auch zwei Vettern des jungen Königs, die Grafen Bruno und Eckbert von Braunschweig. Diese stießen zufällig, unfern der Selke, auf den des Weges dahinziehenden Otto, und sogleich wurde von den Fürsten beider Parteien das Zeichen zum Angriff gegeben. Wuthentbraunt sprengten Bruno und Otto auf einander ein, und so furchtbar war der Zusammenstoß, daß Beide tödtlich verwundet von ihren Rossen saßen. Diese unerwartete Entscheidung raubte den sächsischen Großen den Muth zu weiterem feindlichen Vorgehen gegen den jungen König; dagegen wandten sie, im Vereine mit dem Markgrafen Udo II., ihre Kräfte gegen die Lintizen, welche durch sie dem Reiche unterworfen wurden.

Eine andere Schwierigkeit trat der Kaiserin in Schwaben entgegen. Heinrich III. hatte die Anwartschaft auf dieses Herzogthum für den Todesfall des kinderlosen Herzogs Otto dem in Schwaben reich begüterten Grafen Berthold von Böhringen zugejagt;

als dieser jedoch nach dem im Jahre 1057 erfolgten Ableben Otto's vor der Kaiserin erschien, um die Belehnung mit dem ihm zugesagten Herzogthum nachzusuchen, hatte dieselbe bereits über Schwaben anderweitig verfügt. Der ehrgeizige schwäbische Graf Rudolf von Rheinfelden hatte nämlich gleich nach dem Tode Heinrichs III. dessen elfjährige, der Obhut des Bischofs von Konstanz übergebene Tochter Mathilde geraubt, um die Kaiserin zu zwingen, ihm deren Hand zu bewilligen. Agnes, der es an der nöthigen Macht gebrach, um diese Gewaltthat zu rächen, willigte in die von Rudolf geforderte Verlobung und verlieh nicht nur ihrem zukünftigen Schwiegersohn, um sich in ihm eine kräftige Stütze zu sichern, das eben erledigte Herzogthum Schwaben, sondern übertrug ihm auch die Verwaltung Burgunds. Indessen war Berthold von Zähringen keineswegs gewillt, seinen Ansprüchen auf Schwaben zu entsagen, und es würde zum offenen Kampfe gekommen sein, hätte nicht der zu der gleichen Zeit eingetretene Tod Konrads von Kärnthens der Kaiserin die Möglichkeit geboten, den Zähringer durch die Verleihung dieses Herzogthums zu beschwichtigen.

Eine Zeitlang gewann es den Anschein, als solle es der gewandten und wohlwollenden Kaiserin gelingen, durch Mäßigung und Klugheit die widerstrebenden Elemente niederzuhalten; allein der Einfluß, den sie dem Kanzler Heinrichs III., dem stolzen und herrschüchtigen Bischof Heinrich von Augsburg, in immer höherem Grade auf die Leitung der Reichsangelegenheiten einräumte, reizte die weltlichen und geistlichen Großen stets aufs Neue und untergrub zugleich mehr und mehr das Ansehen, in welchem Agnes Anfangs bei dem Volke gestanden. Dazu kam nicht nur der üble Eindruck, welchen die durch die Haltung des deutschen Hofes herbeigeführte Kirchenspaltung und die Begünstigung des unrechtmäßig gewählten Papstes Honorius II. von Seiten der Kaiserin im ganzen Reiche hervorgebracht, sondern auch der Unwille über den unglücklichen Ausgang des von ihr unternommenen Krieges gegen die Ungarn.

König Andreas hatte nämlich seinem Bruder Bela, der ihm im Kampfe gegen Heinrich III. Beistand geleistet, die Thronfolge in Ungarn zugesagt; als ihm jedoch später ein Sohn geboren wurde, der den Namen Salomon erhielt, suchte er diesem die Krone zuzuwenden und ließ denselben auch wirklich im Jahre 1058 zum König krönen; er erregte dadurch jedoch nicht nur den Unwillen Bela's, sondern auch die Unzufriedenheit der Ungarn, bei welchen Bela in hohem Ansehen stand. Bela flüchtete vor den Nachstellungen seines Bruders zu seinem Schwiegervater, dem König Kasimir von Polen, kehrte aber im Jahre 1060 mit einem polnischen Heere, das ihm sein Schwager Boleslaw II., Kasimir's Nach-

folger, zur Verfügung gestellt, nach Ungarn zurück, um seine Thronansprüche geltend zu machen. Andreas sandte hierauf den jungen Salomon, den bereits Heinrich III. mit seiner Tochter verlobt hatte, mit vielen Schätzen an den deutschen Hof, indem er die Kaiserin Agnes um Hilfe gegen seinen Bruder bitten ließ. In der That rückte im Jahr 1061 ein deutsches Heer unter dem Markgrafen Wilhelm von Meissen und dem Bischof Eppo von Zeitz zur Unterstützung des Königs Andreas in Ungarn ein und war Anfangs siegreich; als sich jedoch hierauf ganz Ungarn zum Kampfe für Bela erhob, wandte sich das Kriegsglück, und nach tapferem Kampfe mußte das deutsche Heer, von Andreas begleitet, den Rückzug antreten. Unaufhörlich von den nachziehenden Ungarn bedrängt und dem äußersten Mangel preisgegeben, sah sich der Markgraf nach einem blutigen Treffen, in welchem Andreas vom Pferde stürzte und zertrümmert wurde, gezwungen, sich dem Feinde zu ergeben. Von Achtung für seinen Heldenthum durchdrungen, ließ ihn Bela, dessen Herrschaft fortan in Ungarn gesichert war, nicht nur mit dem Reste seines Heeres ungehindert nach Deutschland zurückkehren, sondern gab ihm auch seine Tochter zur Gemahlin. Die Unzufriedenheit der Deutschen über diesen Ausgang des Ungarkrieges wurde durch ungewöhnliche Unglücksfälle erhöht: große Hungersnoth und eine pestartige Krankheit lasteten mehrere Jahre hindurch schwer auf dem deutschen Lande. Die allgemeine Erbitterung, die besonders in Baiern herrschte, bewog die Kaiserin, diesem Herzogthum in der Person des Grafen Otto von Nordheim, eines der angesehensten sächsischen Großen, wieder einen eigenen Herrn zu geben.

Durch das Mißgeschick der Kaiserin ermuthigt und durch den wachsenden Einfluß des Bischofs von Augsburg in immer höherem Grade erbittert, traten die Gegner des Hofes zu einem Bunde zusammen, der den Zweck hatte, den jungen König den Händen seiner Mutter zu entreißen und damit zugleich der Regierung der Kaiserin ein Ende zu machen. An der Spitze dieser Verbindung stand der Erzbischof Hanno von Köln, ein Mann von tiefer, aufrichtiger Frömmigkeit, großer Sittenstrenge, hervorragender wissenschaftlicher Bildung und reicher Erfahrung in Staats- und Kirchenangelegenheiten, dem das Wohl des Reiches ebenso warm am Herzen lag, als das Interesse der Kirche, und den bei der Betheiligung an dem geplanten Staatsstreich nur der Wunsch leitete, das Reich vor verhängnißvollen Verwirrungen zu schützen. Die übrigen Mitglieder des Bundes waren der Erzbischof Siegfried von Mainz, der eben erst zum Herzog von Baiern erhobene Otto von Nordheim, Gottfried von Tuscanien und der Vetter des jungen Königs, der Graf Eckbert von Braunschweig.

Zur Ausführung ihres Planes benutzten die Verschworenen

den Aufenthalt des Hofes auf der Rheininsel des heiligen Suidbert, jetzt Kaiserswerth genannt, wo das Pfingstfest des Jahres 1062 gefeiert werden sollte. Nach einem heiteren Festmahle luden sie den zwölfjährigen König ein, das prachtvoll ausgeschmückte Schiff Hanno's zu besichtigen. Freudig folgte der Knabe dieser Aufforderung; kaum hatte er jedoch das Schiff bestiegen, als die Diener des Erzbischofs die Ruder ansetzten und dasselbe in die Mitte des Stromes trieben. In der Meinung, daß es auf sein Leben abgesehen sei, sprang der bestürzte Knabe in das Wasser; er wurde jedoch durch den ihm rasch nachspringenden Grafen Eckbert mit eigener Lebensgefahr den Wellen entrisßen und auf das Schiff zurückgebracht, wo es den Verschwoeren gelang, durch schmeichelndes Zureden seine Furcht zu beschwichtigen. Er wurde nach Köln geführt, wo er unter der Obhut Hanno's verbleiben sollte. Die Kaiserin, der mit ihrem Sohne zugleich alle Macht geraubt worden, ging nach Italien, wo sie sich in ein Kloster zurückzog. Der plötzliche Umschwung in ihren Verhältnissen hatte ihr die Augen über die Mißgriffe ihrer Regierung geöffnet, und während sie bisher die Freiheit der Kirche zu beschränken gesucht, wurde sie in der Folge die eifrigste Fürsprecherin derselben und bei mehr als einer Gelegenheit der Schutzgeist ihres Sohnes.

Unterdessen hatten die Verschworenen diejenigen Fürsten, die an dem Staatsstreiche keinen Theil gehabt, theils durch die Verleihung von Reichsgütern, theils durch die Erklärung zu beruhigen gesucht, daß es nicht in ihrer Absicht liege, die Reichsregierung dauernd an sich zu reißen, sondern daß der junge König sich abwechselnd in den verschiedenen Theilen des Reiches aufhalten und dabei die Leitung der Staatsgeschäfte jedesmal an denjenigen Erzbischof übergehen solle, in dessen Sprengel er verweile. Zunächst blieb die Reichsverwaltung in den Händen Hanno's von Köln. Durchdrungen von dem Gefühle der hohen Verantwortung, die ihm die Erziehung des jungen Königs auferlegte, leitete er dieselbe mit der äußersten Sorgfalt, zugleich aber auch mit einer Strenge, welche heilsame Früchte hätte tragen können, wenn der lebhafteste, von seiner Mutter verzogene Knabe dauernd unter seiner Leitung geblieben wäre, was jedoch nach den getroffenen Bestimmungen nicht der Fall sein konnte.

Unter den Großen Deutschlands blickte keiner mit entschiedener Mißgunst auf die Machtstellung Hanno's als der Erzbischof Adalbert von Bremen. Als Abkömmling der Pfalzgrafen von Sachsen an Glanz der Geburt dem Erzbischof von Köln, der einer einfachen Bauernfamilie entstammte, weit überlegen, stand Adalbert an sittlichem Werthe tief unter demselben. Zwar zierten auch ihn Eigenschaften, die ihn zu einer hervorragenden Stellung

in der Reichsverwaltung zu berechnen schienen: mit einer ungewöhnlichen geistigen Begabung und staatsmännischen Gewandtheit verband er eine rastlose Thätigkeit und einen unbescholtenen Lebenswandel; aber alle diese Vorzüge wurden verdunkelt durch eine schrankenlose Eitelkeit und Ruhmbegierde, durch Leidenschaftlichkeit und Herrschsucht. In seinem Charakter, wie in seinem Leben traten die auffallendsten Gegensätze an den Tag. Er konnte bei dem heiligen Messopfer Thränen der Rührung vergießen, wusch häufig Armen die Füße, streute unter die Hilfsbedürftigen seines Sprengels mit vollen Händen Gaben aus, eiferte gegen den Verkauf kirchlicher Stellen und drang auf ein tugendhaftes Leben bei dem Alerus; dabei behandelte er jedoch seine Umgebung oft mit Härte und Hoffart, drückte seine Unterthanen durch hohe Abgaben und suchte Güter und Einkünfte an sich zu reißen, wo und wie er konnte, um seiner Prachtliebe und Verschwendung zu genügen. Wie der Gottesdienst in seiner Domkirche zu Bremen, so war auch sein Hof der glanzvollste: in jeder Beziehung wollte er Aufsehen und Bewunderung erregen. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, seinen Namen unsterblich zu machen. Gestützt auf das hohe Ansehen, das er am Hofe Heinrichs III. genoß, hatte er sich längere Zeit mit dem ehrgeizigen Plane der Errichtung eines nordischen Patriarchats getragen und deßhalb auch der nordischen Mission seine besondere Sorgfalt zugewandt.

Um diesen einflußreichen Mann auf seine Seite zu ziehen, überließ ihm Hanno, als er im Jahre 1063 zur Schlichtung der kirchlichen Wirren nach Italien ging, die Aufsicht über den jungen König und damit zugleich die Leitung der Reichsangelegenheiten. Erzbischof Hanno erklärte sich mit aller Entschiedenheit zu Gunsten Alexanders II., der im Jahre 1064 auf einer Synode zu Mantua als rechtmäßiger Papst anerkannt wurde. Guibert von Parma mußte das ihm für Italien übertragene Kanzleramt an den Bischof Gregor von Bercelli, einen Anhänger Alexanders II., abtreten. Die von Gottfried von Tuscani in Besitz genommenen Marken Spoleto und Camerino wurden dem römischen Stuhle zurückgegeben; dagegen erhielt Gottfried das Herzogthum Brabant. Auf der Rückreise leitete Hanno die Verlobung des jungen Königs mit Bertha, der schönen und edlen Tochter des Markgrafen Otto von Turin, ein und bewog die Kaiserin Agnes zur Rückkehr nach Deutschland, indem er von ihrer Nähe einen heilsamen Einfluß auf das Herz ihres Sohnes erhoffte, der inzwischen am Hofe Adalberts auf die verhängnisvollsten Abwege gerathen war.

Von dem Wunsche beseelt, sich auch über Heinrichs Minderjährigkeit hinaus einen hervorragenden Einfluß auf die Reichsregierung zu sichern, war Adalbert vor Allem bemüht, die vollste Zu-

neigung des jungen Königs zu gewinnen und ihn dadurch dauernd an sich zu fesseln. Während Hanno über die Alpen ging, zog er mit dem jungen König nach Ungarn, wo ein gänzlicher Umschwung der Verhältnisse die vollständige Herstellung des Ansehens der deutschen Krone in sichere Aussicht zu stellen schien. König Bela war kurz nach dem Rückzug des deutschen Heeres aus Ungarn gestorben, und sein Sohn Geisa, der wohl erkannte, daß er sich nur schwer gegen den von der deutschen Macht unterstützten Salomon, den Sohn seines Oheims Andreas, werde halten können, hatte sich nach Polen begeben und von dort dem deutschen Hofe seine Bereitwilligkeit erklärt, auf den ungarischen Thron zu Gunsten Salomons zu verzichten, wenn ihm dieser in Ungarn eine seiner Geburt entsprechende Stellung und Behandlung zusichere. Da sich die gleichzeitig an dem deutschen Hofe eingetroffene Gesandtschaft der Ungarn hiermit einverstanden erklärt hatte, war Geisa's Antrag angenommen worden. Nachdem Adalbert mit dem jungen König, von dem Herzog Otto von Baiern und einem bayerischen Heere begleitet, in Ungarn angelangt war, wurde Salomon auf den Thron seines Vaters zurückgeführt und die mit Ungarn geschlossene Freundschaft durch die Vermählung des jungen Ungarkönigs mit der ihm bereits früher verlobten Schwester Heinrichs besiegelt.

Schon auf diesem Zuge war es dem schlauen und gewandten Erzbischof gelungen, sich durch die ausgesuchteste Güte und Freundslichkeit in dem Herzen des jungen Königs eine bevorzugte Stelle zu sichern. Nach Bremen zurückgekehrt, zog er ihn nicht nur vollständig in den Strudel seines glanzvollen Hoflebens, sondern gestattete auch seinen erwachenden Begierden und schlimmen Neigungen den freiesten Spielraum. Alle seine Fehler wurden ihm nachgesehen, alle seine Wünsche befriedigt. Zugleich pflanzte Adalbert, dem die Königsgewalt als eine absolute galt und der den Kaiser, als den über alle Gewalten und Rechte der Reiche und Nationen erhöhten Statthalter Gottes auf Erden, für berechtigt hielt, alles zu thun, was ihm beliebte, dem jungen König die Grundsätze einer unbeschränkten Herrschaft ein und lehrte ihn, auf die Fürsten und Großen des Reichs mit Geringschätzung herabzublicken. So wuchs Heinrich, dem an dem glänzenden, geräuschvollen Hofe Adalberts, im Vollbesitze einer zügellosen Freiheit ein neues Leben aufging, zu einem eigenwilligen, launenhaften, übermüthigen, ausschließlich nach Sinnengenuss haschenden Jüngling heran, der, ohne jeden sittlichen Halt und fern von jeder Einsicht in die Größe der seiner harrenden Aufgabe, in die Wichtigkeit und Erhabenheit seiner Regentenpflichten, nur den einen Gedanken kannte, dereinst den unumschränkten Herrscher zu spielen und mit den Großen des Reichs ganz anders noch zu verfahren, als sein Vater.

Unterdessen hatte Adalbert, um die Reichsfürsten mit seiner Machtstellung auszuöhnen, zahlreiche Güter, die er den reichen königlichen Abteien entriß, und zum Theil die Abteien selbst unter die Fürsten vertheilt. Um sich jedoch gänzlich in dem ungeschmälernten Besitz seines Einflusses sicher zu stellen und insbesondere der Betheiligung Hanno's an der Reichsverwaltung ein Ziel zu setzen, erklärte er schon im Jahre 1068 den fünfzehnjährigen König für mündig, indem er ihn am Osterfeste, zu dessen Feier sich der Hof nach Worms begeben, in Gegenwart der Kaiserin und vieler Fürsten feierlich mit dem Schwerte umgürten ließ. Von jeder hemmenden Schranke befreit, stürzte sich Heinrich mit dem ganzen Feuer seiner leidenschaftlichen Natur in den Strudel des ausschweifendsten Genußlebens, ohne sich irgendwie um die Regierung zu kümmern, deren Leitung er vollständig seinem bisherigen Erzieher überließ. Im Frühling und Sommer reiste er nach Lust und Laune im Reiche umher; den Herbst und den Winter verbrachte er gewöhnlich in Goslar, wo er sich mit einem ähnlichen Brunke umgab, wie ihn Adalbert an seinem Hofe zu Bremen entfaltetete. Hier ließ er sich in Gesellschaft einer großen Schaar gleichgesinnter Ritter durch Spielleute und Gaukler die Zeit vertreiben und wuchs inmitten des üppigsten Lasterlebens immer mehr zu einem vollendeten Wüstling heran. Anstatt diesen unheilvollen Ausschweifungen des Königs entgegen zu treten, war Adalbert sorgfältig bedacht, jedes Wort des Tadel's zu unterdrücken, um nicht die Gunst des durch sittliche Verkommenheit zur Selbstregierung untüchtigen Monarchen zu verlieren und dadurch seine eigene Herrschaft einzubüßen.

Um die Sachsen, gegen welche ihn Adalbert, der mit ihren Großen zerfallen war, mit Vorurtheilen und einem blinden Haß erfüllt hatte, in strengster Unterwürfigkeit zu halten, ließ der König in ihrem Lande eine große Zahl fester Burgen anlegen, die mit starken ritterlichen Besatzungen versehen wurden. Den ihm verhassten Erzbischof Hanno überhäufte er mit Kränkungen aller Art, wollte Nichts von den Entscheidungen wissen, die derselbe in Italien getroffen, und sträubte sich gegen die von Hanno eingeleitete Vermählung mit der Tochter des Grafen von Turin.

Inzwischen hatte sich über dem Haupte des Erzbischofs von Bremen ein schweres Ungewitter zusammengezogen. Erbittert über die Lasten, die Heinrichs schwelgerischer Hof ihrem Lande auferlegte, und besorgt für ihre durch des Königs unverhohlenen Haß gegen sie bedrohten Rechte und Freiheiten, waren die sächsischen Großen mit mehreren andern Reichsfürsten zu einer geheimen Verbindung zusammengetreten, durch welche der unheilvollen Regierung Adalberts ein Ende gemacht werden sollte. Um den jungen König von Adalbert zu trennen, suchten die sächsischen Großen ihn durch

Verweigerung der üblichen Lieferungen für seinen Hof zur Verlegung desselben aus Sachsen zu zwingen; zu gleicher Zeit schrieben die Verbündeten, an deren Spitze auch diesmal der Erzbischof Hanno stand, auf den Jannar 1066 einen Reichstag nach Tribur aus, wo sie dem König die Alternative stellen wollten, entweder Adalbert von seinem Hofe zu entfernen und ihn von aller Betheiligung an der Regierung auszuschließen, oder der Krone zu entsagen. Ohne Ahnung von dem, was ihm bevorstand, folgte Adalbert, dem wegen der feindlichen Haltung der sächsischen Großen der Aufenthalt in Goslar drückend geworden, mit dem jungen König der an ihn ergangenen Einladung zu der von den Verbündeten anberaumten Fürstenversammlung. Kaum waren sie jedoch mit ihrem zahlreichen Gefolge in Tribur angelangt, als die versammelten Fürsten einmüthig dem König erklärten, daß sie dem Reiche ein anderes Oberhaupt geben würden, falls er sich weigere, den Erzbischof von Bremen sofort aus seiner Nähe zu entfernen. Der bestürzte Heinrich, der eine solche Sprache nie vernommen, erbat sich Bedenkzeit; Adalbert aber gab ihm, um seinem eigenen Sturze vorzubeugen, den Rath, sich in der nächsten Nacht heimlich mit den Reichsinsignien aus Tribur zu entfernen, um an einem anderen sicheren Orte die Beilegung der ausgebrochenen Unruhen abzuwarten. Schon war Alles zur Flucht vorbereitet, als die Verbündeten von Heinrichs Absicht Kunde erhielten. Sie ließen den königlichen Palaß mit Wachen umgeben und griffen selbst zu den Waffen. Ihre Erbitterung gegen Adalbert war so groß, daß nur die Gegenwart des Königs ihn vor thätlichen Mißhandlungen schützen konnte. Mit Schmach bedeckt, mußte er mit seinem ganzen Anhange den Hof verlassen, und nur der starken Bedeckung, die der König ihm mitgab, hatte er es zu verdanken, daß er ungefährdet sein Bisthum erreichte.

Der Haß der Sachsen gegen ihren gestürzten Bedränger machte sich in Gewaltthatigkeiten aller Art Luft. Die sächsischen Fürsten, besonders die Billungen: Herzog Orduß, sein Sohn Magnus und sein Bruder Hermann, seine erbittertsten Feinde, überfielen seine Stiftslande und trieben ihn zur Flucht nach Goslar. Doch auch hier fand er keine Sicherheit. Von allen seinen Vasallen verlassen, mußte er sich ein halbes Jahr lang auf einem seiner Güter verborgen halten, während seine Besitzungen verwüstet, seine Burgen geplündert und zerstört wurden. Um sich Ruhe und Sicherheit zu erkaufen, gab er den sächsischen Fürsten den größten Theil seines Stiftsgebietes zu Lehen, so daß ihm von seinen früheren reichen Einkünften kaum soviel übrig blieb, als ihm zum Lebensunterhalte nöthig war. Nichtsdestoweniger gab er die Hoffnung nicht auf, daß ein neuer Umschwung der Dinge das Staatsruder wieder in seine Hände bringen werde.

Nach dem Sturze Adalberts wurde Hanno aufs Neue das eigentliche Haupt der Reichsverwaltung. Die mit der Kirche geschlossenen Verträge blieben in Kraft, und im Sommer 1066 fand zu Tribur die Vermählung Heinrichs mit Bertha von Turin statt, welche hierauf zur Mitregentin des Reiches ernannt und als solche gekrönt wurde. Mit unermüdlichem Eifer wirkte Hanno für des Reiches Wohl; doch gelang es ihm, bei der mangelhaften Unterstützung der nur auf ihren eigenen Vortheil bedachten Großen, ebensowenig, die Schäden zu heilen, die Adalberts unheilvolle Regierung dem Reiche zugefügt, als den jungen Heinrich auf bessere Wege zurückzuführen. Der von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattete König, der ohne den verderblichen Einfluß seiner Erziehung eine Stierde des Thrones hätte werden können, war bereits zu tief in den Strudel seines Lasterlebens versunken und zu sehr von dem Gedanken der königlichen Machtvollkommenheit durchdrungen, als daß er den Mahnungen des ihm verhaßten Hanno ein williges Ohr geliehen hätte. Schamloser denn je überließ er sich im Kreise seiner Lustgenossen allen Ausschweifungen seiner leidenschaftlichen Sinnlichkeit. Seine edle Gemahlin, die ihm hauptsächlich deshalb verhaßt war, weil sie ihm von Hanno zugeführt worden, behandelte er mit der äußersten Rücksichtslosigkeit, und sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die Scheidung von ihr durchzusetzen. Um für diesen Zweck den Beistand des einflußreichen Erzbischofs Siegfried von Mainz zu erlangen, versprach er demselben, ihm dafür den Zehnten in dem zu dem Mainzer Sprengel gehörenden Thüringen zu verschaffen, der ihm bis dahin von den Thüringern verweigert worden war. Siegfried war schwach genug, nach längerem Widerstreben auf diesen Vorschlag einzugehen und demgemäß im Jahre 1069 auf einer Fürstenversammlung zu Worms die von Heinrich beantragte Auflösung seiner Ehe zu befürworten. Da der König für dieselbe keinen andern Grund geltend machen konnte, als seine Abneigung gegen seine Gemahlin, erregte sein Antrag allgemeinen Unwillen. Auf Siegfrieds Vorschlag beschloßen die Fürsten, in der Woche nach Michaelis in Mainz aufs Neue zusammenzukommen, um in dieser Angelegenheit zu entscheiden. Hier erschien der ehrwürdige Petrus Damiani als päpstlicher Legat und erklärte dem König, nachdem er ihm mit ernstern Worten das Unwürdige seiner Forderung vorgehalten, daß er nie die Kaiserkrone erlangen werde, wenn er fortfahre, dem Sittengesetze Hohn zu sprechen, statt dem Reiche ein Vorbild zu sein. Zugleich bedrohte er den Erzbischof von Mainz mit dem Banne, falls er sich herbeilasse, des Königs Ehe zu lösen. Da sämmtliche Fürsten ihm zustimmten, sah sich Heinrich genöthigt, von seiner Forderung abzustehen. „Wohl an“, sagte er, „wenn ihr fest beharrt auf eurem Entschlusse, so

werde ich mich bezwingen und die Last tragen, die ich nicht abwerfen kann.“

Mit Groll im Herzen und von Rachegeanken erfüllt, kehrte er nach Sachsen zurück, und nur mit Widerstreben willigte er ein, seiner Gemahlin, die ihm nach Goslar gefolgt war, entgegen zu gehen. Nach und nach trug jedoch die edle, würdevolle Haltung Bertha's, die alle ihr widerfahrenen Kränkungen zu verzeihen bereit war, den Sieg über seine Abneigung davon; sein Herz neigte sich ihr in aufrichtiger Liebe zu, und als später die Folgen seiner Mißregierung in schwerem Mißgeschick auf ihn einstürzten, wurde sie sein tröstender Engel.

Unterdessen hatte Adalbert seine früheren Gegner, besonders Hanno von Köln, durch ein besonneneres Auftreten zu versöhnen gesucht, und im Jahre 1069 erschien er aufs Neue am Hofe Heinrich's, dessen Gunst er nie verloren hatte und der ihm daher auch sogleich seinen vollen Einfluß wieder einräumte. Seine frühere Heiterkeit und Lebenslust war einem finsternen Ernste gewichen, und nur ein Gefühl schien sein Herz zu erfüllen: der Durst nach Rache an den sächsischen Großen, die ihm nach seinem Sturze so schwere Unbill zugefügt. Der Erste, der seine wiedergewonnene Macht fühlen sollte, war der von der Kaiserin Agnes mit dem Herzogthum Baiern belehnte Otto von Nordheim, der hervorragendste Verbündete Hanno's bei dem Sturze Adalbert's, ein Mann, der ihm durch seinen Einfluß, sowie durch seine Klugheit und entschlossene Kühnheit besonders gefährlich werden konnte, wie er auch durch die Macht seines Herzogthums Baiern die geplante Unterdrückung der Sachsen zu hindern im Stande war. Ein übel berüchtigter Mann, der Ritter Egiuo, sollte das Werkzeug des Sturzes Otto's werden. Auf Adalbert's Anstiften erschien derselbe vor Heinrich IV. mit der Anklage: der Herzog Otto von Baiern habe ihn durch große Versprechungen zu bewegen gesucht, den König zu ermorden. Zur Erhärtung seiner Aussage zeigte er das Schwert vor, das Otto ihm zu diesem Zwecke behändigt habe, und erbot sich außerdem, des Herzogs Schuld durch einen Zweikampf mit demselben zu beweisen. Der König, dessen Zorn durch die zahlreichen Widersacher Otto's aufs Höchste gereizt worden, berief den Herzog, der die Anklage Egiuo's mit Entrüstung zurückgewiesen, zur Verantwortung nach Goslar. Obgleich viele unter den ohnehin unzufriedenen Fürsten der Ansicht waren, daß es mit der Würde des Herzogs unvereinbar sei, mit einem Manne wie Egiuo, der den Adel seiner Geburt durch alle möglichen Laster schände, einen Zweikampf einzugehen, erklärte sich Otto dazu bereit, um sich von dem schmachvollen Verdachte des ihm zur Last gelegten Verbrechens zu reinigen; allein er forderte von dem Könige sicheres Geleite nach Goslar, um unge-

fährdet seine Sache führen zu können. Heinrich wies diese Forderung mit scharfen Worten zurück und setzte, da Otto hierauf sein Erscheinen verweigerte, aus dessen Gegnern ein Fürstengericht ein, das den Herzog, als des Verbrechens des beabsichtigten Königsmords schuldig befunden, in die Acht erklärte und ihm sein Herzogthum Baiern, sowie seine sämmtlichen Besitzungen in Sachsen absprach. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto's Schwiegersohn Welf (IV.), der Sohn des Markgrafenizzo von Este, der hierauf seine Gemahlin ihrem Vater zurückschickte. Die Gegner Otto's brachen in seine Besitzungen ein, verwüsteten seine Güter, mißhandelten oder tödteten seine Dienstreute und Leibeigenen und schonten weder Kirchen noch Abteien. Endlich erschien der König selbst, um die letzte Hand an das Verwüstungswerk zu legen. Der schwer gereizte Otto griff zu den Waffen und fiel, im Vereine mit seinem Freunde Magnus, in Thüringen ein, wo an den königlichen Gütern das Vergeltungsrecht geübt wurde. Heinrich zog den Empörern mit einem Heere entgegen; doch kam es zu keinem Kampfe, da es dem Grafen Eberhard von Nellenburg gelang, einen Frieden zu vermitteln, zu welchem Heinrich sich um so leichter bereit finden ließ, als er des Krieges überdrüssig war und viele Fürsten denselben nur lässig führten. Otto unterwarf sich dem König gegen die Zusage der Rückerstattung der durch das Fürstengericht ihm abgesprochenen Güter; doch behielt ihn Heinrich mit seinem Bundesgenossen Magnus in leichter Haft.

Das Glück, welches den König in der Bekämpfung der Empörung Otto's und seines Genossen begleitet hatte, erhöhte nur seinen Uebermuth. Als bald darauf, am 18. März 1071, der Herzog Ordulf von Sachsen starb, erkannten die Sachsen, nach dem in dem Hause der Billungen seit mehr als hundert Jahren giltigen Erbrechte, seinen Sohn Magnus, ohne die königliche Zustimmung abzuwarten, sofort als Herzog an; Heinrich verweigerte jedoch dessen Freilassung und schloß zugleich mit dem König Swen von Dänemark bei einer Zusammenkunft mit demselben zu Lüneburg einen geheimen Vertrag, in welchem ihm dieser gegen die Ueberlassung der an Dänemark grenzenden nördlichen Elbgebiete, die zum Theil dem Herzog von Sachsen, zum Theil dem Markgrafen Udo von der Nordmark gehörten, seinen Beistand gegen alle seine Feinde, insbesondere gegen die Sachsen zusagte.

Kurz nach dem Abschluß dieses Vertrags, am 16. März 1072, starb der Erzbischof Adalbert, dessen Gesundheit schon seit längerer Zeit hauptsächlich in Folge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde, erschüttert war, und die allgemeine Unzufriedenheit über den trostlosen Zustand des Reiches, in welchem Wittwen und Waisen ihrer Habe beraubt, Kirchen und Klöster verwüstet wurden und ein

Jeder that, was ihm beliebte, ohne daß der König sich darum kümmerte, bewog Heinrich, dem Andringen vieler Fürsten nachzugeben und den Erzbischof Hanno von Köln an seinen Hof zurückzuberufen. Seiner durchgreifenden Strenge und unbestechlichen Gerechtigkeit gelang es, die gänzlich zerrüttete Ordnung des Reiches herzustellen und selbst den König für kurze Zeit auf einen besseren Weg zu führen. „Die ältere Verfassung des Staates“, sagt der zeitgenössische Chronist Lambert von Hersfeld, „ward wieder hergestellt, die Willkür schrankenloser Begier gezügelt. Es galt kein Ansehen der Person; das Recht mußte seinen Lauf haben. Der Erzbischof entfaltete eine solche Thätigkeit, eine so erschütternde Würde, daß schwer zu sagen ist, ob die Herrschergewalt an ihm oder der priesterliche Charakter mehr Bewunderung verdiente.“ Unter Denen, die von dem strafenden Arm der unerbittlich waltenden Gerechtigkeit erreicht wurden, befand sich auch Egino: er wurde als Verleumder in Ketten ausgestellt und endete im Elend. Otto von Nordheim wurde seiner Haft entlassen; da ihm jedoch nicht nur sein Herzogthum Baiern, sondern auch viele seiner sächsischen Erbgüter vorenthalten blieben, schied er aus derselben mit tiefem Groll im Herzen. Zudem war des Königs Rückkehr zur Bahn der Mäßigung nur von kurzer Dauer; bald trat seine volle Unbändigkeit aufs Neue zu Tage. Ganz dem wiedergekehrten Einfluß seiner Günstlinge, der Genossen seiner Ausschweifungen, hingegeben, hatte er kein Ohr mehr für Hanno's väterliche Ermahnungen. Dieser zog sich daher im Dezember 1072, die Last des herannahenden Alters und die Abnahme seiner Kräfte vorzüglichend, von der Reichsregierung zurück, um fortan ausschließlich der Sorge für sein Erzbisthum zu leben.

„Kann hatte sich Hanno vom Hofe zurückgezogen,“ sagt Lambert, „als der König, wie ein Jüngling, der auf einmal von der Aufsicht eines unerbittlich strengen Hofmeisters befreit ist, ohne Scham seinen Begierden die Zügel schießen ließ.“ Nur darauf bedacht, seine Lannan und Neigungen zu befriedigen und seinen Unterthanen die volle Wucht der königlichen Allgewalt fühlbar zu machen, schritt er immer weiter fort auf der Bahn schrankenloser Willkür. Erbittert darüber, daß der Herzog Berthold von Kärnthen sich vom Hofe fern hielt, wo sein Rath nicht mehr beachtet wurde, beschuldigte er denselben der Anfehlung und entzog ihm, ohne jede rechtliche Untersuchung, sein Herzogthum, mit welchem er einen seiner Anverwandten, den Grafen Markwart von Eppenstein, belehnte. Von dem gleichen Schicksal sah sich sein Schwager, der Herzog Rudolf von Schwaben, bedroht, dem der König seine Theilnahme an dem Sturze Adalberts nicht verzeihen konnte. Unter der Anklage feindlicher Bestrebungen gegen den König und den Staat wurde er wiederholt zur Verantwortung an den königlichen Hof ge-

Laden, von welchem auch er sich fern hielt; aber geschreckt durch das Schicksal Otto's, wagte er nicht, dort zu erscheinen, sondern rief die Vermittelung seiner Schwiegermutter, der Kaiserin Agnes, an, die seit dem Jahre 1066 wieder in einem italienischen Kloster lebte. Sie kam nach Deutschland und brachte auf einer Fürstenversammlung zu Worms, auf welcher sich Rudolf von jedem Verdachte reinigte, eine Versöhnung zwischen ihm und Heinrich zu Stande; doch hatte Rudolf Grund, dieselbe von des Königs Seite nicht für aufrichtig zu halten.

Am schlimmsten verfuhr Heinrich gegen die Sachsen, gegen welche Albalbert nach seiner Rückkehr an den Hof des Königs dessen Haß aufs Aeußerste entflammt hatte, sowie gegen die Thüringer, die sich der Entrichtung des von dem Erzbischof von Mainz beanspruchten und von Heinrich ihm zuerkannten Zehnten widersetzen, von welchem sich der König einen Theil für die Krone ausbedungen. In beiden Ländern wurden die königlichen Burgen vermehrt und verstärkt, und ungestraft durften die Besatzungen derselben das umwohnende Volk mit Füßen treten. Mit unerhörter Willkür trieben dieselben die unerschwinglichen Steuern ein, die Heinrich zur Bestreitung der Kosten seines schwelgerischen Hofhaltes ausgeschrieben, zwangen Freie und Unfreie zu Frohndiensten bei des Königs Schloßerbau, plünderten Dörfer und Höfe und entehrten Frauen und Töchter der Landleute. Nirgends gab es einen Schutz gegen diese Gewaltthätigkeiten; denn wer auch nur die leiseste Klage darüber erhob, wurde als Beleidiger des Königs in Ketten gelegt und konnte nur durch Preisgebung seiner Habe die Freiheit wieder erkaufen. Alles bekundete, daß der König selbst das Volk zur Empörung reizen wollte, um eine Veranlassung zu haben, die Sachsen und Thüringer gänzlich zu unterdrücken.

Die dumpfe Gährung, die längst in allen sächsischen Gauen herrschte, hatte bereits den höchsten Grad erreicht, als der König ein allgemeines Aufgebot zu einem Zuge gegen den Polenherzog Boleslaw II., Kasimirs I. Sohn und Nachfolger, erließ, der wider seinen Willen in Böhmen eingefallen war. Die Befürchtung, daß sich hinter dieser Maßregel die Absicht verberge, gegen sie selbst den letzten Schlag zu führen, bewog die sächsischen Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, zu einem geheimen Sicherheitsbündniß zusammen zu treten, an dessen Spitze, neben dem Erzbischof Werner von Magdeburg, Hanno's Bruder, und den Bischöfen von Halberstadt, Minden, Meißen, Hildesheim, Baderborn, Münster und Merseburg, Otto von Nordheim, Graf Hermann, der Oheim des gefangenen Magnus, der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen und die Markgrafen Udo von der Nordmark, Eckbert von Meißen und Dedo von der Lausitz standen.

Sobald Heinrich von dieser Verbindung Kunde erhalten, entbot er die sächsischen Großen auf den 29. Juni 1073 zu sich nach Goslar. In der Meinung, daß es dem Könige um einen Ausgleich zu thun und daher Aussicht auf Abhilfe vorhanden sei, fanden sie sich ein; aber vergebens harrten sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend in einem Vorzimmer des Königs, daß er zu ihnen herausträten oder sie zu sich rufen lassen werde; unbekümmert um ihre Gegenwart, vergnügte sich Heinrich mit seinen Günstlingen am Brettspiel. Erst als längst die Sonne untergegangen, erschien ein Höfling und erklärte ihnen, ihr Harren sei vergebens, da der König abgereist sei. Diese schmachvolle Behandlung, die in ganz Sachsen einen Schrei der Entrüstung hervorrief, steigerte die Erbitterung der verbündeten Fürsten aufs Aeußerste. Nachdem sie einander wiederholt in verschiedenen Zusammenkünften feierlich gelobt, treu zu einander zu stehen im Kampfe für die Freiheit und Rettung des Vaterlandes, und die Gewißheit gewonnen, daß das ganze sächsische Volk zu ihnen halte, ordneten sie eine Gesandtschaft an den König ab, um demselben ihre Forderungen vorzutragen. Er solle ihnen, so verlangten sie, die Heerfahrt gegen Polen erlassen, weil sie gegen ihre heftigsten Feinde, die Liutizen, Tag und Nacht zur Vertheidigung der Grenzen unter den Waffen sein müßten; er solle ferner seine auf allen Hügeln und Bergen ihres Landes errichteten Burgen niederreißen lassen, das sächsische Land, worin er seit seiner Kindheit sein Leben in Unthätigkeit hingebracht, nicht länger mit seiner Hofhaltung belasten, den Fürsten, denen er ohne Untersuchung ihre Güter genommen, Genugthuung geben, die feilen Günstlinge, deren Rath ihn und das Reich ins Unglück stürze, von seinem Hofe entfernen und zu seinen Rathgebern die Fürsten des Reiches wählen, die Kebsweiber entlassen, die er wider Sitte und Kirchengesetz halte, und der Königin Bertha die Ehren erweisen, die ein christlicher Ehemann seiner Gattin schulde. Bewillige er diese Forderungen, so würden sie ihm auch fernerhin als ihrem König dienen, doch nur wie es freigebohrenen Männern im freien Staate zieme; wo nicht, so hielten sie ihren ihm geleisteten Eid für aufgehoben und seien entschlossen, bis zum letzten Athemzuge gegen ihn, als einen Feind und Unterdrücker, für den durch ihn verrathenen christlichen Glauben und ihre Freiheit einen gerechten Krieg zu führen.

Heinrich war betroffen und schwankte in seinen Entschlüssen: als ihm jedoch seine Günstlinge zu bedenken gaben, daß ein König Festigkeit zeigen müsse und daß seine Würde auf dem Spiele stehe, entließ er die Abgeordneten mit einigen nichtsagenden Versicherungen. Dies brachte sofort den drohenden Sturm zum Ausbruch. An der Spitze eines zahlreichen Heeres rückten die sächsischen Großen so

rasch gegen Goslar vor, daß der zum Kampfe nicht gerüstete König kaum Zeit fand, mit seinen Schätzen nach der Harzburg, dem festesten seiner Bergschlösser, zu entfliehen. Von hier knüpfte er Unterhandlungen mit den Verbündeten an, indem er sie auf die Entscheidung der streitigen Fragen durch einen Reichstag zu vertrusten suchte; da sie jedoch von ihren Forderungen nicht abgingen und Anstalten trafen, ihn auf der Harzburg zu belagern, zu welchem Ende sie bereits alle Zugänge zu derselben besetzt hatten, beschloß er, heimlich im Dunkel der Nacht weiter zu fliehen. Nach einer dreitägigen gefahrvollen Wanderung durch die ödesten Gebirgspfade erreichte er am 12. August 1073 mit seinem kleinen Gefolge Sichwege in Hessen, von wo er sich nach kurzer Rast und Erquickung am folgenden Tage nach Hersfeld begab.

Unterdessen waren die Sachsen, statt ihn zu verfolgen, zu der Zerstörung seiner Burgen geschritten und drohten, alle Besatzungen derselben niederzuhauen, wenn Magnus nicht sofort in Freiheit gesetzt werde. Mit Zorn im Herzen der Nothwendigkeit weichend, gab Heinrich von Hersfeld aus Befehl, gegen siebenzig seiner Anhänger, die in Lüneburg gefangen gehalten wurden, den Prinzen Magnus auszuliefern, worauf derselbe von den Sachsen mit lautem Jubel als ihr Herzog empfangen wurde.

Der Aufforderung Heinrichs folgend, fanden sich die süddeutschen und rheinischen Fürsten und Bischöfe in Hersfeld bei ihm ein. In der Noth des Augenblicks seines früheren Stolzes vergessend, beschwor er sie, Mitleid mit ihm zu haben und mit ihm vereint die Schmach zu rächen, welche die Sachsen der Krone zugefügt; die Mehrzahl der Versammelten war jedoch der Ansicht, daß man an Kriegsbereitschaft den Sachsen nicht gewachsen sei, und so wurde mit Zustimmung des Königs der Krieg gegen sie bis zu Anfang Oktober verschoben.

Inzwischen hatten die Sachsen an den über die gewaltsame Eintreibung des Zehnten aufs Höchste erbitterten Thüringern Bundesgenossen gefunden, und die Fortschritte, welche in Folge dessen die Sache der Empörer machte, bewogen den König, dem es nicht entgangen war, daß auf die Hilfe der Fürsten nicht sicher zu rechnen sei, durch die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Hanno von Köln Unterhandlungen mit den Sachsen anknüpfen zu lassen, die zu der Vereinbarung führten, daß am 20. Oktober Abgeordnete beider Parteien zu Gerstungen erscheinen sollten, um den dort versammelten Fürsten Klagen und Vertheidigung vorzutragen und deren Entscheidung zu vernehmen. Die Schilderungen, welche die sächsischen Großen auf diesem Fürstentage von dem Leben des Königs und der von ihm ihrem Lande zugefügten Unbill entwarfen, riefen eine allgemeine Entrüstung hervor, und selbst von den Abgeordneten

Heinrichs erklärten die meisten, daß nicht die Empörung der Sachsen, sondern die Geduld, mit welcher sie Jahre lang so Unerhörtes ertragen, ihr Staunen erzeuge. Nach kurzen Berathungen kamen die Versammelten dahin überein, daß ein anderer König zu wählen sei. Da es jedoch für rathsam erachtet wurde, diesen Beschluß fürs Erste noch geheim zu halten, wurde öffentlich bekannt gemacht: die Fürsten beider Theile hätten sich dahin geeinigt, daß die Sachsen dem Könige wegen ihres verwegenen Unternehmens gegen ihn und den Staat ausreichende Genugthuung anzubieten hätten und der König ihnen dagegen eidlich Verzeihung des Vorgefallenen und Abstellung der Beschwerden zusichern solle, durch welche sie zur Empörung gereizt worden. Als der Nachfolger Heinrichs war von den meisten Fürsten sein Schwager, Rudolf von Schwaben, ausersehen, dessen Wahl auf einer später auszuschreibenden allgemeinen Fürstenversammlung erfolgen sollte.

Heinrich hatte sich von Hersfeld nach Baiern begeben, wo er sich unter dem Schutze Welfs, der ihm dies Herzogthum zu verdanken hatte, vollständig sicher glaubte. Hier eröffneten ihm zwei seiner Abgeordneten, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen, dem er kurz vorher sein Herzogthum zurückgegeben, den für die Oeffentlichkeit bestimmten Beschluß der Gerstunger Fürstenversammlung, mit welchem er sich vollständig einverstanden erklärte. Bald darauf theilte ein früherer Vertrauter Heinrichs, der Ritter Reginger, der seit Kurzem bei dem König in Ungnade gefallen war, den beiden Herzogen mit: der König habe sie und mehrere Anderen durch große Versprechungen zu ihrer Ermordung zu bewegen gesucht, und erbot sich, seine Anklage durch das Gottesurtheil des Zweikampfs zu erhärten. Beide Herzoge ließen hierauf dem König sagen: da er Treue und Glauben gegen sie gebrochen, so erachteten sie sich jeder Verpflichtung gegen ihn ledig und habe er fürder von ihnen weder Gehorsam noch Kriegshilfe zu erwarten. Der heftig erzürnte König beschuldigte seinerseits öffentlich seinen Schwager: er suche ihn durch falsche Verdächtigungen und künstlich erfundene Gerüchte zu verderben, um die Krone zu erlangen, und erklärte sich bereit, mit dem Schwerte in der Hand seine Unschuld zu verfechten. Einer seiner Vertrauten, der Ritter Ulrich von Rosheim, erbot sich, statt seiner den Zweikampf mit Reginger zu übernehmen; Rudolf von Schwaben erklärte jedoch, daß er hierauf nicht eher eingehen könne, bis er sich mit den Fürsten berathen habe.

Indessen drangen die Sachsen darauf, daß die beschlossene neue Königswahl nicht länger verzögert werde; der Erzbischof Siegfried von Mainz berief daher eine Versammlung der Fürsten nach seiner Metropole, um dort über die Wahl Rudolfs zu berathen. Als Heinrich hiervon Kunde erhielt, brach er, um seine Absezung

zu verhindern, sogleich nach dem Rheine auf. Schon war er, Angesichts der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Gefahren, der Verzweiflung nahe, als sich ihm eine unerwartete Hilfe darbot. Von Ladenburg, wo eine heftige Krankheit ihn längere Zeit zurückgehalten, war er nach dem nahen Worms aufgebrochen, und als er sich der Stadt näherte, kam ihm die Bürgerschaft, die ihren Bischof vertrieben hatte, gewaffnet entgegen, um ihm in der großen Zahl ihrer waffenfähigen Jugend, die bereit sei, für ihn in den Kampf zu ziehen, zu zeigen, welche Dienste sie ihm zu erweisen im Stande sei. Bald trafen auch von andern rheinischen Städten, die von dem Anschluß an den König eine Lockerung der das städtische Gemeinwesen einengenden Schranken hofften, die gleichen Versicherungen der Treue und Ergebenheit ein. Heinrich hielt indessen die ihm zugesagte Hilfe nicht für ausreichend, um den Kampf gegen die wider ihn verbündeten Fürsten zu wagen, obgleich viele derselben durch die Vorgänge in Worms so eingeschüchtert waren, daß sie Mainz verlassen hatten, ohne eine Entscheidung getroffen zu haben; er zog es daher vor, den Weg der Verständigung einzuschlagen. Auf seine wiederholte dringende Bitte willigten sie ein, mit ihm in Oppenheim zusammen zu kommen. Hier bat er sie auf das Demüthigste, ihm treu zu bleiben; sie erklärten ihm jedoch, daß sie ihm keinerlei Zusage geben könnten, bevor der Zweikampf zwischen Reginger und Kosheim stattgefunden; siege der Letztere, so würden sie ihm auch künftig ohne Weigerung treu und gehorsam sein. Der König gab sich damit zufrieden und setzte den Zweikampf, der auf einer Rheininsel bei Mainz stattfinden sollte, auf den 14. Januar (1074) fest. Wenige Tage vorher starb jedoch Reginger im Wahnsinn — wahrscheinlich an Gift — und da sein Tod Vielen als ein Gottesurtheil zu Gunsten des Königs erschien, stieg dessen Ansehen wieder in den Augen des Volkes.

Von der dringendsten Gefahr befreit, zog Heinrich seine Streitkräfte zusammen, um gegen die Sachsen zu ziehen; da diese ihm jedoch an Zahl weit überlegen waren und sein eigenes Heer ihm wenig zuverlässig schien, zog er es vor, Friedensunterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen. Zu diesem Ende trafen Abgeordnete beider Theile zu Gerstungen zusammen, und hier kam es am 2. Februar 1074 zu einem Vergleich, in welchem Heinrich den Sachsen ihre früheren Forderungen zugestand und zugleich die Wiedereinsetzung Otto's von Nordheim in das Herzogthum Baiern zusagte. So groß war indessen das Mißtrauen der Sachsen in die Aufrichtigkeit des Königs, daß sie von den Zeugen des Vertrags das eidliche Versprechen verlangten, den König als einen Meineidigen vom Throne zu stoßen, falls er irgend eine der eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt lasse.

Nach dem Abschluß des Friedens von Gerstungen kehrte Heinrich nach Goslar zurück. Hier fand er unter den jüngeren seiner Anhänger, die während des Krieges seine Burgen, besonders die Harzburg, tapfer vertheidigt hatten, große Unzufriedenheit über die den Sachsen gemachten Zugeständnisse, und bald begann er selbst sie zu bereuen. Als die Sachsen auf die Erfüllung seiner Zusagen drangen, suchte er Ausflüchte und wollte die ganze Angelegenheit noch einmal vor ein Fürstengericht gebracht sehen. Vergebens baten und drohten die sächsischen Fürsten; erst als die Bischöfe von Bremen, Osnabrück und Zeitz, die bisher auf Heinrichs Seite gestanden, ihm erklärten, daß auch sie sich von ihm lossagen würden, wenn er den beschworenen Frieden breche, gab er Befehl zur Niederreißung einzelner seiner Schlösser. Von der Harzburg, seinem Lieblingschlosse, sollten nur die Ringmauern niedergedrückt werden, Kirche und Kloster dagegen verschont bleiben; allein die erbitterten Bauern, die in der Verschonung der inneren Gebäude nur einen Vorwand für den König sahen, alsbald die ganze Burg wieder herzurichten, um sie zum Stützpunkt neuer Befehdung und Bedrückung des Volkes zu machen, rotteten sich zusammen und zerstörten alles, was von der Burg noch aufrecht stand. Nachdem sie mit der Kirche und dem Kloster auch die Grabstätten der königlichen Familie dem Boden gleich gemacht, zerstreuten sie sogar die Gebeine der dort bestatteten Angehörigen Heinrichs.

Die Nachricht von diesen Vorgängen rief unter den sächsischen Fürsten die größte Bestürzung hervor; denn sie erkannten, daß durch dieselben dem König Gelegenheit geboten war, über Friedensbruch und Kirchenhändlung zu klagen und die Reichsfürsten zum Kampfe gegen sie aufzurufen. Sie beeilten sich daher, die Urheber der auf der Harzburg angerichteten Verwüstungen auf das Strengste zu bestrafen und dem König durch eine Gesandtschaft die Versicherung geben zu lassen, daß sie an dem frevelhaften Unterfangen keinerlei Schuld trügen und dasselbe nicht anders als gegen sie selbst unternommen ansähen; schenke er dieser Versicherung keinen Glauben, so erböten sie sich, ihm jede von ihm geforderte Genugthuung zu geben, zum Beweise, daß nicht sie die Friedensbrecher seien. Heinrich wollte sich jedoch die ihm gebotene Gelegenheit, an den Sachsen Rache zu nehmen, um so weniger entgehen lassen, als er bei dem Unwillen der süddeutschen Fürsten über den Gerstunger Frieden, den die Sachsen ohne ihre Buziehung geschlossen, ihrer Unterstützung sicher sein zu können glaubte. Nachdem er im Herbst 1074 einen erfolglosen Zug gegen die Ungarn unternommen, die ihren König Salomon wegen seiner unwürdigen Regierung und seines verbrecherischen Lebenswandels vertrieben und dessen Vetter Geija auf den Thron erhoben hatten, rief er das ganze Reich zum Kampfe gegen

die Sachsen auf, um dieselben für den verübten Treubruch und Kirchenraub zu strafen. Da insbesondere Rudolf von Schwaben, dem der Gerstunger Frieden den Weg zum Throne verlegt hatte, und Welf von Baiern, der sich durch denselben im Besitze seines Herzogthums bedroht fand, den Sachsen heftig zürnten, sah sich Heinrich bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das noch durch einige von ihm gewonnenen sächsischen Großen verstärkt wurde. Zwar hatten auch die Sachsen eifrig gerüstet; aber in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut (Juni 1075) erlagen sie nach tapferem Kampfe der Uebermacht. Heinrich durchzog hierauf, als erbarmungsloser Sieger, die sächsischen Lande unter schauerlichen Verwüstungen. Während das sächsische Volk sich in die Wälder flüchtete und die Großen hinter den Mauern ihrer Burgen Schutz suchten, gingen Städte, Dörfer und Höfe in Flammen auf, und mit den Gräueln der Zerstörung verbanden sich Raub, Plünderung und Kirchenschändung. Erst als bei der fürchterlichen Verwüstung des Landes dem königlichen Heere die Lebensmittel zu fehlen anfangen, entließ Heinrich einen Theil desselben und entsandte den Erzbischof von Mainz und einige andere Fürsten an die sächsischen Großen, um sie aufs Neue zu der bisher von ihnen verweigerten bedingungslosen Unterwerfung ermahnen zu lassen, wogegen ihnen der Fortbesitz ihrer Lehnen, Würden und Güter in Aussicht gestellt wurde. Da auch dieser Schritt erfolglos blieb, indem die sächsischen Großen Heinrichs Zusagen keinen Glauben schenkten und lieber sterben als sich ihm wehrlos in die Hände geben wollten, wurde auf den Oktober des gleichen Jahres ein neuer Feldzug gegen sie angesetzt.

Indessen sollte der König ohne einen neuen Kampf zu dem gewünschten Ziele gelangen. Zwischen den sächsischen Großen und dem Volke, welches Heinrich durch Versprechungen aller Art versöhnlicher zu stimmen gewußt, brach Zwiespalt aus, indem das Volk, als der König im Oktober zum anderen Male mit Heeresmacht gegen Sachsen heranzog, Frieden unter jeder Bedingung verlangte. Die sächsischen Fürsten, die den Vorwurf, ihretwegen einen für aussichtslos erachteten Kampf erneuert zu haben, nicht auf sich laden wollten, erklärten sich zu Friedensunterhandlungen bereit. Ihre Bitte um Entscheidung ihrer Sache durch ein Fürstengericht, vor welchem sie sich von dem Vorwurfe des Friedensbruches reinigen könnten, wurde von Heinrich zurückgewiesen und die Forderung bedingungsloser Unterwerfung aufrecht gehalten; da ihnen jedoch die von Heinrich mit den Unterhandlungen beauftragten Fürsten als Preis derselben volle Sicherheit des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums verbürgten, beschloßen sie, sich dem König auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Tief gebeugt und mit Thränen in den Augen erschienen sie im Oktober 1075, barfuß und ohne Waffen,

in dem königlichen Lager bei Sondershausen, ließen sich vor dem stolzen Sieger auf die Kniee nieder und wurden bis zur endgiltigen Entscheidung ihrer Sache verschiedenen Reichsfürsten zur Bewachung übergeben. Doch ihre Hoffnung auf die ihnen zugesagte Begnadigung sollte bitter getäuscht werden. Ohne Rücksicht auf seine eigene Zusage und die verpfändete Ehre seiner süddeutschen Bundesgenossen, ließ Heinrich sämmtliche sächsischen Großen, mit alleiniger Ausnahme Otto's von Nordheim, in die verschiedenen Theile des Reiches, nach Franken, Schwaben, Baiern, Italien und Burgund, bringen und dort in strenger Haft halten, vertheilte ihre Lehen und Besitzungen unter seine Anhänger und ordnete die sofortige Herstellung seiner zerstörten Burgen an. Er stand auf der Höhe seiner Macht und seines Uebermuthes; aber die Stunde der Vergeltung nahte für ihn heran.

Heinrich IV. im Kampfe mit Gregor VII.

Während Heinrich IV. durch die maßloseste Bedrückung der Sachsen und Thüringer den verhängnißvollen Kampf heraufbeschwor, der über die sächsischen Gaue unsägliches Elend bringen und Deutschland in die traurigsten Verwicklungen stürzen, in seinen Folgen aber seinem eigenen stolzen Uebermuth die schwerste Demüthigung bereiten sollte, starb zu Rom, am 21. April 1073, nach einem ebenso ruhmvollen als schwierigen Pontifikate Papst Alexander II. Seine letzten Lebenstage hatte der Kummer über die Erfolglosigkeit der väterlichen Ermahnungen getrübt, durch welche er Heinrich IV. von seinen Ausschweifungen und seinem verderblichen Handel mit geistlichen Stellen abzuziehen gesucht. Schon am Tage nach seiner Beerdigung wurde bei St. Peter „zu den Ketten“ der Cardinal-Erzbischof Hildebrand als Gregor VII. auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben.

Gregor VII. — diesen Namen hatte Hildebrand zur Erinnerung an den ihm so theuren Gregor VI. angenommen — war, wie Weiß treffend sagt, „einer jener Gewaltigen des Herrn, welche einem ganzen Zeitalter eine geistige Richtung geben und Fragen für Jahrhunderte unter die Menschheit werfen.“ Das Jahr seiner Geburt kennt man ebensowenig mit Bestimmtheit, als seine Familienverhältnisse, von denen man nur so viel weiß, daß er von bürgerlicher Herkunft war; doch mochte er bei seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl etwa sechzig Jahre zählen. Die auf ihn gefallene Wahl, deren Einmüthigkeit Zeugniß ablegt von der hohen Achtung, die er sich bei dem Clerus wie bei dem Volke erworben, hatte er nur mit Widerstreben angenommen; denn er sah die schwe-

ren Kämpfe voraus, die er zu bestehen haben werde, um das große Reformwerk zu vollenden, zu welchem seine Vorgänger unter seiner Mitwirkung den Grund gelegt. Doch das Gefühl der Pflicht hatte seine Bedenken überwogen, und so unterzog er sich, wenn auch mit Kummerbeladenem Herzen, der ihm von der Vorsehung vorbehaltenen Aufgabe. In Uebereinstimmung mit dem Wahldekrete Nikolaus' II. suchte er vor seiner Konsekration die Zustimmung Heinrichs IV., als des künftigen Kaisers, nach; doch verhehlte er demselben die Grundsätze nicht, die er in der Führung des Pontifikats zur Geltung zu bringen entschlossen war. Nichtsdestoweniger erfolgte die königliche Genehmigung seiner Wahl — vielleicht, wie Gfrörer vermuthet, gerade deshalb, weil Heinrich, in der Ueberzeugung, daß die deutschen Bischöfe im Kampfe gegen Rom einmüthig zu ihm stehen würden und deshalb der Sieg ihm gewiß sei, selbst einen Bruch mit der Kirche herbeizuführen wünschte. Es war das letzte Mal, daß die Papstwahl von einem weltlichen Herrscher bestätigt wurde.

Das hohe Ziel, das Gregor sich vorgesteckt und für das er alle irdischen Güter und Vortheile, ja, wenn es nöthig sein sollte, selbst das Leben zu opfern entschlossen war, stand klar und deutlich vor seiner Seele: es war die vollständige Befreiung der Kirche aus der Knechtschaft der weltlichen Macht. Unabhängig von jeder weltlichen Bevormundung und Einmischung, sollte sie mit voller Freiheit und Selbstständigkeit ihre Angelegenheiten leiten, damit keine hemmende Schranke sie hindere, aus ihrem Schooße alles zu entfernen, was ihre Heiligkeit beeinträchtigte, und sie groß und mächtig dastehen als die Hüterin des Glaubens und des christlichen Lebens und Gewalt habe, selbst Könige und Fürsten vor ihren Richterstuhl zu ziehen, wenn sie öffentliches Mergerniß gäben, den Frieden der Christenheit störten oder durch Gewaltthat und Feindseligkeit die Freiheit der Kirche bedrohten.

Die Gedanken, welche der Papst bei seinem großen Werke leiteten, sind in vielen seiner Briefe ausgesprochen. „Die Kirche ist jetzt sündhaft,“ schreibt er, „weil sie nicht frei, weil sie an die Welt und an weltliche Menschen gefettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt und nur durch diese sind, was sie sind. Darum sind in den Geweihten Christi, welche die Aufseher der Gemeinden heißen, sündliche Begierden und Leidenschaften; darum streben sie nur nach Irdischem, weil sie, an die Welt gebunden, des Irdischen bedürfen; darum ist unter Denen, in welchen der Friede Gottes sein soll, Zwist und Hader, Stolz, Habsucht und Neid; darum ist durch sie die Kirche übel bestellt, weil sie in der Welt Weltliches üben, unter dem Kaiser thun, was dem Kaiser gefällt, als Diener des Staates und

pflichtig dem Regenten, der Kirche entfremdet werden. Also muß die Kirche frei werden und zwar durch ihr Haupt, durch den Ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Dieser muß die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. — Der Papst sitzt an Gottes Statt; denn er lenkt sein Reich auf Erden. Ohne den Papst besteht kein Reich; es zerfällt, wird ein schwankendes, zersehellendes Schiff. Wie die Sachen der Welt Sachen des Kaisers sind, so sind die Sachen Gottes Sachen des Papstes. Wie nichts Geistiges sichtbar und erscheinlich ist ohne das Irdische; wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper; wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung: so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Daß sie solches erhalte; daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist die Obliegenheit Dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Soll also die Kirche und die Welt wohl stehen, so muß Priesterthum und Königthum einig sein und nach Einem streben: nach Eintracht und Frieden der Welt. — Die römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter. Aller Sorgen nimmt sie auf sich; von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, und Alle müssen demüthig gehorchen. Gehen sie auf sündlichem Pfade, so soll die heilige Mutter sie umlenken und zum Bessern führen; thut sie dies nicht, so sündigt sie durch jene. — Welchen Widerstand auch Der, welcher an Christi Statt auf Erden sitzt, in seinem Werke finden mag: er muß dagegen kämpfen, harren und dulden, wie Christus geduldet. Allem Bösen muß er Kampf und Vertilgung ankündigen, den Frieden der Welt zu gründen, Allen, die um Recht und Tugend bedrängt sind, beistehen; Verfolgung und Bedrängniß darf ihn von diesem heiligen Zwecke nicht abführen. — Also muß die Kirche frei sein, und Alle in ihr müssen unbeholten sein und rein; das zu bewirken, ist des Papstes erstes Streben.“

Diesen hohen Gedanken entsprachen alle auf Gregors Synoden gefaßten kirchlichen Reformbeschlüsse. Gerichtet waren dieselben hauptsächlich auf die Beseitigung des Mißbrauchs der Investitur von Seiten der Fürsten und der damit zusammenhängenden Simonie, sowie des Concubinats der Geistlichen.

Seit alter Zeit waren nämlich die Bischöfe und Aebte in vielen Ländern der Christenheit zugleich auch weltliche Fürsten und wurden von den Königen mit den Temporalien belehnt. Diese Belehnung geschah mittels der kirchlichen Symbole, Ring und Stab, — ein Gebrauch, der in sich inkorrekt war und allmählich in den

Mißbrauch ausartete, daß die kanonische Wahl der Prälaten nur zu häufig vernichtet und die Besetzung kirchlicher Stellen in die Hand der weltlichen Herrscher gelegt ward. Gerade hierin aber lag eine der vorzüglichsten Ursachen der zunehmenden Verweltlichung der höheren Geistlichkeit; denn einerseits kamen, indem die weltlichen Herrscher sich bei der Wahl der kirchlichen Würdenträger allzuoft mehr durch Rücksichten der Politik und des persönlichen Vortheils, als durch das Interesse für das Seelenheil ihrer Unterthanen leiten ließen, die kirchlichen Aemter häufig in gänzlich unwürdige Hände; andererseits aber brachten auch die Bischöfe und Aebte der Gunst ihrer Lehensherren, von denen sie vollständig abhängig waren, vielfach ihre kirchlichen Pflichten zum Opfer und versanken immer tiefer in den Strudel weltlicher Interessen und politischen Partei- getriebes. Diese verhängnißvollen Folgen der von den Fürsten ausgehenden Investitur traten in noch viel schreckenerregenderer Weise zu Tage, seitdem durch das Ueberhandnehmen der Simonie die Verleihung der geistlichen Aemter in einzelnen Ländern, in Deutschland besonders unter Heinrich IV., in einen förmlichen Pfriündenhandel ausgeartet war.

Gleich nach dem Antritt seines Pontifikats richtete Gregor an Heinrich IV., an dessen Rückkehr auf bessere Wege er nicht verzweifelte, Briefe voll väterlicher Ermahnungen, um ihm über die Verwerflichkeit der Simonie und ihre verhängnißvollen Folgen die Augen zu öffnen und ihn dadurch von der simonistischen Besetzung der Bisthümer und Abteien abzuhalten. In dem gleichen Sinne schrieb er an den König Philipp I. von Frankreich, der ebenfalls die Simonie in hohem Grade begünstigte. Zugleich wurde auf Gregors erster Fastensynode im März 1074, unter Erneuerung des früheren Verbotes der Simonie, allen Denjenigen, die ihre Aemter durch Geld erworben, die Niederlegung derselben zur Pflicht gemacht. Auf dieser Synode wurde ferner, zur Verschärfung der bereits früher über den Wandel des Klerus erlassenen Beschlüsse, allen im Concubinate lebenden Geistlichen das Lesen der Messe und jede Ausübung kirchlicher Funktionen, im Falle des Zuwiderhandelns aber dem christlichen Volke die Theilnahme an ihrem Gottesdienste und der Empfang der Sacramente aus ihrer Hand verboten. Beide Beschlüsse riefen unter den von denselben Betroffenen einen Sturm des Widerspruchs und selbst offene Widersetzlichkeit hervor. In Deutschland zeigten sich die meisten Bischöfe in der Durchführung derselben theils saumselig, theils widerpenstig; in Frankreich wurde der Erzbischof Johann von Rouen auf einer dortigen Synode aus der Kirche verjagt, auf einer anderen zu Paris der Abt Gauthier, (Walther) von Pontoise mit dem Tode bedroht, weil sie sich für die Durchführung der römischen Beschlüsse ausge-

sprochen. Gregors Entschlossenheit war jedoch nicht zu erschüttern: er ließ den Sturm austoben und bedrohte die Bischöfe, die seine Verordnung nicht zur sofortigen Ausführung bringen würden, mit der Strafe des Bannes.

Noch wichtiger als die Fastensynode des Jahres 1074 war die des folgenden Jahres durch das Verbot der Investitur durch Laien. Wer künftig ein Kirchenamt aus der Hand eines Laien annehme, sollte desselben verlustig sein, jeder weltliche Fürst, der eine solche Investitur ertheile, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. Gregor sah voraus, daß sich dieser für die Ausrottung der Simonie unumgänglich nothwendige Beschluß nicht ohne schwere Kämpfe werde durchführen lassen; dennoch war er fest entschlossen, nicht zu wanken und zu weichen, bis er mit der Geltendmachung dieser Verordnung die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche besiegelt habe werde.

So tief auch Heinrich IV. in daß Unwesen der Simonie verstrickt war und so sehr ihm auch die Anordnungen des Papstes als Eingriffe in seine Rechte erschienen, widersetzte er sich doch Anfangs denselben nicht, theils weil Gregors mildes und versöhnliches Entgegenkommen nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war, theils weil seine gefährdete Stellung in Deutschland ihm die Hände band. Er zeigte sich sogar nicht abgeneigt, zur Durchführung der päpstlichen Reformen mitzuwirken, versicherte den Papst in verschiedenen Zuschriften seiner Ergebenheit und Treue und versprach, dessen Ermahnungen pünktlich nachzukommen. Kaum sah er sich jedoch durch die Befiegung der Sachsen von der Sorge befreit, die ihn Gregor gegenüber zur Nachgiebigkeit bewogen, als er auch sofort in seinem wiedererwachten Uebermuth jede Rücksicht auf den Papst, auf die Rechte der Kirche und seine eigenen Zusagen bei Seite setzte. Er berief die von Gregor mit dem Banne belegten simonistischen Rätthe wieder an seinen Hof zurück und besetzte mehrere erledigten geistlichen Aemter völlig eigenmächtig und um Geld. So verließ er das durch den Tod Hanno's erledigte Erzstift Köln dem unwürdigen Kanonikus Hidulf und erhob an die Stelle des von dem Papste abgesetzten Bischofs Hermann von Bamberg den allgemein verhaßten Probst Ruobert von Goslar, einen Gefährten seiner Verbrechen.

Gleichzeitig mit der Nachricht von diesen Vorgängen langte eine sächsische Gesandtschaft in Rom an, welche den Schutz des Papstes gegen Heinrichs Bedrückungen anflehte. Gregor, der schon während des Krieges Heinrichs mit den Sachsen und Thüringern beide Parteien zum Frieden ermahnt und ihnen zu diesem Ende seine Vermittlung angeboten, richtete sofort, im Dezember 1075, ein ruhiges und würdevolles Schreiben an Heinrich, in welchem er

ihn, mit dem Ausdruck seiner Verwunderung über den Widerspruch zwischen des Königs Worten und Thaten und unter dem Hinweis auf seine Pflichten als König und Christ, zur Freilassung der gefangenen sächsischen und thüringischen Bischöfe ermahnte, indem er die von Heinrich geforderte sofortige Absetzung derselben für unvereinbar mit den Gesetzen der Gerechtigkeit erklärte. Auf sein Glück pochend, das er für fest begründet hielt, blieb Heinrich taub gegen Gregors mahnende Stimme, behandelte die Ueberbringer des päpstlichen Schreibens mit Geringschätzung und wies alle Ausgleichungsvorschläge Gregors zurück. Dieser hatte seinen Legaten für den Nothfall eine geheime Instruktion mitgegeben, kraft deren sie den König, falls er sich allen Mahnungen und Vorschlägen unzugänglich zeige, unter Androhung des Bannes vor die nächste römische Fastensynode zur Verantwortung wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen vorladen sollten. Mit diesem Auftrag traten sie hervor, nachdem sie durch das ganze Benehmen des Königs, der vor ihren Augen fortfuhr, allen Gesetzen der Kirche, der Sitte und des Anstandes Hohn zu sprechen, die Gewißheit erlangt hatten, daß von ihm keine Umkehr auf bessere Wege zu erwarten stand. Da des Königs Verbrechen: Simonie, Ehebruch und Umgang mit excommunicirten Personen, nach den damals allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen vor das kirchliche Gericht gehörten, lag der päpstlichen Vorladung keine Anmaßung von Seiten Gregors, sondern nur das Rechtsprincip zum Grunde, daß Niemand ungehört verurtheilt werden dürfe; dennoch brauste Heinrich auf in maßlosem Zorn und gebot den päpstlichen Legaten, sofort seinen Hof zu verlassen.

Unterdessen war in Rom, wo Gregor wegen seiner strengen Kirchenzucht zahlreiche Feinde hatte, eine Verschwörung gegen denselben angezettelt worden, welcher Heinrich nicht fremd war. An der Spitze derselben stand Cencius, der von Heinrich eingesetzte Burggraf von Rom. Am Weihnachtsfeste 1075 überfiel derselbe, während der Frühmesse in Santa Maria Maggiore, mit einem Haufen Bewaffneter den celebrirenden Papst, der an der Stirne verwundet wurde, und schleppte ihn in einen festen Thurm. Aber das Volk scharte sich zu seiner Befreiung zusammen, und Cencius mußte fußfällig um Gnade bitten. Großmüthig verzieh ihm Gregor; allein statt nach Jerusalem zu pilgern, wie ihm der Papst vorgeschrieben, begab er sich mit seinem Mitverschworenen, dem von Gregor entsetzten Cardinal Hugo Candidus (Blancus), nach Deutschland, um an dem Hofe Heinrichs neue Ränke gegen Gregor zu schmieden.

Entschlossen, den Kampf gegen Gregor mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen fortzuführen, berief Heinrich auf den 24. Ja-

nuar 1076 eine s. g. Synode nach Worms, die über den Papst zu Gericht sitzen sollte. Mit Ausnahme der gefangenen sächsischen Bischöfe und des Erzbischofs Gebhard von Salzburg, sowie des Bischofs Altmann von Passau, fanden sich sämtliche deutsche Bischöfe auf derselben ein. Der abgesetzte Kardinal Hugo Candidus übergab der Versammlung eine Anklageschrift gegen den Papst voll der nichtswürdigsten Verläumdungen, auf Grund deren die Absetzung Gregors ausgesprochen werden sollte. Da die überwiegende Mehrzahl der versammelten Bischöfe sich durch Gregors Reformen bedroht sah, fand der König in ihnen bereitwillige Unterzeichner der Absetzungsurkunde; nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz leisteten Widerstand, indem sie sich auf das Unrechtmäßige des unter Verletzung aller Rechtsformen gefaßten Beschlusses beriefen; sie wurden jedoch von dem Bischof Wilhelm von Utrecht, Heinrichs besonderem Günstling, mit solchem Ungestüm an ihre dem König geschworene Vasallentreue gemahnt, die ihnen die Unterzeichnung zur Pflicht mache, daß sie nachgaben. Heinrich sandte das Absetzungsdekret, in welchem die deutschen Bischöfe dem Papste, „als einem meineidigen Störer des kirchlichen Friedens, als Unterdrücker und Tyrannen der Bischöfe“, den Gehorsam kündigten, zunächst an die lombardischen Bischöfe, mit der Aufforderung, durch Unterzeichnung desselben den Wormser Beschlüssen beizutreten. Da sich dieselben der Simonie in noch höherem Grade schuldig wußten, als die deutschen Bischöfe, kamen sie dieser Aufforderung bereitwillig nach und verpflichteten sich auf einer zu Parma gehaltenen Synode durch einen feierlichen Eid, Gregor VII. keinen Gehorsam mehr zu leisten.

Heinrich hatte der Absetzungsurkunde ein an den Papst gerichteten Schreiben voll der größten Schmähungen beigelegt, das mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch.“ Beides wurde durch einen italienischen Geistlichen, Roland von Parma, nach Rom gebracht, wo sich eben hundertzehn Bischöfe zu der Fastensynode eingefunden hatten. Roland führte sich als Gesandter seines Königs in die Versammlung ein und überreichte die Absetzungsurkunde sowie den Brief Heinrichs dem Papste mit den Worten: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien verkündigen Dir den Befehl, den angemachten Stuhl des hl. Petrus und die römische Kirche unverzüglich zu verlassen, da es sich nicht gebührt, ohne die Anordnung jener und ohne kaiserliche Bewilligung zu solcher Ehre sich zu erheben.“ Dann fuhr er, zu dem Klerus gewandt, also fort: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß ihr zum nächsten Pfingstfeste euch vor dem König stellen sollt, um aus den

Sünden desselben einen Papst und Vater zu erhalten, weil dieser nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden ist.“

Diese Worte riefen in der Versammlung einen Sturm der Entrüstung hervor, den Gregor nur mit Mühe zu beschwichtigen vermochte. Als er hierauf selbst das Abjegungsdekret und den Brief des Königs mit lauter Stimme und der bewunderungswürdigsten Ruhe vorlas, erreichte der Unwille der Versammlung eine solche Höhe, daß nur das entschiedene Dazwischentreten Gregors den königlichen Boten vor dem ihm angedrohten Tode retten konnte. Am folgenden Tage belegte Gregor vor den versammelten Bischöfen, die ein strenges Gericht über den begangenen Frevel forderten und zugleich dem Papste gelobten, in unverbrüchlicher Treue zu ihm zu stehen, den Erzbischof von Mainz, sowie die Bischöfe von Utrecht und Bamberg und die schuldigen Bischöfe Oberitaliens mit dem Banne, suspendirte diejenigen, die freiwillig den Beschlüssen der Wormser Synode zugestimmt, und setzte denen, die gezwungen beigetreten waren, eine Frist bis zum 29. Juni zur Genugthuung. Hierauf sprach er, unter dem Beifall der Synode und in Gegenwart der tiefbetrübten Kaiserin Agnes, auch über den König Heinrich, „der göttlichen und menschlichen Glauben verleugnet, alle väterlichen Mahnungen verachtet, die Kirche zu spalten gesucht und selbst von ihr sich getrennt habe,“ den Bann aus, untersagte ihm die Ausübung der Regierungsgewalt in Deutschland und Italien, entband alle seine Unterthanen des ihm geleisteten Eides der Treue und verbot jeden Verkehr mit ihm. Diesen Spruch verkündigte der Papst in einem Rundschreiben; doch lag eine förmliche Abjegung des Königs durchaus nicht in seiner Absicht: er hoffte vielmehr, daß Heinrich durch eine rechtzeitige Umkehr die Folgen des Kirchenbannes von sich abwenden werde, und war bemüht, ihm dazu die Wege zu bahnen.

Unterdessen hatte Heinrich, in dem Wahne, durch die Wormser Beschlüsse die Macht Gregors vollständig gebrochen zu haben, seinem Haß gegen die Sachsen freien Lauf gelassen und durch wachsende Bedrückungen und die übermüthigste Willkür ihre Erbitterung aufs Höchste gesteigert. Die Kunde von dem päpstlichen Bannfluch, die ihn in Utrecht traf, ließ ihn kalt, da er denselben für unwirksam hielt. Nachdem er durch den Bischof Wilhelm von Utrecht über Gregor den Bann hatte aussprechen lassen, berief er auf Pfingsten eine zweite Synode nach Worms zum Behufe einer neuen Papstwahl und erging sich in dem Bernfungschreiben in den heftigsten Anklagen gegen Gregor, „der sich zugleich königliche und priesterliche Gewalt anmaße und ihm mit der Gewaltthätigkeit eines Räubers Reich und Leben rauben wolle.“ Bald mußte er jedoch

inne werden, daß der päpstliche Spruch in Deutschland nicht wirkungslos verhallt war, vielmehr in der allgemeinen Stimmung einen bedeutenden Umschwung zu seinen Ungunsten herbeigeführt hatte. In dem plötzlichen Tode vieler Anhänger Heinrichs, wie der Bischöfe Wilhelm von Utrecht, Heinrich von Speier und Eppo von Reiz, des Präfecten Burkhard von Meissen, des Herzogs Gottfried von Niederlothringen, sah das Volk ein Gottesurtheil, und wie die Sachsen in dem über den König verhängten Bannfluch eine willkommenere Veranlassung zu neuer Erhebung fanden, so brachte derselbe auch in den Herzen vieler Reichsfürsten, die bisher nur durch die Scheu vor dem Bruche des Vasalleneids in den Banden der Unterwürfigkeit erhalten worden waren, den Gedanken des Abfalls von einem Könige zur Reife, der die Krone durch seine Laster schändete und in seiner Regierung zum vollendeten Tyrannen ausgeartet war. Von den gefangenen sächsischen Großen wurden mehrere von ihren Hütern aus ihrer Haft entlassen; andere fanden Gelegenheit zur Flucht. Um die übrigen auf seine Seite zu ziehen, schenkte ihnen Heinrich selbst, gegen die Zusage künftiger Ergebenheit und ihres Beistandes zur Bekämpfung ihrer Landsleute, die Freiheit; doch auch sie wurden hingerissen von dem Strome der wieder erwachten Freiheitshoffnungen und schlossen sich, theils freiwillig, theils gezwungen, dem Aufstande an, der bald aufs Neue alle sächsischen Gaue durchtobte. Selbst Otto von Nordheim, der als Stellvertreter Heinrichs von der wiedererbauten Harzburg aus die Verwaltung Sachsens leitete, jagte sich von Heinrich los, als dieser sich beharrlich weigerte, den Sachsen gerecht zu werden. Vergebens suchte Heinrich Zwietracht unter den Sachsen auszustreuen und sie mit Hilfe des Böhmenherzogs Bratislaw, des Sohnes und zweiten Nachfolgers Bretislaws, zur Unterwerfung zu zwingen. Beides mißlang: einmüthig hielten die Sachsen zusammen, und das Heer, das der König von Böhmen aus in ihr Land führte, fand Alles unter den Waffen, so daß sich Heinrich, die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte erkennend, zur Umkehr entschloß.

Inzwischen war das Pfingstfest herangekommen; zu der nach Worms ausgeschiedenen Synode fand sich jedoch nicht ein einziger der mächtigeren Fürsten und eine so geringe Zahl von Bischöfen ein, daß kein Beschluß gefaßt werden konnte. Heinrich beraumte daher einen zweiten Reichstag auf das Peter- und Paulsfest nach Mainz an und beschwor, allen Stolz vergebend, im Tone eines Flehenden die Fürsten, auf demselben zu erscheinen; doch seine Bitten blieben ebenso wirkungslos wie seine Befehle. Dagegen beriefen die Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthner, die bereits in verschiedenen Versammlungen über die trostlose Lage des Reiches berathen, auf den Oktober eine Fürstenversammlung nach Tribur,

um über die Entthronung Heinrichs einen festen Beschluß zu fassen, und ihrem Rufe folgten nicht nur alle Gegner des Königs, sondern auch viele seiner bisherigen Anhänger, die mit einem Gebannten keine weitere Gemeinschaft haben wollten. Als päpstliche Legaten wohnten der Versammlung der Patriarch Sighard von Aquileja und Bischof Altmann von Passau bei, von denen viele der anwesenden Bischöfe Buße und Absolution erbat.

Auf die Nachricht von der Eröffnung des Fürstentags zu Tribur war Heinrich schleunigst nach dem Rheine aufgebrochen und hatte in Oppenheim seine Anhänger um sich geschaart. Von hier aus suchte er, um dem drohenden Verluste der Krone vorzubeugen, Unterhandlungen mit den Fürsten anzuknüpfen. Tag für Tag sandte er Boten hinüber nach Tribur mit den demüthigsten Bitten und den heiligsten Versprechungen der Besserung und der Tilgung des begangenen Unrechts durch künftige Wohlthaten. Ebenso verzagt im Unglück, als übermüthig im Glücke, erbot er sich sogar, da alle seine Botschaften fruchtlos blieben, freiwillig der Reichsregierung zu entsagen und den Fürsten alle Gewalt derselben einzuräumen, wenn ihm nur Titel und Würde des Königthums gelassen würde. Trauten die Fürsten seinen Zusagen nicht, so sei er bereit, ihnen durch Eid und Geiseln jedwede Bürgschaft zu geben, daß keine Zeit und kein Wechsel der Dinge je seine Gesinnungen für sie umstimmen werde. Sieben Tage lang zeigten sich die Fürsten unerbittlich, indem sie ihm offen erklärten, daß Nichts ihnen seine Treue genügend verbürgen könne, nachdem er so oft selbst die heiligsten Zusagen gebrochen; endlich gelang es den Legaten Gregors, der Heinrichs Besserung, nicht aber dessen Absetzung wünschte, die Versammlung zur Nachgiebigkeit zu stimmen, und so wurde der Beschluß gefaßt, für den Augenblick von der Wahl eines neuen Königs abzustehen und die ganze Sache der Entscheidung des Papstes anheim zu geben, an welchen die Bitte gerichtet werden sollte, auf Mariä Lichtmess des folgenden Jahres nach Augsburg zu kommen, um auf einem allgemeinen Reichstage nach Anhörung beider Theile als oberster Richter zu erkennen. Wenn jedoch binnen Jahresfrist der Bann durch Heinrichs Schuld nicht gelöst sei, so lösche für ihn jeder Anspruch auf das Reich. Unterdessen solle er sein Heer und alle seine excommunicirten Rätthe entlassen, sich jeder Regierungshandlung enthalten, dem Bischof von Worms seine Stadt zurückstellen, ihm Geiseln ausliefern und selbst zu Speier ruhig als Privatmann leben. Gehe er in irgend einem Punkte von diesen Bedingungen ab, so erachteten sich die Fürsten jeder Verpflichtung gegen ihn entbunden und würden, ohne den weiteren Entscheid des Papstes abzuwarten, zusehen, was dem Reich am meisten fromme.

Heinrich zögerte keinen Augenblick, diese demüthigenden Bedingungen anzunehmen: war doch dadurch die dringendste Gefahr für ihn abgewendet. Er versprach strengsten Gehorsam, zog sofort seine Truppen aus Worms zurück, entließ seine excommunicirten Anhänger von seinem Hofe und begab sich nach Speier, wo er eine Zeitlang mit seiner Familie nach der Fürsten Vorschrift in strengster Zurückgezogenheit lebte. Dem apostolischen Stuhle versprach er schriftlich, unter Zurücknahme des Wormser Dekrets, ausreichende Genugthuung. Da er wohl wußte, daß die Fürsten die bestimmte Absicht hatten, ihn abzusetzen, und die Befürchtung hegte, daß sie zu Augsburg durch die schonungslose Darlegung seines verbrecherischen Lebens und Treibens den Papst zur Aufrechthaltung des Bannes nöthigen würden, erbot er sich, nach Rom zu kommen, um sich dort mit der Kirche zu versöhnen; Gregor lehnte dies jedoch unter Hinweisung auf den zu Tribur abgeschlossenen Vertrag und den Augsburger Reichstag ab, zu welchem er selbst zu reisen im Begriffe war. Nichtsdestoweniger beschloß Heinrich, dem eine Demüthigung vor dem Papste leichter schien, als vor den Fürsten, und der sich der Hoffnung hingab, durch scheinbare Reue Gregor auf seine Seite ziehen und mit seiner Hilfe über seine Feinde triumphiren zu können, nach Italien zu gehen, um dort vor dem Papste Kirchenbuße zu thun. In der That brach er wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste 1076, nur von seiner Gemahlin Bertha, seinem fünfjährigen Sohne Konrad und einigen treuen Dienern begleitet, heimlich von Speier auf und schlug, da die Fürsten alle deutschen Alpenpässe gesperrt hatten, den Weg nach Burgund ein, um über den Mont Genis nach Italien zu gelangen. Der Winter von 1076 auf 1077 war einer der kältesten des Jahrhunderts: alle Flüsse waren zugefrozen, und ungeheure Schneemassen bedeckten aller Orten das Land; der Zug über die unwegsamen Gletscherrücken der Alpen bot daher die größten Schwierigkeiten dar. Aber der Tag war nicht fern, an welchem den König im vorhergehenden Jahre der Bann der Kirche getroffen, und er wollte um jeden Preis den Papst noch in Italien finden; daher war Eile nöthig. Unter unsäglichen Mühen und Gefahren wurde der Gipfel des Mont Genis erreicht; doch das Hinabsteigen bot noch weit größere Schwierigkeiten dar, als das Hinaufsteigen. Die Königin und ihre Frauen mußten in Rinderhäute festgebunden und von den Führern hinabgezogen, die Pferde mit zusammengebundenen Beinen hinuntergelassen werden, während die Männer oft auf dem Rücken die schlüpfrigen Abhänge hinabglitten.

Als Heinrich in der Po-Ebene anlangte, wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen. Das Volk hoffte, er werde der in dem Lande eingerissenen Gesetzlosigkeit ein Ziel setzen; die abtrünnigen

Bischöfe dagegen erwarteten nichts Anderes, als daß er der Herrschaft Gregors ein Ende machen werde, und boten ihm zu diesem Zwecke bewaffnete Hilfe an. Aber Heinrich, der für den Augenblick kein anderes Ziel im Auge hatte, als die Lösung des Bannes vor dem Ausbruch Gregors nach Deutschland, ließ sich auf Nichts ein, sondern setzte unverweilt seinen Zug fort.

Gregor war bereits auf dem Wege nach Augsburg, als er von Heinrichs Ankunft Kunde erhielt. Da ihm zugleich von den kriegerischen Vorbereitungen seiner lombardischen Gegner berichtet wurde, zog er sich auf das feste Schloß *Canossa*, den Sitz der gefeierten Markgräfin *Mathilde*, der Tochter des Markgrafen *Bonifacius* von *Tusci*en und Wittwe des kurz vorher ermordeten Herzogs *Gottfried* von *Niederlothringen*, zurück, wo er vor jedem Angriff gesichert war. An diese edle Fürstin, die wegen ihres seltenen Herrschertalentes, ihrer hervorragenden Geistesgaben und reichen Kenntnisse, die „große Gräfin“ genannt wurde, sowie an den in *Canossa* anwesenden Abt *Hugo* von *Clugny*, seinen Taufpathen, wandte sich Heinrich mit der Bitte um ihre Fürsprache bei dem Papste zur Lösung des Bannes. Gregor befand sich in Verlegenheit, da er den deutschen Fürsten die Zusage gegeben, die Sache Heinrichs auf dem Reichstage zu Augsburg zu entscheiden, und überdies in des Königs Aufrichtigkeit den wohlbegründetsten Zweifel setzte. Da Heinrich mit den flehentlichsten Bitten um Losprechung nicht nachließ und feierlich erklärte, daß er nichts Anderes wünsche, als in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen zu werden, und bereit sei, die Krone ohne Murren niederzulegen, wenn das Fürstengericht zu Augsburg sie ihm abspreche, gestattete der Papst endlich, daß er nach *Canossa* komme und Buße thue.

Am 25. Januar 1077 erschien Heinrich vor dem mit einer dreifachen Ringmauer umgebenen Schloß *Canossa*. Hier wurde er, nachdem sein Gefolge sich hatte zurückziehen müssen, in den Umkreis der zweiten Mauer eingelassen. Drei Tage harrete er barfuß und im Büßergewande der erbetenen Losprechung. Am vierten Tage endlich ließ ihn Gregor, auf die dringende Fürbitte der Gräfin *Mathilde* und des Abtes *Hugo* von *Clugny*, vor sich und sagte ihm die Losprechung von dem Banne unter der Bedingung zu, daß er feierlich gelobe, sich auf dem Reichstag zu Augsburg über die gegen ihn erhobenen Anklagen zu verantworten, bis dahin aber sich der Reichsverwaltung zu enthalten und in allen Stücken die nöthige Genugthuung zu leisten. Nachdem dies durch mehrere geistlichen und weltlichen Großen in Heinrichs Namen beschworen worden, erklärte Gregor den Bann für aufgehoben, ertheilte dem König seinen Segen und begab sich mit ihm in die Kirche zur Feier des heiligen Messopfers. *Lambert* von *Herzfeld* erzählt, Gregor habe

nach der Wandlung die heilige Hostie in zwei Hälften getheilt und dem König erklärt, er werde den Leib des Herrn nehmen, damit der allmächtige Gott ihn von den schweren, durch Heinrich und seine Anhänger gegen ihn erhobenen Anklagen reinige, wenn er unschuldig, oder ihn durch plötzlichen Tod strafe, wenn er schuldig sei; dann habe er die eine Hälfte der Hostie genossen und den König aufgefordert, wenn er sich rein wisse von den entsetzlichen Verbrechen, deren die Fürsten ihn beschuldigten, die andere Hälfte als Gottesurtheil zu genießen; Heinrich sei jedoch bestürzt zurückgewichen, habe Ausflüchte gesucht und endlich gebeten, diesen Beweis seiner Unschuld bis auf den Tag der Fürstenversammlung zu verschieben, damit seine Gegner Zeugen seiner Reinigung seien. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung ist von neueren Geschichtsschreibern, insbesondere von Luden und Döllinger, zur Genüge dargethan worden. Weit glaubwürdiger erscheint der Bericht des Augenzengen Donizo, nach welchem Heinrich aus den Händen des Papstes die Communion als Zeichen seiner Ausöhnung mit der Kirche empfangen hat. Nach der Beendigung des Hochamtes nahm der Papst mit dem König das Frühstück ein und entließ ihn hierauf mit väterlichen Ermahnungen zu den Seinen.

Die Nachricht von den Vorgängen in Canossa rief besonders in der Lombardei eine ungeheure Aufregung hervor. Mit den simonistischen Bischöfen, die durch die Ausöhnung Heinrichs mit dem Papste ihre Sache geopfert sahen, ergossen sich die weltlichen Großen, die zum größten Theile gleichfalls feindlich gegen Gregor gesinnt waren, in Schmähungen über den König, der die Würde der Krone so tief verletzt habe, und drohten, seinen unmündigen Sohn Konrad zum König zu erheben, mit demselben nach Rom zu ziehen und einen andern Papst zu wählen. Auch das lombardische Volk empfing den zurückkehrenden König mit Zeichen des Unwillens; einige Städte verschlossen ihm sogar ihre Thore. Heinrich, der sich im Besitze der Lombardei bedroht sah, suchte Anfangs die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, ohne aufs Neue mit dem Papste zu brechen; allein bald wurde er, ganz dem Einfluß der Gegner Gregors, besonders des ehrgeizigen Guibert von Ravenna, preisgegeben, andern Sinnes. Wenn auch, nach der Anschauung jener Zeit, in der öffentlichen Kirchenbuße, besonders in der freiwillig übernommenen, nichts Entehrendes für einen Herrscher lag, wie ja auch vor Heinrich und nach ihm Kaiser und Könige sich noch härteren Bußübungen unterworfen haben, so weckte doch in Heinrich die Schmach, mit welcher er sich von Denen überhäuft sah, deren Pläne durch seine Ausöhnung mit der Kirche durchkreuzt wurden, den alten Stolz mächtig wieder auf, und er bereute umsomehr, sich vor dem Papste gedemüthigt zu haben, als der Erfolg seiner Buß-

fahrt weit hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben war und er sich um den gehofften vollständigen Triumph über die Fürsten betrogen sah. Da ihm der Muth fehlte, offen gegen Gregor aufzutreten, verständigte er sich mit dessen lombardischen Gegnern in geheimen Zusammenkünften und suchte, nachdem er dadurch seine Stellung im nördlichen Italien aufs Neue befestigt hatte, den Papst mit der Markgräfin Mathilde über den Po zu locken, um Beide gefangen zu nehmen und den päpstlichen Stuhl neu zu besetzen. Zu diesem Ende bat er Gregor, jenseits des Po eine Versammlung abzuhalten, um die noch immer fortdauernde Aufregung des lombardischen Volkes zu beschwichtigen. Schon hatte sich Gregor, um seinem Wunsche zu willfahren, von Mathilde begleitet, auf den Weg begeben, als die Letztere Verdacht schöpfte und bald darauf auch sichere Kunde von dem beabsichtigten Verrath erhielt, was Beide zur schleunigen Umkehr bewog.

Unterdessen hatten die deutschen Fürsten auf einer Versammlung zu Ulm Heinrichs heimliche Entfernung aus Speier für einen Vertragsbruch erklärt, der sie aller ihm gemachten Zusagen entbinde. Da der Reichstag zu Augsburg durch die Vorgänge in Italien vereitelt worden, schrieben sie einen andern nach Forchheim aus und luden den Papst zu demselben ein, um mit ihm gemeinsame Beschlüsse zum Wohle Deutschlands zu fassen. Gregor ließ hierauf an Heinrich, der zwar seine in Canossa eingegangenen Verpflichtungen vollständig außer Acht ließ, aber bis dahin noch den offenen Bruch mit dem Papste vermieden hatte, die Aufforderung ergehen, nach Deutschland zurückzukehren, um sich auf dem Reichstage zu Forchheim vor den Fürsten zu verantworten; Heinrich erklärte jedoch, daß er die Lombardei nicht verlassen könne, bevor er die dortigen Angelegenheiten geordnet, und verweigerte dem Papste zugleich das von demselben für seinen Zug über die Alpen erbetene sichere Geleite.

Obgleich dem Papste kein Zweifel mehr über Heinrichs wahre Gesinnungen übrig bleiben konnte, gab er dessen Sache nicht vollständig auf, sondern ließ durch seine nach Forchheim entsandten Legaten die dort versammelten Fürsten ersuchen, die Wahl eines neuen Königs zu verschieben, bis es ihm möglich sein werde, selbst nach Deutschland zu kommen. Nichtsdestoweniger erkannten dieselben am 15. März 1077 die deutsche Krone Heinrichs Schwager, dem Herzog Rudolf von Schwaben, zu, nachdem derselbe, der Forderung der Fürsten entsprechend, Deutschland als Wahlreich anerkannt und die Freiheit der Bischofswahlen zugesagt hatte. Elf Tage später, am 26. März, wurde der neue König von dem Erzbischof Siegfried von Mainz, der sich schon früher von Heinrich losgesagt und dem Papste unterworfen hatte, feierlich gekrönt.

Schon vor seiner Krönung hatte Rudolf an Gregor geschrieben und denselben unter der Zusicherung unverbrüchlichen Gehorsams, um seine Anerkennung gebeten; aber der Papst verweigerte ihm dieselbe, weil er in jeder Beziehung nach der strengsten Gerechtigkeit handeln wollte und noch immer die Hoffnung hegte, in gemeinsamer Berathung mit den deutschen Reichsfürsten den Streit schlichten und dadurch Deutschland vor den Gräueln eines Bürgerkrieges bewahren zu können.

Inzwischen war Heinrich, sobald er von der Wahl Rudolfs Kunde erhalten, von den Lombarden mit Geld und Truppen unterstützt, nach Deutschland zurückgekehrt, um in dem Streit um die Krone den Entscheid der Waffen zu suchen. Da die meisten Bischöfe des südlichen Deutschlands auf seiner Seite standen, blieb in diesem Theile des Reiches seine Herrschaft unerschüttert. Im Juni 1077 erklärte er auf einem Reichstage zu Ulm seine Hauptgegner, Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, mit Allen, die ihnen angingen, als Hochverräther ihrer Würden und Lehnen verlustig und vertheilte dieselben unter seine Anhänger. Das Herzogthum Schwaben verlieh Heinrich dem tapferen Friedrich von Staufen, dem Sohne Friedrichs von Büren, des Stammherrn der berühmten Dynastie der Hohenstaufen, der seinen Sitz aus dem Dorfe Büren auf den Staufen verlegt hatte, und gab ihm, um ihn noch fester an sich zu ketten, seine Tochter Agnes zur Gemahlin. Viele schwäbische und bairische Großen fielen in die Besigungen Rudolfs und Welfs, ihrer Herren, ein, bemächtigten sich ihrer Burgen und durchzogen plündernd, sengend und brennend das Land. Bald waren im südlichen Deutschland alle Bande der Ordnung gelöst und Gesetzlosigkeit und Willkür zur unbeschränkten Herrschaft gelangt.

Neben demjenigen Theile des Klerus, der von Gregors Reformen Nichts wissen wollte, stand das aufstrebende Bürgerthum auf Heinrichs Seite; dagegen hielt mit den kirchlich gesinnten Bischöfen die Mehrzahl der nach erhöhter Selbstständigkeit strebenden Großen zu Rudolf. Beide Gegenkönige suchten die Zahl ihrer Anhänger durch Vergünstigungen jeder Art zu vergrößern. Zu diesem Zwecke gewährte Heinrich, in dessen Seele das Unglück Umficht und Thatkraft entwickelt hatte, den Städten die längst erstrebten Rechte und Freiheiten, während Rudolf durch die Verschleuderung von Reichsgütern die Großen seiner Partei enger an sich zu ketten suchte. Nichtsdestoweniger fand er bei ihnen keine dauernde Unterstützung; die meisten Großen änderten vielmehr, nach den wechselnden Ausfichten auf größeren Gewinn und Vortheil, häufig ihre Parteilstellung, und so spann sich der unheilvolle Bürgerkrieg, der von beiden Theilen mit wachsender Erbitterung und der rohsten Grausamkeit

geführt wurde, von Jahr zu Jahr fort. Immer tiefer drang der Streit in die Masse des Volkes ein, und immer mehr lösten sich in dem wilden Kriegessturm, der Deutschlands Gauen verheerte, alle Bande der Zucht und Ordnung.

Vergebens suchte Gregor beide Könige zur Niederlegung der Waffen zu bewegen und ermahnte die deutschen Stände, den Thronstreit auf einem Reichstage zu schlichten. Noch immer war er zur Ausöhnung mit Heinrich bereit, wenn dieser genügende Bürgschaft zu dauernder Umkehr auf bessere Wege gab; daher verweigerte er beharrlich die Anerkennung Rudolfs. Erst als Heinrich, der wiederholt in ihn gedrungen, seinen Gegner Rudolf mit dem Banne zu belegen, ihm in stolzer Ueberhebung mit der Aufstellung eines Gegenpapstes drohte, falls er länger zögere, dieser Forderung nachzukommen, entschloß sich Gregor, ihn fallen zu lassen. Am 7. März 1080 erneuerte er auf einer römischen Synode den Bann gegen Heinrich, erklärte ihn für abgesetzt und erkannte Rudolf als König an.

Um die Folgen dieses Schlages von sich abzuwenden, ließ Heinrich, nachdem auf einer am Pfingstfeste zu Mainz abgehaltenen Versammlung neunzehn ihm ergebene Bischöfe sich von Gregor losgesagt, auf einer Synode deutscher und lombardischer Bischöfe zu Brigen, auf Grund der widersinnigsten, auch diesmal von Hugo Candidus formulirten Anklagen, den Papst Gregor, „als Prediger des Meineides und Mordes, als Beschützer des häretischen Berengar von Tours, als Wahrsager, Traumdeuter, Todtenbeschwörer und schuldbeladenen Genossen des Geisterreiches“, zum andern Male für abgesetzt erklären und den excommunicirten Erzbischof Guibert von Ravenna als Clemens III. zum Gegenpapste ernennen, worauf derselbe über den König Rudolf und den Herzog Welf von Baiern den Bann aussprach. Heinrich wandte sich hierauf nach Sachsen, wo Rudolfs Hauptmacht stand, und am 15. Oktober 1080 kam es an der Elster, unweit Merseburg, zu einer blutigen Schlacht. Der Sieg neigte sich zwar den Sachsen zu; aber Rudolf wurde, nachdem er im Kampfe bereits die rechte Hand verloren, tödtlich verwundet und starb kurz darauf in Merseburg. Auf seinem Sterbebette brach er, seine abgehauene Rechte anschauend, in die Worte aus: „Das ist die Hand, mit welcher ich Heinrich Treue geschworen; nun muß ich Thron und Leben lassen.“ Dieser Ausdruck von Reue trug nicht wenig dazu bei, seinem Tode in den Augen Vieler die Bedeutung eines Gottesurtheils zu verleihen.

Da es Heinrich auch nach dem Tode Rudolfs nicht gelang, die Sachsen zur Anerkennung seines Königthums zu bewegen, beschloß er, zur Bekämpfung des Papstes nach Italien aufzubrechen, überzeugt, daß, wenn es ihm geglückt, Gregor zu stürzen, der endliche

Sieg in Deutschland ihm nicht ausbleiben könne. Nachdem er dem Herzog Friedrich von Schwaben die Fortführung des Krieges gegen seine Widersacher in Deutschland übertragen, zog er über die Alpen. Auch diesmal fielen ihm die Lombarden massenhaft zu, und am 14. April 1081 empfing er zu Mailand die eiserne Krone Lombardiens. Bald sah sich die Markgräfin Mathilde, deren Hingebung an den apostolischen Stuhl nicht zu erschüttern war, durch Heinrichs Macht von allen Seiten so schwer bedrängt, daß sie in ihren Burgen Schutz suchen mußte. Ungehindert konnte Heinrich mit seinem Gegenpapste, dem er bei seiner Wahl das Versprechen gegeben, ihn im Triumph nach Rom zu führen, den Zug dahin antreten. Gregor sah den härtesten Prüfungen entgegen; dennoch blieb er ungebeugt. Noch immer würde Heinrich gern bereit gewesen sein, einen seinen Wünschen entsprechenden Frieden mit ihm durch die weitgehendsten Zugeständnisse zu erkaufen; aber Gregor erklärte, daß er eher das Leben lassen, als von dem Pfade der Gerechtigkeit abweichen werde. Seine einzige Stütze gegen die drohende Gefahr waren die Normannen, mit deren mächtigem, früher von ihm gebannten Herzog Guiscard er im Juni 1081 einen Vertrag schloß, in welchem er denselben, gegen die Ablegung des Vasalleneides und die Zusage bewaffneter Unterstützung, nicht nur im Besitze der ihm von Nikolaus II. verliehenen Lehen bestätigte, sondern ihm sogar, in der Hoffnung auf dessen künftiges besseres Verhalten, den Fortbesitz seines auf Kosten des römischen Stuhles unrechtmäßig erworbenen Gebietes gestattete.

Unterdessen war Heinrich kurz vor Pfingsten (21. Mai 1081) in Begleitung des Gegenpapstes vor Rom erschienen; seine Hoffnung, daß die Römer ihm bereitwillig die Thore öffnen würden, blieb jedoch unerfüllt, und da seine Streitkräfte zu einer nachhaltigen Belagerung der Stadt nicht ausreichten, sah er sich zum Rückzuge genöthigt. Nachdem er in einem Zelte vor der Stadt aus den Händen des Gegenpapstes die Kaiserkrone empfangen und das römische Gebiet mit schweren Verwüstungen heimgesucht, wandte er seine Waffen gegen die Markgräfin Mathilde; doch fand er hier den gleichen entschiedenen Widerstand wie in Rom, und seine Erfolge blieben auf die Eroberung von Lucca beschränkt.

Die Nachricht von Heinrichs erfolglosem Angriff auf Rom erhöhte den Muth seiner Gegner in Deutschland und beschleunigte die Wahl eines neuen Gegenkönigs. Die Stimmen der Fürsten vereinigten sich auf den reichen und kriegskundigen Grafen Hermann von Luxemburg, und am 26. Dezember empfing derselbe zu Goslar aus den Händen des Erzbischofs von Mainz die deutsche Königskrone. Der neue König konnte es jedoch, bei der Zwietracht der Fürsten und ihrer Sucht, in allen Stücken selbst die Herren zu

spielen, zu keinem Ansehen bringen. Während er sich vergebens bemühte, die Macht der Gegenpartei zu brechen, rückte Heinrich im März 1082 zum zweiten Male gegen Rom vor und verheerte aufs Neue die offenen Orte des Kirchenstaates; die Nachricht, daß der Gegenkönig zu einem Zuge nach Italien rüste, rief ihn jedoch bald wieder nach der Lombardei zurück.

Im April 1083 erschien Heinrich zum dritten Male mit bedeutend verstärkten Streitkräften vor Rom und brachte durch das Abschneiden der Zufuhren und wiederholte heftige Angriffe auf die Stadt die Besatzung derselben in die äußerste Bedrängniß; nichtsdestoweniger leistete dieselbe sieben Monate lang beharrlichen Widerstand, bis es am 3. Juni 1083 dem König gelang, einen Theil der Stadt mit der Peterskirche in seine Hände zu bringen. Nachdem er durch reiche Geschenke und Versprechungen aller Art einen Theil des römischen Adels auf seine Seite gezogen, gewann er auch das Volk durch die Erklärung, daß er bereit sei, den Gegenpapst fallen zu lassen und sich mit Gregor auszuöhnen, wenn dieser ihn vom Banne lösen und zum Kaiser krönen wolle. Die Römer bestürmten den Papst mit Bitten, sich der Noth der so schwer heimgejudten Stadt zu erbarmen und Heinrichs billigen Vorschlag anzunehmen; aber Gregor erwiderte ihnen: „Ich habe des Königs Schlaueit und Umtriebe schon oft kennen gelernt; wenn er jedoch seine Würde niederlegen und für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn gern freisprechen und ihm die Kaiserkrone aufsetzen; anders kann und darf ich euch in keinem Punkte erhören und mit ihm keinerlei Gemeinschaft haben.“ Heinrich, der von keiner Genugthuung wissen wollte, verwarf Gregors Bedingungen, erklärte sich jedoch bereit, eine freie Synode zu gestatten, und zog, um dieser Erklärung Glauben zu verschaffen, von Rom ab, nachdem er in der Nähe der Peterskirche zur Bewachung der Stadt ein neues Castell errichtet und mit vierhundert Rittern besetzt hatte. Der Papst schrieb die beantragte Synode aus und eröffnete dieselbe am 20. November 1083, obgleich Heinrich, trotz des eidlich für alle Theilnehmer zugesagten sicheren Geleites, viele nach Rom reisenden Prälaten hatte aufhalten und zum Theil gefangen nehmen lassen, so daß aus Deutschland Niemand, aus Frankreich nur eine kleine Zahl von Bischöfen hatte erscheinen können. Gregor ermahnte die versammelten Prälaten und Fürsten mit solcher Begeisterung und so ergreifenden Worten, treu auszuharren in der schweren Trübsal der Kirche, daß Alle in tiefster Rührung Thränen vergossen. Auch das römische Volk wandte sich, über Heinrichs Treulosigkeit erbittert, wieder dem Papste zu und zerstörte des Königs Zwingburg, nachdem deren Besatzung durch eine plötzlich ausgebrochene Seuche bis auf dreißig

Mann hinweggerafft worden. Dennoch gewann Heinrich, als er im März 1084 zum vierten Male vor Rom erschien, wieder einen so bedeutenden Anhang, daß Gregor in der Engelsburg Schutz suchen mußte.

Am 21. März öffneten die Römer dem König die Thore, worauf am 24. die Inthronisation des Gegenpapstes stattfand. Am 31. März setzte dieser in der Peterskirche dem König und seiner Gemahlin Bertha die Kaiserkrone auf. Während der in der Engelsburg belagerte Gregor mit unerwiderter Standhaftigkeit dem immer wilder gegen ihn herantobenden Sturm den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, schaltete Heinrich in Rom wie in seinem Eigenthum, bis endlich im Mai 1084 die Nachricht eintraf, daß Robert Guiscard mit einem Heere von dreißigtausend Mann zur Befreiung des Papstes heranziehe. Da Heinrich sich solcher Uebermacht nicht gewachsen fühlte, zog er eilig mit dem Gegenpapste von Rom ab, nachdem er dem römischen Volke die Sache des Reiches und des kaiserlichen Namens empfohlen und seine baldige Rückkehr zugesagt. Er begab sich zunächst nach Tuscan, um noch einmal das Glück der Waffen gegen Mathilde zu versuchen, zog sich jedoch bald nach der Lombardei zurück, von wo er nach kurzem Aufenthalte den Rückweg nach Deutschland antrat.

Nachdem Robert Guiscard durch einen nächtlichen Ueberfall Rom in seine Gewalt gebracht, führte er den befreiten Papst nach dem Lateran, wo die Normannen ihm knieend die Huldigung leisteten und Geschenke darbrachten. Drei Tage nach dem Einzuge Roberts kam es jedoch zwischen den Normannen und den Römern, die den Papst für abgesetzt und Heinrichs Sache für die ihrige erklärt hatten, zu einem heftigen Straßenkampf, in welchem von den Normannen die gräuellsten Ausschweifungen verübt wurden. Zuletzt legten dieselben, um sich den Sieg zu verschaffen, Feuer an, durch dessen verheerendes Wüthen der Widerstand der Römer gebrochen wurde. Nachdem drei Viertel der Stadt in Asche gelegt waren, unterwarfen sie sich, thaten Abbitte vor dem Papste und stellten Geiseln. Dessenungeachtet verließ Gregor, der die Eidbrüchigkeit der Römer kennen gelernt und von ihrer Erbitterung über die von den Normannen verübten Gräueltathen, die sie ihm zur Last legten, Alles zu befürchten hatte, mit Robert Guiscard die Stadt und begab sich zunächst zu seinem Freunde, dem Abte Desiderius von Monte Cassino. Von hier ging er nach dem befestigten Salerno, das er nicht mehr verlassen sollte. Die schweren Kämpfe und Heimfuchungen der letzten Jahre hatten seine Gesundheit untergraben, und er selbst erkannte in der raschen Abnahme seiner vollständig erschöpften Kräfte ein sicheres Zeichen seines herannahenden Endes. Wie sein ganzes Leben, so waren auch seine letzten Tage

dem Wohle der Kirche geweiht. Er bezeichnete den an seinem Krankenlager versammelten Kardinälen und Bischöfen, die seine Ansicht über die zu treffende Wahl seines Nachfolgers zu hören wünschten, den Abt Desiderius von Monte Cassino, den Cardinal Otto von Ostia, den Erzbischof Hugo von Lyon und Anselm d. J. von Lucca als die würdigsten Männer für den apostolischen Stuhl und ermahnte sie insbesondere, keinen als wahren römischen Papst anzuerkennen, der nicht nach kirchlicher Ordnung gewählt und geweiht worden. Auf ihre Frage, wie es mit den Excommunicirten zu halten sei, erklärte er, daß er Alle, mit Ausnahme Heinrichs und des Gegenpapstes, sowie der übrigen Häupter der kirchenfeindlichen Partei, von dem Banne losspreche, und daß diesen die Lossprechung erst dann zu ertheilen sei, wenn sie in geziemender Weise nach den Kirchengesetzen Buße gethan. Trotz der schweren Bedrängniß, in welcher er die Kirche zurüchließ, baute er fest auf ihren Triumph und starb mit der tröstlichen Zuversicht, daß er nicht vergebens gelitten und gestritten habe. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung.“ Sein Todestag war der 25. Mai 1085. Seine Leiche wurde zu Salerno in der von Herzog Robert mit großer Pracht erbauten und von Gregor selbst kurz vor seinem Tode eingeweihten Kirche des heiligen Matthäus beigesetzt. Ueber dem einfachen Steine, der seine Ruhestätte bezeichnete, ließ später Johann von Procida eine prachtvolle Kapelle errichten.

Gregors Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle war der Abt Desiderius von Monte Cassino, der den Namen Viktor III. annahm; derselbe starb jedoch schon im Jahre 1087, nachdem er auf dem Concil von Benevent das Verbot der Simonie und der Laieninvestitur erneuert hatte. Ihm folgte der von ihm empfohlene Cardinalbischof Otto von Ostia, ein Franzose aus der Gegend von Rheims, als Urban II. (1087—1099). Auch er wirkte ganz im Geiste Gregors, wenngleich nicht immer mit dessen Thatkraft, fort.

Heinrichs IV. Ausgang.

Als Heinrich IV. im Sommer 1084 nach Deutschland zurückkehrte, wüthete der Bürgerkrieg in allen Gauen. Seine Sache verfocht im Osten der Böhmenherzog Bratislaw, der dafür die Königswürde, sowie für seinen Bruder, den Bischof Gebhard von Prag, die Vereinigung der Diöcese Olmütz mit dem Prager Sprengel erhielt. Im Westen kämpften für ihn der Herzog Friedrich von Schwaben und der Pfalzgraf Raboto von Baiern. In Sachsen stand seit dem Tode Otto's von Nordheim, der im Jahre 1083

durch einen Sturz vom Pferde geendet, der Bischof Burkhard von Halberstadt an der Spitze seiner Gegner; im Osten Markgraf Luitpold von Oesterreich, in Baiern Herzog Welf und in Schwaben Berthold von Zähringen. Von den Bischöfen hielten die von Thur, Konstanz, Basel, Straßburg, Mainz und Augsburg Heinrichs Fahne aufrecht; unter seinen Gegnern waren Burkhard von Halberstadt, Altmann von Passau, Gebhard von Salzburg, Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz die hervorragendsten. Unter abwechselndem Waffenglücke durchtobte der Bürgerkrieg, nur zeitweise durch fruchtlose Unterhandlungen unterbrochen, mit allen seinen Gräueln die Gauen des gänzlich zerrütteten Reiches. Endlich legte der Gegenkönig Hermann, der Unbotmäßigkeit seiner Partei und des erfolglosen Kampfes müde, im Jahre 1088 die Krone, die ihm weder Ruhm noch Glück gebracht, freiwillig nieder, um wenigstens seine Grafschaft Luxemburg aus dem Schiffbruch zu retten. Nicht lange nachher fand er bei der Verrennung einer seiner Burgen, deren Besatzung ihm den Einlaß verwehrte, durch einen von der Mauer herabgeschleuderten Stein den Tod. Sein Ableben erschien von so geringer Bedeutung, daß die Chronisten nicht einmal den Tag desselben verzeichnet haben. Fast zu der gleichen Zeit endete Burkhard von Halberstadt. Nachdem er bei einem Aufstande in Goslar tödtlich verwundet worden, starb er am folgenden Tag, dem 5. April 1088, in dem nahen Kloster Ilseburg. Der oberste Leiter des mehr und mehr erlöschenden sächsischen Aufstandes war jetzt der Markgraf Eckbert von Meißen, Heinrichs Vetter, der nach der Königskrone strebte. Doch auch dieser fand, nachdem er den in Thüringen stehenden Schaaren Heinrichs durch einen Ueberfall bei Gleichen eine bedeutende Niederlage bereitet und dadurch den König selbst zur Flucht nach Baiern genöthigt, einen gewaltsamen Tod. Von Heinrich geächtet und mit den Sachsen selbst zerfallen, wurde er im Jahre 1090 auf der Flucht, in einer einsam gelegenen Mühle unweit Braunschweig, von den Leuten des Letztern erschlagen.

Nach dem Tode Eckberts schien Heinrichs Macht in Sachsen gesichert; doch während seine Partei im Norden neu gekräftigt stand, schlossen sich seine Gegner im Süden nur um so enger an einander an, und nachdem durch die Vermittlung des Papstes eine Vermählung zwischen dem jungen Welf von Baiern, Welfs IV. Sohn, und der Markgräfin Mathilde zu Stande gekommen, gewann ihre Partei auch in Italien festeren Boden. Um ihnen die in diesem Lande errungenen Vortheile wieder zu entreißen, ging Heinrich im Jahre 1090 zum dritten Male über die Alpen, und eine Zeitlang schien ihn im Kampfe gegen Mathilde, deren lothringische Besitzungen er bereits früher eingezogen, das Glück begünstigen zu wollen; als er jedoch seine Gegnerin in ihrer Burg Canossa be-

lagerte, um sie selbst in seine Gewalt zu bekommen, wurde er von der heldenmüthigen Gräfin blutig zurückgeschlagen. Auch in der Lombardei war die Zahl seiner Gegner gewachsen, und während er zu ihrer Bekämpfung neue Streitkräfte sammelte, traf ihn ein harter Schlag aus seiner eigenen Familie. Sein mit der Statthaltertschaft in der Lombardei betrauter Sohn Konrad, den er bereits im Jahre 1087 in Aachen zu seinem Nachfolger hatte krönen lassen, fiel von ihm ab, um sich seinen Gegnern anzuschließen. Zu diesem Schritte hatten den milden und frommen jungen Mann, nach längerem inneren Kampfe, die wachsenden Bedenken bewogen, mit welchen ihn seines Vaters wildes Treiben und dessen starres Festhalten an dem Gegenpapste, sowie die traurigen Folgen des langen, unseligen Krieges in Kirche und Staat erfüllt hatten. Der ihm von seinem Vater zugedachten Haft entging er durch die Flucht zu der Markgräfin Mathilde, bei welcher er freundliche Aufnahme fand. Nachdem er im Jahre 1093 von dem Erzbischofe Anselm von Mailand zum König von Italien gekrönt worden und der König Roger I. von Sicilien, der Sohn und Nachfolger Robert Guiscard's (gest. 1085), ihm seine Tochter Mathilde zur Gemahlin gegeben, schlossen die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza mit ihm einen zwanzigjährigen Bund zur Bekämpfung Heinrichs. Unter dessen hatte auch Urban II., der bis dahin meist in Unteritalien gelebt, im November 1093 nach Rom zurückkehren können, während der Gegenpapst an dem kaiserlichen Hofe zu Verona Schutz suchen mußte.

Der allgemeine Unwille über den König wurde erhöht durch die schmachvolle Behandlung, die er seiner zweiten Gemahlin Praxedis, einer russischen Fürstin, mit welcher er sich nach dem im Jahre 1087 erfolgten Tode Bertha's vermählt hatte, zu Theil werden ließ. Sie wurde von ihm zu Verona wie eine Gefangene gehalten, entkam jedoch zu der Gräfin Mathilde, unter deren Schutz sie sich zu der in der Charwoche 1094 von dem päpstlichen Legaten Gebhard zu Konstanz abgehaltenen Synode begeben konnte, auf welcher sie, um ihre Flucht zu rechtfertigen, die von Heinrich ihr zugefügten Mißhandlungen und dessen schmachvolle Ausschweifungen enthüllte.

Heinrich war Anfangs durch den Abfall seines Sohnes vollständig muthlos geworden, und nur mit Mühe hatten ihn seine Freunde vom Selbstmorde zurückhalten können. In eine seiner Burgen zurückgezogen, konnte er längere Zeit hindurch nicht dazu bewogen werden, den kaiserlichen Schmuck anzulegen. Allmählich jedoch gestalteten sich die Verhältnisse wieder günstiger für ihn. Da der junge Welf von Baiern sich in seiner Erwartung, durch seine Vermählung mit Mathilde in den Besitz ihrer reichen Güter zu ge-

laugen, getäuscht sah, indem sie dieselben bereits im Jahre 1077 dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte, trennte er sich wieder von seiner Gemahlin und schloß sich mit seinem Vater an Heinrich an, nachdem ihm dieser versprochen, ihm Mathildens Besitzungen zu verschaffen. Dem Beispiele der Welfen folgten, durch sie gewonnen, noch andere deutsche Fürsten. Berthold II. von Zähringen, den der Gegenkönig Hermann mit Schwaben belehnt hatte, leistete zu Gunsten des Staufers Friedrich auf dieses Herzogthum Verzicht und erhielt dafür nicht nur seine Besitzungen im Breisgau zurück, sondern auch Zürich, sowie die Länder zwischen dem Jura und dem Bernhardsberge als „Landgrafschaft Burgund“, mit der Ermächtigung, den herzoglichen Titel fortzuführen. Auch die Sachsen schienen vollständig mit dem genannten König ausgeöhnt. Und wie in Deutschland, so hob sich auch in Italien seine Macht wieder, nachdem Konrad, den er im Jahre 1099 zu Aachen als Hochverräther des Rechtes der Nachfolge verlustig erklärt hatte, im Jahre 1101, von den meisten seiner lombardischen Anhänger verlassen, in der Blüthe seiner Jahre gestorben war. Mit dem Papste Paschalis II., dem Nachfolger Urbans II., dauerte zwar, ungeachtet des im Jahre 1100 erfolgten Ablebens des Gegenpapstes Clemens III., das Zerwürfniß fort, da Heinrich, nachdem er sich eine Zeitlang den Anschein gegeben, als wünste er eine Ausöhnung mit der Kirche, die Wahl eines Gegenpapstes durchzusetzen suchte; Heinrichs Herrschaft in Deutschland schien jedoch durch dieses fortdauernde Zerwürfniß nicht weiter gefährdet, der Fortbestand derselben vielmehr durch den im Jahre 1103 verkündeten allgemeinen Landfrieden dauernd gesichert.

Aber alle Hoffnungen Heinrichs IV. sollten durch einen letzten schweren Schlag vernichtet werden. Sein Lieblingssohn Heinrich, den er im Jahre 1099, nach der Verurtheilung Konrads, in Aachen zu seinem Nachfolger hatte krönen lassen, suchte ihn vom Throne zu stoßen. Vielen Großen war der Landfriede unerwünscht, weil er sie zu einem Leben zwang, dem der langjährige Krieg sie vollständig entfremdet hatte; andere hatten sich nur zum Scheine mit dem König ausgeöhnt. Insbesondere zürnten diesem die bairischen Großen, weil sie ihm den Tod eines der Ihrigen, des angesehenen Grafen Sieghart von Burghausen, zur Last legten, der zu Regensburg während eines Reichstages ermordet worden war. Auch unter den sächsischen Großen war durch die Ermordung eines Sohnes Otto's von Nordheim, für deren Anstifter er gehalten wurde, der alte Groll aufs Neue geweckt worden. Alle diese Unzufriedenen fanden für ihre Klagen bei dem jungen ehrgeizigen Heinrich ein offenes Ohr. Ohne Gemüth und Pietät und trotz seiner Jugend ein vollendeter Neuchler, ging er leicht und gern auf ihren Plan

der Entthronung seines Vaters ein und wußte seine herrschsüchtigen Absichten unter der Maske des kirchlichen Sinnes zu verbergen. Als der König im Dezember 1104 nach Magdeburg zog, entfernte sich Heinrich heimlich aus seiner Nähe und eilte nach Regensburg, wo sich bald alle Unzufriedenen um ihn scharten. Da der junge König sich vor seiner Krönung eidlich verpflichtet hatte, bei Lebzeiten seines Vaters sich jedes Anspruches auf die Regierung zu enthalten, wandte er sich an Paschalis II. mit der Bitte, ihn von diesem Eide zu entbinden, indem er als einzigen Grund seiner Auflehnung gegen seinen Vater den auf demselben lastenden Kirchenbann bezeichnete. Da Heinrich IV. in den Augen des Papstes längst nicht mehr rechtmäßiger König war, kam derselbe dieser Bitte nach und ermächtigte den jungen König, unter der Bedingung, daß er ein gerechter Herrscher und treuer Schirmvogt der Kirche sein wolle, die Regierung anzutreten. Der junge König, der des Vaters Mahnung an seinen Eid und dessen Bitte, von seinem Beginnen abzustehen, mit der Erklärung zurückwies: er könne mit einem Gebannten keine Gemeinschaft haben, begab sich hierauf nach Nordhausen, wohin der auf seine Seite getretene Erzbischof Ruthard von Mainz eine Synode ausgesprochen, und gewann hier durch seine erheuchelte Demuth, seine kluge Besonnenheit und die feierliche Versicherung, daß er von seinem Vater nichts Anderes verlange, als die Herstellung des Kirchenfriedens durch eine aufrichtige Ausöhnung mit dem Stuhle des heiligen Petrus, und daß er sich ihm, sobald dies geschehen, bereitwillig unterwerfen werde, eine große Zahl neuer Freunde, selbst unter den bisherigen Anhängern seines Vaters.

Dieser hatte unterdessen zur Bekämpfung seines Sohnes ein Heer gesammelt; als es jedoch bei Regensburg, wo Heinrich V. seine Streitkräfte zusammengezogen, zu einer Schlacht kommen sollte, erfuhr er durch den Markgrafen Leopold von Oesterreich und den Herzog Borzivoi von Böhmen, daß er auf die Treue seines Heeres nicht zählen könne. Durch falsche Boten seines Sohnes mit Besorgnissen vor verrätherischen Absichten seiner Umgebungen erfüllt, entfloß er in der nächsten Nacht nach Böhmen, worauf sein Heer sich auflöste. Von dem Schwager des Böhmenherzogs geleitet, kehrte er an den Rhein zurück, wo seine Anhänger noch einmal ein Heer von 20,000 Mann für ihn zusammenbrachten.

Um der immerhin zweifelhaften Entscheidung durch die Waffen auszuweichen, lud König Heinrich, in dessen Seele die Lockungen der Herrschaft selbst die Scheu vor dem schmähllichsten Verrath erfüllt hatten, seinen Vater zu einer Besprechung ein. Der tief gebeugte König folgte dieser Einladung, und Beide kamen im Dezember 1105 an der Mosel, unweit Koblenz, zusammen. Vom

Schmerz überwältigt, stürzte Heinrich zu den Füßen des Sohnes nieder mit den Worten: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich auch von Gott meiner Sünder wegen bestraft werden soll, so beflecke wenigstens du deinen Namen und deine Ehre nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn sich über die Sünden des Vaters zum Richter aufwerfe!“ König Heinrich schien gerührt: er betheuerte unter Thränen, daß er nichts Anderes erstrebe, als die Ausöhnung seines Vaters mit der Kirche, und versprach, bei den in Mainz versammelten Fürsten dessen Sache zu vertreten. Dorthin wollte er ihn führen; doch reiche dazu eine Begleitung von dreihundert Rittern aus. Der König möge daher sein Heer entlassen, das der Fürsten Mißtrauen erwecke. Im Vertrauen auf die Eidschwüre, mit welchen sein Sohn sich für seine Sicherheit verbürgte, entließ Heinrich IV. nahezu Alle, die ihm bis zur Mosel gefolgt waren. Beide zogen hierauf rheinaufwärts bis Bingen, wo sie zusammen die Nacht verbrachten. Am folgenden Morgen erklärte König Heinrich seinem Vater, er habe eine Botschaft aus Mainz erhalten, nach welcher der Erzbischof sich weigere, einen Gebannten in die Stadt aufzunehmen; der König möge sich daher bis zur ausgemachten Sache auf die nahe Burg Böckelheim (unweit Kreuznach) begeben, wo er ruhig das Weihnachtsfest feiern könne. Noch wachte kein Verdacht in der Seele Heinrichs IV. auf; er trat daher bereitwillig den Weg nach Böckelheim an. Kaum war er jedoch in die Burg eingetreten, als der schmachvolle Verrath des jungen Königs sich enthüllte: die Thore wurden geschlossen, und der betrogene Vater war seines Sohnes Gefangener. Durch Todesdrohungen geschreckt, gab er Befehl, die Reichinsignien, die er auf der Burg Hammerstein in Sicherheit gebracht, seinem Sohne auszuliefern. Hierauf wurde er, am letzten Tage des Jahres 1105, nach Ingelheim geführt, wo er vor den versammelten Fürsten sich der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig bekennen, die Regierung an seinen Sohn abtreten und den Kirchengesetzen Gehorsam geloben mußte. Obgleich der gänzlich gebrochene König sich allen diesen Forderungen widerstandslos gefügt, wurde er als Gefangener in der Pfalz zu Ingelheim zurückbehalten, während Heinrich V. zu Mainz, nachdem er durch einen neuen Wahlact als Herr und Gebieter anerkannt worden, aus den Händen des Erzbischofs Ruthard die Königskrone empfing.

Von Mainz begab sich der junge König nach dem Elsaß, um die dort noch unter den Waffen stehende Partei seines Vaters zur Unterwerfung zu zwingen. Unterdessen gelang es dem entthronten Kaiser, in welchem geheime Botschaften seiner Anhänger die Befürchtung geweckt, daß ihm ewige Gefangenschaft, wenn nicht gar ein gewaltiamer Tod, beschieden sei, mit Hilfe einiger Getreuen aus

seiner Haft zu entkommen. Er begab sich nach Köln und von dort nach Lüttich, wo der Bischof Otbert mit der gesammten Bürgerschaft sogleich auf seine Seite trat. Hier erklärte er seine Abdankung für erzwungen, rief alle christlichen Fürsten zu seinem Beistande auf und suchte durch den Abt Hugo von Clugny mit dem Papste Unterhandlungen anzuknüpfen, um den Schutz der seit vierzig Jahren so schwer von ihm bedrängten Kirche zu erlangen. Die meisten rheinischen Städte erklärten sich für ihn; auch der Herzog Heinrich von Niederlothringen trat auf seine Seite.

Unterdessen hatte auch König Heinrich, der im Elsaß durch die Bewohner des Ortes Ruzach bei Colmar eine schwere Niederlage erlitten, bei welcher die Reichsinsignien der triumphirenden Menge in die Hände gefallen, neue Streitkräfte gesammelt und war gegen Köln aufgebrochen, in der Hoffnung, durch die Eroberung dieser Stadt, die als das Haupt aller kaiserlichen Städte am Rheine galt, dem ganzen Kriege ein rasches Ende machen zu können. Die Bürger von Köln schlugen jedoch alle seine Angriffe siegreich zurück, und bald sah sich der König durch Krankheiten in seinem Heere und Mangel an Lebensmitteln zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug genöthigt. Er wandte sich hierauf gegen Lothringen, um die Partei seines Vaters in offener Schlacht zu bekämpfen, und schon war er in die Nähe von Naxen gekommen, als er ganz unerwartet die erwünschte Nachricht erhielt, sein Vater sei, dem Kummer erliegend, am 7. August (1106) zu Lüttich gestorben. Mit dem Diadem und dem Schwerte des Verbliebenen, den einzigen ihm noch gebliebenen Zeichen seiner Würde, überbrachte ihm dessen treuer Kämmerer die letzte Bitte des dahingeshiedenen Fürsten: der König möge Allen verzeihen, die seinen Vater in der letzten Bedrängniß unterstützt hätten, und ihn bei seinen Vorfahren im Dome zu Speier bestatten lassen.

Bischof Otbert hatte die Leiche des unglücklichen Königs in der Lambertuskirche zu Lüttich mit kaiserlichen Ehren feierlich beisetzen lassen; die übrigen Bischöfe bestanden jedoch darauf, daß die Bestattung des Excommunicirten in geweihter Erde verschoben bleibe, bis der Papst den Bann gelöst habe. Daher wurde auf Befehl Heinrichs V. die Leiche des Verstorbenen aus der Gruft wieder herausgenommen und in einem ungeweihten Gebäude auf einer kleinen Insel der Maas niedergelegt. Hier sang ein mitleidiger Mönch, der eben von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war, Tag und Nacht Bußpsalmen für die Ruhe des Dahingeshiedenen, bis der König die Leiche nach Speier bringen ließ, wo sie in einer ungeweihten Kapelle des Domes beigesetzt wurde. Die feierliche Bestattung derselben in der Kaisergruft fand erst fünf Jahre später statt, nachdem Paschalis II. die Aufhebung des Bannes ausgesprochen.

IV.

Kaiser Heinrich V.

(1106—1125.)

Nach dem Tode Heinrichs IV. gaben seine Anhänger jeden Widerstand gegen den König Heinrich V. auf, und mit der allgemeinen Anerkennung seiner Herrschaft schien nicht nur der langjährige verheerende Bürgerkrieg sein ersehntes Ende erreicht zu haben, sondern auch zwischen den beiden höchsten Gewalten, der päpstlichen und der kaiserlichen, ein dauernder Friede gesichert zu sein. Kaum sah sich jedoch der König am Ziele, als er auch die Maske abwarf, unter welcher er im Kampfe gegen seinen Vater seine wahren Gesinnungen verborgen hatte. Entschlossen, alle von seinen Vorgängern errungenen oder beanspruchten Kaiserrechte auch dem apostolischen Stuhle gegenüber im vollsten Maße aufrecht zu erhalten, trat er der Kirche, die wie eine Mutter zu ehren er feierlich gelobt, als der entschiedenste und schlaueste Widersacher entgegen und täuschte das Vertrauen Paschalis' II. durch schmachvollen Verrath. Mit dem allen Saliern eigenen Scharfblick und ihrer Thatkraft und Kühnheit verband er einen schrankenlosen Ehrgeiz und die treulosste Hinterlist. Ein Meister in der Verstellungskunst, hatte er sich nachgiebig gegen die Großen des Reiches gezeigt, als es galt, sich ihren Beistand gegen seinen Vater zu sichern, und hatte kindliche Hingebung an die Kirche erheuchelt, so lange er ihrer Hilfe zur Erreichung seiner Zwecke bedurfte. Als er sich am Ziele sah, zeigte er sich herrschsüchtiger noch als sein Vater, treulos gegen die Kirche, stolz und gebieterisch gegen die Großen und herzlos gegen das Volk.

Um bei der erstrebten Herstellung der von seinen Vorfahren geübten kaiserlichen Vollgewalt der Mitwirkung der Bischöfe sicher zu sein, war Heinrichs V. Streben vor Allem darauf gerichtet, das Investiturrecht wieder zu erlangen. Zu diesem Ende ließ er den Papst, der eben in Guastalla eine große Synode eröffnet hatte, durch eine Gesandtschaft einladen, zur Herstellung des kirchlichen Friedens nach Deutschland zu kommen, wobei er ihm die Versicherung geben ließ, daß er ihn wie einen Vater ehren werde. Paschalis legte die versöhnlichsten Gesinnungen an den Tag. Er verfügte, daß alle während des Schismas eingesetzten Bischöfe und Geistlichen, insofern sie ihre Stellen nicht durch offene Simonie erlangt hätten und ihre Lebensweise, sowie ihre wissenschaftliche Bildung für sie sprächen, im Amte verbleiben sollten, und zeigte sich geneigt,

Heinrichs Einladung Folge zu leisten. Als er jedoch die sichere Kunde erhielt, daß des Königs ganzes Auftreten Gesinnungen ver- rathe, die Vorsicht geböten, begab er sich zunächst nach Frankreich, wo ihm König Philipp I. seinen Beistand gegen die Anmaßungen Heinrichs zusagte, der inzwischen ungescheit zu investiren fortge- fahren. In Chälons empfing er eine zweite Gesandtschaft Hein- richs, welche seine Zustimmung zu der ungehinderten Vornahme der Investitur durch den König verlangte. Der Papst wies diese For- derung mit der Erklärung zurück: Die durch Christi Blut befreite Kirche dürfe nicht zur Magd erniedrigt werden; sie sei aber eine völlig erniedrigte Magd des Königs, wenn dessen Wille für die Wahl der Bischöfe entscheidend sei; die Investitur mit Ring und Stab durch den weltlichen Herrscher sei eine Usurpation gegen Gott. Die königlichen Gesandten entfernten sich hierauf mit den trotzigen Worten: „Nicht hier, sondern in Rom wird der Streit mit den Waffen entschieden werden.“ Indessen knüpfte Heinrich nochmals mit dem Papste Unterhandlungen an, indem er sich auf ein ange- blich Karl dem Großen bewilligtes päpstliches Privilegium berief, und Paschalis bewilligte ihm eine einjährige Frist, nach deren Ab- lauf er auf einer großen Synode zu Rom die Vertheidigung der Ansprüche des Königs entgegennehmen wolle.

Ehe Heinrich über die Alpen zog, wollte er nicht nur in Deutschland das gesunkene Ansehen der Krone neu befestigen, son- dern auch die östlichen Nachbarn des Reiches, die Böhmen, Polen und Ungarn, die sich seit einem Menschenalter der deutschen Ober- herrschaft mehr und mehr zu entziehen gewußt, zur erneuten Aner- kennung der Oberlehensherrlichkeit der deutschen Krone zwingen. Erst als er dieses Ziel erreicht hatte, traf er im Jahre 1110 Vor- bereitungen zu seinem Römerzug. Schon vorher hatte er eine Ge- sandtschaft nach Rom abgeordnet, um dort Vorbereitungen zur Kaiserkrönung treffen zu lassen. Obgleich die von Paschalis zur Herbeiführung einer Verständigung festgesetzte Frist längst abgelaufen war, wurden die königlichen Gesandten von ihm freundlich empfangen und mit der Erklärung entlassen: er verlange nichts Anderes, als was der Kirche nach kanonischem Rechte gebühre; das Recht der Krone werde ungeschmälert bleiben und Heinrich selbst mit aller Freundlichkeit von ihm empfangen werden, wenn er sich als ein rechtgläubiger König, als ein Sohn und Schutzherr der Kirche, als ein Freund der Gerechtigkeit erweise. Heinrich schien mit dieser Antwort zufrieden und trat, nachdem er zu Ostern in Utrecht seine Verlobung mit der Tochter Heinrichs I. von England, der kaum achtjährigen Mathilde, gefeiert, im August 1110 mit einem an- sehnlichen Heere seinen Zug über die Alpen an. Auf den ronka- lischen Feldern nahm er die Huldigung der lombardischen Städte

und Großen entgegen; auch die Markgräfin Mathilde erkannte ihn als ihren Oberherrn an und erhielt dagegen die Bestätigung aller ihrer Güter und Rechte, sowie die Zusage, daß er Nichts gegen den römischen Stuhl unternehmen werde.

Nachdem Heinrich zu Florenz das Weihnachtsfest gefeiert, brach er nach Rom auf, wo der Papst seinem Erscheinen mit besorgtem, kummerichwerem Herzen entgegenjah. Paschalis schwankte, ob er in der Stadt bleiben oder bei den Normannen Schutz suchen solle; denn während er im ersteren Falle Gewaltthätigkeiten von Seiten Heinrichs zu befürchten hatte, an dessen Absicht, das Investiturrecht mit den Waffen in der Hand zu fordern, er nicht zweifeln konnte, stand im letzteren Falle die Aufstellung eines Gegenpapstes zu erwarten, aus dessen Hand Heinrich die Kaiserkrone empfangen werde. Von Arezzo aus, wo ein Streit zwischen dem Klerus und der Bürgerschaft den König längere Zeit aufhielt, ordnete derselbe eine Gesandtschaft an den Senat und das Volk von Rom, sowie an den Papst ab, um jene zur Entsendung von Abgeordneten an ihn aufzufordern, mit denen er berathen könne, was zu ihrem gemeinsamen Vortheile gereiche, und diesem seine bevorstehende Ankunft zu melden und von ihm die Krönung in St. Peter zu verlangen, wogegen er sich bereit erklärte, den Streit zwischen Kirche und Reich durch einen billigen Vergleich zu schlichten. Volk und Senat kamen seinen Wünschen nach, und ihre Abgeordneten überbrachten ihm die Versicherung vollster Ergebenheit. Der Papst bat ihn um die Absendung einiger königlichen Bevollmächtigten zur Feststellung der Vergleichsbedingungen, nach deren Vereinbarung er die Krönung vollziehen werde. Während der König dieser Forderung nachkam, brach er zugleich mit seinem Heere nach Sutri auf, wo er ein festes Lager aufschlug.

Da die königlichen Abgeordneten die von dem Papst geforderte Verzichtleistung auf die Investitur verweigerten, weil der König den Prälaten die Regalien verleihe, erklärte Paschalis, es könnten ja, wenn der König in diesem Punkte nachgebe, die kirchlichen Obern auf die Regalien Verzicht leisten und sich mit dem Zehnten und freiwilligen Gaben begnügen. Lieber wolle er die Kirche arm aber frei, als reich und geknechtet sehen. Die königlichen Abgeordneten gaben diesem Vorschlag ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß der Papst die Ausführung der beantragten Maßregel übernehme, da der König nicht die Absicht habe, die Kirche zu berauben, und daher die Prälaten nicht zur Herausgabe dessen zwingen werde, was sie von ihm zu Lehen trügen. Auf diese Weise gedachten sie den Unwillen der deutschen Kirchenfürsten über die ihnen angefonnene Verzichtleistung auf den Glanz ihrer Stellung und die bisher geübten Hoheitsrechte auf den Papst zu lenken und ihrem Ge-

bieter dadurch in seinem Kampfe gegen die Kirche die gewichtigsten Vortheile zu sichern. Nichtsdestoweniger nahm der Papst diese Bedingung an, und so kam ein Vertrag zu Stande, in welchem Heinrich sich verpflichtete, am Tage seiner Krönung der Investitur zu entsagen, der Kirche ihre nicht lehenspflichtigen Güter und Opfergaben und dem römischen Stuhle das Patrimonium Petri ungeschmälert zu belassen, und zugleich dem Papste und seinen Legaten volle persönliche Sicherheit zusagte, wogegen der Papst sich anheischig machte, den Bischöfen bei Strafe des Bannes den Besitz und die Aneignung von Reichslehen, Regalien und Grafschaften zu verbieten. Heinrich genehmigte diesen Vertrag, den seine Vertreter ihm nach Sutri brachten, unter dem Vorbehalte der Anerkennung desselben durch die Prälaten und Großen des Reiches. Seinen Wünschen entsprach zwar das getroffene Uebereinkommen in keiner Weise; denn er sah in demselben keinen Vortheil, indem er die an das Reich zurückfallenden Güter nicht für sich behalten konnte, sondern größtentheils andere weltliche Fürsten damit belehnen mußte, und dagegen die Gelegenheit verlor, sich in den von ihm investirten Bischöfen ergebene Anhänger und sichere Stützen seiner Macht zu verschaffen. Er war auch durchaus nicht gewillt, den Vertrag zu halten und rechnete besonders auf die Einsprache der Prälaten, welche durch die Uebereinkunft zu sehr geschädigt wurden.

Am 11. Februar 1111 erschien Heinrich V. mit seinem glänzenden Heere vor den Thoren von Rom, und am folgenden Tage, einem Sonntag, hielt er seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt der christlichen Welt. Von dem Klerus und dem Volke auf das Ehrenvollste empfangen, begab er sich sofort nach der Peterskirche, wo Alles zu seiner Krönung bereit war. Der Papst, der ihn an der oberen Treppe erwartete, gab ihm den Friedenskuß und führte ihn in die Kirche ein. Nachdem der Krönungsritus seinen Anfang genommen, forderte Paschalis den König auf, dem geschlossenen Vertrage gemäß feierlich seine Verzichtleistung auf die Investitur zu erklären; dagegen beantragte Heinrich, unter der Bethuerung, daß ihm Nichts ferner liege, als die Absicht, den Kirchen und dem Klerus irgend etwas von dem zu entziehen, was frühere Kaiser ihnen geschenkt, die Verletzung der Vertragsurkunde. Wie er vorausgesehen, rief die päpstliche Bestimmung, kraft deren die Prälaten bei Strafe des Bannes auf die Regalien Verzicht leisten sollten, unter den anwesenden deutschen und lombardischen Bischöfen einen Sturm des Unwillens hervor, worauf sich der König mit denselben zu besonderer Berathung in einen entlegenen Theil der Kirche zurückzog. Als er mit ihnen zurückkam, erhoben die Prälaten entschiedenen Widerspruch gegen die ihnen zugemuthete Abtretung ihrer Reichslehen. Heinrich erklärte hierauf den abgeschlossenen Vertrag

für unausführbar und drang in den Papst, ihn ohne weitere Bedingungen zu krönen. Da Paschalis sich dessen weigerte, ließ er ihn auf das Betreiben seines Kanzlers, des nachmaligen Erzbischofs Adalbert von Mainz, gefangen nehmen — ein Vergehen, dessen Treulosigkeit sein Kaplan, der Schotte David, mit dem Hinweis auf das Beispiel Jakobs zu rechtfertigen suchte: „der den Engel nicht habe frei lassen wollen, bis er ihn gesegnet.“ Von den anwesenden deutschen Geistlichen wagten nur zwei, sich offen gegen Heinrichs Frevelthat auszusprechen: der Erzbischof Konrad von Salzburg, der durch seinen Freimuth sein Leben in Gefahr brachte, und des Königs zweiter Kaplan Norbert, der nachmalige berühmte Stifter des Prämonstratenser-Ordens. Heinrichs gewalthätiges Vorgehen blieb nicht auf den Papst beschränkt: auch viele Prälaten wurden in Haft genommen; von den Kardinälen konnten nur zwei durch die Flucht ihre Freiheit retten.

Unterdessen hatte die Kunde von Heinrichs unerhörter Treulosigkeit unter den Römern eine solche Erbitterung hervorgerufen, daß sie zu den Waffen gegriffen, und bald durchtobte ein blutiger Kampf die an St. Peter angrenzenden Straßen. Der König, der selbst im Gefechte verwundet worden, sah sich, nachdem viele seiner Begleiter gefallen, zum Rückzuge aus Rom genöthigt und begab sich mit dem Papste und den übrigen gefangenen Prälaten nach Alba. Während die meisten Kardinäle, unbeirrt durch die ihnen drohenden Gefahren, dem Papste riethen, über den König den Bann auszusprechen, suchten ihn Heinrichs Unterhändler theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen zum Nachgeben zu bestimmen. Lange widerstand der edle Paschalis, bis ihn endlich die Besorgniß eines neuen Schismas, sowie die Rücksicht auf die traurige Lage der Römer und die Gefahren, mit denen Heinrichs Rachsucht seine Mitgefangenen bedrohte, am sechzigsten Tage seiner Gefangenschaft zur Nachgiebigkeit bewog. Ein am 13. April 1111 abgeschlossener Vertrag verlieh dem König das Recht, die frei und ohne jegliche Simonie, aber mit seiner Zustimmung gewählten Prälaten vor der Konsekration mit Ring und Stab zu investiren und bei streitigen Wahlen zu entscheiden, und sicherte ihm, mit der Vergebung wegen des Vorgesallenen, die Verleihung der Kaiserkrone zu, wogegen Heinrich die Freilassung des Papstes zusagte, ihm Gehorsam versprach, die Zurückgabe der geraubten Kirchengüter verhiess und den Römern den Frieden verbürgte. An demselben Tage fand zu Rom die feierliche Krönung Heinrichs durch den befreiten Papst statt, worauf ihn die Römer zum Patricius ernannten. Von dem Papste reichlich beschenkt, verließ er Rom und kehrte, nach einem dreitägigen Besuche bei der Markgräfin Mathilde, die er zur Vikarin des Reichs für Ligurien ernannte, nach Deutschland zurück.

Indessen sollte für Paschalis der mit Heinrich eingegangene Vergleich, zu welchem ihn nicht die Sehnsucht nach der Freiheit, noch die Sorge für sein Leben, sondern höhere Rücksichten bewogen hatten, eine Quelle bitteren Kummers werden. Gleich nach des Kaisers Abreise erklärte ein Theil der römischen Prälaten den abgeschlossenen Vertrag, als einen erzwungenen, für ungiltig, während Andere ihn als schimpflich und unerlaubt geradezu verwarfen. Der tiefbetrübte Papst, den der Abt Bruno von Monte Cassino sogar wegen der dem Kaiser gemachten Zugeständnisse der Ketzerei beschuldigte, berief, um einen Ausweg zu finden, der ihm die Rückgängigmachung derselben ermögliche, ohne daß er zum Bruch des dem Kaiser geleisteten Eides genöthigt sei, eine Lateransynode zusammen, die im März 1112 eröffnet wurde. Auf derselben wurde, nach dem Rathe des Bischofs Gerhard von Angoulême, das dem Kaiser bewilligte Privilegium, als erzwungen, für nichtig erklärt, von der Anfangs beantragten Strafe des Kirchenbannes für Heinrich jedoch, mit Rücksicht auf den Eid des Papstes, der eher das Pontifikat niederzulegen, als auf diese Forderung einzugehen entschlossen war, Abstand genommen. Der Beschluß der Synode wurde dem Kaiser durch Gerhard von Angoulême mit der Aufforderung überbracht, auf die Investitur Verzicht zu leisten. Da er sich dessen weigerte, sprach der Erzbischof Guido von Vienne, ein Anverwandter Heinrichs, den Bann über ihn aus. Das Gleiche geschah auf verschiedenen andern Synoden, während Paschalis selbst sich jedes entscheidenden Schrittes gegen den Kaiser enthielt.

Inzwischen hatte Heinrich nicht nur durch seinen Despotismus den Unwillen der Städte erregt und durch sein rücksichtsloses Streben nach Machterweiterung die Großen gegen sich aufgebracht, sondern auch durch sein tyrannisches Walten in Kirchensachen und den Mißbrauch der Investitur, die er als Erwerbsmittel für sich und seine Günstlinge benutzte, allgemeine Unzufriedenheit erweckt. Selbst sein Kanzler Adalbert, dem er eben erst das Erzbisthum Mainz verliehen, fiel von ihm ab, um sich der kirchlichen Partei anzuschließen, wofür ihn Heinrich gefangen nehmen und auf die Burg Trifels in Gewahrsam bringen ließ. Zu der gleichen Zeit gerieth Heinrich in Streit mit den sächsischen Großen, die ihm darüber grollten, daß er bei dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen nachgelassene Güter, ohne Rücksicht auf die Erbansprüche des fränkischen Pfalzgrafen Siegfried, für das Reich eingezogen. Unter der Führung ihres Herzogs Lothar von Supplinburg, der nach dem Tode des Herzogs Magnus, des letzten Billungen, von Heinrich V. mit Sachsen belehnt worden und durch seine Gemahlin Richenza, eine Enkelin Otto's von Nordheim, in den Besitz der ausgedehnten Güter dieser Familie gekommen, ergriffen sie die

Waffen gegen ihn und erfochten, nach einer zweimaligen Niederlage, am 11. Februar 1115 am Welfischholze bei Mansfeld über das kaiserliche Heer einen entscheidenden Sieg.

Heinrich, der seinen Thron ernstlich gefährdet sah, bot seinen Gegnern die Hand zur Versöhnung und berief auf den 1. November 1115 einen Reichstag nach Mainz; statt sich jedoch auf demselben einzufinden, versammelten sich die Fürsten in großer Zahl in Frislar. Während der Kaiser vergebens ihrer Ankunft harrete, zwangen ihn die Bürger von Mainz, indem sie ihn in seiner Pfalz belagerten, ihnen die Freigebung ihres Bischofs zuzusagen. Die einzigen Anhänger, auf die er sicher zählen konnte, waren seine beiden Neffen, die hohenstaufischen Brüder Friedrich und Konrad, von denen der Erstere von seinem Vater das Herzogthum Schwaben ererbt hatte, während der Letztere von Heinrich mit dem Herzogthum Franken belehnt worden war.

Zu des Kaisers mißlicher Lage in Deutschland kamen Verwicklungen in Italien. Die Markgräfin Mathilde war im Jahre 1115 gestorben, und ihre Lehen fielen an das Reich zurück. Mit demselben nahm jedoch Heinrich auch ihre eigenen Güter in Anspruch, die sie dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte, und zog im Jahre 1116 zur Besitzergreifung derselben über die Alpen. Da er in der Lombardei einen zahlreichen Anhang fand, gelang es ihm, sich der meisten Mathildischen Güter zu bemächtigen. Hierauf knüpfte er durch den Abt Pontius von Clugny, seinen Anverwandten, Unterhandlungen mit Paschalis an, der inzwischen auf einer Lateransynode (1116) nochmals das Verbot der Investitur erneuert, die von dem Erzbischof von Bienne beantragte Bestätigung des von ihm über Heinrich ausgesprochenen Bannes jedoch verweigert hatte. Heinrich verlangte vor Allem die Aufhebung dieser Exkommunikation; Paschalis erklärte jedoch, er könne in dieser Angelegenheit nicht eher entscheiden, als bis er darüber auf einer Synode die Legaten und Bischöfe vernommen. Heinrich wollte jedoch keine Synode, da er wohl wußte, daß er von einer solchen Nichts zu hoffen habe, und zog gegen Rom, während Paschalis sich nach Benevent begab, um die Normannen zu seinem Schutze aufzurufen. Die in Rom zurückgebliebenen Karbinäle zeigten sich zwar zum Abschluß eines Vergleichs mit dem Kaiser geneigt; da sie jedoch darauf bestanden, daß er auf die Investitur verzichte, führten die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Resultate.

Obgleich Heinrich durch reiche Geschenke einen bedeutenden Anhang in Rom gewonnen hatte, kehrte er, um den nachtheiligen Wirkungen der heißen Jahreszeit zu entgehen, bald nach Oberitalien zurück. Seine Abreise führte in der Stimmung des römischen Adels einen Umschwung zu Gunsten des Papstes herbei, so daß dieser nach

kurzer Zeit ungefährdet wieder in Rom einziehen konnte. Allein die Sorgen und Anstrengungen der letzten Zeit hatten die Kräfte des Greises erschöpft: schon am zweiten Tage nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb am 21. Januar 1118, nachdem er die Kardinäle, unter dem Hinweis auf sein eigenes Beispiel, zur Ausdauer im Glauben und in der Erfüllung der göttlichen Gebote, zur Einigkeit in der Liebe und zur Vorsicht gegen innere und äußere Nachstellungen ermahnt hatte.

Um jeder fremden Einmischung vorzubeugen, wählten die Kardinäle den Cardinal-Kanzler Johannes von Gaëta, der den Namen Gelasius II. annahm. Gleich nach seiner Erwählung wurde er von Cencius Frangipani, einem der kaiserlichen Partei angehörigen mächtigen und vornehmen Römer, überfallen und unter rohen Mißhandlungen eingekerkert; aber die Römer erzwangen durch Waffengewalt seine Freilassung. Kaum hatte er jedoch von dem Lateran Besitz genommen, als Heinrich V. unerwartet in Rom erschien, um von ihm die Erneuerung des Privilegiums der Investitur zu verlangen. Gelasius flüchtete nach Gaëta, von wo er die Forderung Heinrichs zurückwies, sich jedoch bereit erklärte, den Zwist zwischen Kirche und Reich auf einer im nächsten Oktober abzuhaltenden Synode entscheiden zu lassen. Anstatt hierauf einzugehen, ließ Heinrich durch seine Anhänger in der Person des von Paschalis gebannten Erzbischofs Burdinus von Braga einen Gegenpapst erwählen, der sich Gregor VIII. nannte. Gelasius sprach am 7. April 1118 über den Kaiser und den Gegenpapst den Bann aus und kehrte im Sommer nach Rom zurück; er konnte sich jedoch dort gegen die mächtigen Frangipani, die auf der Seite des Gegenpapstes standen, nicht halten, und begab sich deshalb nach Frankreich, wo er am 29. Januar 1119 starb.

Zu seinem Nachfolger wählten die Kardinäle den mächtigen und thatkräftigen, dem burgundischen Königsgeschlechte entsprossenen und dem Kaiser nahe verwandten Erzbischof Guido von Vienne, der am 3. Februar 1119 in seinem erzbischöflichen Sitze als Calixtus II. inthronisirt und von der gesammten katholischen Welt, mit Ausnahme des Kaisers und seiner Partei, als der rechtmäßige Papst anerkannt wurde. Calixtus entsandte den Bischof Wilhelm von Châlons und den Abt Pontius von Clugny an den Kaiser zur Anbahnung eines Ausgleichs, indem er zugleich eine große Friedenssynode zu Rheims vorbereitete. Während derselben sollte in der Nähe von Rheims eine Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem Kaiser stattfinden; da jedoch Heinrich zu derselben mit einem zahlreichen Heere erschien, übertrug Calixtus, eine neue Gewaltthat des Kaisers befürchtend, die Unterhandlungen mit demselben mehreren Kardinälen und Bischöfen, während er selbst in einem

festen Schlosse in der Nähe weilte. Indessen erhob Heinrich so viele Einwände und suchte so viele Ausflüchte, daß der Papst, an dem Zustandekommen des Friedenswerkes verzweifelnd, die Unterhandlungen abbrechen ließ und nach Rheims zurückkehrte, wo er, nach der Erneuerung der früheren Beschlüsse gegen die Laieninvestitur, am 30. Oktober 1119 mit Zustimmung der zahlreich versammelten Prälaten den Kaiser und seinen Gegenpapst mit dem Banne belegte.

Unterdessen hatte in Rom die kirchliche Partei so sehr das Uebergewicht erlangt, daß dem Einzug des Papstes in die Metropole der Christenheit kein Hinderniß mehr im Wege stand. Derselbe erfolgte am 3. Juni 1120, unter dem lauten Jubel des römischen Volkes. Gegen den Asterspapst, der sich nach Sutri zurückgezogen, wurde, da derselbe die Campagna verwüsten und harmlose Pilger mißhandeln ließ, ein normannisches Heer entsandt, das ihn gefangen nach Rom brachte. Calixtus, der ihn nur mit Mühe gegen die Wuth des Volkes hatte schützen können, verwies ihn in ein Kloster, wo er unbußfertig starb.

Inzwischen war Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt, wo er die kirchliche Partei bedeutend verstärkt fand. Die süddeutschen Fürsten hielten zwar noch immer zu ihm; aber die Erbitterung unter den Großen und dem Volke über die verheerenden Folgen der andauernden Zerrwürfnisse war so allgemein und das Verlangen nach der endlichen Herstellung des kirchlichen Friedens so groß geworden, daß Heinrich sich aus Furcht vor dem Schicksale seines Vaters zur Nachgiebigkeit entschloß. Auf einem allgemeinen, im Oktober 1121 zu Würzburg abgehaltenen Reichstage wurde nicht nur den Fürsten die Zurückstattung aller von dem Kaiser unrechtmäßig eingezogenen Güter zugesagt und ein allgemeiner Reichsfriede geschlossen, auf dessen Bruch die Todesstrafe gesetzt wurde, sondern auch der Beschluß gefaßt, daß der Kaiser durch die Vermittlung der Fürsten mit dem Papste Ausöhnung und Frieden suchen sollte. Demgemäß gingen der Bischof von Speier und der Abt von Fulda mit Vergleichsvorschlägen nach Rom ab. Die angeknüpften Unterhandlungen wurden indessen durch neue Eigenmächtigkeiten Heinrichs erschwert, der das erledigte Bisthum Würzburg im Dezember 1121 dem jungen, noch dem Laienstande angehörigen Grafen Gebhard von Henneberg übertrug und denselben gegen den kanonisch gewählten Bischof aufrecht hielt, wodurch die Gefahr eines neuen Bürgerkrieges heraufbeschworen wurde, dessen Ausbruch nur mit Mühe durch die päpstlichen Legaten verhindert werden konnte.

Der ersehnte Friedensschluß, der dem fünfzigjährigen unseligen Investiturstreit ein Ende machen sollte, erfolgte am 23. September 1122 auf einer Anfangs nach Mainz ausgeschrieben, dann nach

Worms verlegten Versammlung. In dem hier abgeschlossenen Wormser Konkordat entsagte der Kaiser der Investitur mit Ring und Stab, gab für alle Kirchen die Freiheit der Wahl und der Konsekration zu und versprach der römischen Kirche Friede, Beistand und Zurückgabe der in seinen Händen befindlichen oder in dieselben gelangenden Regalien des heiligen Petrus. Dagegen gestattete der Papst die Vornahme der Wahlen im deutschen Reiche in Gegenwart des Königs, jedoch mit Ausschluß von Gewalt und Simonie, sowie die Entscheidung streitiger Wahlen durch den König, doch nach dem Urtheil der Provinzbischöfe, zu Gunsten Dessen, der das bessere Recht für sich habe, und endlich die Belehnung der Gewählten mittelst des Scepters, jedoch nur bezüglich der Reichslehen, in Deutschland vor, in Burgund und Italien nach ihrer Konsekration, worauf dann die Investirten zu den üblichen Leistungen verpflichtet sein sollten. Auch sicherte der Papst Denen, die während des Streites auf der Seite des Kaisers gestanden, Frieden zu.

Das abgeschlossene Konkordat wurde in der Ebene von Worms dem in zahlreichen Schaaren herzugeströmten Volke verlesen und von demselben mit stürmischem Jubel begrüßt, der in allen deutschen Gauen den freudigsten Widerhall fand. Nach der Verlesung der Friedensurkunden hielt der Kardinalbischof von Ostia ein feierliches Hochamt, bei welchem er dem Kaiser, zum Zeichen seiner Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft, den Friedensfuß gab und ihm die heilige Kommunion reichte.

Die feierliche Bestätigung des Wormser Konkordats, durch welches dem willkürlichen Vergeben geistlicher Stellen durch die Laien gesteuert, die Freiheit der Wahlen hergestellt, der Doppelstellung der Prälaten des Reiches Rechnung getragen, Geistliches und Weltliches geschieden und das Prinzip, daß kirchliche Gewalt nur von der Kirche kommen kann, unter Sicherung eines bedeutenden Einflusses von Seiten des Kaisers auf die Erhebung der Prälaten des Reiches, zur Anerkennung gebracht wurde, erfolgte im März 1123 auf der ersten allgemeinen Lateransynode zu Rom.

Weder dem Papst, noch dem Kaiser war es beschieden, des gelungenen Friedenswerkes sich lang zu erfreuen. Calixtus II. starb am 13. Dezember 1124, und kaum fünf Monate später folgte ihm Heinrich V., als der letzte der Salier, ins Grab. Er starb zu Utrecht am 22. Mai 1125, in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre, an den Folgen eines krebstartigen Geschwürs und wurde zu Speier an der Seite seiner Eltern bestattet. Wie er im Leben sich keine Liebe zu erwerben gewußt, so wurde ihm auch im Tode kaum eine Thräne nachgeweiht, und selbst diejenigen Fürsten, die bis ans Ende auf seiner Seite gestanden, konnten nicht umhin, an seinem Grabe sein Regiment als ein unheilvolles zu bezeichnen und Gott

zu bitten, daß er dem Dahingegangenen einen Nachfolger geben möge, unter dessen Herrschaft Kirche und Reich nicht mehr unter knechtischem Joch zu seufzen hätten.

Heinrichs Wittve, die kluge, in Jugendfrische und Schönheit prangende Königin Mathilde, kehrte noch im Todesjahre ihres Gemahls nach England zurück, zu dessen Erbin sie ihr Vater, in Ermangelung eines männlichen Nachkommen, bestimmt hatte.

V.

England unter Wilhelm dem Eroberer und seinen Söhnen.

(1066—1135.)

Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087.)

Eduard III., der Bekenner, Ethelreds ältester Sohn aus dessen Ehe mit der normannischen Prinzessin Emma, ein frommer und wohlmeinender, aber schwacher Fürst, der nach dem frühen Tode Hardikanutz den Thron seiner Väter bestiegen, hatte seine Jugend zu Rouen, an dem Hofe seines Oheims, Herzog Richards II. von der Normandie, verlebt und sich dort mit solcher Vorliebe an die Normannen angeschlossen, deren Sprache er angenommen, daß er sie auch an seinem eigenen Hofe nicht entbehren mochte. Immer zahlreicher fanden sie sich in London ein, und bald gewann Eduards Hof, an welchem sie als des Königs Günstlinge die erste Rolle spielten, ein entschieden normanniſches Gepräge. Der steigende Einfluß der Normannen erregte insbesondere den Unwillen des mächtigen und ehrgeizigen Grafen Godwin, dem Eduard seine Berufung auf den englischen Thron zu verdanken hatte und mit dessen Tochter, der schönen und gelehrten Edgitha, er sich hatte vermählen müssen. Um seinen Einfluß dauernd zu begründen, hatte Godwin den König genöthigt, ihn und seine sechs Söhne mit den höchsten Staatswürden zu bekleiden; nichtsdestoweniger sah er sich bald durch Eduards normanniſche Günstlinge in den Hintergrund gedrängt. Um sie zu stürzen, griff er mit seinem zahlreichen Anhang zu den Waffen; aber er wurde besiegt und mußte mit seinen Genossen seine Empörung durch Verbannung büßen. Bald kehrten sie jedoch mit einer mächtigen Flotte zurück und zwangen den König zu einem Vergleich, in welchem ihnen die Entfernung der normanniſchen Würdenträger aus dem Lande und ihre eigene Wieder-

einsetzung in ihre Aemter und Besitzungen zugesagt wurde (1052). Godwin starb zwar schon im folgenden Jahre eines plötzlichen Todes; aber sein Sohn Harold, der mit seines Vaters Ehrgeiz eine noch größere Klugheit und Thatkraft verband, behauptete den von Godwin errungenen Einfluß, durch welchen derselbe mächtiger geworden, als der König selbst.

Der einzige von Eduard dem Bekenner geführte auswärtige Krieg galt der Unterstützung des schottischen Thronerben Malcolm gegen Macbeth, einen der vornehmsten Häuptlinge Schottlands, der Malcolms Vater Duncan ermordet und sich des Thrones bemächtigt hatte. Eduard sandte ein Heer nach Schottland, mit dessen Hilfe es den Anhängern Malcolms gelang, die Macht des Usurpators zu brechen. Nachdem Macbeth selbst im Kampfe den Tod gefunden, bestieg der Sohn Duncans als Malcolm III. den schottischen Thron.

Da Eduards Ehe kinderlos geblieben, suchte er, um den Godwiniten die erstrebte Thronfolge zu entziehen, die Krone dem Großneffen seiner Mutter Emma, dem Herzog Wilhelm von der Normandie, dem unehelichen Sohne jenes Herzogs Robert zuzuwenden, der wegen seiner unbezähmbaren Wildheit und unwiderstehlichen Tapferkeit den Beinamen „der Teufel“ erhalten hatte. Ein Zufall schien Eduards Streben zu begünstigen. Harold wurde auf einer Fahrt über den Kanal, über deren Zweck die angelsächsischen und die normannischen Berichte von einander abweichen, durch einen Sturm an das französische Gestade geworfen und von den Bewohnern, nach dem Strandrechte jener Zeit, an den Grafen von Ponthieu ausgeliefert, der ihn als Gefangenen zurückbehielt, bis ihn Wilhelm von der Normandie mit einer hohen Summe auslöste. Dieser empfing ihn auf das Glänzendste, verlangte jedoch, daß er ihm, als Eduards muthmaßlichem Nachfolger, wegen seiner Güter und Ehrenstellen die Huldigung leiste. Nachdem Harold, durch die Noth seiner Lage gezwungen, diesem Verlangen nachgegeben, mußte er vor einer zahlreichen Versammlung normannischer Großen auf das Evangelienbuch schwören, daß er Wilhelms Nachfolge auf dem englischen Throne befördern werde, wogegen Wilhelm ihm die Hand seiner Tochter Adele zusagte. Als auf ein Zeichen Wilhelms der Teppich hinweggezogen wurde, auf welchem das Evangelienbuch gelegen, erblickte man ein Gefäß mit den Reliquien derjenigen Heiligen, die in der Normandie die höchste Verehrung genossen. Wilhelm hatte sie dahinbringen lassen, um Harold um so fester an seinen Eid zu binden. Mit reichen Geschenken des Normannenherzogs kehrte derselbe nach England zurück.

Als Eduard im Jahre 1066 starb, wurde Harold von den englischen Großen, die einen einheimischen Herrscher dem strengen

Wilhelm vorzogen, sogleich als König anerkannt und von dem Erzbischof von York gekrönt. Durch Umsicht, Thatkraft und Gerechtigkeit, sowie durch eine Reihe weiser Gesetze erwarb er sich die Zuneigung des Volkes, und so schien seine Regierung glückversprechend für das Land. Inzwischen wurde ihm die Krone bald durch seinen Bruder Tostig streitig gemacht, der im Jahre 1064 durch Haralds Einfluß verbannt worden, weil dieser in ihm einen gefährlichen Mitbewerber um die Herrschaft erkannt hatte. Mit seinem Bundesgenossen Harald Hardrade von Norwegen, dem er für seinen Beistand die Hälfte von England zugesagt, erschien Tostig kurz nach Eduards Tode an der englischen Küste, schlug Haralds Feldherren, die Grafen Edwin und Morcar, in die Flucht und eroberte York. Hierhin zog ihm Harold selbst entgegen und trug ihm, als die beiden Heere einander gegenüber standen, Frieden, Freundschaft und die Wiedereinsetzung in seine früheren Ämter und Würden an. „Deine Worte sind gut“, jagte Tostig, „aber was bekommt mein treuer Verbündeter, der edle König Harald?“ — „Sieben Fuß englische Erde zu einem Grabe oder noch etwas mehr; denn er ist größer als andere Leute“, lautete Haralds Antwort. — „Gut, so rüftet euch zum Kampfe“, rief Tostig, „denn nur ein Lügner soll sagen, daß der Sohn Godwins den Sohn Sigurds verlassen habe.“ Sofort entbrannte die Schlacht, und Haralds beide Gegner fielen im Kampfe, während ihr geschlagenes Heer das Weite suchen mußte. (25. Sept. 1066).

Auders war der Ausgang des Kampfes, der über die Thronansprüche Wilhelms von der Normandie entscheiden sollte. Dieser hatte, sobald er von Haralds Thronbesteigung Kunde erhalten, Boten an ihn abgeordnet, um ihn an seinen Eid zu erinnern und den Bruch desselben mit der furchtbarsten Rache zu bedrohen; Harold hatte ihm jedoch die Antwort zurückgeschickt: der Eid, der ihm abgezwungen worden, binde ihn nicht, und nur im Tode werde er der Krone entsagen, die er mit der Zustimmung des ganzen englischen Volkes trage. Wilhelm rief hierauf die Entscheidung des Papstes Alexander II. über seine Ansprüche und Haralds Treubruch an, und dieser übersandte ihm, indem er Harold für einen Anmaßer erklärte, als Zeichen der Anerkennung seiner Rechte auf den englischen Thron, das Banner Petri. Zugleich beschwichtigte der Papst die Besorgniß des Königs Philipp I. von Frankreich vor der Uebermacht seines Vasallen, indem er Wilhelm zu dem Versprechen bewog, nach der Eroberung Englands die Normandie seinem ältesten Sohne Robert abzutreten. England selbst versprach Wilhelm als Lehnen des römischen Stuhles anzuerkennen. Sein mächtigster Fürsprecher am päpstlichen Hofe war Hildebrand, der in ihm den geeigneten Mann erkannt hatte, nicht nur den inneren Kämpfen in

England ein Ende zu machen, sondern auch die nordische Seeräuberei dauernd auszurotten und den apostolischen Stuhl in seinen Bemühungen für die Heilung der inneren Schäden, die in England an dem Leben der Kirche zehrten, thatkräftig und erfolgreich zu unterstützen.

Nachdem Wilhelm den Widerstand der normannischen Barone, die seinem Unternehmen entgegen waren, weil dasselbe, ihrer Meinung nach, die Kräfte der Normandie überstieg, theils durch Ueberredung und Versprechungen, theils durch Erweckung ihres Ehrgeizes gebrochen, begann er, unter dem Banner des hl. Petrus, die umfassendsten Rüstungen. Sein Name hatte weithin einen guten Klang, und der Geist des aufblühenden Ritterthums drängte zu Abenteuern und kühnen Thaten; daher strömten aus allen Ländern zahlreiche Ritter zu seinen Fahnen, um unter dem mächtigen Führer Ruhm und Ehre zu erkämpfen, und bald sah sich Wilhelm an der Spitze eines glänzenden Heeres, dessen Zahl auf 60,000 Mann angegeben wird. Siebenhundert stattliche Schiffe waren zur Ueberfahrt bereit; das des Herzogs prangte in reicher Vergoldung und buntschimmerndem Farbenglanz; die Segel waren mit dem normannischen Löwen geschmückt, und am Kiel befand sich das kupferne Bild eines Knaben, der mit gespanntem Bogen zielte. Die Abfahrt geschah am 29. September 1066, und ungefährdet langte die stolze Flotte an der englischen Küste an. Bei der Landung, die bei Pevensey in der Grafschaft Suffex bewerkstelligt wurde, stolperte der ungestüme Herzog beim Aussteigen aus seinem Schiffe, und da er hörte, wie die Umstehenden dies für ein böses Zeichen erklärten, rief er, sich rasch erhebend: „Bei Gottes Glanz!“ — so pflegte er zu schwören — „ich habe mit den Händen von dem Lande Besitz genommen; es kann mir nicht mehr entrisen werden.“

Harold stand noch bei York, als er die Nachricht von Wilhelms Landung erhielt. Sein Bruder Gurth rieth ihm, einer Schlacht mit dem übermächtigen Gegner auszuweichen, bis er Verstärkung aus dem Norden herangezogen; allein Harold wollte den Kampf rasch entschieden sehen. Indessen drängte ihn das drückende Bewußtsein seines verletzten Eides, vorher dem Herzog Friedensvorschlüge zu machen; er ließ ihm daher eine bedeutende Summe Geldes als Preis der Verzichtleistung auf den englischen Thron und der Rückkehr in sein Land anbieten. Wilhelm wies diesen Antrag mit Entrüstung zurück; dagegen bot er ihm, wenn er ohne Kampf der angemakten Krone entsage, das Land nördlich vom Humber als Lehen an und erklärte sich bereit, falls Harold auf diesen Vorschlag nicht eingehe, ihre Sache der nochmaligen Entscheidung des Papstes oder dem Gottesurtheile eines Zweikampfes anheim zu geben. Harold lehnte alle diese Anträge mit den Worten

ab: der Gott der Schlachten werde bald der Schiedsrichter ihres Streitens sein, und brach in Eilmärschen nach dem Süden auf, um bei Hastings, wo die Normannen sich inzwischen verschanzt hatten, den Entscheid der Waffen zu suchen. Im Hinblick auf den Guldringseid, den er Wilhelm geleistet, beschworen ihn seine Brüder, von dem Schlachtfelde fern zu bleiben. „Du hast“, sprachen sie, „Wilhelm Treue geschworen; du kannst nicht mit Ehren gegen einen Fürsten fechten, dem du bei dem Namen Gottes Gehorsam versprochen hast. Ueberlasse uns die Leitung der Schlacht. Uns binden keine Eide. Wir sehen in dem Normannen Nichts, als den Feind unjeres Vaterlandes.“ Harold beharrte jedoch auf seinem Entschlusse, seinem Gegner persönlich gegenüber zu treten.

Nachdem Harold am Abend des 13. Oktober in der Nähe von Hastings angelangt, ließ er sein Heer auf den umliegenden Hügeln Stellung nehmen, und die ganze Nacht hindurch bekundeten die Engländer durch weithin schallende Gesänge und Trinksprüche ihre Kampfeslust; dagegen herrschte in dem Lager der Normannen, die sich durch die Herrichtung ihrer Waffen und durch Gebet und Beichte auf die Blutarbeit des kommenden Tages vorbereiteten, die tiefste Stille. Beim ersten Morgengrauen las Wilhelms Bruder Odo, der Bischof von Bayeux, die Messe über dem Waffenrock, den Normannen eine Feldmesse und segnete dann das ganze Heer. Wilhelm, der selbst aus den Händen seines Bruders die heilige Kommunion empfangen, theilte dasselbe in drei Abtheilungen, deren letzte, aus der Reiterei bestehend, seinem eigenen Befehle unterstellt blieb, und begeisterte seine Schaaren durch eine feurige Ansprache. „Heute“, so rief er, „muß euer Arm beweisen, daß Stärke und Muth euch befehlet. Kämpft ihr wie tapfere Männer, so erlangt ihr den Sieg, Ehren und Reichthum; erliegt ihr, so lastet ewige Schmach auf euch und Rettung ist nicht möglich.“ Nachdem er das Zeichen zum Angriff gegeben, drangen die Normannen voll Siegeszuversicht gegen den Feind vor. Allen voran ritt der ritterliche, jangeskundige Held Taillefer. Mit weithin schallender Stimme das Lied von Roland und dem Kaiser Karl singend, warf er mehrere Male spielend sein Schwert in die Höhe, bis es, geschickt geschleudert, einem englischen Bannerträger die Brust durchbohrte. Schrecken ergriff die Sachsen bei diesem Anblick, doch rasch sammelten sie sich wieder, und bald wichen vor ihren Schwertern und Streitkolben die gelichteten normannischen Reihen zurück. Dreimal suchten Wilhelms Schaaren die dichte, keilförmige Schlachtordnung der Engländer zu durchbrechen. Auch des Herzogs Reiterei begann zu weichen, und er selbst war den Blicken der Seinigen entschwunden. Drei Pferde waren ihm im heißen Kampfe erschossen worden, und nur der Geistesgegenwart eines normannischen Grafen, der dem zu Boden Gestürzten rasch

zu Hilfe gesprungen, hatte er die Rettung seines Lebens zu danken. Da die Seinigen ihn für erschlagen hielten, wandten sie sich zur Flucht; doch Wilhelm stürzte ihnen mit zurückgeworfenem Helm und zornentflammtem Blicke entgegen. „Seht mich, da bin ich!“ rief er. „Ich lebe noch und werde siegen mit Gottes Hilfe.“ Seine kaltblütige Energie hob den gesunkenen Muth der Normannen; um ihren heldenmüthigen Führer geschaart, warfen sie sich voll Todesverachtung den sie verfolgenden Engländern entgegen, während es einem zweiten normanniſchen Korps gelang, von einer anderen Seite in die durch den Ungeſtüm der Verfolgung gelockerten Reihen des Feindes einzudringen. Zwischen diesen beiden Korps in hemmender Enge eingeschlossen, erlag derselbe der Uebermacht. Sofort schritt Wilhelm zum Angriff auf das von Harold selbst geführte englische Hauptheer; doch alle seine Bemühungen, die feste Stellung des Feindes zu erschüttern, blieben erfolglos. Da nahm Wilhelm seine Zuflucht zu einer Kriegslift: er ließ die Seinen sich in scheinbarer Flucht zurückziehen. Mit ungebändigtem Siegesjubel verließen die Engländer ihre Reihen und stürzten, in kleine Schaaren zersplittert, dem scheinbar fliehenden Feinde nach. Da plötzlich erscholl der Ruf der normanniſchen Kriegshörner; Wilhelms Schaaren wandten sich um, und bald sahen sich die zerstreuten Engländer von allen Seiten umringt. Es entspann sich ein furchtbares Gemetzel, dem selbst die einbrechende Nacht kein Ziel setzen konnte. Schon waren Haralds Brüder Gurth und Leofwin gefallen; der König selbst setzte jedoch den Kampf mit einem Muthes fort, würdig der Krone, für welche er focht, und so lange er lebte, kam keinem der Seinigen der Gedanke an eine Niederlage. Als jedoch auch er in der Vertheidigung der auf einer Anhöhe aufgepflanzten Standarte des Reiches durch einen Pfeilschuß den Tod gefunden hatte und es den Normannen gelungen war, sich des königlichen Banners zu bemächtigen, lösten sich die Ueberreste des englischen Heeres auf und zerstreuten sich im Gehölz, während die Normannen als Sieger auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde zurückblieben.

Am folgenden Morgen gab Wilhelm Befehl, die Leiche seines gefallenen Gegners aufzusuchen. Erst nach langen vergeblichen Bemühungen wurde dieselbe gefunden. Sie war bis zur Unkenntlichkeit entstellte, und nur einzelne sichere Zeichen gaben Gewißheit darüber, daß es die Leiche des Königs war. Haralds Mutter bot dem Herzog für die Leiche ihres Sohnes deren volles Gewicht in Gold; Wilhelm wies jedoch dieses Anerbieten zurück, da der Treubrügigkeit kein Ehrengedächtniß werden dürfe, und soll Befehl gegeben haben, den Leichnam des gefallenen Königs am Gestade des Meeres zu verscharren, „damit er die Küste, die er im Leben be-

wacht, auch nach seinem Tode noch bewache.“ Nach andern spätern Nachrichten wurde derselbe von den Mönchen von Waltham in ihrer von Harold gestifteten Abtei zur Ruhe bestattet. Auf dem Schlachtfelde selbst ließ Wilhelm das reich ausgestattete Kloster *Battle Abbey*, erbauen, dessen Hochaltar auf der Stelle errichtet wurde, auf welcher Harold's Banner gestanden, und verordnete, daß in demselben für die in der blutigen Schlacht gefallenen Normannen, deren Zahl von den Chronisten auf fünfzehntausend angegeben wird, durch alle Zeiten Seelenmessen gelesen werden sollten.

Trotz der bei Hastings erlittenen Niederlage gaben die Engländer den Widerstand gegen Wilhelm nicht auf; sie erhoben vielmehr Eduards II. Enkel Edgar, den letzten Sproßling des angelsächsischen Königshauses, auf den Thron. Allein dieser war ein Jüngling ohne Thatkraft und Entschlossenheit, und unter seinen Rathgebern herrschte Uneinigkeit und Verwirrung; auch trennten sich die Grafen des Nordens von ihren bisherigen Waffengefährten, in der Hoffnung, in Northumbrien, unbehelligt von Wilhelm, als kleine selbstständige Könige frei schalten zu können. Unter diesen Umständen mußte Wilhelms Herrschaft bereits als gesichert erscheinen. Rasch rückte derselbe, nachdem sich ihm die ganze Grafschaft Kent unterworfen, gegen London vor und ließ, da die Bürgerschaft sich zum Widerstand rüstete, Feuer in die Vorstadt Southwark werfen, worauf der junge König Edgar selbst, von mehreren Bischöfen, Edelleuten und Abgeordneten der Hauptstadt begleitet, im normannischen Lager erschien, um sich dem Herzog zu unterwerfen und ihm die Krone anzubieten. Wilhelm erklärte sich zur Annahme derselben bereit und wurde am Weihnachtsfeste 1066 in der Westminsterabtei von dem Erzbischof Alfred von York zum König gesalbt und gekrönt.

Von London begab sich Wilhelm nach Barking in der Grafschaft Essex, wo sich die Thane der nördlichen Provinzen zur Huldigung bei ihm einfanden. Er bestätigte die mächtigen Grafen des Reichs in ihren Würden und Besizungen und wies dem entthronten Edgar ein ansehnliches Grundeigenthum an; auch verließ er den Bürgern von London neue Vorrechte. Dies Alles schien die Engländer zu der Hoffnung zu berechtigen, daß der neue König zu einer milden und versöhnlichen Regierung entschlossen sei und ihre bisherigen bürgerlichen Zustände unter ihm keine Aenderung erleiden würden; doch nur zu bald mußten sie erfahren, wie trügerisch diese Hoffnung gewesen.

Um die Macht des angelsächsischen Adels zu brechen, dessen Gesinnungen er mißtraute, erklärte Wilhelm die Güter aller Derjenigen, die auf Harold's Seite gegen ihn gekämpft, für verwirkt und dem Staatsschätze verfallen, wodurch die Hälfte des angelsäch-

fischen Grundeigenthums in seine Hände fiel. Von den eingezogenen Gütern behielt er einen Theil als Krongut für sich; das Uebrige schenkte er theils seinen normannischen Kriegsgefährten, theils den Kirchen des Landes. Wie in dem Grundbesitz, so trat auch in den einflußreichen Aemtern und Würden der normannische Adel an die Stelle des angelsächsischen. Der allgemeine Unwille, den diese Maßregel Wilhelms erregte, wurde erhöht durch den Uebermuth, mit welchem die Normannen die Eingeborenen ihr Uebergewicht fühlen ließen.

Diese Unzufriedenheit führte im März 1067, als Wilhelm sich nach der Normandie begeben hatte, zu einem weitverzweigten Aufstande, welcher den König zur schleunigen Rückkehr nöthigte. Seine energischen Maßregeln machten zwar bald der Empörung ein Ende; aber statt seine neuen Unterthanen durch Milde und eine heilsame Beschränkung der Willkür seiner Normannen zu versöhnen, glaubte er ihre Freiheitsgelüste durch erhöhte Strenge bezähmen zu müssen und rief dadurch nur neue Aufstände hervor, zu deren Bekämpfung er die härtesten, oft in Grausamkeit ausartenden Maßregeln ergriff. Am längsten dauerte der Widerstand in Northumbrien, das dafür durch Wilhelms raubsüchtige Schaaren fast in eine Einöde verwandelt wurde und dessen aller Habe beraubte Bewohner sich zum großen Theil dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern preisgegeben sahen.

Erst vom Jahre 1072 an konnte Wilhelm seine Herrschaft für fest begründet ansehen. Da er die Güter aller Derjenigen, die an den Aufständen Theil genommen, eingezogen hatte, war der angelsächsische Adel vollständig machtlos geworden und gab daher seinen Widerstand auf, mit Ausnahme Weniger, die als *Dutlows* (außer dem Gesetze Stehende) in Wäldern und Bergen den kleinen Krieg fortsetzten und Elend, Schmerzen und Tod duldeten, um nur ihre Rachegeleüste befriedigen zu können. Um ihren Gewaltthätigkeiten gegen die vereinzelt wohnenden Normannen ein Ziel zu setzen, erließ Wilhelm ein Gesetz, nach welchem in allen Fällen, in denen der Mörder eines Normannen nicht aufgefunden werden konnte, der ganze Bezirk, in welchem der Mord geschehen, dafür büßen sollte. Viele aus dem Adel des Landes wandten ihrer Heimath den Rücken und traten in die Leibwache des byzantinischen Kaisers; Andere fügten sich in die neuen Verhältnisse und behielten, als Untervasallen der normannischen Barone, einen Theil ihrer Besitzungen. Die kleineren angelsächsischen Grundbesitzer dagegen gingen meistens in das Verhältniß der Hörigkeit über.

Mit der vollständigen Umgestaltung des englischen Besitzstandes verband Wilhelm die durchgreifende Einführung des in der Normandie schon lange bestehenden Lehenswesens. Die normannischen

Großen erhielten die ihnen zugetheilten Güter nicht als Eigenthum, sondern als erbliche, zu Kriegsdiensten verpflichtende Lehen mit Herrenrechten und eigener Gerichtsbarkeit, und vergaben wiederum einen Theil derselben als Ritterlehen, deren Inhaber dem Könige gleichfalls huldigen und den Eid der Treue schwören mußten. Durch diese letztere Einrichtung sollten theils der Macht der großen Vasallen engere Grenzen gezogen, theils die Untervasallen daran gemahnt werden, daß ihre Pflichten gegen die Krone höher stünden, als ihre Verpflichtungen gegen ihre Lehensherren. Die unmittelbaren Kronvasallen erhielten den Namen Barone des Königs und bildeten in ihrer Gesammtheit die Baronage von England; die Länder, welche sie von der Krone zu Lehen trugen, wurden Baronien genannt. Die Barone wurden zu gewissen Zeiten von dem König zur Berathung über die Angelegenheiten des Staates an den Hof berufen, an welchem sie außerdem an den drei großen Festen erscheinen mußten, und bildeten den höchsten Gerichtshof des Königreichs. Außer der bei dem Antritt ihres Lehens an den König zu zahlenden Summe hatten sie bei gewissen Gelegenheiten Beisternern an denselben zu entrichten, deren Betrag sie jedoch gewöhnlich selbst bestimmen konnten. Während der Minderjährigkeit der Vasallen fielen die Einkünfte der Lehen dem obersten Lehensherrn zu, und wenn Frauen die Lehen erbten und sich verheirathen wollten, mußten sie die Einwilligung des Lehensherrn durch eine ansehnliche Summe erkaufen. Kraft dieses tief in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Feudalsystems war der König als Oberlehensherr thatsächlich der Eigenthümer des gesammten Grundes und Bodens.

Eine ähnliche Veränderung wie der Besitzstand sollte das wesentlichste Eigenthum der englischen Nation, ihre Sprache, erleiden. Wie die französische Sprache, als die der Normannen, die angelsächsische vom Hofe und aus den Kreisen des Adels verdrängt hatte, so wurde sie auch, in Folge der Besetzung der einflußreichsten Richterstellen mit Normannen, die der Landessprache unkundig waren, in den Gerichtshöfen vorherrschend und mußte, auf Wilhelms ausdrücklichen Befehl, in allen Schulen gelehrt werden. Dadurch verschmolz dieselbe allmählich mit der Landessprache zu einem Gemisch, aus welchem die heutige englische Sprache entstanden ist.

Im Gegenjatz zu dem Adel hatte sich das englische Volk im großen Ganzen an die Normannen angeschlossen; auch erfreute sich dasselbe unter Wilhelm, der mit unerbittlicher Strenge über die Aufrechthaltung der Ordnung und Gesetzlichkeit wachte, eines besseren Looses, als unter der früheren Willkürherrschaft des einheimischen Adels. „König Wilhelm“, sagt ein Chronist jener Zeit, „liebte den Landfrieden über die Maßen und düstete nach dem Blute der Todtschläger, Mörder und Räuber, deren Verbrechen er unerbittlich

beftrafte. Unter ihm herrschte solche Sicherheit im Lande, daß ein Mädchen mit einem Sack voll Gold unangetastet von einem Theile des Reichs zum andern reisen konnte.“

Wie unter Wilhelm der normannische Adel an die Stelle des einheimischen getreten, so sollte auch auf kirchlichem Gebiet das normannische Element zur Herrschaft gelangen; daher besetzte Wilhelm alle hohen Kirchenämter mit hervorragenden normannischen Klerikern. Hierdurch wurde er jedoch der Wohlthäter des Landes; denn der angelsächsische Klerus war tief gesunken. Mit dem Ueberhandnehmen der Simonie war unter demselben die Keinheit des Wandels mehr und mehr verschwunden und das wissenschaftliche Streben so sehr erloschen, daß mancher Kleriker nicht einmal das Latein des Meßbuchs verstand. Auch in die Klöster war das Verderben eingedrungen: weltliche Bestrebungen hatten in denselben den Sinn für religiöse und wissenschaftliche Dinge ertödtet, und statt der Leppigkeit und Zuchtlosigkeit des Adels entgegen zu treten, buhlten die Mönche um dessen Gunst. Wilhelm schritt gegen dieses Unwesen mit um so größerer Strenge ein, als seine Politik dabei im Spiele war; denn indem er die Mönche, die nicht streng nach einer geistlichen Regel lebten, aus dem Lande verwies, konnte er die verödeten Klöster normannischen Ordensmännern übergeben, die, von ihm gerufen, in großen Schaaren nach England kamen. Den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, den ersten des Landes, verließ er dem durch Frömmigkeit und tiefsinnige Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Abt des normannischen Klosters Bec, dem Lombarden Lanfrank, einem der hervorragendsten Männer des Jahrhunderts. Da dem Erzbisthum Canterbury auch die Metropole von York untergeordnet war, wurde Lanfrank Primas des Landes. Sein segensreiches Wirken wurde indessen vielfach gehemmt durch den Despotismus des Königs, der die Rechte des Klerus und dessen Besitzungen wenig achtete und seine normannischen Barone auch in kirchlichen Dingen ganz nach Willkür schalten ließ; er richtete deshalb an den Papst die inständige Bitte, ihm die Rückkehr in sein Kloster zu gestatten, das er nur mit Widerstreben verlassen hatte; aber Gregor VII. gebot ihm, auf seinem Posten auszuharren, den er bis zu seinem im Jahre 1089 erfolgten Tode unter schweren Kämpfen verwaltete.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Wilhelm vorzugsweise mit der inneren Verwaltung des Landes. Aus dieser Zeit stammt auch sein berühmtes Doomsdaybook, d. h. Gerichtstagsbuch (oder, wie Andere meinen, domus Dei book = Gotteshausbuch) von Winchester — so genannt, weil diese Urkunde in der dortigen Kirche niedergelegt wurde — ein großes statistisches Verzeichniß aller liegenden Güter des Königsreichs, nebst Angabe

ihrer Besitzer oder Inhaber, ihres Werthes und Ertrags, ihrer Bevölkerung und einzelnen Bestandtheile u. s. w., das, mit Randbemerkungen von Wilhelms eigener Hand versehen, noch jetzt in Westminster vorhanden ist. „Wilhelm schickte“, so heißt es, „durch ganz England Beamte, welche untersuchen mußten, wieviel jeder im Reiche Anfässige an Aekern, Wiesen, Wäldern, sowie an Vieh besitze, was das Eigenthum eines Jeden werth sei, wie viel Steuer daraus die Krone zu ziehen habe, wie viel es unter König Eduard abgeworfen und ob es nicht zu höherem Ertrage gebracht werden könne, und es gab keinen Ochsen und kein Schwein, die nicht in die Steuerlisten eingetragen worden wären.“ Nach Ausweis dieses Reichskatasters gab es unter Wilhelm dem Eroberer in England 1400 unmittelbare Lehensträger oder Barone und gegen 8000 mittelbare oder Untervasallen, also im Ganzen 9400 Grundbesitzer, während die Gesamtbevölkerung des Landes sich auf ungefähr drei Millionen Seelen belief. Die Einkünfte des Königs aus den sehr bedeutenden Steuern, Zöllen, Beisteuern, Sporteln und Strafgeldern, sowie aus seinem eigenen ausgedehnten Grundbesitz konnten zu 16 Millionen Gulden angeschlagen werden; er galt daher mit Recht als der reichste Monarch seiner Zeit.

Winder glücklich als in seinen kriegerischen Unternehmungen und in der Geltendmachung seiner Herrschaft in dem eroberten England war Wilhelm in seiner eigenen Familie. Mit seiner Gemahlin Mathilde, der Tochter Balduins V. von Flandern und Enkelin des Königs Robert von Frankreich, lebte er zwar in einer ungetrübten, glücklichen Ehe; aber seine Söhne, deren Erziehung er im Drange seiner Kämpfe und Staatsgeschäfte nicht hatte überwachen können, bereiteten ihm Kummer und Sorgen, namentlich der älteste, Robert, der besondere Liebling der Mutter. Da der Vater zögerte, ihm die Normandie abzutreten, deren Besitz ihm schon früh in Aussicht gestellt worden, verlangte er sie mit trotzigen Worten als sein Eigenthum, und als Wilhelm seine Forderung mit Entschiedenheit zurückwies, stiftete er Aufruhr unter den normannischen Baronen (1073). Rasch erschien Wilhelm mit einem angelsächsischen Heere, schlug die Empörung nieder und verwies seinen Sohn aus dem Lande. Mit einer Schaar wüster Gesellen trieb sich Robert, von der schwachen Mutter heimlich mit Geld unterstützt, fünf Jahre lang in Lothringen, Deutschland und Flandern umher, bis ihm Philipp I. von Frankreich, dem die Zerwürfnisse in Wilhelms Familie nicht unerwünscht waren, die Befugniß einräumte, sich in dem Grenzschlosse Gerberoy niederzulassen. Während er hier von seinem Vater belagert wurde, traf er bei einem Ausfalle mit diesem zusammen, und da die heruntergelassenen Bistire die gegenseitige Erkennung verhinderten, entspann sich zwischen ihnen ein heftiger Kampf, in wel-

dem der am Arme verwundete König von seinem Sohne aus dem Sattel gehoben wurde. An Wilhelm's Hilferuf erkannte Robert seinen Vater. In plötzlich erwachtem Reueschmerz warf er sich neben ihm nieder, bat ihn um Verzeihung und half ihm auf sein eigenes Pferd. Wilhelm, dessen Eigenliebe schwer verletzt war, wollte lange Nichts von Verjöhnung wissen; erst nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es den Fürbitten der Mutter und dem Einflusse der Geistlichkeit, dem aufrührerischen Sohne Verzeihung zu erwirken.

Während Wilhelm in der Normandie weilte, hatte sein Bruder, der Bischof Odo, den er zu seinem Stellvertreter in England ernannt, Schätze und Mannschaft zu einem Zuge nach Rom gesammelt, wo er die Papstwürde an sich zu bringen gedachte. Als Wilhelm hiervon Kunde erhielt, eilte er nach England zurück, klagte seinen Bruder vor den Baronen des Hochverraths an und befahl seine Gefangennehmung. Da Odo, unter Berufung auf Wilhelm's Gesetz, das die Geistlichkeit von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freisprach, seine Unverletzlichkeit als Diener der Kirche geltend machte und ihn daher Niemand anzutasten wagte, packte ihn Wilhelm selbst mit den Worten: „Ich verhafte nicht den Bischof, sondern meinen Grafen,“ und hielt ihn bis zu seinem Tode in Gefangenschaft.

Schon lange hatte Wilhelm gegen den König Philipp I. von Frankreich, der alle wider ihn gerichteten feindlichen Unternehmungen begünstigte, tiefen Groll im Herzen getragen; doch hatte ihn die Befürchtung, durch einen Krieg mit demselben seine eigene Herrschaft in England zu erschüttern, von jedem feindlichen Vorgehen gegen Frankreich abgehalten. Als ihn jedoch Philipp I. im Jahre 1086 nicht nur durch die Zulassung häufiger Einfälle französischer Vasallen in die Normandie, sondern auch durch Spöttereien über Wilhelm's stets zunehmende unförmliche Dicke zu heftigem Zorne gereizt, brach er mit einem zahlreichen Heere in Frankreich ein, erstürmte die an der Seine gelegene Stadt Nantes und übergab dieselbe den Flammen. Als er jedoch über die Schutthaufen dahinjagte, stürzte sein Pferd über einen brennenden Balken und warf ihn zu Boden. Schwer verletzt wurde er in ein Kloster bei Rouen gebracht, wo er am 9. September 1087 nach sechswochentlichen Leiden starb. Er hatte ein Alter von dreiundsechzig Jahren erreicht. In seinem Testamente, das mit einem Rückblick auf sein ganzes Leben den Ausdruck der Reue über seine harten Maßregeln gegen die Northumbrier enthielt, hatte er die Bestimmung getroffen, daß die Krone von England seinem zweiten Sohne Wilhelm zufallen, Robert dagegen die Normandie erhalten solle. Erbittert über die erlittene Zurücksetzung, hatte ihn Robert verlassen, sobald er die Gewißheit derselben erhalten; auch Wilhelm war nach

England geeilt, um sich die Krone zu sichern, und Heinrich, der jüngere der drei Brüder, war ihm nachgefolgt, um das Legat von fünftausend Pfund Silber in Empfang zu nehmen, das der Vater ihm verschrieben. So war das Sterbelager des mächtigen Eroberers, dem die Königin Mathilde im Tode vorausgegangen, ein einsames. Auch ein seines Namens würdiges Leichenbegängniß sollte ihm nicht zu Theil werden. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als seine Vasallen, den Ausbruch eines Bürgerkrieges befürchtend, sich eilig auf ihre Schlösser zurückzogen, worauf die Diener den Nachlaß des Königs so vollständig plünderten, daß es ohne das Dazwischentreten eines gewöhnlichen normannischen Ritters an dem nöthigen Geld zur Ueberführung der Leiche nach Caen gefehlt haben würde. Als dieselbe in der dortigen Kirche bestattet werden sollte, trat ein Normanne aus der Menge hervor und protestirte gegen die Beisetzung mit den Worten: „Bischöfe und Priester, dieser Grund und Boden ist mein; der Mann, für welchen ihr betet, hat mir ihn mit Gewalt genommen, um seine Kirche darauf zu erbauen. Ich habe ihm mein Land nicht verkauft; ich habe es nicht durch meine Schuld verloren; auch habe ich es nicht verschenkt: von Rechtswegen ist es daher mein Eigenthum, und ich verlange es zurück. Im Namen Gottes verbiete ich, daß der Körper des Räubers hier eingesenkt werde und daß man ihn mit meiner Scholle bedecke.“ Erst nachdem die Prälaten diesem Manne sein Recht abgekauft, fand der mächtige Herr so vieler Länder einen Platz für sein Grab.

Wilhelm der Rothe.

(1087—1100.)

Wilhelms Lieblingssohn, Wilhelm der Rothe, besaß die Thatkraft, den Ehrgeiz und die Klugheit seines Vaters, aber nicht dessen Selbstbeherrschung und Sittenstrenge. Kaum hatte er am 26. September 1087 zu Westminster aus den Händen Lanfranks die englische Krone empfangen, als er seinen wilden Sinn und seine schrankenlose Genußsucht ungeschert zu Tage treten ließ. Einen Aufstand des normannischen Adels, der die Erhebung seines Bruders Robert auf den englischen Thron bezweckte, schlug er mit Hilfe der Angelsachsen um so leichter nieder, als der ebenso sorglose und leichtsinnige als tapfere Robert, den seine Verschwendung in beständige Geldverlegenheit stürzte, seine Anhänger ohne die nöthige Unterstützung gelassen. Dann eilte er nach der Normandie, um seinen Bruder selbst zu bekriegen; doch kam es bald durch die Ber-

mittlung Philipps I. von Frankreich zwischen Beiden zu einem Vertrag, in welchem Wilhelm seinem Bruder für die von ihm genommenen und in seinem Besitz verbleibenden Festungen entsprechende Entschädigung in England, sowie die Wiedereinsetzung der in den letzten Aufstand verwickelten Anhänger Roberts in ihre konfiscirten Güter zusagte und beide Brüder sich gegenseitig die Nachfolge in ihren Besitzungen zusicherten. Da Wilhelm die seinem Bruder gemachten Zusagen unerfüllt ließ, entbrannte der Krieg aufs Neue und wurde mehrere Jahre lang mit wechselndem Glücke geführt, bis endlich Robert, von dem Wunsche getrieben, an dem ersten Kreuzzuge Theil zu nehmen, sich entschloß, zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel seinem Bruder für zehntausend Mark die Regierung seiner Länder auf fünf Jahre abzutreten.

Ebenso glücklich wie gegen seinen Bruder war Wilhelm in seinem Kampfe gegen die Schotten, deren König Malcolm III. während des Kampfes Wilhelms mit seinem Bruder Robert einen Einfall in England gemacht. Nachdem im Jahre 1091 zwischen beiden Königen ein Vertrag zu Stande gekommen, in welchem Malcolm die Oberlehensherrlichkeit Wilhelms anerkannte, brach im Jahre 1093 der Krieg aufs Neue aus, und Malcolm fand in demselben mit seinem ältesten Sohne Eduard durch Verrath den Tod. Nach mehrjährigen blutigen Wirren bestieg sein zweiter Sohn Edgar mit Wilhelms Hilfe den schottischen Thron, und durch die Vermählung seiner Schwester Mathilde mit Wilhelms Bruder und Nachfolger Heinrich I. wurde der Friede mit England gesichert.

Unter Eduard dem Bekenner hatte Graf Harold die räuberischen Walliser, welche die englischen Grenzprovinzen durch unaufhörliche Plünderungs- und Verwüstungszüge schwer schädigten, zur Anerkennung der Oberhoheit des Königs von England gezwungen, und dieses Abhängigkeitsverhältniß hatte seitdem fortbestanden; die alte Feindschaft der Walliser war jedoch nicht ausgerottet, und zu wiederholten Malen hatten sie ihre verheerenden Einfälle in die benachbarten englischen Grafschaften erneuert. Ein abermaliger Raubzug, zu welchem sich im Jahre 1094 die Bewohner aller Distrikte von Wales zusammengethan, bewog den König Wilhelm, die Waffen gegen sie zu ergreifen. Mit einem zahlreichen Heere drang er in das Fürstenthum ein; allein die Walliser zogen sich vor ihm in ihre unwegsamen Gebirge zurück und fügten ihm durch unaufhörliche Angriffe auf seine Flanken so bedeutenden Schaden zu, daß er sich nach einem fünfwöchentlichen, an Beschwerdey überreichen Zuge zur Umkehr genöthigt sah. Nicht glücklicher war er auf einem zweiten Zuge, den er im Jahre 1096 gegen die Walliser unternahm, und so mußte er sich damit begnügen, sein Land zum Schutze seiner Grenzprovinzen mit einer Kette fester Schlöffer zu umgeben.

Um seine Habgucht zu befriedigen, beanspruchte der von schlechten Rathgebern umgebene Monarch die Einkünfte der Prälaturen, nach dem Ableben des jeweiligen Inhabers bis zur Ernennung eines Nachfolgers, für die königliche Schatzkammer, und ließ, um aus dieser Neuerung größeren Nutzen zu ziehen, die erledigten Bisthümer und Abteien Jahre lang unbesezt oder verkaufte dieselben an den Meistbietenden. So kamen die meisten Bischofsstühle an unwürdige Prälaten, unter deren weltlichem Treiben die kirchliche Zucht immer mehr erschlaffte, wie auch in den von Wilhelms Räubereien schwer heimgesuchten Klöstern das kaum wiedererwachte religiöse und wissenschaftliche Streben auf's Neue erlosch. Nach dem Tode Lanfranks (1089) zog Wilhelm, der entschlossen war, das Erzbisthum Canterbury gar nicht wieder zu besetzen, die reichen Besitzungen desselben ein, um sie zum Theil seinen Günstlingen zu Lehen zu geben, zum Theil für seine eigene Schatzkammer verwalten zu lassen. Fünf Jahre lang blieb der erste Bischofsstuhl des Landes verwaist, bis im Jahre 1093 der König von einer schweren Krankheit befallen wurde, die sein Gewissen weckte. Im Angesichte des Todes von Neue über seine Mißregierung ergriffen, ließ er die Staatsgefängnisse öffnen, in welchen zahlreiche Opfer seiner Grausamkeit schmachteten, nahm viele harten Maßregeln zurück und ernannte den eben in London anwesenden Abt Anselm von Bec, Lanfranks berühmtesten Schüler, den er an sein Krankenlager berufen, um ihm seine Beichte abzulegen, zum Erzbischof von Canterbury.

Anselm von Canterbury, gleich berühmt als ordenszeifriger Mönch, als unermüdlicher Kämpfer für die Freiheit der Kirche und als tief sinniger und vielseitiger Gelehrter, und in dieser dreifachen Beziehung eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Geschichte der christlichen Kirche, war im Jahre 1034 als der Sohn des Longobarden Gundolph und der edlen und frommen Burgunderin Ermenberg zu Aosta in Piemont geboren. Schon frühe war in ihm der Wunsch erwacht, sein Leben als Mönch dem Dienste Gottes zu weihen; aber der Erfüllung dieses Wunsches traten Schwierigkeiten in den Weg. Nach dem frühen Tode seiner Mutter verließ Anselm, da seines Vaters Gleichgültigkeit gegen ihn sich allmählich in eine entschiedene Abneigung verwandelt hatte, sein Vaterhaus und seine Heimath und wanderte, noch ohne bestimmten Plan, unter Gefahren aller Art über den Mont Cenis nach Burgund, wo der Entschluß in ihm zur Reise kam, sich in der berühmten Schule des Klosters Bec unter Lanfranks Leitung dem Studium der Wissenschaften zu widmen. Hier erweiterte er bald den Kreis seines Wissens so sehr, daß er unter die Zahl der Lehrer aufgenommen wurde. Nach langem Schwanken zwischen dem Wunsche, sich durch seine

Gelehrsamkeit eine geachtete weltliche Stellung zu gründen, und dem inneren Drange, sein Leben Gott zu weihen, trug der Zug der Gnade in seiner Seele den Sieg davon, und im Jahre 1060 legte er, im Alter von sechsundzwanzig Jahren, das bindende Gelübde ab. Als drei Jahre später der Prior Lanfrank von Wilhelm dem Eroberer zum Abte von Caen ernannt worden, trat er an dessen Stelle, und im Jahre 1066 wurde er nach dem Tode des Abtes Helliin, der das Kloster gegründet, einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt. In beiden Aemtern entfaltete er das segensreichste Wirken, besonders in seinen Bemühungen für die wissenschaftliche Bildung und die sittliche Bervollkommnung der Klosterbewohner, und erwarb sich ebensowohl durch seine tiefe und ächte Frömmigkeit, als durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die allgemeinste Verehrung. Dabei lag er dem Studium der Wissenschaften mit einem Eifer ob, der ihn jede Erholung vergessen ließ. Durch seine tief-sinnigen Schriften, die ihm den Ruhm des ersten Gelehrten seiner Zeit verschafften, wurde er der eigentliche Begründer jener mit dem Namen *Scholastik* bezeichneten Richtung der mittelalterlichen Theologie, welche, auf dem Fundamente des Glaubens stehend, die geoffenbarten Wahrheiten mittelst der menschlichen Wissenschaft zu beleuchten und zu bekräftigen, sowie gegen die Einwände der Irrlehrer zu vertheidigen suchte.

Im Jahre 1093 war Anselm von dem Grafen Hugo von Chester nach England berufen worden, um ein von demselben gestiftetes Kloster zu ordnen und dem Grafen zugleich in einer schweren Krankheit geistlichen Trost zu spenden, und bei dieser Gelegenheit war es, wo der König ihn kennen lernte. Nur mit Widerstreben nahm er die ihm von Wilhelm übertragene hohe Würde des obersten Kirchenfürsten Englands an; denn er kannte den König und war überzeugt, daß die Versprechungen und Zugeständnisse, welche die Todesfurcht ihm abgerungen, ihn nicht hindern würden, nach seiner Genesung zu seiner früheren tyrannischen Regierungsweise zurückzukehren und, wie vordem, mit den Rechten der Kirche ein frevelhaftes Spiel zu treiben.

Nur zu bald sollten sich diese Befürchtungen erfüllen. Anselms Bitte um die Befugniß, eine Nationalsynode zur Berathung über die Mittel zusammenzuberufen, durch welche dem zerrütteten Zustand der englischen Kirche abzuhelfen sei, wurde von dem König mit Heftigkeit zurückgewiesen, und die erledigten Abteien blieben, trotz der eindringlichsten Mahnungen und Vorstellungen des Primas, unbesetzt. Von der Anerkennung Urbans II., welche Wilhelm dem Primas auf das Bestimmteste zugesagt, wollte er, um in kirchlichen Dingen freier schalten zu können, Nichts mehr hören und verweigerte daher auch dem Letzteren die Erlaubniß, zum Empfange des Palliums

nach Rom zu reisen, indem er hierin eine Verletzung der Lehens-treue erblicken wollte.

Wilhelm erkannte weder den rechtmäßigen Papst Urban II. noch den Gegenpapst an, um nach Willkür über die Kirche in England regieren zu können, und da er in diesem Streben bei Anselm auf den entschiedensten Widerstand stieß, suchte er sich seiner zu entledigen. Zu diesem Ende bewog er eine Anzahl simonistischer Bischöfe, auf einer Reichsversammlung die Absetzung Anselms und dessen Verweisung aus England zu beantragen; die weltlichen Großen widersetzten sich jedoch diesem Antrag, und auch das Volk zeigte sich darüber so erbittert, daß Wilhelm es für gerathen hielt, die ganze Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen. Indessen suchte er bald einen andern Ausweg: er erkannte Urban II. an und ließ denselben um die Uebersendung des Palliums bitten, in der Hoffnung, den päpstlichen Legaten, der dasselbe überbringen werde, für die Absetzung Anselms und die Ernennung eines andern Primas gewinnen zu können. Der päpstliche Legat trat jedoch entschieden auf Anselms Seite, und so erhielt dieser, trotz aller Gegenbemühungen Wilhelms, die päpstliche Bestätigung.

Eine Zeitlang schien der König den Gedanken an Anselms Entfernung aufgegeben zu haben; dagegen trat er nicht nur allen von dem Primas angeregten Reformen hemmend in den Weg, sondern begünstigte sogar in jeder Weise die herrschende Unordnung. An der Möglichkeit verzweifelnd, den hohen Pflichten seiner Stellung genügen zu können, und tief bekümmert über den trostlosen Zustand der englischen Kirche, bat Anselm den König auf einer im Oktober 1097 gehaltenen Reichsversammlung, ihm eine Reise nach Rom zu gestatten, um sich mit dem Papste berathen zu können. Wilhelm überhäufte ihn mit Schmähungen und entließ ihn endlich mit den Worten: er möge immerhin nach Rom gehen; aber was beschlossen sei, werde nicht ausbleiben.

Anselms Reise durch Frankreich und Italien glich einem Triumphzuge; denn sein muthvoller Kampf für die Sache der Kirchenfreiheit hatte die Hochachtung, die er sich bereits früher in allen Kreisen erworben, bis zur höchsten Verehrung gesteigert. Auch in Rom wurde er auf das Glänzendste empfangen. Urban II. wies ihm eine Wohnung neben seinen eigenen Zimmern an und behielt ihn den ganzen Winter über bei sich. Den folgenden Sommer verbrachte Anselm, um dem Einfluß der ungesunden Luft Roms zu entgehen, in einem campanischen Kloster, dessen Abt sein Schüler gewesen, und hier vollendete er eines seiner wichtigsten Werke, die tief-sinnige Schrift: „Cur Deus homo?“ — „Warum ist Gott Mensch geworden?“ — in welcher er die Nothwendigkeit der Erlösung in Christo nachweist.

Unterdeffen hatte Wilhelm II. die reichen Güter und anderen Besitzungen des Erzbisthums Canterbury wieder eingezogen und wüthete mit unerhörter Grausamkeit gegen Alle, die seiner wachsenden Habgier und Härte entgegen zu treten wagten; daher wurde im Jahre 1098 auf der Synode von Bari seine Exkommunikation beantragt; auf die dringende Fürsprache Anselms bewilligte ihm jedoch der Papst die durch eine königliche Gesandtschaft erbetene Frist. Noch ehe dieselbe abgelaufen, rief ein plötzlicher Tod den tyrannischen König vor seinen höheren Richter. Als er am 2. August 1100 im Walde von Winchester dem Jagdvergnügen fröhnte, traf ihn ein Pfeil, von unbekannter Hand abgeschossen, in die Brust, und leblos sank er zu Boden. Keine Thräne wurde ihm nachgeweiht; denn er war, wie die Sachsenchronik sagt, dem Himmel ein Gräuel und von dem ganzen Volke verabscheut.

Heinrich I.

(1100—1135.)

Obgleich Roberts Recht auf die Nachfolge schwer zu bestreiten war, benutzte sein jüngster Bruder Heinrich, der bisher in Zurückgezogenheit auf seinen Schlössern gelebt, dessen Abwesenheit, um ihm in der Besitzergreifung der Krone zuvorzukommen. Er eilte nach Winchester, bemächtigte sich der königlichen Schätze und ließ sich am 5. August 1100 zum König krönen. Da Anselm abwesend und der erzbischöfliche Stuhl von York erledigt war, wurde die Krönung durch den Bischof Moriz von London vollzogen. Um die Nation auf seine Seite zu ziehen, erließ er einen Freiheitsbrief, in welchem er der Kirche die Rückgabe ihrer alten Rechte zusicherte und das Versprechen gab, die erledigten Pfründen weder zu verkaufen oder zu verpachten, noch zum Vortheil der Schatzkammer in Händen zu behalten, den Vasallen die Befugniß einräumte, über ihr bewegliches Vermögen letztwillig zu verfügen und ihre Töchter nach eigenem Ermessen zu verheirathen, — vorausgesetzt, daß der Bräutigam nicht sein Feind sei — und keine anderen Steuern zu erheben versprach, als die, welche unter den sächsischen Königen entrichtet worden.

Dem allgemeinen Verlangen der Nation entsprechend, berief Heinrich den zu Lyon weilenden Anselm zurück und setzte ihn in seine Rechte wieder ein; doch waren dem heldenmüthigen Streiter für die Freiheit und Reinheit der englischen Kirche unter dem neuen König keine ruhigeren Tage beschieden, als unter dem tyrannischen Wilhelm. Heinrich, der die Verleihung der Investitur als ein Vor-

recht seiner Krone betrachtete, verlangte, daß er sich von ihm investiren lasse und ihm den Lehenseid leiste. Dem mehrfach erneuerten Kirchenverbote entsprechend, verweigerte Anselm Beides, und schon schien ein Bruch zwischen ihm und dem König unvermeidlich, als die Nachricht, daß der Herzog Robert, der inzwischen aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, zum Kampfe um die englische Krone rüste, den König bewog, für den Augenblick von seiner Forderung abzustehen und dagegen den Papst Paschalis II., Urbans Nachfolger, durch Gesandte um die Milderung der Kirchengesetze zu Gunsten der englischen Krone bitten zu lassen.

Noch waren Heinrichs Gesandte nicht in Rom eingetroffen, als die erfolgte Landung Roberts an der englischen Küste den König zum Kampf gegen denselben unter die Waffen rief. Nachdem er in Anselms Hände das Gelübde abgelegt, gerecht und milde zu regieren, schwuren ihm die Großen aufs Neue Gehorsam; nichtsdestoweniger zeigten sich viele derselben beim Heranrücken Roberts, durch dessen Kriegsrühm gewonnen und von der Hoffnung bethört, unter ihm eine freiere und selbstständigere Stellung zu gewinnen, geneigt, zu ihm überzugehen. In dieser drohenden Gefahr bewies Anselm dem König seine Unterthanentreue in der glänzendsten Weise. Mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit mahnte er die Fürsten und Bischöfe an den Eid, den sie eben erst dem Könige geleistet, und nachdem es ihm gelungen, unter ihnen jeden Abfall von Heinrich zu verhüten, befestigte er auch die Soldaten in ihrer Treue gegen denselben und brachte schließlich zwischen Heinrich und Robert einen Vergleich zu Stande, in welchem der Letztere gegen die Zusage eines Jahrgehalts von dreitausend Mark seinen Ansprüchen auf die englische Krone entsagte, wogegen Heinrich auf die Normandie Verzicht leistete und Allen, die zu Robert gehalten, volle Verzeihung zusagte. Da er dessenungeachtet an mehreren derselben blutige Rache nahm, erschien Robert zum andern Male in England, um Rechenschaft darüber von ihm zu fordern; er wurde jedoch von Heinrich gefangen genommen und konnte nur durch die Verzichtleistung auf den ihm zugesagten Jahrgehalt die Freiheit wieder erkaufen. Damit noch nicht zufrieden, brach Heinrich unter einem nichtigen Vorwande in die Normandie ein, schlug seinen Bruder bei Tinchebrai (1106) und führte denselben, nachdem er von der Normandie Besitz genommen, als Gefangenen nach England, wo er ihn bis an sein Lebensende — noch nahezu neunundzwanzig Jahre lang — in dem Schlosse Cardiff an der Grenze von Wales in Haft behielt. Der tapfere Herzog starb im Jahre 1035 als achtzigjähriger Greis. Sein einziger Sohn Wilhelm, der nach der Gefangennehmung seines Vaters als fünfjähriges Kind an den Hof Ludwigs VI. von Frankreich geflüchtet worden war und von

diesem später die Hand der Schwester seiner Gemahlin, sowie die Belehnung mit der durch die Ermordung ihres Inhabers, Karls des Guten, erledigten Grafschaft Flandern erhalten hatte, fand im Jahre 1128 im Kampfe für sein väterliches Erbe den Tod.

Auch die wichtigen Dienste Anselms hatte Heinrich nur allzubald vergessen. Als seine Gesandten von Rom mit einer abschlägigen Antwort Paschalis' II. zurückkehrten, suchte er den Primas durch Drohungen zur Nachgiebigkeit in der Investiturfrage zu zwingen und ordnete, da Anselm sein Ansinnen mit unerschütterlicher Standhaftigkeit zurückwies, eine zweite Gesandtschaft nach Rom ab, die dem Papste für den Fall fortgesetzter Weigerung, seinem Verlangen nachzukommen, mit dem Abfall Englands drohen sollte. Nachdem auch dieser Schritt erfolglos geblieben, befahl Heinrich dem Primas, den er aus dem Lande zu entfernen wünschte, selbst nach Rom zu gehen, um eine Abänderung der päpstlichen Dekrete zu erwirken. „Ich werde gehen“, entgegnete Anselm, „aber Ihr sollt wissen, daß ich dem Papste nicht rathen und ihn nicht bitten werde, etwas zu gestatten, was der Freiheit der Kirche und meiner Würde zuwider ist.“

Dem königlichen Befehle gemäß trat Anselm im April 1103 seine Reise nach Rom an, wo inzwischen ein neuer Gesandter Heinrichs eingetroffen war, der ihm bei seiner Ankunft die Eröffnung machte, daß er nur in dem Falle nach England zurückkehren dürfe, wenn er dem König zu Willen sein wolle. Fest entschlossen, nichts zu thun, was die Freiheit der Kirche beeinträchtigen könne, begab sich Anselm von Rom zu dem Erzbischof Hugo von Lyon, seinem bewährten Freund und Gesinnungsgenossen, worauf Heinrich die Einkünfte des Erzbisthums Canterbury einzog. Um eine spätere Ausgleichung nicht zu erschweren, beschränkte sich der Papst darauf, auf der Lateransynode im März 1105 über Heinrichs Rätthe, die den König in seinen Ansprüchen bestärkten, und über die von ihm investirten Prälaten den Bann auszusprechen. Anselm selbst suchte inzwischen durch seinen Briefwechsel mit der Königin Mathilde, der ebenso frommen und edlen als wissenschaftlich gebildeten Gemahlin Heinrichs, der Tochter des Königs Malcolm III. von Schottland, die von ihm selbst im Interesse seines verwaisten Sprengels und der traurigen Lage Englands sehulichst gewünschte Verständigung anzubahnen. Für dieselbe wirkte, neben der Königin, insbesondere die Gräfin von Blois, eine Schwester Heinrichs, die, gleich Mathilde, dem Primas in unbegrenzter Verehrung ergeben war. Im Jahre 1105 kam durch ihre Vermittlung bei einer Anwesenheit Heinrichs in der Normandie eine Zusammenkunft desselben mit Anselm zu Stande, bei welcher zwischen Beiden ein Ausgleich vereinbart wurde, der die päpstliche Zustimmung erhielt. Der König gestattete die freie Wahl der Bischöfe und Äbte und entsagte seinen

Ansprüchen auf die Investitur; dagegen sollten die Gewählten ihm den Lehenseid leisten und zwar vor der Konsekration. Zugleich wurde durch die Verzichtleistung des Königs auf die Einkünfte erledigter Kirchen das Hinderniß beseitigt, das bisher so oft der sofortigen Wiederbesetzung derselben im Wege gestanden.

Dieses Konkordat, durch welches der Investiturstreit in England sein von der ganzen Nation heiß ersehntes Ende fand, wurde, nachdem Anselm im Jahre 1106 in sein Erzbisthum zurückgekehrt war, im August 1107 auf einem Reichstage zu London verkündet. Mit dem Könige lebte Anselm seitdem in so gutem Einvernehmen, daß derselbe, so oft er sich nach der Normandie begab, für die Dauer seiner Abwesenheit die Verwaltung Englands in die Hände des Primas legte. Leider war dem segensreichen Wirken Anselms nur noch eine kurze Dauer beschieden: er starb am 26. April 1109 im Alter von fünfundsiebzig Jahren.

Da Heinrichs einziger Sohn Wilhelm im Jahre 1119 bei einem Schiffsbruche, in welchem er seine Schwester zu retten gesucht, den Tod gefunden, berief der König seine Tochter Mathilde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs V., nach dessen Tode nach England zurück, ließ ihr von den Prälaten und Edlen als seiner Nachfolgerin Treue schwören und vermählte sie im Jahre 1128 mit dem fünfzehnjährigen Sohne des Königs Fulco von Jerusalem, dem Grafen Gottfried von Anjou, der von seiner Gewohnheit, statt einer Feder einen blühenden Ginsterzweig auf seinen Hut zu stecken, den Namen *Plantagenet* erhielt.

Heinrich I. starb im Jahre 1135, im Alter von siebenundsechzig Jahren. Von seiner Regierung sagt die Sachsenchronik: „Es ist nicht leicht, die Leiden des Landes zu schildern, verursacht durch mannigfaches und ohne Unterlaß verübtes Unrecht. Wohin der König zog, da war seinen Gefellen volle Freiheit gestattet, das Volk zu peinigen, oft mit Sengen, Brennen und Morden.“

VI.

Frankreich zur Zeit der fränkischen Kaiser.

Heinrich I.

(1031—1060.)

Da der älteste Sohn Roberts des Heiligen, des zweiten Kapetingers, (siehe S. 359) frühe gestorben und sein nächstfolgender Bruder Odo blödsinnig war, kam bei Roberts Tode (1031) die Krone an seinen dritten Sohn Heinrich I.; doch hatte derselbe zur Be-

hauptung seiner Herrschaft Kämpfe gegen seinen von der Mutter unterstützten jüngeren Bruder Robert zu führen, für welchen auch der Graf Odo von der Champagne die Waffen ergriffen. Nachdem Heinrich mit Hilfe Roberts II., des „Teufels“, von der Normandie über seine Gegner den Sieg davon getragen und seinen Bruder durch die Ueberlassung der Grafschaft Burgund zufrieden gestellt, versuchten, nach dem Tode Odo's von der Champagne (i. S. 421), dessen Söhne, den blödsinnigen Odo auf den Thron zu erheben; doch rettete Heinrich zum andern Male seine Krone mit Hilfe des Grafen Gottfried von Anjou, der für seinen dem König geleisteten Beistand die Grafschaft Touraine erhielt.

Weniger glücklich als in der Behauptung seines Thrones war Heinrich in seinen Bemühungen, sich für die abgetretenen Grafschaften durch den Erwerb neuer Kronländer zu entschädigen. Wie sein Versuch, Lothringen an sich zu ziehen (i. S. 445), so mißlang auch sein Angriff auf die Normandie, die inzwischen an Roberts II. natürlichem Sohn Wilhelm, den nachmaligen berühmten Eroberer Englands, übergegangen.

Bei den unaufhörlichen Kämpfen der Großen untereinander und mit der Krone war das Faustrecht in Frankreich zu immer schrankenloserer Geltung gelangt, und schwer seufzte das gequälte Land unter den Gewaltthatigkeiten des fehdelustigen Adels, gegen welche das allzu machtlos gewordene Königthum keinen Schutz mehr gewähren konnte. Was die Krone nicht mehr vermochte, gelang durch rastlosen Bemühungen der Geistlichkeit durch die Einführung des Gottesfriedens, durch welchen dem von ihr mit unermüdlichem Eifer, aber erfolglos bekämpften Fehdewesen eine Schranke gezogen und dem schwer bedrängten Volke wenigstens eine zeitweise Ruhe verschafft wurde. Obgleich der König selbst den Beitritt verweigerte, gelangte die von verschiedenen Synoden aufs Wärmste empfohlene Treuga Dei in kurzer Zeit in den meisten Provinzen Frankreichs zur Annahme, und ihre heilsamen Wirkungen blieben nicht auf die Gegenwart beschränkt. „Unfehlbar“, sagt Giesebrecht, „hatte die Treuga Dei auf die Verhältnisse Frankreichs einen wohlthätigen Einfluß; sie gab wenigstens theilweise einen Ersatz für den Schutz, welchen das Königthum gewähren sollte und nicht mehr leisten konnte. Nicht allein daß sie die ununterbrochenen Gewaltthaten, denen die unteren Volksklassen ausgesetzt waren, zu beschränken wußte, sie begann auch das kriegerische Leben des Adels zu discipliniren; man kann sie als einen glänzenden Sieg der Ordnungsbestrebungen des Klerus über das unbändige Waffenleben des Adels betrachten. Unter den Nachwirkungen dieses Sieges hat sich dann das eigenthümliche französische Ritterthum mit seinen edleren und feineren Formen entwickelt, ist der Ritterstand als eine geschlossene Genossenschaft mit

feſter Gliederung unter nachweislicher Einwirkung der geiſtlichen Hierarchie entſtanden. Der Eid, den der kriegeriſche Adel damals auf die *Treuga Dei* leiſtete, führte nicht viel ſpäter zur Forderung des allgemeinen Rittersweides mit ſeinen kirchlichen Formen.“

Wie durch innere Kämpfe, war Frankreich in den erſten Regierungsjahren Heinrichs I. auch durch eine lang andauernde fürchtbare Hungerſnoth, die Folge einer dreijährigen Mißernte, ſchwer heimgesucht, und da Viele darin eine Strafe des Himmels für ſo häufig begangenen Frevel erblickten, nahmen die ſeit langer Zeit üblichen Wallfahrten nach Jeruſalem einen bedeutenden Aufſchwung, wozu auch der Wuſch beitrug, ſich dem Bereiche der Gewaltthätigkeiten zu entziehen, unter welchen das Land ſeufzte.

Mit der Kirche lebte Heinrich in ungeſtörtem Frieden und unterſtützte deren Reformbeſtrebungen beſonders durch ſtrenges Vorgehen gegen die Simonie. „Wie der Herr“, ſo jagte er, „mir umſonſt und aus Gnade die königliche Krone übergeben hat, ſo ſollen auch die kirchlichen Würdenträger ohne Kauf ihre Stellen erlangen.“

Philippe I.

(1060—1108.)

Heinrichs I. Sohn und Nachfolger Philipp I., den ſein Vater im Jahre 1059 in einer glänzenden Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Großen zu Rheims feierlich als Erben der Krone hatte anerkennen laſſen, war ein arbeitſcheuer, zügelloſer Wollüſtling, der ſich durch die Verstoßung ſeiner Gemahlin Bertha und ſeine Vermählung mit der ſchönen Bertrada von Montfort, der Gattin des Grafen Fulco von Anjou, ſowie durch die ſchrankenloſe Ausübung der Simonie zur Befriedigung ſeiner Habſucht, den Bann der Kirche zuzog (1094). Da der König bußfertige Gefinnungen zeigte und feierlich gelobte, Bertrada, über welche gleichfalls der Bann ausgeſprochen worden, für immer von ſeinem Hofe zu entfernen, wurde ihm für den Fall der Erfüllung ſeiner in den demüthigſten Briefen gemachten Verſprechungen die Löſung des Bannes zugeſagt. Allein Philipps Reue war nur eine vorübergehende, und bald fiel er auf Reue in die Schlingen jenes dämoniſchen Weibes, das, eine zweite Fredegunde, ſich nicht damit begnügte, den ſchwachen König ganz nach Willkür zu lenken, ſondern auch dem Thronfolger, ihrem Stiefſohne Ludwig, die ernſteſten Gefahren bereitete. Erſt im Jahre 1104 erlangten die beiden Gebannten, nachdem ſie die auf dem Pariſer Concil geſtellten Bedingungen erfüllt hatten, die Wiederaufnahme

in die Kirchengemeinschaft, worauf Bertrada sich in ein Kloster zurückzog, um ihr Leben als Büßerin zu beschließen.

Unter dem haltlosen Philipp I. gerieth nicht nur die Krone, sondern auch die ganze bürgerliche Ordnung in Frankreich in tiefen Verfall. In dem kleinen Gebiete, das der König von seinem Vater ererbt hatte und das nur sechs größere Städte umfaßte, trogten ihm selbst seine unmittelbaren Vasallen. Im übrigen Reiche aber hatte der königliche Name alles Ansehen verloren, und etwaige Befehle des Königs blieben ohne jedwede Wirkung. Namentlich war das südliche Frankreich der königlichen Herrschaft fast ganz entrückt; denn Herzog Wilhelm VIII. von Aquitanien hatte sein Land durch die Verbindung mit dem Herzogthum Gascogne bis an die Pyrenäen erweitert, und neben demselben war die Grafschaft Toulouse zu einem mächtigen Staate herangewachsen, dessen Inhaber in Folge des Erlöschens verwandter Vasallengeschlechter ihre Herrschaft bis in das arelatische Reich hinein ausgedehnt hatten.

Philipp, der sein ganzes Leben hindurch zwischen Ausschweifung und Reue, zwischen Trotz und Demuth gegen die Kirche hin- und hergeschwankt und nie sein gegebenes Wort gehalten, erkannte auf dem Sterbebette seine schweren Frevel und erklärte sich für unwürdig, in der Königsgruft zu St. Denis bestattet zu werden.

L u d w i g VI.

(1108—1137.)

Mit Ludwig VI., der, von seinem Vater in dessen Todesjahr (1108) zum Mitregenten ernannt, bereits als solcher das Vertrauen des Landes gewonnen, begann für Frankreich eine neue Zeit. An der achtunggebietenden Persönlichkeit seines Königs richtete sich das französische Volk empor; sein Nationalgefühl war erwacht; es fühlte sich eins mit seinem Herrscher, und: „Ein Gott, Ein König, Ein Frankreich!“ war fortan sein Wahlspruch.

Dieser Aufschwung der Königsgewalt unter Ludwig VI. war zum großen Theil das Werk des einsichtsvollen Abtes Suger von St. Denis, des Jugendfreundes und Rathgebers Ludwigs. Schon frühe durch Geist und Kenntnisse hervorragend, war Suger, der, im Jahre 1080 als das Kind armer Eltern geboren, in das Kloster St. Denis aufgenommen und dort mit dem Thronerben erzogen worden, rasch von einer kirchlichen Würde zur andern empor gestiegen und noch in jungen Jahren zum Abt von St. Denis gewählt worden. Von ihm geleitet, verfolgte Ludwig mit rastlosem Eifer und unermüdlcher Ausdauer, unter beständigen Kämpfen mit dem widerstrebenden Adel, das schöne Ziel, durch die Herstellung

gesetzlicher Zustände und der Lehensabhängigkeit der Vasallen die Krone zur geheiligten Beschützerin der Rechte Aller zu erheben. Zu diesem Ende förderte er insbesondere das aufkeimende Gemeindegewesen, indem er einer Anzahl von Städten seines unmittelbaren Gebietes Freiheitsbriefe ertheilte, die ihnen eine selbstständige Gerichtsbarkeit und eine freie Gemeindeverfassung gewährte. Da die Städte für diese Freiheitsbriefe eine gewisse Summe zu entrichten hatten, folgten allmählich auch die Großen dem Beispiele des Königs und verkauften, wenn sie in Geldverlegenheit waren oder wenn der Widerstandsgeist des Bürgerthums ihrer eigenen Macht Gefahr zu drohen schien, den in ihren Territorien gelegenen Städten Rechte und Privilegien, welche die Gemeinden sich dann gewöhnlich, um sich gegen Wortbrüchigkeit von Seiten ihrer Gutsherren zu schützen, von dem König bestätigen ließen. Sie übertrugen die Leitung der Gemeindeangelegenheiten einem Maire und einer gewissen Anzahl von Schöffen, welchen zugleich die Verwaltung des Gemeindegewesens oblag. Indessen blieben die Städte, trotz der errungenen Selbstständigkeit in der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit, ihrem Gutsherrn zu Kriegsdienst, sowie zu Grundabgaben und andern Leistungen verpflichtet, die jedoch genau bestimmt und abgemessen wurden. So bildete sich unter Ludwig VI. in den Städten der dritte Stand (*tiers état*), welcher später ein großes Gewicht in die Waagschale der Krone legte.

Das für das Wohl Frankreichs so erspriessliche und für die Zukunft des Landes so folgenreiche Wirken Ludwigs erhielt eine höhere Weihe durch die enge Verbindung mit der Kirche, deren Reformen in Suger den eifrigsten Beförderer fanden, weshalb ihn auch der heilige Bernhard „das kostbarste Gefäß der französischen Kirche und die schönste Zier des königlichen Palastes“ nennt.

Die Lehensherrschaft Ludwigs über die Normandie gab Veranlassung zu häufigen Reibungen mit Heinrich I. von England, durch welche Ludwigs Wunsch, dem Sohne des Herzogs Robert zu seinem väterlichen Erbe zu verhelfen und dadurch zugleich die Normandie von der englischen Krone zu trennen, neue Nahrung erhielt. Die zu diesem Ende mit England geführten Kriege blieben zwar erfolglos; doch flöste Ludwig durch den Muth, die Ausdauer und die Geschicklichkeit, die er in denselben an den Tag legte, den minder mächtigen Vasallen so viel Achtung und Furcht ein, daß es ihm gelang, das Land von ihrer Willkürherrschaft zu befreien.

Ludwig VI. starb im Jahre 1137, nachdem er kurz vorher durch die Vermählung seines Sohnes, des Thronerben Ludwig VII., mit Leonore, der Tochter und Erbin Wilhelms X. von Aquitanien, die Vereinigung dieses Landes mit der Krone angebahnt.

Die Kreuzzüge.

I.

Die Veranlassungen der Kreuzzüge.

Seit Gregor VII. waren, Dank seiner reformatorischen Thätigkeit und seinem rastlosen Wirken für die Hebung der Kirche Gottes, die Völker des Abendlandes von Neuem in dem christlichen Glauben geeinigt, und ein tief religiöser Zug ging durch die kriegerisch bewegte Zeit: — was hätte unter diesen Verhältnissen näher liegen können, als der Gedanke, die überströmende Kraft, die so oft durch ihre Ausschreitungen für den heimathlichen Boden verhängnißvoll geworden, im Dienste des Kreuzes zu verwerthen und in einem gemeinsamen Zuge gegen das muhammedanische Morgenland die heiligen Stätten, in welchen der Sohn Gottes sein großes Erlösungswerk vollbracht, den Händen der Ungläubigen zu entreißen, die das Kreuz verhöhnten und seine Befenner mit den schwersten Bedrückungen heimsuchten? Dieser Gedanke war in Gregor VII. erwacht, als im Jahre 1073 die Seldschuken — ein roher Türkenstamm, der von seinem Emir Seldschuch den Namen trug — von den durch Seldschuchs Nachkommen den Griechen entrisenen kaukasischen Ländern aus verheerend in Kleinasien und Syrien eingedrungen waren und der von ihnen schwer bedrohte byzantinische Kaiser Michael Parapinakes (der Getreidewucherer), der dritte Nachfolger Isaaks I., des Gründers der Dynastie der Komnenen, die Hilfe des Abendlandes anrief und als Preis derselben die Rückkehr des byzantinischen Reiches zur kirchlichen Einheit in Aussicht stellte. An der Spitze eines zahlreichen Heeres gedachte Gregor selbst nach dem Morgenlande zu ziehen, um nach der Wiedervereinigung der Griechen und Armenier mit dem römischen Stuhle die Türken über den Euphrat zurückzudrängen und in dem der Herrschaft der Ungläubigen entrisenen Palästina die Fahne des Kreuzes aufzupflanzen. Aber der Kampf mit Heinrich IV. durchkreuzte diesen großartigen Plan, und statt als Sieger in das befreite Jerusalem einzuziehen, mußte der schwer geprüfte Papst hinter den Mauern von Salerno Schutz suchen vor den Nachstellungen der Feinde seines ruhmreichen Pontifikats.

Gregors großer Gedanke war jedoch nicht mit ihm ins Grab gesunken, und was seinen Wünschen versagt geblieben, sollte durch seinen Schüler und zweiten Nachfolger Urban II. zur Ausführung gebracht werden. Er war es, der durch seinen zündenden Mahnruf

die Begeisterung des Abendlandes für das große Unternehmen wach rief und demselben zugleich den vollen Beistand der Kirche zu Theil werden ließ. Die unmittelbare Veranlassung dazu gaben ihm die Klagen über die trostlose Lage der Christen in Jerusalem, die lauter denn je aus dem Orient herüberdrangen.

Seit der Erbauung der Kirche des heiligen Grabes durch Konstantin des Großen Mutter Helena waren die Wallfahrten nach dem heiligen Lande immer zahlreicher geworden. Oft lag denselben ein Gelübde zu Grunde, oft auch nur der fromme Drang des Herzens oder das Bewußtsein einer Schuld, das zur Buße trieb, und das beseligende Gefühl, das den Pilger erfüllte, wenn sein Fuß die geheiligten Stätten betrat, auf welchen der Gottmensch gewandelt, das Vertrauen auf die besondere Kraft des Gebetes, das sich an dem Grabe des Erlösers zu Gott emporschwang, ein Bad im Jordan, dessen Wasser durch die Taufe Jesu geheiligt war, und die erhöhte Achtung, die dem Pilger nach seiner Rückkehr in die Heimath zu Theil wurde, waren ein reicher Lohn für die Gefahren und Mühseligkeiten der weiten Reise.

Bei dem Antritt seiner Wallfahrt empfing der Pilger in Gegenwart der ganzen Gemeinde aus den Händen des Priesters das Pilgerhemd mit dem Kreuze, die Pilgerschärpe, an welcher die Pilgertasche hing, und den durch Gebete geweihten Pilgerstab, und nach erfolgter Einsegnung begleitete ihn die ganze Gemeinde in feierlicher Prozession bis zur nächsten Pfarrei. War er glücklich von seiner Pilgerfahrt zurückgekehrt, so versammelte sich die Gemeinde zu einer öffentlichen Dankagung, bei welcher der Heimgekehrte dem Priester einen Palmzweig aus dem heiligen Lande überreichte, der auf dem Altare aufgestellt wurde. Für den Pilger galt ein immerwährender Gottesfriede, und seine zurückgelassene Habe stand unter dem Schutze der Kirche. In allen christlichen Ländern, durch welche sein Weg ihn führte, fand er überall freundliche Aufnahme und bereitwillige Labung und Herberge, namentlich in den Klöstern, denen schon Karl der Große in einem seiner Capitularien die Gastfreundschaft gegen die Pilger zur besonderen Pflicht gemacht, sowie in den zahlreichen eigens für die Pilger errichteten Hospitien, die ihre Entstehung theils der Fürsorge einzelner Fürsten, besonders Ludwigs des Frommen, theils der Mildthätigkeit frommer Christen zu verdanken hatten, und kein Schiffer weigerte sich, den nach dem heiligen Grabe Wallfahrenden zu freier Fahrt in sein Schiff aufzunehmen; denn durch das Gebet des Pilgers hoffte man günstigen Wind und Abwehr jeglicher Gefahr zu erlangen. Auch in Jerusalem selbst war für die Aufnahme und Verpflegung der ärmeren Pilger gesorgt, indem schon Gregor der Große dort zu diesem Zwecke ein reichausgestattetes Hospital hatte erbauen lassen.

Ganz besonders zahlreich wurden die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande, seitdem gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts der allgemein verbreitete Glaube an den bevorstehenden Untergang der Welt in der gesammten Christenheit eine erhöhte Bußfertigkeit hervorgerufen; im Laufe des elften Jahrhunderts traten Fürsten und Edle mit Tausenden ihrer Mannen und Bischöfe mit großen Schaa- ren ihrer Diöcesanen die Pilgerfahrt nach Jerusalem an.

So lange Palästina unter der Herrschaft der griechischen Kaiser stand, fanden die abendländischen Pilger in Jerusalem die freundlichste Aufnahme. Auch die Araber, die selbst Jerusalem als einen heiligen Ort ansahen, gestatteten ihnen Anfangs den unge störten Besuch der heiligen Stätten, und die in Jerusalem anässigen Christen genossen unter einem Patriarchen freie Religionsübung. Erst nachdem die Fatimiden — die angeblich von Fatime, der Tochter Mohammeds, abstammenden Beherrscher von Aegypten, die als Nachkommen des Propheten das ausschließliche Recht auf die Kalifenwürde in Anspruch nahmen und die in Bagdad herrschenden Abbassiden als unrechtmäßige Kalifen betrachteten — in den Besitz von Jerusalem gekommen (969), sahen sich die christlichen Pilger vielfachen Bedrückungen preisgegeben. Ganz besonders that sich der grausame Kalif Hakem (1002—1021) als ein eifriger Christenverfolger hervor. Er ließ die Auferstehungskirche und viele anderen christlichen Kirchen im Morgenlande zerstören, gestattete jedoch später, aus Furcht vor der Rache der abendländischen Christen, den Wiederaufbau derselben.

Noch trauriger gestalteten sich die Verhältnisse für die morgenländische Kirche, als Jerusalem im Jahre 1076 von den Seltschucken erobert worden. Habsucht und fanatische Grausamkeit machten dieselben zu den schlimmsten Verfolgern der Christen. Nicht nur in Jerusalem, sondern auch in den übrigen Städten Palästina's störten sie den christlichen Gottesdienst auf jede Weise, verwüsteten die Kirchen, trieben Spott mit den geweihten Gefäßen und mißhandelten die Priester. In Jerusalem rissen sie den Patriarchen bei den Haaren aus der Kirche und warfen ihn ins Gefängniß, um von den Christen für ihn eine hohe Auslösungssumme zu erpressen. Von den christlichen Pilgern verlangten sie ein hohes Eingangsgeld zum Besuche der heiligen Stadt, und viele Tausende, die dasselbe nicht entrichten konnten, weil sie bereits auf dem Wege aller ihrer Habe beraubt worden, lagen nackt und hungernd vor den Thoren von Jerusalem und starben dahin, ohne das letzte Ziel ihrer Sehnsucht erreicht zu haben. Diejenigen aber, die in die Stadt eingelassen wurden, fielen meist den gänzlich verarmten Christen Jerusalems zur Last; denn wenn auch von christlichen Fürsten und Bischöfen im Laufe der Zeit verschiedene Hospitäler für die Pilger des Abend-

landes erbaut worden waren, so reichten dieselben doch nicht aus, um die große Zahl der Hilfsbedürftigen zu beherbergen und zu erhalten.

Die schwere Bedrängniß der morgenländischen Christen und die Noth der christlichen Pilger erweckten das tiefste Mitgefühl eines frommen Mannes aus der Picardie, Peters von Amiens, der im Jahre 1093 als Wallfahrer nach Palästina gekommen und seitdem, wie schon früher in der Heimath, als Einsiedler in der Nähe von Jerusalem lebte. Voll heiliger Entrüstung wandte er sich an den Patriarchen Simeon und überhäufte denselben mit Vorwürfen, daß er nicht einschreite gegen das Wüthen der Türken und die Entweihung der heiligen Stätten. Dieser aber wies ihn unter Thränen auf seine vollständige Machtlosigkeit hin und erklärte ihm, daß nur die Christen des Abendlandes im Stande seien, der Noth ihrer Glaubensbrüder im Morgenlande ein Ende zu machen und den geschmähten Heiland an den Ungläubigen zu rächen. Mit glühender Begeisterung ergriff der fromme Einsiedler diesen Gedanken und bat den Patriarchen um Briefe an den Papst und die Fürsten des Abendlandes, damit er in der Heimath als Sendbote der Kirche von Jerusalem für die Befreiung des heiligen Grabes wirken könne. Freudig ging der Patriarch auf diesen Vorschlag ein, und sogleich bereitete sich Peter zur schleunigen Rückkehr nach Europa vor. Die Nacht vor seiner Abreise verbrachte er in der Auferstehungskirche, an den Stufen des Altares in heißem Gebete den Segen Gottes auf sein Unternehmen herabrufend. Von Anstrengung erschöpft, schlummerte er ein und sah im Traume den Heiland, der sich zu ihm neigte mit den Worten: „Erhebe dich, Peter, eile und verrichte mit Muth, was du übernommen hast; ich werde mit dir sein, denn es ist Zeit, daß mein heiliger Ort von den Ungläubigen gereinigt und meinen Dienern geholfen werde.“ Durch diese himmlische Erscheinung mit hohem Muthse beseelt, verließ Peter am folgenden Morgen Jerusalem, um den Weg nach Antiochia anzutreten, wo er gleich nach seiner Ankunft Gelegenheit fand, sich nach Italien einzuschiffen.

Nachdem er zu Bari ans Land gestiegen, eilte er nach Rom, wo er bei dem Papste die freundlichste Aufnahme fand. Tief erschüttert durch die ergreifende Schilderung, die Peter ihm von den Leiden der morgenländischen Kirche machte, beschloß Urban, obgleich selbst schwer bedrängt durch die Anhänger des Gegenpapstes Guibert, die gesammte abendländische Christenheit zur Befreiung des heiligen Landes aufzurufen. Er bevollmächtigte den Einsiedler, indem er seinem Feueereifer das gebührende Lob zollte, einstweilen als sein Vorläufer den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu predigen und dadurch die Gemüther vorzubereiten auf den Mahnruf, den er selbst an die Völker des Abendlandes richten wollte.

Von dem Segen des Papstes begleitet, durchzog Peter, auf einem Maulesel reitend, im groben Mönchsgewande, barhaupt und barfuß, mit dem Krucifixe in der Hand, ganz Italien und Frankreich, und wohin er kam, strömten Hohe und Niedere herbei, um den ergreifenden Worten des begeisterten Gottesmannes zu lauschen, dem der Ruf der Heiligkeit vorausging. Mit hinreißender Beredsamkeit schilderte er die Leiden der christlichen Brüder im Morgenlande, die Grausamkeit der Ungläubigen und die Schmach, die den heiligen Stätten von den Feinden des christlichen Namens zugesügt werde, und das Feuer der Begeisterung, das aus seinen tief liegenden Augen leuchtete, sowie die Strenge seiner Ascese, von welcher sein abgezehrter Körper Zeugniß ablegte, erhöhten den Eindruck seiner ernstern Mahnung, das Schwert zu ergreifen für die Sache des Kreuzes und Herz und Wandel von Sünden zu reinigen, damit der Segen Gottes dem großen Werke nicht fehle. Ueberall wurde er als ein Bote Gottes angesehen, und der Zug nach dem heiligen Lande war bald die allgemeine Lösung.

Hoherfreut über die nie gesehene Begeisterung, die wie ein gewaltiger Strom das ganze Abendland durchfluthete, schrieb Urban eine Kirchenversammlung nach Piacenza aus, die im März 1095 eröffnet wurde. Von allen Seiten strömten Geistliche und Laien zu derselben herbei, und so groß war der Andrang, daß für die Menge der Anwesenden, deren Zahl auf viertausend Priester und dreißigtausend Laien geschätzt wurde, keine Kirche Raum bot und die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. In feuriger Rede erging sich der Papst über die große Angelegenheit, für welche bereits alle Herzen gewonnen waren, und seine Worte riesen in der Versammlung, in welcher sich auch Gesandte des griechischen Kaisers Alexius eingefunden, um die Hilfe des Abendlandes gegen die furchtbare Macht der Türken zu erbitten, die ihre Herrschaft bereits bis an den Bosphorus ausgedehnt, eine solche Begeisterung hervor, daß die meisten Anwesenden das Gelübde ablegten, auf den ersten Ruf des Papstes das Schwert zu ergreifen für die Sache Gottes.

Von Piacenza begab sich Urban nach Frankreich, um auf einer zweiten Kirchenversammlung, die am 18. November zu Clermont eröffnet werden sollte, das große Werk zur Entscheidung zu bringen. Zu derselben fanden sich aus dem ganzen Lande so viele Geistlichen und Laien ein, daß die unabsehbare Ebene, auf welcher die Versammlung abgehalten wurde, so weit das Auge reichte, mit Bischöfen, Aebten, Fürsten, Rittern und Herren und einer unzählbaren Volkschaar bedeckt war. Mit tief bewegter Seele schilderte der Papst in begeisterten Worten die Noth der christlichen Brüder im Morgenlande und die Frevel, welche die Ungläubigen an den heiligen Stätten verübt, erinnerte an den großen Karl und an alle jene

Christlichen Helden der Vergangenheit, die ins Feld gezogen für die Herrschaft des Kreuzes, und ermahnte die Versammelten, die Waffen, die sie bisher zur Schmach des Ritterthums in sträflichem Bruderkampfe geführt, fortan zur Ehre des christlichen Namens und zur Erlangung eines ewigen Lohnes gegen die Feinde des Kreuzes zu wenden und Streiter Christi zu werden im Kampfe für die Befreiung der morgenländischen Kirche. „Solches verkünde und gebiete ich“, so schloß der Papst, „und zur Ausföhrung setze ich den kommenden Frühling fest. Gott wird seine Gnadenschätze ausgießen über Alle, die sich zum Zuge verpflichten; er wird ihnen ein günstiges Jahr, eine reichliche Ernte und liebliche Witterung beschereen. Die den Tod finden, werden in die himmlischen Wohnungen eingehen und die Ueberlebenden zum Grabe des Herrn gelangen. Und kann es ein höheres Glück geben für den Menschen, als im Leben die Stätten zu erblicken, wo der Herr die Sprache der Menschen redete? O gebenedeit seien Diejenigen, welche, zu solch' edlen Opfern und Beschwerden berufen, herrlichen Lohn davon zurüchbringen!“

Mit steigender Rührung hatte die Menge den Flammentworten des Papstes gelauscht, und als er geendet, da erscholl, weithin durch die unabsehbare Ebene dahinbrausend gleich dem Donner der Meeresbrandung, in den verschiedenen Mundarten der vieltausendstimmige Ruf: „Dieu el volt! Die li volt! Dio lo vuole! — Gott will es!“ Als der Sturm der Begeisterung sich gelegt hatte, ergriff der Papst aufs Neue das Wort. „Möge dieser Ruf“, sprach er, „euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr und das Kreuz euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth,“ und verhiess Allen, die an dem Zuge Theil nehmen wollten, sowie Denjenigen, die, durch Alter oder Krankheit verhindert, selbst für die Sache Gottes das Schwert zu führen, die Streitenden durch Geld oder auf andere Weise unterstützen würden, Ablass, und Denen, welchen der Tod im Kampfe für das Kreuz beschieden, Vergebung ihrer Sünden. Da trat zuerst der wegen seiner Frömmigkeit und Rechtshaffenheit, wie wegen seines ritterlichen Sinnes allgemein verehrte Bischof A d e m a r von Buy, der bereits eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande gemacht, zu dem Papste heran, kniete vor ihm nieder und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen, und um seinen Segen. Als er Beides erhalten, folgte der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien seinem Beispiele. Nachdem Diejenigen, die an dem Zuge Theil nehmen wollten, nach alter Pilgerfötte ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter geheftet, legte einer der anwesenden Kardinäle in Aller Namen ein allgemeines Sündenbekenntniß ab, das Alle knieend nachsprachen, und der Papst theilte ihnen die Lossprechung.

Da Urban der Bitte der Bischöfe, sich selbst an die Spitze des Kreuzheeres zu stellen, wegen der gefahrvollen Lage der Kirche in Europa nicht willfahren konnte, ernannte er den Bischof Ademar von Puy zu seinem Stellvertreter als geistliches Oberhaupt des Heeres. Hierauf machte er bekannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme, so daß Diejenigen, welche dieselben schädigten, dem Kirchenbanne verfallen würden, verkündete einen allgemeinen Gottesfrieden und ermahnte die Geistlichen, die nur mit der Zustimmung ihrer Bischöfe sich dem Zuge anschließen sollten, in den ihrer Obhut anvertrauten Gemeinden auch ferner das Kreuz zu predigen. Er selbst bereiste nach dem Schlusse des Concils die verschiedenen Gegenden Frankreichs, und überall fand seine Mahnung zur Bethheiligung an dem Kreuzzuge den begeistertsten Anklang. Auch die Bischöfe und Laien, die zu Clermont das Kreuz genommen, verbreiteten in ihrer Heimath den gleichen Eifer, von welchem sie selbst für das große Unternehmen erfüllt waren, und bald verwandelten sich überall Städte und Dörfer in Feldlager und Uebungsplätze. Keiner wollte zurückbleiben: der Bauer verließ den Pflug, der Schäfer die Heerde, der Mönch seine Zelle; selbst Missethäter kamen aus ihren Verstecken hervor, um unter dem Schutze des Kreuzes im heiligen Kriege ihre Verbrechen zu sühnen. In der allgemeinen Begeisterung für das große Ziel, das durch die Kreuzzüge erreicht werden sollte, ging für den Augenblick alle Fehdelust unter; Streit und Gewaltthätigkeiten hörten auf. Man sah Wunder und Zeichen am Himmel, die den Willen Gottes verkündeten: Kreuze und Schwerter, Ritter, die in den Wolken kämpften, Engel, die zum Aufbruch mahnten. Ja es ging die Sage, Karl der Große sei seinem Grabe entstiegen, um die Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande zu führen.

Die gewaltige Bewegung, von welcher zuerst Frankreich und Italien ergriffen worden, blieb nicht auf diese beiden Länder beschränkt. Ueber das Meer herüber kamen ganze Schaaren von Engländern, Schotten und Scandinaviern, um sich den französischen und italienischen Kreuzfahrern anzuschließen. Geringer war die Bethheiligung an dem ersten Kreuzzuge bei den damals durch die inneren Zerwürfnisse und die Kirchenspaltung schwer heimgesuchten Deutschen, wie auch bei den Spaniern, die der Papst selbst freigesprochen von der Verpflichtung, zur Befreiung des heiligen Grabes auszuziehen, weil sie im eigenen Lande das Kreuz zu vertheidigen hatten gegen die fanatischen Schaaren der Kalifen von Cordova.

Beinahe zwei volle Jahrhunderte hat die großartige Bewegung gedauert, zu welcher die Kirchenversammlung von Clermont den unmittelbaren Anstoß gegeben, und an sieben Millionen Menschen sollen in den verschiedenen Kreuzzügen, die im Laufe dieser Zeit

unternommen wurden, nach dem Morgenlande gezogen sein. Indessen waren es nicht ausschließlich religiöse Motive, welche die Christen des Abendlandes bewogen, das Schwert zu ergreifen für die Befreiung des heiligen Landes: mit der Begeisterung für die Sache des Kreuzes mischten sich auch weltliche Triebfedern; denn neben dem himmlischen Lohne winkten den Kreuzfahrern auch irdische Vortheile. Schuldner, die das Kreuz nahmen, waren bis zur Heimkehr von jeder Zinszahlung befreit; zinspflichtige Hörige oder leib-eigene Banern erlangten die Freiheit durch ihre Betheiligung an dem heiligen Kriege. Viele trieb auch Beuteluft und Wandersucht; Andere zogen aus mit Weib und Kind, um sich eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen oder beengenden Verhältnissen aller Art zu entrinnen und im Morgenlande das Glück zu suchen, das ihnen die Heimath versagte. So war es denn auch nicht zu verwundern, daß unter den Kreuzfahrern vielfache Ausschreitungen vorkamen und errungene Siege oft durch Beuteluft und Grausamkeit geschändet wurden; ungleich zahlreicher jedoch sind die Beispiele ächter Frömmigkeit, unerschütterlicher Glaubensstreue, todesmuthiger Begeisterung für die Sache des Kreuzes und wahrhaft christlichen Heldensinnes, welche die Geschichte der Kreuzzüge aufbewahrt.

II.

Der erste Kreuzzug.

(1095—1100.)

Auf der Kirchenversammlung von Clermont war der Aufbruch der Kreuzfahrer auf den Himmelfahrtstag des kommenden Jahres festgesetzt worden; aber der glühende Eifer Peters von Amiens konnte diesen Zeitpunkt nicht erwarten, und da auch unter dem Landvolk die Sehnsucht nach der in Aussicht stehenden Befreiung von dem Joch der Knechtschaft eine stürmische Bewegung hervorgerufen, welche die Gutsherren nicht zu bewältigen vermochten, brach der begeisterte Einsiedler schon im Frühjahr 1096, ohne die Kriegsbereitschaft der Fürsten abzuwarten, an der Spitze einer ungeordneten Schaar von Landleuten, denen sich zahlreiches beuteluftiges Gesindel angeschlossen, nach dem Osten auf. Das Gleiche that der französische Ritter Walthar von Bezejo, unter dessen Fahnen 15,000 Franzosen zusammengeströmt waren; seine Schaaren wurden jedoch auf ihrem Zuge durch Ungarn und Bulgarien theils durch Hunger und Elend, theils durch die Angriffe der über ihre Raubjucht erbitterten Bevölkerung zum größten Theile aufgerieben, und

Walther selbst fand in Bulgarien den Tod. Sein Neffe Walther, von seinen Landsleuten wegen seiner Armuth Gauthier de Senzavoire (Walther von Habenichts) genannt, führte die Ueberbleibsel des Heeres nach Konstantinopel, wo der Kaiser Alexius sich ihrer annahm. Peter von Amiens, der auf seinem Zuge nicht minder schweres Ungemach erfuhr, erreichte Konstantinopel mit einem Heerhaufen von 40,000 Mann, die gleichfalls von Alexius die erbetene Unterstützung erhielten. Der Kaiser rieth den beiden Heerführern, die ihre Schaaren vereinigt hatten, in der Nähe von Konstantinopel die Ankunft der größeren Kreuzheere abzuwarten, da sie allein gegen die Türken zu schwach seien; aber die Pilger achteten keiner Vorstellung und baten so dringend um die zur Ueberfahrt nach Kleinasien nöthigen Schiffe, daß der Kaiser ihrem Verlangen nachgab und die kampfbegierigen Schaaren nach Bithynien übersetzen ließ. Hier erlagen die Meisten dem Schwerte der Türken, die um so leichteres Spiel gegen sie hatten, als unter ihnen selbst Zwistigkeiten entstanden waren. Mit dem halbverschmachteten Ueberreste, der nur noch 3000 Mann zählte, kehrte Peter nach Konstantinopel zurück. Walther hatte in einem Treffen den Tod gefunden.

Unterdessen hatten die Fürsten und Ritter ihre Rüstungen beendet und zogen ihre Schaaren zusammen, um auf verschiedenen Wegen nach Konstantinopel aufzubrechen, von wo der Zug gemeinsam fortgesetzt werden sollte. Unter der großen Zahl tapferer Helden, die an der Spitze des Unternehmens standen, ragte besonders der hochherzige Gottfried von Bouillon hervor, der zu den erbten Gütern seines Oheims, des Herzogs Gottfried V., des Buzligen, von Niederlothringen, auch dessen Herzogthum von Heinrich IV. erhalten hatte. Als einem der kriegstüchtigsten Anhänger dieses Monarchen in dem Kampfe desselben mit seinem Gegner Rudolf von Schwaben war ihm in der Schlacht bei Merseburg der Oberbefehl über Heinrichs Heer anvertraut worden, und von seiner Hand hatte Rudolf die Todeswunde empfangen. Wie er zu den tapfersten Fürsten des Reiches zählte, so war er auch hoch angesehen und allgemein beliebt wegen seines biederen Sinnes, seiner Rechtsschaffenheit, Leutseligkeit und Frömmigkeit. Schon lange hatten die Erzählungen der aus Palästina zurückgekehrten Pilger von dem Wüthen der Türken gegen die Christen sein Herz mit tiefem Unmuth erfüllt, und er folgte der Mahnung des Papstes mit umso größerer Bereitwilligkeit, als ihm der heilige Krieg Gelegenheit bot, seine Betheiligung an dem Schisma durch ritterliches Kämpfen für den christlichen Glauben zu sühnen. Nachdem er sich durch den Verkauf der meisten seiner Besitzungen und die Verpfändung seines Stammchlosses Bouillon die nöthigen Geldmittel zu umfassenden Rüstungen verschafft und seine beiden Brüder Baldwin und Eustach sich ihm

angegeschlossen, sah er sich bald an der Spitze eines glänzenden Heeres von 80,000 Fußgängern und 10,000 Reitern, mit welchem er im August 1096 aufbrach, um durch das südliche Deutschland, Ungarn und Bulgarien nach Konstantinopel zu ziehen. Bei ihm hatte sich auch der tapfere Graf Robert von Flandern, der einen großen Theil seines bedeutenden Vermögens zur Ausrüstung unbemittelter Kreuzfahrer verwandt, mit vielen Bischöfen, Rittern und andern Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen eingefunden, die mit ihren Schaaren den gleichen Weg einschlugen. Eine andere Heersäule, an deren Spitze der durch Ritter Sinn und Tugend ausgezeichnete Graf Hugo von Bermandois, der Bruder Philipps I. von Frankreich, Graf Stephan von Blois und Herzog Robert von der Normandie, Wilhelms des Eroberers Sohn, standen, wandte sich nach Italien, von wo sie im Vereine mit dem Fürsten Boemund von Tarent, Robert Guiscard's gleichgeartetem Sohne, und dessen Vetter, dem kühnen, ruhmbegehrigen Ritter Tancred, über das adriatische Meer setzte, um durch Albanien und Griechenland Konstantinopel zu erreichen. Mit einer dritten Schaar Kreuzfahrer aus dem südlichen Frankreich zog der durch Reichthum, Milde und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Graf Raimund von Toulouse, der schon auf der Kirchenversammlung zu Clermont seine ganze Macht dem Papste für den Dienst des Kreuzes zur Verfügung gestellt, in Begleitung des Bischofs Ademar von Bay, über die Alpen durch Friaul und Dalmatien dem gleichen Ziele zu.

Obgleich der griechische Kaiser Alexius Komnenus selbst die Hilfe des Abendlandes gegen die ihn bedrängenden Türken anrufen, erschrak er doch vor der Menge der Kreuzfahrer, deren wohlgerüstete Heere von drei Seiten her gleich einem gewaltigen Völkerstrom gegen Konstantinopel heranzogen; denn er fürchtete für den Bestand seines morsch gewordenen Reiches, das in der That für die abendländischen Fürsten, wenn sie sich zu einem gemeinsamen Angriff auf dasselbe geeinigt hätten, eine leichte Beute gewesen sein würde. Daher suchte er den Kreuzfahrern durch Hinterlist Schwierigkeiten aller Art zu bereiten und war sogar treulos genug, den Grafen Hugo von Bermandois, der an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten, nach Konstantinopel bringen zu lassen, um ihn dort als Gefangenen zurückzuhalten. Gottfried, der inzwischen mit seinem Heere in die Nähe der byzantinischen Hauptstadt gekommen, suchte durch gütliche Vorstellungen den Kaiser zur Freilassung des Grafen zu bewegen; da er jedoch auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangte, ließ er, um den Kaiser einzuschüchtern, die Umgebungen von Konstantinopel verwüsten. Im Bewußtsein seiner Schwäche beeilte sich Alexius, die Hand zur Veröhnung zu

bieten. Gottfried, dem es vor Allem darum zu thun war, möglichst rasch nach Asien zu kommen, um ungesäumt den Kampf für die Befreiung des heiligen Landes beginnen zu können, ließ sich bewegen, den von Alexius geforderten Vasalleneid für die im Morgenlande zu machenden Eroberungen zu leisten, und bewog auch Boemund, der bereits Pläne zum Sturze des griechischen Reiches entworfen, das Gleiche zu thun. Auch die später eintreffenden Fürsten traten dem zwischen Gottfried und Alexius abgeschlossenen Vertrage bei, kraft dessen alle diejenigen morgenländischen Städte, die vordem zu dem griechischen Reiche gehört, demselben wieder zufallen sollten, sobald sie von den Kreuzfahrern erobert worden. Nur Raimund von Toulouse konnte zu keinem andern Eide bewogen werden als dem, nie Etwas gegen des Kaisers Leben und Ehre zu unternehmen.

Im Mai 1097 trafen endlich alle Kreuzfahrer vor Nikäa zusammen, wo sich auch Peter von Amiens bei ihnen einfand. Ehe die Belagerung von Nikäa begonnen wurde, nahmen die Fürsten eine allgemeine Musterung ihrer Streitkräfte vor, und es wurden bei derselben über 100,000 wohlgerüstete Reiter, zum größten Theile aus dem Ritterstande, und mehr als 500,000 auserlesene Kämpfer zu Fuß gezählt, zu welchen noch viele Tausende von Priestern, Mönchen, Knechten, Weibern und Kindern kamen. Auch jetzt wurde kein allgemeiner Heerführer gewählt, sondern, wie bisher, die selbstständige Führung der einzelnen Schaaren den Fürsten überlassen, unter deren Fahnen sie sich sammelten.

Das stark besetzte Nikäa gehörte dem Sultan von Ikonium, Kilidisch Arslan, der seit dem Tode Malek Schah's, des größten unter den seldschukischen Herrschern, unter welchem Jerusalem erobert worden war und die seldschukische Macht ihren Höhepunkt erreicht hatte, in den innern Ländern Kleinasiens eine vollständig unabhängige Herrschaft behauptete. Obgleich die Stadt mit einer starken Besatzung und ausreichenden Lebensmitteln versehen war, hätte dieselbe den vereinigten Anstrengungen der Kreuzfahrer, die den zu ihrer Bekämpfung herbeigeeilten Kilidisch Arslan siegreich zurückgeschlagen hatten, erliegen müssen, wäre es nicht den Griechen gelungen, insgeheim mit den Bewohnern von Nikäa Unterhandlungen anzuknüpfen, in Folge deren die Truppen des griechischen Kaisers am 20. Juni in die Stadt aufgenommen wurden. Mit Staunen sahen die Kreuzfahrer die Fahnen der Griechen von den Mauern herabwehen; aber so groß auch ihr Unwille über die Schlaueit der Griechen war, sie konnten an dem Geschehenen Nichts ändern.

Sieben Tage nach der Uebergabe von Nikäa an die Griechen setzte das Kreuzheer, in zwei Abtheilungen getrennt, seinen Zug nach Palästina fort, den Weg durch das Innere Kleinasiens einschlagend, um sich mit

den christlichen Armeniern in Verbindung zu setzen. Die eine Abtheilung, von Boemund geführt, wurde bei Doryläum von einem 150,000 Mann starken, meist aus Reiterei bestehenden Heere unter Kilisch Urslan angegriffen und gerieth bald, durch eine verstellte Flucht der Türken zu einer ungeordneten Verfolgung derselben hingerissen, in die äußerste Bedrängniß. Schon begannen die aufgelösten Reihen sich zur Flucht zu wenden, als die zweite Abtheilung, aus deutschen und französischen Kreuzfahrern bestehend und von Gottfried geführt, zur guten Stunde anlangte. Unter dem Rufe: Gott will es! stürzten sich die mutherküllten Schaaren auf die von wilder Siegeslust berauschten Türken; rasch waren auch die bereits zersprengten Reihen Boemunds wieder geordnet, und nach einem kurzen heißen Kampfe suchte das aufgelöste türkische Heer in verworrener Flucht das Weite.

Nach diesem theuer erkauften Siege setzten die Kreuzfahrer, die bei dieser Gelegenheit in den Selbschucken einen ebenso tapferen als verschlagenen Feind kennen gelernt, ihren Weg durch Phrygien fort. Da die Türken in diesem ohnehin unfruchtbaren Lande alle Vorräthe weggeschleppt, hatten die Christen bald mit dem äußersten Mangel zu kämpfen, dessen verheerende Wirkungen noch durch eine erdrückende Sonnengluth erhöht wurden. Rosse und Lastthiere sanken verschmachtet zu Boden; von den Kreuzfahrern erlagen oft mehrere Hunderte an einem Tage dem Hunger oder den ausgebrochenen Krankheiten. Noch verhängnißvoller drohte für die Kreuzfahrer ein Streit zu werden, der zwischen Gottfrieds Bruder Balduin und Tankred um den Besitz der eroberten Stadt Mamistra ausbrach. Da Tankred sich durch seine Milde und ritterliche Kühnheit mehr Freunde in dem Heere erworben hatte, als der stolze, herrschsüchtige Balduin, trennte sich dieser von seinen bisherigen Waffenbrüdern und zog nach dem Euphrat, um für sich selbst Eroberungen zu machen. Bald hatte er Edeffa, die Hauptstadt von Mesopotamien, erreicht, und nach kurzem Widerstande erlag dieselbe seinem von dem christlichen Theile der Bevölkerung unterstützten Angriff, worauf er seine Herrschaft auch über die umliegenden Städte ausdehute. So wurde Balduin der Gründer des ersten unabhängigen Fürstenthums im Orient, das sich über die reichsten Provinzen des alten Assyriens erstreckte und in der Folge für die christliche Herrschaft im Morgenlande eine große Bedeutung erlangte.

Unterdessen hatten die übrigen Kreuzfahrer das uralte, in einem anmuthigen, wasserreichen und daher überaus fruchtbaren Thale an den Ufern des Orontes gelegene Antiochia erreicht. Da die günstige Lage der Stadt am Fuße eines Berges und ganz in der Nähe des Meeres, sowie ihre starken, mehrere Hügel um-

fassenden Befestigungswerke den Kreuzfahrern die Belagerung derselben fast unmöglich zu machen schienen, waren mehrere Fürsten der Ansicht, man müsse, bevor man dieselbe beginne, die erschöpften Kriegsglente sich erholen lassen und neuen Zuzug aus Europa abwarten, der für das kommende Frühjahr in Aussicht stand; Raimund von Toulouse gab ihnen jedoch zu bedenken, daß ein Aufschub der Belagerung nur dem Feinde zu gut kommen werde, der dadurch Zeit gewinne, die Stadt noch mehr zu befestigen und Verstärkungen aus dem Innern des Landes heranzuziehen, und da die meisten Fürsten dieser Ansicht beitraten, wurde der Beschluß gefaßt, die Belagerung von Antiochia sofort zu eröffnen. Da das christliche Heer jedoch nur noch 300,000 streitbare Männer zählte, konnte die Stadt nicht vollständig eingeschlossen werden; von den fünf Thoren mußten zwei, zu welchen der die Mauern der Stadt umspülende Orontes den Weg versperrte, unbezegt bleiben.

Anfangs hatte es den Anschein, als habe die Einschließung der Stadt die Belagerten eingeschüchtert. Kein Türke ließ sich auf den Mauern sehen; nur durch die in denselben angebrachten Gitter schauten sie aus nach dem zahlreichen Heere, das die Stadt umlagerte, und staunten die Kleidung, die Waffen und das Lager ihrer Feinde an. Diese Ruhe im Innern der Stadt wiegte die Kreuzfahrer in eine trügerische Sicherheit. Während Viele sich in die benachbarten, von ihren Bewohnern verlassenen Burgen zerstreuten und von denselben Besitz nahmen, überließen sich die im Lager Zurückgebliebenen, in der sicheren Erwartung einer baldigen Uebergabe der Stadt, einem verschwenderischen Wohlleben.

Indessen verstrichen zwei Wochen, ohne daß die Eingeschlossenen Miene machten, sich zu ergeben; sie begannen vielmehr die Belagerer durch häufige Ausfälle zu beunruhigen, durch welche sie denselben große Verluste zufügten. Zu spät erkannten die Kreuzfahrer, daß ihre Hoffnung auf die Uebergabe der reichlich mit Vorräthen aller Art versehenen Stadt eine trügerische gewesen, und da die leichtsinnig vergeudeten Lebensmittel nicht ersetzt werden konnten, entstand in dem Lager der Christen bald ein solcher Mangel, daß nur die Reicheren noch in der Lage waren, die nothwendigsten Lebensmittel zu kaufen, die Armeren dagegen sich von Leder, Baumrinde und noch widrigeren Dingen nähren mußten und viele derselben dem Hunger erlagen. Das Elend der Kreuzfahrer wurde erhöht durch die Ungunst der Jahreszeit. Bei dem anhaltenden Regen versaulten Zelte und Kleider, und so fehlte den Kreuzfahrern jeder Schutz gegen die wachsende Kälte. Der Tod raffte daher so Viele dahin, daß die Lebenden kaum Zeit hatten, ihre Todten zu begraben. Auch von den Pferden erlagen die meisten dem Hunger und der Erstarrung. Vollständig entmuthigt, verließen viele Kreuz-

fahrer das Lager, um sich entweder zu Balduin nach Edessa zu begeben oder in anderen Gegenden günstigere Verhältnisse zu suchen. Auch Peter von Amiens, der Alles für verloren hielt, entfloß im Dunkel der Nacht; er wurde jedoch von dem ihm nacheilenden Tancred eingeholt und in das Lager zurückgeführt.

Endlich ging der traurige Winter zu Ende, und mit dem zurückkehrenden Frühling gestalteten sich die Verhältnisse günstiger für die Belagerer von Antiochia. Es langten bedeutende Zufuhren von Lebensmitteln an, und mit der Beseitigung des Mangels und dem Aufhören der winterlichen Kälte ließen auch die Krankheiten nach. Kaum hatten jedoch die Kreuzfahrer Zeit gehabt, sich neuen Hoffnungen hinzugeben, als die Schreckensstunde erscholl, Korboga, der Beherrscher von Mosul, ziehe mit vielen anderen selbstschudischen Häuptlingen an der Spitze eines Heeres von 200,000 Mann zum Entsatz der Stadt heran. So groß war die Bestürzung, die diese Nachricht unter den Kreuzfahrern verbreitete, daß selbst einer der Fürsten, die bis dahin alle das schönste Beispiel unererschütterlicher Standhaftigkeit gegeben, der Graf Stephan von Blois, mit vier-tausend der Seinigen das Lager verließ und nicht wiederkehrte.

Inzwischen war es Boemund gelungen, sich mit einem Kne-gaten, Namens Pyrrhus, dem einer der wichtigsten Thürme der Stadt anvertraut war, in Verbindung zu setzen, und dieser hatte sich bereit erklärt, gegen die Zusage bedeutender Geschenke und Freiheiten die Christen in diesen Thurm einzulassen. Boemund erklärte hierauf den übrigen Fürsten: wenn man ihm Antiochia überlassen wolle, so werde er die Kreuzfahrer in den Besitz der Stadt setzen; denn er habe einen türkischen Befehlshaber auf seine Seite gezogen, der zum Verrathe bereit sei. So bedenklich auch dieser Vorschlag den Fürsten erschien, entschlossen sie sich dennoch, im Hinblick auf die Größe der immer näher rückenden Gefahr, gegen welche es für sie keinen andern Ausweg gab, die Forderung des herrschüchtigen Boemund zu bewilligen. Nachdem derselbe mit Pyrrhus die nöthigen Verabredungen getroffen, erstieg er in einer dunklen Nacht mit einer kleinen Schaar Kreuzfahrer den Thurm vermittelst einer Strickleiter, worauf unter Pyrrhus' Führung die Besatzungen der übrigen Thürme überfallen und niedergehauen wurden. Unter dem Jubelruf: „Gott will es!“ zogen die Kreuzfahrer durch ein rasch geöffnetes Thor in die Stadt ein, unter deren Bewohnern ein schreckliches Blutbad angerichtet wurde.

Aber es war den Kreuzfahrern beschieden, innerhalb der Ring-mauern der Stadt die gleichen Drangiale, von denen sie während der Belagerung so schwer heimgesucht worden, zum andern Male und in noch höherem Grade zu erdulden. Noch ehe sie die nöthigen Vorkehrungen zur Erstürmung der von einer steilen Bergeshöhe

drohend herablickenden Citadelle treffen konnten, stand Korboga mit seinen Schaaren vor Antiochia, daß er von allen Seiten einschloß. Während die Besatzung der Citadelle die Kreuzfahrer durch unausgesetzte Ausfälle Tag und Nacht in Athem hielt, brach bald in der mit Lebensmitteln nur spärlich versehenen Stadt eine so gräßliche Hungersnoth aus, daß im Uebermaß des Elendes alle Bande der Ordnung sich lösten. Viele aus dem Heere, selbst Ritter und Edle, ließen sich, um ihr Leben zu retten, an Strickleitern von den Mauern der Stadt herab — weßhalb sie den Schimpfnamen „Strickläufer“ erhielten —, und Einzelne verläugneten sogar ihren Glauben, um bei den Türken Schutz und Hilfe zu finden. Von Denen, die in der Stadt zurückgeblieben, saßen viele Tausende in dumpfer Verzweiflung in den Häusern oder versteckten sich in den Kellerräumen, und weder Ermahnungen noch Drohungen vermochten sie zum Kampfe zu bewegen, bis endlich Boemund, dem der Oberbefehl mit unumschränkter Gewalt übertragen worden, die Stadt an mehreren Stellen anzünden ließ, um die Verzweifelnden aus den Häusern zu treiben.

Schon begann indessen selbst den Fürsten der Muth zu entsinken, als ein ungewöhnliches Ereigniß die dumpfe Verzagttheit aufs Neue in todesmuthige Begeisterung umwandelte. Vor dem Grafen Raimund erschien ein Priester aus der Provence, Petrus Bartholomäus, und theilte ihm mit, der Apostel Andreas sei ihm viermal im Traume erschienen und habe ihm die Stelle gezeigt, an welcher in der Kirche des heiligen Petrus die Lanze verborgen sei, mit welcher bei der Kreuzigung die Seite des Heilandes durchstoßen worden; auch habe er ihm befohlen, dies den Fürsten zu verkünden. Sogleich wurden Nachgrabungen an der bezeichneten Stelle vorgenommen, und in der That fand man zwölf Fuß tief unter dem Altare der Kirche eine verrostete Lanze. Mit stürmischem Jubel wurde dieselbe als ein sichtbares Zeichen des göttlichen Beistandes von den Wallbrüdern begrüßt, und einstimmig verlangte das Volk, ohne Verzug hinausgeführt zu werden zum entscheidenden Kampfe.

Drei Tage lang bereiteten sich die Kreuzfahrer durch Gebet, Fasten und feierliche Umzüge zu dem beschlossenen Ausfalle vor, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Am frühen Morgen des vierten Tages, dem Feste der Apostelfürsten, hielt der Bischof Ademar ein feierliches Hochamt, bei welchem den Kriegern das heilige Abendmahl gereicht und Allen, die tapfer zu des Heilandes Ehre kämpfen würden, ein vollkommener Ablass verkündet wurde. Dann theilte Boemund die von Hunger abgezehrten, aber mit fester Siegeszuversicht erfüllten Schaaren zu Ehren der zwölf Apostel in zwölf Schlachtordnungen und führte sie vor die Thore der

Stadt. Die mit Purpur umwundene heilige Lanze voran, zogen sie zu Fuß — denn die Zahl der Pferde war auf dreihundert herabgesunken — unter der Führung der Fürsten dem Feinde entgegen.

Als Korboga von dem Heranziehen der Christen Kunde erhielt, blieb er ruhig am Schachbrett sitzen; denn er erachtete ihr Beginnen für Wahnsinn. „Laßt sie Alle herauskommen“, sprach er zu seinen Emiren, die ihm zu einem raschen Angriff riethen, „damit Keiner zurückbleibe und unserem Schwerte entrinne.“ Aber seine stolze Siegesgewißheit sollte zu Schanden werden. Mit unwiderstehlicher, Alles überwindender Begeisterung stürzten sich die Christen auf seine in zwei Abtheilungen getrennten Schaaren, und nach einem mehrstündigen heißen Kampfe war das türkische Heer theils vernichtet, theils zerstreut. Korboga selbst eilte in unaufhaltsamer Flucht dem Euphrat zu, indem er sein ganzes Lager mit unermesslichen Schätzen den Christen als Beute zurückließ.

Korboga's Niederlage raubte der Bejagung der Citabelle den Muth zu fernerm Widerstande, und sie ergab sich gegen die Bewilligung freien Abzugs mit Hab und Gut. Aber der herrliche Sieg der christlichen Waffen sollte zugleich ein Triumph des christlichen Glaubens werden; denn viele Moslemin, unter ihnen selbst der Befehlshaber der Citabelle, baten um Unterweisung in der Religion des Kreuzes, die ihre Befenner zu solchem Todesmuth begeisterte, und empfingen von den hocherfreuten Priestern des Kreuzheeres unter großen Feierlichkeiten die heilige Taufe.

Obgleich das Ansehen, das der glorreiche Sieg bei Antiochia den christlichen Waffen im ganzen Morgenlande verschafft hatte, den Kreuzfahrern bei rascher Verfolgung desselben die Eroberung Palästina's sehr erleichtert haben würde, verzögerten die Fürsten den Ausbruch; denn die Frage über den Besitz der eroberten Stadt hatte Zwietracht unter sie gebracht. Graf Raimund, welcher mit Rücksicht auf die gegen den griechischen Kaiser eingegangenen Verpflichtungen der mit Boemund getroffenen Vereinbarung seine Zustimmung versagt hatte, bestand darauf, daß Antiochia dem Kaiser Alexius zurückgegeben werde, und da die Fürsten sich hierüber nicht einigen konnten, verstrichen vier volle Monate, ohne daß an die Fortsetzung des Zuges gedacht wurde. Erst als unter dem Volke, dessen Unmuth über den verderblichen Streit der Fürsten durch den Ausbruch einer verheerenden Seuche erhöht worden, die Drohung laut wurde, daß es, wenn die Fürsten noch länger die Sache Gottes ihren eigenen Angelegenheiten nachsetzen wollten, Antiochia, als die Ursache ihres Zwistes, zerstören und sich selbst einen Heerführer für den Zug nach Jerusalem wählen werde, wurde im November der Ausbruch des Heeres angeordnet.

Noch sieben volle Monate hatten die Kreuzfahrer auf ihrem Zug durch das südliche Syrien und die öde Hochebene Palästina's Beschwerden aller Art zu erdulden und mannigfache Kämpfe zu bestehen, ehe sie das Ziel ihrer Sehnsucht erreichten. Am 6. Juni 1099 erblickten sie zum ersten Male, von einer Anhöhe bei Emaus herab, die Binnen der heiligen Stadt. Kein Auge blieb thränenleer. Alle stürzten nieder auf die Kniee, um den heiligen Boden zu küssen, und ein feierlicher Lobgesang stieg aus den dankerfüllten Herzen zum Throne Gottes empor. Unter lautem Singen und Beten zog das Heer von der Anhöhe herab und lagerte sich vor den Mauern der heiligen Stadt.

In Jerusalem hatte kurz vorher ein Herrscherwechsel stattgefunden. Der fatimitische Kalife von Aegypten hatte die Söhne des seltschuckischen Emirs Orthof vertrieben, und sein tapferer Feldherr Jstikhar war entschlossen, mit seiner 60,000 Mann starken Besatzung die Stadt auf das Aeußerste zu vertheidigen. Das Heer der Kreuzfahrer zählte dagegen nur noch 40,000 Mann, von denen überdies kaum die Hälfte noch kampffähig war. Zudem standen bei der eigenthümlichen Lage der Stadt der Einnahme derselben die größten Schwierigkeiten entgegen; denn nur von der nördlichen Seite war ein Angriff auf dieselbe möglich, da sie von allen übrigen Seiten durch tiefe Thäler vollständig geschützt war. Trotz aller dieser ungünstigen Verhältnisse machten die Kreuzfahrer am 12. Juni, auf Rainmonds Betrieb, einen Sturmversuch, der jedoch von der Besatzung der Stadt siegreich zurückgeschlagen wurde.

Ohne durch diesen ersten Mißerfolg entmuthigt zu sein, beschloßen die Kreuzfahrer, sofort zu einer regelmäßigen Belagerung zu schreiten. Hierbei hatten sie jedoch mit ungeahnten Schwierigkeiten zu kämpfen; denn das Holz zu den Belagerungsthürmen, Wurfmaschinen und Sturmleitern mußte, da die Umgegend von Jerusalem vollständig baumlos war, aus der Nähe von Bethlehem herbeigeschafft werden. Dazu kam ein furchtbarer Wassermangel, indem die Ungläubigen auf weite Strecken hin die ohnehin nur in geringer Zahl vorhandenen Cisternen verschüttet und alle Quellen verstopft hatten, und schrecklicher noch als die Qualen des Hungers, die sie zu Antiochia zu erdulden gehabt, erschien den Kreuzfahrern der brennende Durst, der sie in der glühenden Sonnenhitze verzehrte. Schaarenweise sanken die Lastthiere, dem Durst erliegend, zu Boden, und ihre verwesenden Körper verpesteten die Luft. Bald waren die Lebensmittel nahezu erschöpft, und noch war keine Aussicht auf die Zufuhr neuer Vorräthe vorhanden. Dieses Uebermaß des Elends raubte Vielen so vollständig den Muth, daß sie, nachdem sie in den Fluthen des Jordans gebadet und Palmzweige

geholt, das Lager verließen, um sich in Joppe nach der Heimath einzuschiffen.

Endlich kam Linderung in der schrecklichen Noth: genuesische Schiffe, die im Hafen von Joppe gelandet, brachten Lebensmittel und Wein, zugleich auch Zimmerleute und Werkzeuge zum Bau der Belagerungsmaschinen. Mit neuem Muth'e gingen Alle an die Arbeit, bei welcher Fürsten und Knechte, Greise, Weiber und Kinder in den rühmlichsten Anstrengungen wetteiferten. Gottfried von Bouillon und Raimund von Toulouse errichteten zwei große vier-eckige Belagerungsthürme, die an sieben Ellen höher waren, als die Stadtmauer, und aus drei Stockwerken bestanden, welche mit Bewaffneten angefüllt werden sollten.

Nachdem alle Vorkehrungen zu dem allgemeinen Angriffe auf die Stadt beendet waren, hielten die Kreuzfahrer, um den Beistand Gottes für das große Unternehmen zu erslehen, am 8. Juli unter Gebet und Gesang einen feierlichen Umzug um die Stadt, welchem die Ungläubigen von den Mauern herab theils mit Bewunderung, theils unter lautem Spott und Hohn zuschauten. Hierauf wurden unter unsäglichen Schwierigkeiten die Belagerungsmaschinen stückweise bis unter die Mauern der Stadt gebracht und das gesammte Lager nach der Seite verlegt, die den Kreuzfahrern durch Rundschafter als die am schwächsten besetzte bezeichnet worden.

Da die Nachricht eingetroffen, daß ein ägyptisches Heer zum Entsatz der Stadt heranziehe, that Eile noth; es wurde daher der Beschluß gefaßt, am 14. Juli einen allgemeinen Sturm zu wagen. Nachdem die Kreuzfahrer in der frühesten Morgenstunde das heilige Abendmahl empfangen, zogen die einzelnen Fürsten ihre Schaaren zusammen und begannen den Angriff; aber die Belagerten fügten den Anstürmenden nicht nur durch die von der Höhe herabgeworfenen Steine schwere Verwundungen zu, sondern schleuderten auch Pfeile, die mit Schwefel, Pech und anderen brennbaren Dingen versehen waren, und brennende Balken, deren Feuer durch Wasser nicht gelöscht werden konnte, auf die Belagerungsmaschinen der Christen herab, so daß dieselben bald in Brand geriethen und die Kreuzfahrer an nichts Anderes mehr denken konnten, als an deren Rettung.

Am folgenden Morgen wurde der Sturm erneuert; aber auch an diesem Tag schien den Kreuzfahrern kein Sieg beschieden; denn nach einem siebenstündigen heißen Kampfe hatte man noch keinen nennenswerthen Erfolg errungen. Schon dachten die Fürsten daran, die Fortsetzung des Sturmes auf den folgenden Tag zu verschieben und vorher die stark beschädigten Maschinen auszubessern, als plötzlich, um die Stunde, in welcher der Heiland ans Kreuz geschlagen worden, Herzog Gottfried auf dem Delberge einen Ritter erblickte, der,

seinen strahlenden Schild schwenkend, dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Der Gedanke, daß der heilige Georg den Streitern Christi zu Hilfe komme, erfüllte Alle mit neuer Siegeszuversicht. Der Kampf wurde sogleich wieder aufgenommen, und binnen einer Stunde war die vordere Mauer niedergeworfen und des Herzogs Thurm an die innere Mauer gerückt. Das auf der Spitze desselben blinkende goldene Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen stets vergeblich gezielt, verkündete dem Volke Gottes den Sieg Christi über Muhammed. Bald darauf wurde auch der Thurm des Grafen Raimund so nahe an die Mauer gebracht, daß die in demselben befindlichen Kreuzfahrer mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten.

Noch immer setzten die Muselmänner den Anstrengungen der Christen den verzweifeltsten Widerstand entgegen, bis es endlich einigen Kreuzfahrern gelang, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, durch brennende Pfeile in Brand zu stecken. Da der Wind den Rauch den Vertheidigern der Mauer ins Gesicht trieb und sie dadurch kampfunfähig wurden, verließen sie verzweiflungsvoll ihren Posten. Sogleich wurde aus dem Thurme Gottfrieds die im zweiten Stockwerke angebrachte Fallbrücke niedergelassen und über dieselbe die Mauer erstiegen. Herzog Gottfried war einer der Ersten, die über die erstürmte Mauer in die Stadt drangen. Ihm folgten sein Bruder Eustach, der Herzog Robert von der Normandie und der Graf von Flandern. Diejenigen Kreuzfahrer, welche nicht durch den Thurm auf die Mauer gelangen konnten, erstiegen dieselbe mit Leitern. Während Herzog Gottfried durch mehrere Ritter das nächste Thor öffnen ließ, um den Seinigen ein rascheres Eindringen in die Stadt zu ermöglichen, drängte auch der Graf Raimund, dessen Thurm in der Nähe der Burg Zion stand, die dort noch immer mit dem Muth der Verzweiflung kämpfenden Moslemin von der Mauer zurück, worauf auch das südliche Thor geöffnet wurde. Unter dem jubelnden Siegesgeschrei: „Gott hilft! Gott will es!“ strömten die freudetrunkenen Kreuzfahrer von zwei Seiten in die eroberte Stadt. So heftig war ihr Drängen, daß sechszehn Wallbrüder im Gewühle erstickten.

In den Straßen und Häusern der Stadt folgte jetzt ein blutiges Gemetzel; denn in ihrem Siegesrausche vergaßen die Kreuzfahrer, daß sie im Dienste des Gottes der Liebe stritten. Alles Erbarmen war untergegangen in dem einen Gefühle, Rache zu nehmen für alle Unbill, die sie selbst während der Belagerung und der christliche Name seit so vielen Jahren von den Ungläubigen zu leiden gehabt. Herzog Gottfried, der dem Wüthen keinen Einhalt

zu thun vermochte, verließ während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, im wollenen Pilgerhemde und barfuß die Stadt, wallte um deren Mauern und begab sich dann nach der Kirche des heiligen Grabes, wo er sich der Andacht überließ.

Endlich erwachten auch in den siegestrunkenen Kreuzfahrern bessere Gefühle, und von der wildesten Mordlust gingen sie plötzlich zu tiefer Zerknirschung über. „Sie legten die Waffen nieder,“ sagt Wilhelm von Tyrus, „wuschen sich die Hände, zogen reine Kleider an und gingen dann demüthig und zerknirschten Herzens, unter Seufzen und Weinen, mit bloßen Füßen an den heiligen Orten umher und küßten dieselben mit großer Andacht. Bei der Auserstehungskirche kam ihnen der Klerus der Stadt mit Lobliedern entgegen. Mit welchem Jubel küßten sie die Stätte, wo der Herr gelitten! Es war ein gar rührender Anblick, das Volk in so brünstiger Andacht zu sehen. Ueberall Thränen, überall Seufzer, aber nicht der Angst und Betrübniß, sondern aus glühender Andacht, aus der höchsten Freudigkeit des inneren Menschen Gott dargebracht. In der ganzen Stadt wurden in frommem Eifer Gott wohlgefällige Werke dargebracht. Die Einen bekannten dem Herrn ihre Sünden und gelobten, sie hinfort nicht mehr zu begehen; Andere schenkten alles, was sie hatten, mit verschwenderischer Großmuth den Armen und Gebrechlichen; denn daß ihnen der Herr vergönnt hatte, diesen Tag zu sehen, galt ihnen für den höchsten Reichthum.“ — Die in Jerusalem ansässigen Christen konnten des Dankes gegen die Kreuzfahrer für ihre Befreiung kein Ende finden. Die größte Ehre wurde Peter von Amiens zu Theil, welchem die Priester von Jerusalem knieend ihre Dankagung darbrachten, indem sie, nächst Gott, hauptsächlich seiner Beredsamkeit ihre Rettung aus der bisherigen Trübsal zuschrieben. Bald darauf kehrte der fromme Einsiedler in seine Heimath zurück, wo er fünfzehn Jahre später in dem von ihm gegründeten Kloster Huy seine Tage beschloß.

Nachdem die Kreuzfahrer die Leichen der erschlagenen Moslemin aus der Stadt gebracht und die blutigen Spuren des gräuelvollen Gemekels getilgt, richteten sie sich in Jerusalem ein; denn wer nach der Erstürmung der Stadt zuerst ein Haus betreten und zum Zeichen der Besiznahme desselben seinen Schild an die Thüre befestigt hatte, durfte es als sein Eigenthum betrachten. Dann traten die Fürsten zur Entscheidung der wichtigen Frage zusammen, wem unter ihnen der Schutz und die Hut des von der schmachvollen Herrschaft der Ungläubigen befreiten Heiligthums übertragen werden solle. Nach längeren Berathungen einigten sie sich in dem Beschluß, daß Einer von ihnen zum König von Jerusalem erhoben, bei der Wahl aber nur Verdienst und Frömmigkeit, und zwar nicht nur das Verdienst glänzender Waffenthaten, sondern auch das des unbe-

scholtenen Wandels, berücksichtigt werden sollte. Nachdem Raimund von Toulouse die Wahl abgelehnt, gaben die Fürsten einmüthig ihre Stimmen dem Herzog Gottfried von Bouillon. Dieser nahm die Wahl an; sein bescheidener Sinn gestattete ihm jedoch nicht, eine Königskrone an dem Orte zu tragen, wo der Sohn Gottes unter einer Dornenkrone geblutet; er lehnte daher den königlichen Titel ab und nannte sich nur *Beschützer des heiligen Grabes*.

III.

Das Königreich Jerusalem.

Raum hatte Gottfried von Bouillon die Regierung des neuen christlichen Staates von Jerusalem angetreten, als der Bestand desselben durch ein gewaltiges Heer in Frage gestellt wurde, mit welchem Asdal, der Bezier des Kalifen von Kairo, zur Wiedereroberung des verlorenen Landes heranrückte. Nach der geringsten Angabe zählte dasselbe 140,000 Mann, und Gottfried konnte demselben nur ein Heer von 5000 Reitern und 15,000 Fußgängern entgegenführen; dennoch errang er den Sieg durch die kluge Umsicht, mit welcher er den Heldenmuth der Seinigen zu leiten wußte. Das feindliche Heer wurde am 14. August bei Askalon vollständig zersprengt, und aus dem erbeuteten feindlichen Lager brachten die Sieger reichliche Lebensmittel für die Soldaten, Waffen und Pferde für die Ritter und zahlreiche Last- und Zugthiere für die christlichen Ansiedler zurück. Die Standarte des Kalifen, die ein Pilger dem erschlagenen Fahnenträger abgenommen, wurde zum Gedächtniß des durch den Beistand des Erlösers errungenen Sieges in der Kirche des heiligen Grabes aufgehängt.

Nach der Schlacht bei Askalon kehrten viele Fürsten und Herren, denen sich 20,000 andere Pilger angeschlossen, in ihre Heimath zurück, da sie mit der Befreiung des heiligen Grabes ihr Gelübde für erfüllt erachteten und nach der Gründung des Königreichs Jerusalem von den Ungläubigen für die Sache des Kreuzes im Morgenlande Nichts mehr befürchten zu müssen glaubten.

Nachdem Gottfried durch den glänzenden Sieg bei Askalon den Bestand seines Reiches gesichert, war seine erste Sorge darauf gerichtet, demselben eine den inneren Frieden schützende Verfassung zu geben. Da die Bevölkerung desselben aus beinahe allen europäischen Nationen und verschiedenen morgenländischen Völkerschaften gemischt war, hielt er es für nöthig, den heimathlichen Rechten aller Einzelnen so viel als möglich Rechnung zu tragen. Er berief daher den Patriarchen und

die höhere Geistlichkeit von Jerusalem, sowie die Fürsten und Barone zusammen, um unter ihrer Mitwirkung aus den verschiedenen Gesetzgebungen des Abendlandes dasjenige auszuwählen, was für die Verhältnisse des neuen Staates am geeignetsten schien. So entstand eine Reihe von Satzungen — Assisen und Gewohnheiten genannt — die in den „Lettres du st. sépulcre ou livre des assises et bons usages du royaume de Jérusalem“ zusammengetragen wurden. Nach dieser Verfassung bildete das Königreich Jerusalem ein untheilbares Erbreich, dessen Krone in Ermanglung männlicher Erben auf die Töchter überging. Bei dem Aussterben der herrschenden Dynastie wählten die höheren geistlichen und weltlichen Herren einen neuen König. Vor der Krönung, die in der Auferstehungskirche durch den Patriarchen von Jerusalem vollzogen wurde, mußte der König durch einen feierlichen, auf das Evangelienbuch abgelegten Eid geloben, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht die Kirche, die Wittwen und Waisen in ihren Rechten gegen Jedermann zu erhalten und zu beschirmen, die Gerechtigkeit zu handhaben und alle Gewohnheiten, Satzungen und Ordnungen des Reiches aufrecht zu halten und zu erfüllen. Hierauf setzte ihm der Patriarch, unter der Zusicherung seiner Treue und seines Beistandes, die Krone auf, überreichte ihm die übrigen Abzeichen der königlichen Würde: Ring, Schwert, Scepter und Reichsapfel, und stellte ihn dem versammelten Volke als König vor, worauf ihm die anwesenden Lehensträger den Eid der Treue leisteten. — Der König war Oberrichter und Feldhauptmann, in allen wichtigen Fragen aber an den Rath der Großen gebunden. Die unmittelbaren Vasallen, die Barone, bildeten die erste, ihre Lehensträger, les hommes du royaume, die zweite und ihre Untervasallen, les hommes liges, die dritte Klasse des Lehensadels. Die Lehens erbten in männlicher und weiblicher Linie. Alle Großen und Barone waren verpflichtet, dem Landesherrn auf dem Schlachtfelde, wie im Rathe, zu dienen, ihn an Leib und Ehre zu beschützen und zu rächen und sich für ihn als Geißel zu stellen, falls er in Feindeshände fiel. Die Verpflichtung zum persönlichen Lehensdienst hörte auf, wenn der Vasall das sechzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte oder durch körperliche Gebrechen zum Kriegsdienst unfähig geworden war. Die Nichterfüllung der Lehenspflicht galt als Treubruch und hatte für den Schuldigen, je nach der Schwere seines Vergehens, den zeitweiligen oder dauernden Verlust seines Lehens zur Folge.

Der oberste der vier Kronbeamten des Königreichs Jerusalem war der Seneschall, der die Verwaltung der königlichen Einkünfte innerhalb und außerhalb des Landes leitete, die Aufsicht über die königlichen Schlösser und Festungen führte, die königlichen Beamten als ihr Vorgesetzter in Eid und Pflicht nahm und in Ab-

wesenheit des Königs dessen Stelle vertrat. Ihm zunächst im Range standen der Connetable oder Kronfeldherr, der nach dem König die erste Stelle im obersten Gerichtshofe und die höchste Gewalt im Heere hatte, und der Marschall, dem hauptsächlich die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Herren und den Waffenknechten, sowie die Vertheilung der Beute oblag. Das unbedeutendste Amt war das des Großkammerherrn (Chamberlain), dessen Funktionen auf den Ehrendienst um die Person des Königs bei feierlichen Gelegenheiten beschränkt waren.

Wie der König im obersten Gerichtshofe, der haute cour, zu Gericht saß über die Barone, so sprachen diese wieder Recht über ihre Vasallen und übten in ihren Territorien auch alle anderen Hoheitsrechte ganz selbstständig aus. Für die Städte bestanden, als richterliche Behörden, Bürgerhöfe, cours des borges oder bourgeois, auch basses cours genannt, in welchen, je nach ihrer Lage in königlichen oder lehnbaren Territorien, theils Beamte des Königs, theils Stellvertreter der Barone den Vorsitz führten. Die einheimischen Christen behielten ihre früheren Rechte bei.

Die Kirche erhielt eine ähnliche Organisation wie im Abendlande, doch genoß sie einer noch größeren Selbstständigkeit. Vollständig unabhängig von der weltlichen Macht, hatte sie nur in Fällen der Noth das Kriegsheer durch Subsidien zu unterstützen. An ihrer Spitze stand der Patriarch von Jerusalem, unter welchem fünf Erzbischöfe und eine große Anzahl von Bischöfen die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches leiteten.

Die von Gottfried erlassenen Satzungen wurden in einen großen Kasten verschlossen, der nur in Gegenwart des Königs oder eines der hohen Barone an seiner Statt, sowie des Patriarchen oder seines Stellvertreters und verschiedener anderer hoher Personen geöffnet werden durfte, und in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt, weshalb sie auch Briefe des heiligen Grabes hießen. Sie wurden von Gottfrieds Nachfolgern, je nach den Bedürfnissen der Zeit und der Umstände, erweitert und verbessert. Als Jerusalem im Jahre 1187 wieder in die Hände der Türken fiel, wurden die Lettres du st. sépulere nach Cypren gebracht, wo sie gleichfalls als Gesetzbuch galten.

Gottfried waltete seines Herrscheramtes mit Umsicht, Gerechtigkeit und Milde; er schützte die Grenzen, förderte Handel und Gewerbe und genoß auch bei den Ungläubigen eines so hohen Ansehens, daß sogar arabische Häuptlinge ihre Stammesstreitigkeiten vor seinen Richterstuhl brachten. Leider war die Regierung dieses trefflichen Fürsten nur von kurzer Dauer; denn er starb schon am 28. August 1100. Seine Leiche wurde in der Auferstehungskirche

beigesetzt, wo auch seine Nachfolger auf dem Throne von Jerusalem ihre Ruhestätte fanden.

Da Gottfried keine Nachfolger hatte, folgte ihm sein Bruder Balduin von Edessa, der den königlichen Titel annahm und achtzehn Jahre regierte. Unter ihm wurde das Königreich Jerusalem durch äußere Gefahren und innere Zwistigkeiten an den Rand des Verderbens geführt und würde schwerlich dem Untergang entronnen sein, hätten nicht die italienischen Freistaaten Pisa, Genua und Venedig, deren Handelsinteresse durch die christliche Herrschaft in den Küstländern des Orients mächtig gefördert wurde, den König in der Aufrechthaltung seiner Macht unterstützt. Mit ihrer Hilfe wurden nach und nach die wichtigen Hafenstädte Cäsarea, Akkon (auch Acre und Ptolemais genannt), Tripolis, Berytus und Sidon für das Königreich Jerusalem gewonnen.

Nach dem Tode Balduins I. (1118) kam, da auch er kinderlos war, die Krone von Jerusalem an seinen Vetter Balduin von Bourges, der bei Balduins I. Thronbesteigung die Grafschaft Edessa als Lehen erhalten hatte. Unter Balduin II. (1118—1131) erreichte das Königreich Jerusalem seine höchste Blüthe. Das der christlichen Herrschaft unterworfenen Gebiet erstreckte sich von Tarsus in Cilicien ostwärts bis Edessa und von da südwärts bis in die Gegend von Gaza und zerfiel in vier Haupttheile: das Fürstenthum Syrien oder Jerusalem, dessen Fürst der König von Jerusalem war, das Fürstenthum Antiochien, die Grafschaft Edessa und die Grafschaft Tripolis, deren Inhaber zu dem König in dem gleichen Verhältnisse standen, wie die großen Vasallen der französischen Krone zu dem König von Frankreich, und sich im Laufe der Zeit ihrem Lehensherrn immer selbstständiger gegenüberstellten. Unter den vielen kleineren Lehnen war das aus der Landschaft Galiläa bestehende und von Tankred gegründete Fürstenthum Tiberias das bedeutendste.

Nach dem Tode Balduins II. (1131), welchem sein Schwiegersohn, der bereits sechzigjährige Graf Fulco von Anjou, auf dem Throne folgte, kamen stürmische Zeiten über das Königreich Jerusalem, und die Gefahren für den christlichen Staat mehrten sich, als nach Fulco's Tod (1143) sein dreizehnjähriger Sohn Balduin III. den Thron bestieg. Während der vormundschaftlichen Regierung seiner Mutter Melisende, die dem Reiche mit Umsicht und männlicher Entschiedenheit vorstand, wurde Edessa, die Vormauer Jerusalems, durch Emadeddin Zengi, den Beherrscher von Mosol, der mit Zustimmung des in Ispahan residirenden seldschukischen Großsultans Mahmud II. aus den kleineren von ihm unterworfenen türkischen Herrschaften ein mächtiges Reich gegründet, den Christen entriß (1144). Als Zengi zwei Jahre später von einem Sklaven

ermordet worden, gelang es zwar den Christen, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen; allein Zenki's Sohn und Nachfolger Nureddin, der seinem Vater an Thatkraft und Herrschertalent nicht nachstand, eilte sogleich mit einem zahlreichen Heere herbei, und die zur Vertheidigung der Stadt zu schwachen Christen sahen kein anderes Mittel der Rettung, als sich den Abzug durch das feindliche Heer zu erkämpfen. Die meisten erlagen dabei der Uebermacht, und diejenigen, welche den Türken lebend in die Hände fielen, wurden unter schweren Mißhandlungen gefesselt in ferne Gegenden abgeführt. Die Stadt selbst ließ Nureddin zur Strafe für ihren Abfall von Grund aus zerstören, und Jahrhunderte lang bot das einst so reiche und prachtvolle Edessa nur noch das Bild eines wüsten Trümmerhaufens.

IV.

Die Johanniter und die Tempelherren.

Die hauptsächlichsten Stützen der christlichen Herrschaft im Morgenlande waren die geistlichen Ritterorden, von denen die beiden ersten, der Johanniter- und der Tempelherren-Orden, unter Balduin II. entstanden sind. Nirgends zeigt sich der Geist der Kreuzzüge, die Verbindung von Heldensinn und Andacht, von Manneskraft und Menschenliebe, von Schwert und Bußgürtel, in einem strahlenderen Lichte, als in jenen Ordensrittern, die dem Gebete mit dem gleichen Eifer oblagen, wie dem Waffendienste, die Pilgerzüge abholten und schützten, die Verwundeten pflegten und, wenn die Drommete zur Schlacht rief, sich mit kühner Todesverachtung in die feindlichen Reihen stürzten, um entweder zu siegen oder für das Kreuz zu sterben.

Schon im Jahre 1020, als die fatimitischen Kalifen noch über Syrien herrschten, hatten einige reiche Kaufleute aus Amalfi in der Nähe der Auferstehungskirche zur Unterstützung und Pflege armer und kranker Pilger ein Benediktinerkloster gegründet, zu dessen Schutzpatron Johannes der Täufer erwählt wurde. Während der Belagerung von Jerusalem wurden hier, unter dem Vorsteher Gerh a r d aus der Provence, Kranke und Verwundete, Moslemin wie Christen, in solcher Zahl und mit solcher Hingebung gepflegt, daß die Türken selbst im erbittertsten Kampfe gegen die Christen das Kloster schonten. Nachdem Gottfried von Bouillon daselbe reich mit Gütern ausgestattet, sonderte Gerhard die Krankenpfleger von dem Kloster ab, vereinigte sie zu einer besonderen Genossenschaft und gab ihnen die Regel und das Ordenskleid der Augustiner Chor-

herren mit einem schwarzen Mantel, auf welchen ein achteckiges weißes Kreuz geheftet war. Papst Paschalis II. bestätigte im Jahre 1113 die Einrichtung des Ordens, dessen segensreiches Wirken zum Heile der Kranken und Dürftigen bald die allseitigste Anerkennung fand, stellte die Besitzungen desselben, die durch zahlreiche Schenkungen und Vermächtnisse bedeutend erweitert wurden, unter den Schutz der Kirche, sprach denselben frei von jedem Zehnten an den Patriarchen von Jerusalem und gab den Ordensbrüdern das Recht, sich ohne jede weltliche oder geistliche Einmischung einen Ordensmeister zu wählen.

Ihre eigenthümliche Verfassung als Ritterorden erhielt die Gesellschaft der Johanniter durch Gerhards Nachfolger *Raimund du Buy*, einen Ritter aus der Dauphiné, der zu der Verpflichtung der Ordensglieder, sich dem Dienste der Kranken zu widmen — wahrscheinlich nach dem Vorbilde des inzwischen entstandenen Ordens der Tempelherren — die Pflicht des Kampfes gegen die Ungläubigen fügte. Nach den von Raimund vervollständigten Ordensregeln, die im Jahre 1120 von Papst Calixtus II. bestätigt wurden, mußte jedes Mitglied des Ordens das dreifache Gelübde der persönlichen Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen, sich der strengsten Sittlichkeit und Demuth befleißigen, die ihm obliegenden Pflichten getreu erfüllen und sich mild und liebevoll gegen Alle erweisen, besonders gegen die zu pflegenden Kranken. Der Orden zerfiel in drei Klassen von Brüdern, in Priester, denen die Abhaltung des Gottesdienstes oblag, Ritter, die in die Schlacht zogen und die Pilgerschaaren durch die unsicheren Gebiete der Ungläubigen führten, und dienende Brüder, denen mit der Pflicht der Krankenpflege auch die Verrichtung niederer Dienste in Krieg und Frieden oblag. Wie die Könige von Jerusalem, so bedachten auch die Fürsten des Abendlandes den Orden mit ansehnlichen Geschenken an Geld und Gütern. Der Ordensmeister *Hugo von Reval* nahm im Jahre 1268, mit Zustimmung des Papstes *Clemens IV.*, den Titel Großmeister an. Dem Großmeister standen in der Verwaltung der Ordensangelegenheiten fünf Großbeamte zur Seite, der Groß-Comthur, der Marschall, der Hospitalier, der Admiral und der Drapier oder Aufseher über die Kleidung und die Armaturstücke. Der Orden, der bald durch Reinheit der Sitten und kriegerische Tugenden zu hohem Ansehen gelangte, zerfiel in acht Zungen oder Nationen: Provence, Auvergne, Frankreich, Aragon und Castilien, Italien, England und Deutschland. Ein Theil der Ordensbrüder trennte sich später von den übrigen, um unter dem Namen *Lazarusbrüder* sich ausschließlich dem Dienste der Kranken, insbesondere der Aussätzigen, zu widmen.

Nachdem Jerusalem im Jahre 1291 wieder in die Hände der

Ungläubigen gefallen, siedelten die Johanniter nach der Insel Cypern über, von wo sie im Jahre 1310 die Insel Rhodos eroberten. Im Besitze dieser Insel blieben sie bis zum Jahre 1522, in welchem sie dieselbe, nach einer mit beispiellosem Heldenmuth geführten Vertheidigung, an den Sultan Solyman den Prächtigen verloren. Kaiser Karl V. wies ihnen hierauf die Insel Malta zum Sitze an, nach welcher sie später den Namen Malteser-Ritter führten.

Der Tempelherrenorden wurde im Jahre 1118 durch neun französische Ritter gegründet, welche in die Hände des Patriarchen von Jerusalem das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorams ablegten und sich zugleich durch einen feierlichen Schwur verpflichteten, die Heerstraßen zu schützen, die Wallbrüder zu den heiligen Stätten zu geleiten und gegen Ueberfall zu vertheidigen und zur Beschirmung des heiligen Landes gegen die Ungläubigen ritterlich ihr Leben einzusetzen. An der Spitze dieses frommen Bundes, der sich unter den Schutz der heiligen Mutter Gottes gestellt, stand der treffliche Ritter Hugo von Payenz; neben ihm ragte besonders Gottfried von St. Omer durch Gottesfurcht und Tapferkeit hervor. Balduin II. schenkte dem Orden, der Anfangs so arm war, daß auf zwei Ritter nur ein Pferd kam, — weßhalb auch ein von zwei Rittern bestiegenes Pferd das Wappen des Ordens wurde — einen Flügel seines Palastes in der Nähe des Platzes, auf welchem ehemals der Tempel Salomons gestanden; die Ordensritter erhielten daher den Namen Tempeler oder Tempelherren. Die kirchliche Bestätigung erhielt der Orden im Jahre 1128 auf der Synode von Troyes. Die Ordensregel hatte der heilige Bernard verfaßt, der mit dem ganzen Eifer seiner Feuerseele für die Verbreitung des Ordens thätig war und demselben eine große Anzahl von Rittern, zum Theil aus dem höchsten Adel, zuführte.

Das Ideal des Ordens zeichnet Bernhard mit den Worten: „Im leiblichen Kampfe ritterlich zu bestehen, liegt uns nicht ferne; daß man im Kampfe mit Ansechtung und Sünde den Sieg erringen könne, zeigen die Bewohner zahlloser Klöster. Wenn aber der Mann sich für diesen Doppeltkampf mit dem Schwert umgürtet, da blickt unser Auge verwundert auf ihn, der den Leib in Stahl, die Seele in den Harnisch des Glaubens hüllt, der mit dem Spruch: „Im Leben und im Tod bin ich des Herrn!“ dem Feinde des Kreuzes sich entgegen wirft, der lebend Christo gehört und dem Sterben ein Gewinn ist. Freue dich, kühner Streiter, wenn du siegest und lebest im Herrn; freue dich mehr noch, wenn du fällst und eingehst zum Herrn. O seliges Leben, wenn man in süßester Sehnsucht dem Tode entgegenharrt! Auf Seidendecken, mit Goldspornen und im bunten

Waffenschmuck reitet der Weltritter in die Schlacht, gehezt von menschlicher Leidenschaft, von dem Verlangen nach Rache, nach Ruhm oder nach Habe. Aber der Ritter Christi zieht in den Kampf schuldlos und hoffnungsvoll, daß die gebeugte Tochter Sions den Staub vom Haupte schüttle und einziehe in die heilige Stadt der Väter. Der Ritter Christi soll in Zucht leben und in Gehorsam, nüchtern und mäßig, ohne Weib und Kind und ohne Habe, einträchtig, ernst, nimmer ruhend, ein Feind des äußeren Schmuckes und der Weltlust. Auf starkem und schnellem Rosse soll er in die Schlacht reiten, nur nach Sieg verlangen, nicht nach Ruhm; nicht von eigener Kraft den Sieg erwarten, sondern von dem Gotte des Himmels. Er soll Lammesjanztmuth mit Löwenkühnheit einen, den Mönch mit dem Ritter. Salomons Tempel strahlte in Pracht und Herrlichkeit; den neuen Tempel Jerusalems aber zierte Frömmigkeit und Demuth.“

Diesem hohen Ideal entsprach auch das Ordenskleid, das Papst Eugen III. für die Tempelherren bestimmte: der weiße Mantel, als Zeichen der Reinheit des Herzens, mit dem rothen Kreuz, dem Zeichen des Märtyrertums, sowie auch die Inschrift auf ihrem Ordensbanner, dem Beauséant: „Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen verleihe den Ruhm.“ Neben der persönlichen Armut, der Keuschheit und dem unbedingten Gehorsam war der unaufhörliche Kampf gegen die Ungläubigen den Tempelherren vorgeschrieben. Selbst wenn er allein war gegen drei, mußte der Tempelherr den Kampf aufnehmen, durfte nie um sein Leben bitten und zu seiner Auslösung „keinen Zoll Mauer und keinen Zoll Erde“ abtreten.

Wie die Johanniter, so gelangten auch die Tempelherren bald durch Vermächtnisse und fromme Schenkungen zu großem Reichthum, und ihre Zahl wuchs so sehr, daß sie eine ansehnliche Macht im Morgenlande bildeten. Die Besitzungen des Ordens, deren im Jahre 1144 schon nahezu 9000 gezählt wurden, zerfielen in Balleien, Comthureien und Priorate und die Ordensbrüder in Ritter, Priester, Kapläne, dienende Brüder (Waffenträger) und Handwerker. An der Spitze des Ordens stand der Großmeister, dessen Macht jedoch durch einen ihm beigegebenen hohen Rath, das Generalkapitel, sehr beschränkt war.

Nach dem Verluste des heiligen Landes verlegte auch der Tempelherrenorden seinen Sitz nach Cypren; doch zogen sich die meisten Ritter nach Frankreich zurück, wo der Orden seine Hauptbesitzungen hatte. Im Jahre 1312 wurde der Orden auf Betrieb König Philipps IV. des Schönen, welcher, von unversöhnlichem Hass gegen denselben und niederer Habgucht getrieben, die schwersten Anklagen gegen die Ordensritter erhob, von Papst Clemens V. auf dem Concil von Vienne aufgehoben.

V.

Die Assassinen.

Einen scharfen Gegensatz zu den vom Geiste des Christenthums durchwehten Ritterorden, die ihren Gliedern demüthige Selbstverläugnung und strengsten Gehorsam im Dienste Gottes und der Menschheit zur Pflicht machten, bildete die zu jener Zeit unter den Moslemin entstandene Genossenschaft der Assassinen, die mit der höchsten Entäußerung des eigenen Willens eine entsezenerrregende Schwärmerei verbanden und die Freuden des Paradieses durch die blutigsten Frevelthaten zu erlangen glaubten.

Der Gründer dieser Genossenschaft war Hassan Ben Sabbah aus der persischen Provinz Khorassan, ein von maßloser Herrschsucht verzehrter Fanatiker, der sich von den Abbasiden losgesagt und für die Fatimiden Partei ergriffen hatte, weil er am Hofe des seldschukischen Großsultans Malek Schah, der von seiner Residenz Ispahan aus als Emir al Omra, d. h. Fürst der Fürsten, im Namen des vollständig machtlos gewordenen Kalifen von Bagdad dessen Länder regierte, das Ansehen nicht hatte erlangen können, nach welchem sein unerfättlicher Ehrgeiz strebte. Nachdem er sich den Ismaeliten — einer in Persien entstandenen, weit verbreiteten moslemitischen Sekte, die den Kalifen feindlich gesinnt war — angeschlossen, trat er mit neuen religiösen Ansichten auf, indem er, dem Koran nur eine allegorische Bedeutung beilegend, alle Religionsgebräuche und äußeren Handlungen als werthlos für die Eingeweihten bezeichnete. Zur Verbreitung dieser Lehre durchzog er Persien unter großem Zulauf bis es ihm im Jahre 1091, theils durch List, theils durch Gewalt, gelang, sich in den Besitz der im alten Parthien gelegenen Bergfeste Alamut (Geiernest, so genannt wegen ihrer unbezwinglichen Lage) zu setzen, die er zu seiner Residenz zu machen beschloß. Hier gründete er, angeblich für die Wahrung der Interessen des Islam, thatsächlich aber für die Verwirklichung der Pläne seiner ruchlosen Herrschsucht, in der von ihm umgestalteten ismaelitischen Sekte eine Macht, die der Schrecken des Orients wurde und unter acht Herrschern fortbauerte. Die Stützen dieser Macht waren die Fedawih's (die Aufopfernden), Jünglinge, welche dem jedesmaligen Oberhaupt der Sekte, dem Alken vom Berge (Scheikh al Dscheba, eigentlich Fürst der Gebirge) zu blindem Gehorsam verpflichtet waren.

Um die Jünglinge, die zu Fedawih's ausersehen waren, für diesen blinden Gehorsam zu gewinnen, wurden sie durch ein aus Haschisch, einer persischen Hanfart, bereitetes narkotisches Getränk

berauscht und in diesem Zustande in die mit allen Reizen und Herrlichkeiten des Orients ausgeschmückten Gärten gebracht, die der Alte vom Berge in verborgenen Gründen besaß und in denen sie sich im Paradiese wähten. Hatten sie hier in berauscher Sinnenlust ihre Kräfte erschöpft, so wurden sie aufs Neue durch das gleiche narkotische Mittel in einen bewußtlosen Zustand versetzt und zu dem Alten vom Berge zurückgebracht, der ihnen erklärte, er habe sie im Voraus die Wonnen des Paradieses genießen lassen, um ihnen zu zeigen, zu welchen Genüssen der Märtyrertod sie führen werde. Von glühender Sehnsucht nach diesen Genüssen erfüllt, waren sie zu jedem Wagniß bereit und führten blindlings, vor keiner Gefahr zurückschauend, jeden Blutbefehl des Alten vom Berge aus, der sich ihrer bald zur Befriedigung seiner Rache, bald zur Förderung ehrgeiziger Pläne bediente. War ihnen ein Todesopfer bezeichnet, so verfolgten sie, gleich Bluthunden, dessen Spur, und Nichts kam der List und Kühnheit gleich, durch welche sie Denjenigen zu erreichen suchten, dem sie den vergifteten Dolch ins Herz stoßen sollten. Wurden sie ergriffen, so spotteten sie aller Martern, und keine Qual vermochte ihnen ein Geständniß auszupressen. Ebenso bereitwillig, wie Anderen, gaben sie sich selbst den Tod, wenn ihnen dies befohlen wurde. Um dem von ihm zum Besuche der Feste Alamut eingeladenen Grafen Heinrich von der Champagne, der im Jahre 1194 auf seiner Reise durch Armenien in die Nähe des Gebietes der Assassinen gekommen, seine Macht zu zeigen, gebot der Alte vom Berge zweien Fedawih, die als Wächter auf einem Wartthurme standen, sich von der Höhe desselben in den Abgrund zu stürzen, und im nächsten Augenblicke lagen sie zerschmettert in der Tiefe. Die Fedawih nannten sich selbst Assassinen, arabisch *hassischin*, entweder nach dem Berausungsmittel, das ihnen den Vorgenuß der Freuden des Paradieses verschaffte, oder nach *hassan*, dem Gründer und ersten Oberhaupte ihrer Genossenschaft, und dieser Name ist als Bezeichnung eines Mordmörders in verschiedene abendländische Sprachen übergegangen.

Die furchtbare Macht des Alten vom Berge, dessen Namen allein Entsetzen erregte und der Vielen als ein übernatürliches, Alles vermögendes Wesen erschien, erhielt sich, den Moslemin wie den Christen gleich gefährlich, trotz aller Bemühungen der persischen Kalifen, sie zu brechen, bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo sie durch die Mongolen unter den Trümmern des Kalifats begraben wurde. Rokneddin, der achte und letzte Alte vom Berge, starb, nachdem seine vierzig festen Schlösser in Flammen aufgegangen, im Jahre 1257 auf dem Blutgerüste.

VI.

Das Ritterthum.

Wie tief der Geist des Christenthums in alle Kreise und Verhältnisse des Lebens eingedrungen, zeigt sich besonders in dem Ritterwesen dieser Zeit, in welchem der kriegerische Sinn gebändigt erscheint durch die Unterordnung unter die Gebote der Kirche und die Religion dem Schwerte die Weihe erteilt zu höheren und edleren Zwecken.

Die ersten Spuren des mittelalterlichen Ritterthums zeigen sich schon bei den alten Germanen in der Verehrung, welche sie den Frauen zollten, in der Sitte, ihre Zwistigkeiten durch Zweikämpfe zu entscheiden und dem Königssohn erst dann einen Platz an der väterlichen Tafel zu gewähren, wenn er sich durch eine tapfere That die Ehre erworben, von einem fremden Könige mit dem Schwerte des Kriegers umgürtet zu werden. So finden sich auch schon die ersten Anfänge der Ritterschaft als eines in sich abgeschlossenen Standes in den berittenen Gefolgschaften der alten Germanen, die sich allmählich als eine geschlossene Genossenschaft von den übrigen Theilen des Heeres absonderten. Nachdem bereits in dem karolingischen Reiche die Lehensleute mit den angeseheneren Freien als der berittene Theil des Heerbannes den eigentlichen Kern des Heeres gebildet, zog sich unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, mit der größeren Ausbildung des Lehenswesens, der Kreis allmählich enger, indem die Verpflichtung zum berittenen Kriegsdienste sich an einen Theil der Lehen knüpfte und diese Lehen mehr und mehr den Nachkommen Solcher verliehen wurden, die bereits den Ritterdienst versehen hatten. So bildete sich ein in sich abgeschlossener adeliger Ritterstand mit feierlichen Aufnahmeformeln und besonderen Gerechtsamen und Privilegien.

Wie der eigentliche Charakter des mittelalterlichen Ritterthums auf der Verschmelzung altgermanischer Tapferkeit und christlicher Weltanschauung beruhte, so gewann dasselbe unter dem Einfluß der Kreuzzüge seine eigenste und schönste Gestalt. War schon vorher der Waffendienst das Element des ritterlichen Lebens, Tapferkeit, mit Milde und Gerechtigkeit gepaart, des Ritters Schmuck und der Schuß der Unterdrückten, insbesondere der Frauen und Geistlichen, gegen mächtige Bedränger seine erste Pflicht gewesen, so galt nun der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen als das Höchste, wonach der Ritter streben konnte, als die eigentliche Weihe des Ritterthums und die Verklärung der irdischen Tapferkeit.

Um in die Genossenschaft der Ritter aufgenommen zu werden, mußte man einem ritterbürtigen Geschlechte angehören, d. h. einem solchen, in welchem der Dienst zu Pferd und kriegerische Lebensweise herkömmlich waren; doch gab es mitunter Ausnahmefälle, in welchen auch Bürgerliche zu Rittern erhoben wurden. In den Ritterfamilien begann die Vorbereitung zur Aufnahme in die ritterliche Genossenschaft schon mit dem siebenten Jahre. In diesem Alter wurde der Ritterknabe der mütterlichen Pfllege entzogen, um unter der Aufsicht des Vaters eine auf frühzeitige Abhärtung berechnete Erziehung zu erhalten. Später wurde er als Page oder Edelknabe an den Hof eines befreundeten, durch altberühmten Stamm oder persönliche Tapferkeit ausgezeichneten Ritters, oft auch an den des Lehensherrn gebracht, wo er seinem Herrn und dessen Gemahlin stets zu kleinen Dienstleistungen zur Seite sein mußte, sie auf Reisen, bei Besuchen und Spaziergängen begleitete, in freien Stunden als angehender Jäger die Wälder durchstreifte und sich durch körperliche Uebungen und Kampfspiele für den Gebrauch der Waffen vorbereitete.

Mit vierzehn Jahren wurde der Edelknabe von Vater und Mutter oder von dem Ritter, an dessen Hof er lebte, mit einer brennenden Kerze in der Hand an den Altar geführt, wo der Priester das für ihn bestimmte Schwert nebst der Schärpe segnete und ihm Beides überreichte, worauf ein Pathe und eine Pathin in seinem Namen Liebe und Treue gegen seinen Herrn gelobten und ihm die silbernen Sporen anlegten. Von nun an hatte er als Knappe oder Junker seinen Herrn bei Tisch, sowie beim An- und Auskleiden zu bedienen, für dessen Waffen Sorge zu tragen, ihm die Steigbügel zu halten, auf der Reise des Herrn Schlachtroß zu führen. Ging es zur Schlacht, so trug er seinem Ritter Lanze und Helm und half ihm vor dem Kampfe beim Anlegen der Rüstung. Im Gefechte war er stets in seiner Nähe, um ihm beizuspringen, wenn er aus dem Sattel gehoben wurde, und ihn aus dem Getümmel zu bringen, wenn er verwundet worden. Bisweilen nahm er selbst am Kampfe Theil und konnte sich dann durch eine kühne That oder hervorragende Tapferkeit auf dem Schlachtfelde die Ehre des Rittereschlags verdienen, der ihm in der Regel erst im einundzwanzigsten Jahre ertheilt wurde.

Zu dieser wichtigen, mit vielen feierlichen Ceremonien verbundenen Handlung, die gewöhnlich in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Rittern, Geistlichen und Edelfrauen vorgenommen wurde und für Verwandte und Freunde ein fröhliches Fest war, bereitete sich der Knappe durch Fasten, Gebet und Bußübungen vor. Die Nacht vor der Aufnahme hielt er die Waffenwache, d. h. er blieb vom Abend bis zum anbrechenden Tage in der Kirche, dem

Gebete und frommen Betrachtungen hingegeben. Am frühen Morgen nahm er ein Bad, um anzudeuten, daß er rein von Flecken und Sünden eintrete in den Stand seiner Väter, und empfing dann die heilige Kommunion. Hierauf legte er zuerst ein weißes Gewand an, zum Zeichen der Reinheit seines Herzens, dann ein rothes, das sein Verlangen andeuten sollte, für den Glauben sein Blut zu vergießen, und zog dunkle Schuhe an, zur Erinnerung an den dunklen Schooß der Erde, in den er einst hinabsinken sollte. War die Stunde der feierlichen Aufnahme gekommen, so begab sich der Aufzunehmende, von Rittern und Knappen begleitet, in die Kirche, wo die glänzende Festversammlung seiner wartete. Nachdem er an den Stufen des Altares dem Priester sein Schwert zum Einsegnen überreicht und dasselbe zurück empfangen, kniete er vor dem Ritter nieder, der ihm den Ritterschlag ertheilen sollte, und legte auf dessen Schwert das feierliche Gelübde ab: tapfer, unverzagt und treu zu sein, die Armen zu schützen gegen die Bergewaltigung der Reichen, den Schwachen beizustehen gegen den Uebermuth der Starken, den Feind, der um Gnade bitte, nicht zu tödten, das Loos der Gefangenen zu mildern, sich von jedem Orte fern zu halten, wo Verrath und Unrecht hause, die Fastengebote zu halten, jeden Tag einer heiligen Messe beizuwohnen und zu opfern, was er könne, den christlichen Glauben vor aller Welt zu bekennen und zu verteidigen, die Genossen zu lieben, zu ehren und ihnen beizustehen. Hierauf schmückten ihn befreundete Ritter und Damen mit den goldenen oder vergoldeten Sporen, legten ihm das Panzerhemd, den Harnisch, die Armbleche und Panzerhandschuhe an und umgürteten ihn mit dem Schwerte. So ausgerüstet, ließ er sich abermals vor dem Ritter, der ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, auf die Kniee nieder, worauf dieser sich von seinem Sitze erhob und ihm mit dem bloßen flachen Degen drei Schläge auf die Schultern und auf den Hals gab, indem er die Worte sprach: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg schlage ich dich zum Ritter!“ Dann reichte er ihm die Hand und gab ihm den Bruderkuß. Nachdem hierauf dem neuen Ritter Helm, Schild und Lanze überreicht worden, bestieg er in voller Rüstung sein Pferd und tummelte es unter Lanzenhülfen vor dem Schlosse, um dem versammelten Volke, das ihn mit freudigem Zurufen begrüßte, seine Erhebung zum Ritter zu verkünden.

Der Ritter hieß Herr oder gnädiger Herr (frz. Sire, Messire, Monseigneur), seine Gattin Edelfrau. Seine Ritterwürde berechtigte ihn, an der Tafel des Königs zu sitzen, eine Ehre, die sogar dessen Söhnen und Brüdern verjagt blieb, so lange sie nicht Ritter waren. Zu den Privilegien der Ritter gehörte das Recht, den Ritterschlag zu ertheilen, Kriegsobere zu sein und auf eigene Kosten

Mannschaft zu unterhalten. Jedes Kriegsheer hatte sein Kriegsgeschrei, welches Führer und Reifige beim Angriff erschallen ließen. Der Schutzpatron der gesammten Ritterschaft war der heilige Georg; ihn riefen die Ritter an, bevor sie sich in den Kampf stürzten.

Wie das Christenthum das ganze Verhältniß der Männer zu den Frauen veredelt hatte, so war es auch im Ritterthume allgemeiner Grundjatz geworden, daß der Ritter nicht allein zur Beschützung der Frauen verpflichtet sei, sondern ihnen auch durch freiwillige Unterwerfung seines ritterlichen Thuns unter ihren Willen die Huldigung darbringen müsse, auf welche die Frauen als Pflegerinnen häuslichen Glückes und häuslicher Sitte ein Anrecht hätten. So wurde den beiden Hauptelementen des Ritterthums, der Frömmigkeit und Tapferkeit, in dem „Minnedienst“ ein drittes Element beigefügt, das man, da diese Richtung des ritterlichen Lebens hauptsächlich an den Höfen der französischen Ritter ihre Ausbildung erlangt hatte, mit dem Namen *Courtoisie* bezeichnete. Die Wünsche der „Dame seines Herzens“ waren dem Ritter Befehl; der Beifall, den sie seinen Thaten zollte, galt ihm als höchster Lohn. Hatte er durch die Thaten und Abenteuer, die sie ihm als Beweise seiner Hingebung auferlegt, ihre Liebe und das Recht erworben, sie vor der Welt die Seinige zu nennen, so trug er ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst: eine von ihr gestickte Schärpe, einen Ring, eine Halskrause von ihrer Arbeit u. dergl., mit sich herum und ließ sich von ihr ein Lösungswort geben, das ihn in allen Gefahren zu kühner Todesverachtung begeisterte. Bei dieser Gewohnheit, die Frauen zu Gebieterinnen des gesammten ritterlichen Treibens zu machen und sich oft nur von ihren Launen leiten zu lassen, artete indessen der Minnedienst nicht selten in eitle Tändelei aus; auch gestaltete sich das ganze Verhältniß mitunter in einer Weise, die mit der christlichen Sitte im Widerspruch stand.

Eine eigenthümliche Seite des Ritterthums war die *Waffenbrüderschaft*, die auf verschiedene Art, gewöhnlich unter gemeinsamem Genuß des heiligen Abendmahles, oft auch durch Vermischung des Blutes und den Austausch der Waffen geschlossen wurde. Die Waffenbrüder nahmen gleiche Tracht und gleichen Wahlpruch an und zogen gemeinsam auf Abenteuer oder zu Unternehmungen aus, denen die Kraft des Einzelnen nicht gewachsen war. Diese Verbindung galt als eine so heilige, daß nicht selten vor der Waffenbrüderschaft die Liebe des Ritters zu seiner Dame zurücktreten mußte.

Brach ein Ritter sein ritterliches Gelübde oder verlegte er die Ehre, die als des Ritterstandes höchste Zier galt, so wurde er seiner Ritterwürde entkleidet, indem ihm öffentlich Waffen und Rüstung Stück für Stück abgenommen und zerbrochen vor die Füße geworfen wurden. Bei schweren Verbrechen, wie das der beleidigten Majestät,

wurde sein Wappen durch den Scharfrichter zer schlagen, wobei die Herolde seinen Namen als den eines Verräthers und Niederträchtigen ausriefen. Mit einem aus der Ritterschaft Ausgestoßenen durfte kein Ritter mehr Gemeinschaft haben; wo er erschien, sah er sich mit Schmach überhäuft, bis er durch irgend eine wackere That den Schandfleck tilgte, der an seinem Namen haftete.

Zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes trugen insbesondere die Turniere (von dem althochdeutschen *turnen*, — sich wenden; — frz. *tournois*, von dem provenzalischen *tournoyer*) bei, deren Ursprung auf die Kampfspiele zurückzuführen sein dürfte, zu welchen König Heinrich I. die deutschen Edlen anhielt, um an ihnen eine tüchtige Reiterei gegen die Ungarn zu gewinnen. Ihre Hauptausbildung erhielten die Turniere in Frankreich; doch gab es auch in Deutschland schon unter den fränkischen Kaisern vier große Turniergesellschaften, die rheinische, bairische, schwäbische und fränkische, welche wieder in mehrere Gruppen, wie die Gesellschaft des Schwanz am Oberrhein, die des Löwen am Mittelrhein und die der Winde am Niederrhein, zerfielen. An der Spitze dieser vier großen Turniergesellschaften standen als Turniervögte oder Turnierkönige der Pfalzgraf bei Rhein und die Herzöge von Baiern, Schwaben und Franken, welche die Turniere ansagen und durch Herolde mittelst offener Briefe zu denselben einladen ließen, für das Unterkommen der Geladenen sorgten und in dem Turniergericht den Vorsitz führten. Veranlassung zu solchen Waffenspielen gaben hohe Kirchenfeste, namentlich das Pfingstfest, die Krönung oder Vermählung eines Fürsten, die Ertheilung eines Lehens, Friedensschlüsse und dergleichen.

War ein Turnier ausgeschrieben, so fanden sich zu demselben aus der Nähe und Ferne ganze Schaaren von Fürsten und Rittern ein, die in der Pracht der Kleidung und in dem Schmuck der Waffen und der rings um den Kampfplatz aufgerichteten Zelte, sowie in der Größe des Gefolges den gleichen Wettkampf an den Tag legten, wie in dem Ringen um den Preis bei den Waffenspielen selbst. Wer an den Turnieren Theil nehmen wollte, mußte vor den Turnierrichtern seine Turnierfähigkeit beweisen, d. h. den Nachweis liefern, daß er aus einem alten, ritterbürtigen Geschlechte stamme und seinen ritterlichen Stand durch kein Vergehen gegen die Kirche oder gegen den Kaiser und seinen Lehensherrn entehrt habe. Die Kampfspiele selbst waren in allen ihren Theilen durch genaue Vorschriften geregelt, auf deren Uebertretung bestimmte Strafen gesetzt waren. Für die Aufrechthaltung der Turnierordnung sorgten, außer den Turniervögten, die Herolde, Wappenkönige und Grieswärtel, welche Letzteren die zu hart Streitenden aus einander brachten; auch gab es sogenannte Brügelfnechte, die

das Volk in Ruhe hielten. Am Abende vor dem Turnier hielten gewöhnlich die Knappen ein sogenanntes *Gesellenstechen*, ganz in der Art der eigentlichen Turniere, und nicht selten erwarben sich bei demselben die Sieger die Ehre des Ritterschlages. Am folgenden Tage, gewöhnlich dem dritten nach der festlichen Zusammenkunft, zogen die Ritter, nachdem sie gemeinschaftlich einer Messe beigewohnt, unter Trompetenschall, jeder von seinem Knappen gefolgt, prächtig gerüstet, in langsamer Bewegung nach dem Turnierplatz und stellten sich hinter den Schranken auf, innerhalb deren die Damen und die Kampfrichter, sowie die übrigen vornehmen Zuschauer auf einem hohen, in Stufen abgetheilten, mit bunten Teppichen, Schildern, Bannern und Fähnlein reich geschmückten Gerüste Platz genommen. Ein Herold rief hierauf die einzelnen Paare, die schon vorher entweder durch das Loos oder nach dem Range oder nach den Herausforderungen gesondert worden, namentlich auf, worauf dieselben unter kriegerischer Musik in die Schranken einritten. Nur wenn ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visire, der aber Namen und Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, den Wunsch ausgedrückt hatte, unbekannt zu bleiben, wurde sein Name nicht genannt. Das Turnier begann gewöhnlich mit einem Lanzenstechen, bei welchem die Ritter mit eingelegter Lanze im rechten Arme auf ihren scharf angesporneten Pferden gegen einander anrannten und sich gegenseitig aus dem Sattel zu heben suchten. Dabei geschah es bisweilen, daß, weil Beide festsaßen, die Lanzen an den Brustharnischen zersplitterten; bisweilen stürzten auch Beide zugleich zu Boden, oder Einer, der Bügel und Steigbügel nicht los lassen wollte, wurde mit dem Pferde rücklings zu Boden geworfen. Auf das Lanzenstechen folgten Schwertkämpfe zu Fuß und zu Pferd, bei welchen, da die Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt und die Schwerter nicht geschliffen waren, auch das Stechen verboten war, nur selten Verwundungen vorkommen konnten.

Nach dem Schlusse des Turniers erhielten die Ritter, die am häufigsten den Sieg errungen, nach dem Ausspruche der Kampfrichter, unter dem feierlichen Ausrufen der Herolde, dem Schalle der Trompeten und dem Beifallrufen des Volkes, die ausgelegten Preise, gewöhnlich eine goldene Kette, ein Wehrgehent oder sonst einen ritterlichen Schmuck. Den erkämpften Preis, *Dank* genannt, pflegte der Ritter seiner Dame, die gewöhnlich dem Turniere anwohnte, seine Lanze vor ihr senkend, zu Füßen zu legen, wofür sie ihm mit einem Kusse lohnte. Bei dem Festmahle, das dem Turniere folgte, nahmen die Sieger, die von den Damen ihrer Waffen entledigt und festlich geschmückt worden, die Ehrenplätze ein und genossen außerdem viele anderen Auszeichnungen.

Obgleich bei den Turnieren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, um Unfälle zu verhüten und jedem ernstern Kampfe vorzubeugen, nahmen dieselben doch nicht immer einen fröhlichen Verlauf. So fand im Jahre 1185 Herzog Gottfried von der Bretagne, der Sohn Heinrichs II. von England, bei einem Turnier zu Paris den Tod; das gleiche Schicksal traf im Jahre 1269 den Markgrafen Johann von Brandenburg, und im Jahre 1559 wurde König Heinrich II. von Frankreich durch den Grafen Montgommery beim Kampfspiele tödtlich verwundet. Bisweilen wurden auch diese Waffenspiele von Einzelnen zur Befriedigung eines persönlichen Hasses benutzt. So fanden einmal in einem Turnier zu Neuß in Niederlothringen zweiundvierzig Ritter mit ihren Knappen den Tod, und im Jahre 1403 artete ein Turnier zu Darmstadt in einen so heftigen Kampf zwischen den hessischen und fränkischen Rittern aus, daß alle Bemühungen der Grieswärtel, sie aus einander zu bringen, erfolglos blieben.

Besonders groß war der Eifer für die Turniere in Frankreich, wo auch die von einzelnen Fürsten und Rittern veranstalteten Privatturniere am häufigsten vorkamen. Bei denselben waren sämtliche Geladenen die Gäste des Turniergebers, während bei den öffentlichen Turnieren ein Jeder sich mit seinen Leuten selbst verpflegen mußte. In Frankreich trat auch bei den Turnieren der phantastische Geist des Ritterthums und die ausschweifende Prunksucht einzelner Ritter am auffälligsten zu Tage. So sah man bisweilen Ritter, die sich von ihren Damen zum Reichen ihrer Sklaverei an einem goldenen Kettchen in die Schranken führen ließen. Ein französischer Ritter, Bertrand de Raibaux, ließ das Feld, auf welchem ein von ihm veranstaltetes Turnier gehalten werden sollte, mit zwölf Paar Ochsen umpflügen und dreitausend Silberstücke hinein säen, und ein anderer, Guillaume Gros de Martello, bewirthete bei einem von ihm veranstalteten Turniere seine Gäste nur mit solchen Gerichten, die auf Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren.

Die vollständige Rüstung des Ritters bestand, bei festlichen Aufzügen wie im Felde, aus Panzer, Beinschienen, Schenkelharnisch, Ringtragen, Panzerhandschuhen, Eisenmütze, Sturmhaube, Helm, Lanze, Schild, Schwert, Pike und Messer. Bei festlichen Gelegenheiten wurde über der Rüstung ein an den Seiten aufgeschlitzter seidener oder sammtner Mantel getragen, der oft mit Stickerei oder Pelzwerk verziert war. Auf dem Helm waren in den älteren Zeiten Hörner, Flügel oder Ungeheuer angebracht; später zeigte der Helmschmuck leichtere Formen und bestand zuletzt nur aus Federn oder Haarbüscheln. Die Könige trugen einen vergoldeten, die Herzoge und Grafen einen versilberten, die Ritter alten Geschlechts

einen polirten stählernen und die übrigen einen eisernen Helm. Der Handschuh war das Zeichen der Herausforderung; kein Ritter begann den Kampf, ohne seinem Gegner den Handschuh zugesandt zu haben.

Eine ganz besondere Fürsorge verwandte der Ritter auf sein Ross, seinen treuen Gefährten im Glanz der Feste, wie im Getümmel der Schlacht. Bei den Turnieren erschienen die Pferde mit seidenen Decken geschmückt, auf welchen des Besitzers Wappen gestickt war; im Kriege waren sie durch Bruststücke von Blech und Seitenstücke von gebranntem Leder, oder auch durch Behänge von gestricktem Eisen und Panzerwerk gedeckt. Das Pferd zu schlagen, galt als unritterlich, und manches Rosses Name glänzt in den Annalen jener Zeit neben dem seines Herrn, gewissermaßen als eins mit ihm.

Der Schild war Anfangs viereckig, später herzförmig, bisweilen auch rund, und trug des Ritters Wahlspruch, sowie das Abbild eines Beutestückes oder ein sonstiges Zeichen seiner Tapferkeit, woraus später die Wappen hervorgingen. Der Ursprung der Wappen, die Anfangs als das Hauptmerkmal des ritterlichen Standes galten, später jedoch auch von den Städten angenommen wurden, reicht nicht über das elfte Jahrhundert zurück; in allgemeinen Gebrauch kamen dieselben besonders in den Zeiten der Kreuzzüge, in welchen bei der großen Zahl von Rittern aus allen Ländern ein in die Augen springendes Erkennungszeichen besonders nothwendig war. Da die Wappen in den Familien forterbten und diese sich einerseits durch Vermählungen vielfach mit einander verbanden, andererseits in einzelne Linien und Zweige zerplitterten, wurden die symbolischen Zeichen in den Wappen immer mehr zusammengesetzt und gewannen eine immer künstlichere Gestalt, so daß daraus eine Art Hieroglyphensprache wurde, zu deren Deutung eine eigene, in den Ritterfamilien eifrig gepflegte Wissenschaft, die Heraldik, entstand.

Man kann in der Geschichte des Ritterthums drei Epochen unterscheiden. Die erste umfaßt die Zeit der Entstehung und ersten Ausbildung des eigentlichen Ritterthums, in welcher die Tapferkeit den vorherrschenden Grundzug des ritterlichen Sinnes und Wesens bildete und die Uebung des Waffenhandwerks noch nicht veredelt war durch höhere Ziele und feinere Sitte; die zweite die Zeit der höchsten Blüthe, in welcher unter dem Einfluß der Kreuzzüge die Frömmigkeit in den Vordergrund trat und der Minnedienst und die Pflege der Dichtkunst dem ganzen ritterlichen Leben eine veredelte Gestalt verliehen; die dritte endlich die mit dem Aufhören der Kreuzzüge beginnende Zeit des *Raubritterthums*,

in welcher Ehre und Ritterpflicht zurücktraten gegen Beuteluft und Plünderungssucht und das Faustrecht zu immer größerer Geltung gelangte.

VII.

Die neuen Mönchsorden des elften und zwölften Jahrhunderts.

Die tief religiöse Richtung, die seit Gregor dem Großen das geistige Leben der christlichen Welt kennzeichnete, trat nicht nur in den Kreuzzügen in großartigster Weise zu Tage: sie zeigte sich auch in dem neu erwachten Eifer eines großen Theiles der Klostergeistlichkeit für ein strengeres ascetisches Leben. Die Klöster der Kongregation von Clugny waren zwar noch immer hochberühmt als Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft; aber unter dem Einfluß des wachsenden Reichthums, den die Gunst der Großen dem Orden zugeführt, war die klösterliche Strenge etwas zurückgetreten, und die von der bußfertigen Zeitströmung besonders ergriffenen Gemüther fanden in denselben keine volle Befriedigung mehr. Es entstanden daher gegen das Ende des elften Jahrhunderts und zu Anfang des zwölften verschiedene neue Orden, die durch die äußerste Verschärfung der Regel des heiligen Benedikt das Ideal des Mönchthums herzustellen suchten.

Einer der strengsten dieser neuen Orden war der im Jahre 1084 von Bruno von Köln gegründete Karthäuserorden. Bruno war Kanonikus und Vorsteher der Domschule zu Rheims und Kanzler dieser Metropole. Tief bekümmert über das weltliche Treiben des Erzbischofs Manasses und erschüttert durch wunderbare Vorgänge, zog er sich mit einigen gleichgesinnten Männern in ein fast unzugängliches, wildbewachsenes und von hohen Felsen eingeschlossenes Thal in der Gegend von Grenoble, Carthusia oder Chartreuse genannt, zurück. In dieser schauerlichen Einöde baute sich Jeder eine kleine Zelle, in welcher er arbeitete, aß und schlief. Die von der Genossenschaft angenommene Regel des heiligen Benedikt wurde nicht nur durch das Anlegen eines rauhen, stehenden Gewandes und durch Enthaltung von allen Fleischspeisen, sondern auch durch strenge Bußübungen und ein fast immerwährendes Stillschweigen verschärft. Nur am Samstage kamen die Klosterbrüder zusammen, um ihre Beichte abzulegen und gemeinsame Ordensangelegenheiten zu erledigen. Ihre Nahrung bestand aus selbstgezogenen Hülsenfrüchten, Brod und Wasser; nur an hohen Festtagen genossen

sie Fiſche und Käſe. Die Zeit der Karthäuſer war getheilt zwiſchen Gebet, Betrachtung, Feldarbeit, dem Abſchreiben von Büchern und dem Studium, und trotz der ſtrengen Lebensweiſe blieb unter ihnen der Sinn für wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen ein reger und fruchtbringender.

Der Einladung Urbans II., ſeines Schülers, folgend, begab ſich Bruno im Jahre 1090 nach Rom und von dort nach Calabrien, wo er zu Torre ein zweites Kloſter gründete, in welchem er im Jahre 1101 ſeine Tage beſchloß. Bald entſtanden auch in andern Gegenden Anſiedlungen des Ordens, deſſen von dem fünften Prior, Petrus Guigo, (geſt. 1137) aufgezeichnete Regel im Jahre 1176 durch den Papſt Alexander III. beſtätigt wurde. Auch Frauenklöſter wurden nach der Regel Bruno's eingerichtet; doch betrug deren Zahl ſelbſt zur Zeit der höchſten Blüthe des Ordens nur fünf, während dieſelbe bei den männlichen Ordensſitzen auf 168 geſtiegen war. Da alle Kolonien des Ordens den Namen Karthauſe führten, erhielt die Mutterkarthauſe, deren Prior an der Spitze der ganzen Kongregation ſtand, zum Unterſchiede den Namen der großen Karthauſe.

Vierzehn Jahre nach der Gründung des Karthäuſerordens, im Jahre 1190, ſtiftete der heilige Robert aus der Champagne, von dem gleichen Eifer für die Erneuerung eines ſtreng aſcetiſchen Kloſterlebens durchglüht, wie der heilige Bruno, mit mehreren Geſinnungsgeſen in einer unwirthbaren Gegend bei Dijon das Kloſter Citeaux, das Anfangs nur aus mehreren vereinzelt Zellen beſtand, durch den Herzog Eudes von Burgund jedoch zu einem vollſtändigen Ordenshauſe ausgebaut wurde. Die Ordensſtracht war weiß, während die der Cluniaceuſer und anderer Benediktiner ſchwarz war. Wegen der Strenge der Ordensregel, die im Jahre 1119 durch Pajſchalis II. die päpſtliche Beſtätigung erhielt, zählte das Kloſter Citeaux zu Lebzeiten ſeines Gründers, ſowie auch unter deſſen erſtem Nachfolger im Priorate, nur wenige Mitglieder; nach dem jedoch im Jahre 1113 der heilige Bernhard mit dreißig Geſinnungsgeſen in dasſelbe eingetreten, hob ſich der Orden, deſſen Glieder von da an auch Bernhardiner genannt wurden, zu ſo hohem Anſehen, daß er bald in der Zahl der Mitglieder, wie in der ſeiner neuen Anſiedlungen mit dem Orden von Clugny wetteifern konnte. Das berühmteſte Ciſtercienserkloſter war das von Clairvaux. An der Spitze der ganzen Geſenſchaft ſtand der Abt von Citeaux, dem die Aebte der vier erſten Klöſter (von La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond) als Rätthe zur Seite ſtanden. Der Orden verbreitete ſich raſch in den meiſten chriſtlichen Ländern und erwarb ſich beſonders in ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit für die Bekehrung des germaniſchen und ſlaviſchen

Nordens die größten Verdienste. Im dreizehnten Jahrhundert zählte man über 1800 Cistercienserabteien.

Wie dem Karthäuser- und dem Cistercienserorden die Benedictinerregel zu Grunde lag, so beruhte ein dritter zu jener Zeit entstandener Orden, der der Prämonstratenser auf der Regel des heiligen Augustin, mit welcher eine weiße Kleidung verbunden wurde. Der Stifter desselben war der heilige Norbert aus Xanten, weshalb die Prämonstratenser auch Norbertiner genannt wurden. Nachdem Norbert, Anfangs als Kaplan Heinrichs V., dann als Domherr in Köln, ein durchaus weltliches Leben geführt, bewirkte im Jahre 1114 ein Blitzstrahl, der neben ihm einschlug und ihn vom Pferde warf, eine gänzliche Umwandlung seines Sinnes und Strebens. Er vertheilte seine Güter unter die Armen, zog als Bußprediger und Friedensstifter in Deutschland und Frankreich umher, wo er sich bald überall die höchste Verehrung erwarb, und gründete endlich zu Prémontré, im Walde von Coucy bei Rheims, in einem ungesunden Thale einen neuen Orden, der mit dem contemplativen Leben der Mönche das Predigeramt, die Seelsorge und die Pflege der Wissenschaften verband und im Jahre 1126 von dem Papste Honorius II. bestätigt wurde. In dem gleichen Jahre wurde Norbert, der als Bußprediger nach Speier gekommen, auf der eben dort tagenden Reichsversammlung zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und nach längerem Widerstehen durch die Zusprache König Lothars II. zur Annahme dieser Würde bewogen. Er entfaltete in diesem neuen Amte unter schweren Kämpfen eine segensreiche Wirkksamkeit, wurde aber endlich von dem entarteten Volke zur Flucht gezwungen, worauf ihn Lothar II. zum kaiserlichen Kanzler für Italien ernannte. Er starb schon im Jahre 1134, allgemein als Heiliger verehrt.

Der Prämonstratenserorden fand bald wegen seiner praktischen Richtung, die ihn überall besonders beliebt machte, eine weite Verbreitung, hauptsächlich auch in Deutschland, wo er sich namentlich um die Befehrung der Wenden hoch verdient machte. Das Haupt desselben blieb der Abt von Prémontré, welcher alljährlich am Feste des heiligen Dionysius die Aebte der übrigen Klöster zur Berathung über die Angelegenheiten des Ordens um sich versammelte. Zu dieser Zusammenkunft fanden sich schon im dreißigsten Jahre nach der Gründung des Ordens über hundert Aebte ein.

Außer diesen drei wichtigsten Orden jener Zeit entstanden im elften und zwölften Jahrhundert noch viele anderen religiösen Genossenschaften, die zum größten Theile die strengere Regel der Benedictiner befolgten. Dahin gehört der von dem großen Bußprediger Robert von Arbrissel (Arbresec) aus der Diocese Rennes im Jahre 1094 gegründete und von Papst Paschalis II.

bestätigte Orden von Font Evraud (Eberaldsbrunn) sogenannt nach dem in der Diöcese Poitiers gelegenen Mutterkloster. Da auch viele Frauen sich der Leitung Roberts unterstellten, erbaute er im Jahre 1100 zwei Ordenshäuser, von denen das eine für Männer, das andere für Frauen bestimmt war. Die Letzteren hatten den schweren Beruf, gefallene Frauen und Mädchen auf den rechten Weg zurückzuführen. In dem Kloster zu Font Evraud beschloß auch Bertrada, die berühmte Buhlerin König Philippz I., ihr Leben. Der Orden befolgte die Benediktinerregel in der gleichen Strenge wie der Karthäuserorden.

Noch strenger war die Regel des im Jahre 1076 von Stephan von Tigerno gegründeten Ordens von Grammont (grand mont, eine Einöde in der Auvergne), dessen Glieder von Almosen lebten und sich der härtesten Arbeit und strengsten Lebensweise unterziehen mußten. Die erst von dem vierten Prior, Stephan von Bisiac, aufgezeichnete Ordensregel wurde im Jahre 1089 von Clemens III. bestätigt.

Auch der Orden der Karmeliter leitet seinen Ursprung auf das zwölfte Jahrhundert zurück. Der Stifter desselben war der Mönch Berthold aus Calabrien, der, als Kreuzfahrer nach Palästina gekommen, mit seinen Gefährten auf dem Berge Karmel im Jahre 1150 bei der Höhle des Elias mehrere Hütten und Zellen erbaute, die sich zu einem Kloster erweiterten. Der Patriarch Albert von Jerusalem gab diesen Anachoreten eine bestimmte Regel, die im Jahre 1226 durch Honorius III. bestätigt wurde. Durch dieselbe war den Karmelitern oder Eremitenbrüdern vom Berge Karmel, auch Eremiten der heiligen Maria genannt, die strengste Armuth, gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen, das Wohnen in abgesonderten Zellen und das Stillschweigen von der Besper bis zur Terz des folgenden Tages vorgeschrieben. Von den Sarazenen aus dem Orient vertrieben, kamen sie im Jahre 1246 nach Europa, wo sich der Orden rasch verbreitete und den Bettelorden zugezählt wurde. Durch den sechsten Ordensgeneral, Simon Stock, wurde das Skapulier (Scapulare, Schulterkleid) als Ordensabzeichen eingeführt, nach einer frommen Legende in Folge einer Erscheinung der heiligen Jungfrau, deren Verehrung die Karmeliter sich zur besonderen Pflicht machten.

Für die Krankenpflege entstand im elften Jahrhundert der Orden der Antoniter oder Hospitalbrüder vom heiligen Antonius. Gegründet wurde derselbe durch Gaston, einen reichen Edelmann aus der Dauphiné, dessen Sohn Duérin durch die Fürbitte des heiligen Antonius von dem „heiligen Feuer“, einer damals herrschenden pestartigen Krankheit, gerettet worden. Aus Dankbarkeit gründeten Vater und Sohn in St. Didier de la Mothe,

einem Wallfahrtsorte, an welchem der Heilige besonders verehrt wurde, ein Spital, durch welches der Grund zu dem von Papst Urban II. bestätigten Antoniterorden gelegt wurde, und schenkten alle ihre Güter dem Dienste der Armen und Kranken, besonders der am heiligen Feuer Leidenden. Die Mitglieder des Ordens, der bald auch außerhalb Frankreichs Verbreitung fand, waren Anfangs Laien; erst Honorius III. gestattete im Jahre 1218 die Ablegung der Mönchsgelübde, und Papst Bonifacius VIII. gab ihnen die Regel des heiligen Augustin. Ihre Kleidung war schwarz mit einem blau emailirten T auf der Brust.

An die Genossenschaft der Antoniter reichten sich im zwölften Jahrhundert der von dem Johanniterorden (s. S. 556) losgetrennte Orden der Brüder des Lazarus, der seinen Hauptsitz in dem von Ludwig VII. ihm geschenkten Voigny bei Orleans hatte, sowie die von Guido von Montpellier gegründete Genossenschaft der Hospitaliter, die im Jahre 1198 von Innocenz III. genehmigt wurde und später die Regel des heiligen Augustin annahm. Ihr Hauptkloster ist das Hospital vom heiligen Geist in Rom.

Ein besonderes Werk christlicher Liebe war die Loskaufung der Gefangenen. Zu diesem Zwecke gründete Johann von Matha, ein gelehrter Priester, im Verein mit dem der königlichen Familie von Frankreich verwandten Felix von Balois, den im Jahr 1198 von Innocenz III. bestätigten Orden der Trinitarier, der mit der Augustinerregel die besondere Verpflichtung erhielt, für den Loskauf der in muhammedanische Gefangenschaft gerathenen Christen theils durch Sammeln von Almosen, theils durch den Ertrag eigener Güter, theils durch Uebernahme der Gefangenschaft für Andere zu wirken. Das Ordenskleid war weiß mit einem rothen und blauen Kreuze auf der Brust. Das Hauptkloster des besonders in Frankreich und Spanien weit verbreiteten Ordens, der auch Frauenklöster hatte, war das von Erfroid.

Ganz den gleichen Zweck, wie die Trinitarier, verfolgte der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (1218) von dem heiligen Petrus Nolaszus, unter Mitwirkung des heiligen Raimund von Pennafort aus dem Dominikanerorden und des Königs Jakob von Aragonien, gestiftete Orden „Unserer lieben Frau zur Loskaufung der Gefangenen“ oder der Orden der Nolascker, der durch Gregor IX. die päpstliche Bestätigung erhielt. Die Nolascker zerfielen in Ritter und Brüder, von denen die Ersteren sich später anderen Ritterorden anschlossen.

Die segensreiche Wirkksamkeit der Klöster beschränkte sich nicht auf die Förderung des religiösen Lebens innerhalb und außerhalb der Klostermauern; sie waren auch die Pflanzstätten der Kultur und Humanität im weitesten Sinne des Wortes. Der ihren Ordens-

statuten zu Grunde liegenden Regel des heiligen Benedikt getreu, zeichneten sich insbesondere die Cistercienser und Prämonstratenjer als eifrige Bebauer öder und unfruchtbarer Orte aus, die ihnen zur Ansiedlung zugewiesen wurden. Wälder, in deren undurchdringlichem Dickicht sonst der Wolf, der Bär, das Elenn gehaust, verwandelten sich, von ihrer Hand gelichtet, in friedliche Wohnstätten der Menschen, morastige Gegenden, in denen sie die wilden Gewässer abgeleitet und die austretenden Ströme durch Eindeichungen in ihr Bett zurückgewiesen, in lachende Auen und fette Weideplätze. So waren es die Mönche einer Prämonstratenjerabtei, die in jenem hohen Bergthal des Jura, dessen zahlreiche Bevölkerung den Unterhalt, den ihr der Boden versagt, durch den Fleiß ihrer Hände zu gewinnen weiß, im zwölften Jahrhundert durch die Ausrodung eines Theiles des die ganze Gegend bedeckenden Urwaldes den Grund zu den ersten Ansiedlungen legten, während das Städtchen Rougemont einer Cistercienserabtei seine Entstehung verdankt, deren Mönche gleichfalls in jener Zeit der Saane, da wo sie am Fuße des Rodomont in ungezügelter Umherstreifen Moräste bildete, einen geordneten Lauf anwiesen und den Urwald fällten, so daß sich dort eine Niederlassung bilden konnte, aus welcher im Laufe der Zeit jenes Städtchen erwachsen ist.

In der Benutzung ihrer Grundstücke mit verständiger Aufmerksamkeit den Himmelsstrich, den Boden, die örtliche Lage berücksichtigend, trieben die Mönche im Norden vornehmlich Viehzucht, in anderen Gegenden hauptsächlich Obstbaumzucht oder Gemüsebau, und in allen diesen verschiedenen Beschäftigungen leuchteten sie den Bewohnern der Umgegend als Muster voran; denn nirgends sah man besser bestellte Wiesen und schönere Obst- und Gemüsegärten, als bei den Klöstern. Die Klosterbrüder waren auch die Ersten, welche besonderes Geräthe zum Gartenbau verfertigten und Wirthschaftskalender anlegten, in welche sie mit großer Sorgfalt alle ihre Erfahrungen über Viehzucht, Saatbestellung, Ernte u. dergl. eintrugen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmeten die Klosterbewohner dem Weinbau. Die Anlage der vorzüglichsten Rebgeleände in Deutschland war ihr Werk, und wie die Weinberge an der Bergstraße den Mönchen der altberühmten Benediktinerabtei Lorsch ihre Entstehung verdanken, so sind die meisten Rebgeleände am Rhein von den Mönchen der an den Ufern dieses Stromes entstandenen Klöster angelegt worden, die nicht nur für stets neue Anpflanzungen, sondern auch für die Auswahl der edelsten Traubengattungen Sorge trugen.

Wie für den Anbau des Bodens, so wirkten die Klöster auch

belehrend und aufmunternd für die Gewerbtätigkeit. So waren es die Cistercienser, die in Pommern und Preußen die Wollenweberei ins Leben riefen und zugleich zum Betrieb der Färberei den ersten Anstoß gaben. Auch der Verkehr wurde durch die Klöster wesentlich gefördert; denn sie versandten einen Theil der Erzeugnisse des Bodens und des in ihren Mühlen bereiteten Mehles in entferntere Gegenden. Zu diesem Zwecke wurde von den Cisterciensern der Abtei *Eberbach* die Rheinschiffahrt betrieben, für welche die Fahrzeuge durch Laienbrüder erbaut und geleitet wurden. Durch andere Klöster wurden Brücken über Ströme oder reißende Bäche errichtet und Straßen angelegt oder verbessert, und alle ihre Baumerke waren Vorbilder der Sicherheit und eines besseren Geschmacks.

Eine noch weit segensreichere Wirksamkeit entfalteten die Klöster auf dem Gebiete des Jugendunterrichts und der Wissenschaften. „Sie waren“, sagt Hurter, „die Erziehungsanstalten, aus welchen die Jugend beiderlei Geschlechtes, wenn auch nicht so vielseitig unterwiesen wie heut zu Tage, so doch ins Leben hinaustrat, ausgerüstet mit jener inneren Kraft, welche unverzagt den ernstesten Kampf mit den Begegnissen zu führen wußte und in dem Gewoge des Lebens den Funken bewahrte, der am Ende desselben in Hinwendung zu dem Ewigen und in lebendiger Hoffnung des vom Kreuze strahlenden Heils meist noch zum hellen Lichte aufging.“ — Zu den schon seit Karls des Großen Zeit weltberühmten Kloster Schulen von St. Gallen, Reichenau und Fulda waren seitdem in allen Ländern der Christenheit viele anderen gekommen, die an glänzenden Erfolgen auf allen Gebieten des Unterrichtes mit jenen wetteifern konnten. Unter den zahlreichen Kloster Schulen Frankreichs, aus denen die namhaftesten Gelehrten dieses Landes hervorgegangen, ragte besonders, neben der von St. *Genoveva* zu Paris, die von *Bec* in der Normandie hervor, und in England gab es zu jener Zeit keine vorzüglichere und stärker besuchte Schule, keine, die eine größere Zahl hervorragender Gelehrter geistlichen und weltlichen Standes zu ihren Schülern zählen durfte, als die von St. *Alban*, deren tüchtige Lehrer durch eine äußerst reichhaltige Bibliothek unterstützt wurden. In diesen Schulen fanden auch talentvolle ärmere Studierende, für deren Unterhalt das Kloster Sorge trug, Gelegenheit, ihre Fähigkeiten, die ohne dieses Hilfsmittel wohl unentwickelt geblieben sein würden, für den Dienst der Kirche und zum Segen der Menschheit auszubilden.

In den Klosterbibliotheken wurden die Schätze der Wissenschaft aufbewahrt, und diese Schätze bestanden nicht nur aus den von den Mönchen mit unermüdlichem Fleiße abgeschriebenem Schrift-

stellern des heidnischen und christlichen Alterthums, sondern auch aus den geistigen Erzeugnissen der Zeit, den Werken der in ihrer stillen Zelle rastlos der Wahrheit auf allen Gebieten des menschlichen Wissens nachforschenden Ordensgeistlichkeit. Denn die weit- aus größere Zahl der Schriftsteller jener Zeit gehört dem Mönchsstande an, und hätten nicht die Mönche, theils aus eigenem Antrieb, theils auf Befehl der Aebte, und nicht selten diese selbst, neben dem, was im Bereiche des Klosters sich Denkwürdiges ereignete, auch die allgemeinen Weltbegebenheiten mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Treue aufgezeichnet, so würden über einen großen Theil des Mittelalters nur spärliche Nachrichten auf uns gekommen sein.

Neben den Wissenschaften fanden auch die Künste in den Klöstern die eifrigste und erspriechlichste Pflege. Die kirchliche Baukunst jener Zeit lag ganz in den Händen der Klostergeistlichkeit, insbesondere der Cistercienser und Prämonstratenser. Sie waren es, die zu den Klöstern und Kirchen nicht nur den Plan entwarfen, sondern ihn auch in allen seinen Theilen zur Ausführung brachten und in einer großen Anzahl herrlicher Tempel jene erhabenen Denkmäler des romanischen Baustils schufen, in denen zuerst das christliche Princip — die Richtung nach Oben — zur Geltung kam.

Neben der Baukunst trieben die Mönche auch die Bildhauerkunst und die Malerei, um ihre Gotteshäuser würdig auszuschnücken. Die Bildwerke und Wandmalereien, welche die heiligen Geheimnisse, die Verdienste der Glaubenshelden, die Vorbilder in gottgefälligem Leben durch das Auge dem Herzen näher brachten; die aus kostbarem Metall gegossenen oder getriebenen Bildsäulen von Heiligen, die den Altären zur Zierde und den Umzügen zur Verherrlichung dienten — dies Alles war das Werk ihrer Hände und ihres unermülich schaffenden Geistes.

Eine ganz besonders große Sorgfalt wurde in den Klöstern auf die Herstellung und Ausschmückung der bei dem Gottesdienste gebrauchten Bücher verwendet. Schrift und Malereien wurden mit dem größten Fleiße ausgeführt, und der Einband bestand aus Elfenbein mit herausgehobenen Bildern oder aus Metallplatten mit eingelegten Edelsteinen. Auch in der Anfertigung der priesterlichen Gewänder leisteten die Erfindungsgabe und der künstlerische Sinn der Mönche manches, was jetzt kaum ausführbar erscheinen dürfte, und ihre Arbeiten tragen meistens das Gepräge der höchsten Vollendung. Schon in den älteren Zeiten hatte der Abt Ivo von St. Gallen in ein Meßgewand die Himmelfahrt Christi mit Goldstickern lassen, und ähnliche Gewänder fanden sich in allen größeren Klosterkirchen.

Auch die christliche Caritas entfaltete zu jener Zeit in den Klöstern ihr herrlichstes Wirken. Wohlthätigkeit unter allen Formen galt in allen klösterlichen Vereinen, neben der gewissenhaften Beobachtung der Ordensregel, als erste Pflicht. In den meisten Klöstern war ein bestimmter Theil des jährlichen Gesamteinkommens für die Armen und Kranken angewiesen, und täglich wurden an ihrer Pforte Almosen ausgetheilt. Ganz besonders waren die Klöster bei großen Landesnöthen, bei Mißwachs und Mangel, die stets offenen Zufluchtsstätten aller Hungernden. Um Brod für die Darbenden zu beschaffen, wurden bei solchen Anlässen selbst die werthvollsten Klosterschätze zum Opfer gebracht und Bücher und Kelche verpfändet. Der Abt Berthold von Petershausen ließ in einem Nothjahre ein prachtvolles Altarblatt von Silber und Gold, das so kunstreich gearbeitet war, daß es nur an den höchsten Festtagen enthüllt wurde, ohne Bedenken zusammenschlagen, um die Bewohner der Umgegend vor dem Hungertode zu retten. Bei einer ähnlichen Veranlassung wurde das kostbare Grabmal des heiligen Benignus zu Dijon seiner Perlen, Edelsteine, goldenen und silbernen Platten beraubt.

Auch die Gastfreundschaft galt von Alters her als eine besondere Pflicht der Klöster. Größere Stifter hatten eigene Fremdenhäuser, und die Sorge für die Ankommenden war einem Ordensbruder übertragen, damit unter der Ausübung dieser Pflicht weder der geordnete Gang des klösterlichen Lebens zu leiden habe, noch jene durch diesen beeinträchtigt werde. Außerdem gab es in den Klöstern besondere Herbergen für Arme, und Pfriündhäuser, in denen eine bestimmte Anzahl Dürftiger Aufnahme fand, die zu leichteren Diensten in der Kirche und in der Wohnung der Ordensbrüder verwendet wurden, sowie Krankenhäuser, worin die Darniederliegenden durch Brüder oder Schwestern gepflegt wurden. War ein Kloster zu eng oder zu arm, um zu diesen Zwecken ein besonderes Gebäude einzurichten, so traten die Klosterbrüder selbst ihre Schlafstätten an Arme und Kranke ab. Der menschenfreundlichen Pflege dieser Letzteren widmeten sich besonders diejenigen Mönche, die nach der Vorschrift des heiligen Augustin lebten. Mit der leiblichen Hilfe, welche die liebevollen Klosterbewohner den Leidenden zu Theil werden ließen, verbanden sie auch die geistliche Pflege derselben in Belehrung, Erbauung und Trost.

„So waren“, sagt Hurter, „diese Stiftungen mitten in einer dunklen Zeit die Lichtpunkte, von denen sich wenigstens ein milder Schimmer verbreitete; mitten im Gewoge eines von tausenderlei Bedrängnissen umgebenen Lebens waren sie Zufluchts-

stätten des Friedens und stiller Ruhe. An sie knüpfte sich so manches, was mit dem oft in rauher Gestaltung erscheinenden Dasein verjöhnte. Wie für die Söhne der Fürsten und des Adels Bildungsstätten, so waren sie für deren Töchter die Zufluchtsorte, wo ihnen, geschirmt gegen so manche Gefahren, die in der Welt drohten, das Leben, in Andacht und Beschäftigung wechselnd, still dahinfließ.“

VIII.

Der heilige Bernhard von Clairvaux.

(geb. 1091, gest. 1153.)

Unter den großen Gestalten des zwölften Jahrhunderts ragt als eine der glänzendsten der heilige Bernhard hervor, der mit Recht als der eigentliche Träger der Weltbewegung in seinem an denkwürdigen Ereignissen so reichen Jahrhundert gilt. Die reformatorische Thätigkeit der Cluniacenser, die im elften Jahrhundert für die Hebung der kirchlichen Zucht und die sittliche und geistige Erneuerung des Abendlandes so Großes gewirkt, war übergegangen an diesen einzigen Mann, dessen erhabene Persönlichkeit durch die Jahrhunderte strahlt als die Verkörperung des glühendsten Eifers für den Dienst Gottes und seiner Kirche, als ein leuchtendes Vorbild der erhabensten Gesinnung und der reinsten Tugend.

Bernhard wurde im Jahre 1091 in dem Schlosse Fontaine bei Dijon geboren. Sein Vater, der Ritter Tecelin, entstammte dem Geschlechte der Grafen von Champagne; auch seine Mutter, Alette von Montbar, gehörte einer altadeligen Familie an. Beide Eltern gaben ihren Kindern das Beispiel ächter Frömmigkeit und treuer Pflichterfüllung; da jedoch des Vaters ganze Zeit durch den Dienst der Waffen in Anspruch genommen war, blieb ihre Erziehung hauptsächlich der Mutter überlassen, und diese übte durch den Zauber ihres tief religiösen, mit allen Tugenden geschmückten Gemüthes besonders auf die geistige Entwicklung des reichbegabten Bernhard, ihres dritten Sohnes, den entscheidendsten Einfluß aus. Ein Traumm Gesicht bewog sie, ihn für den geistlichen Stand erziehen zu lassen, für welchen überdies die vorwiegend religiöse Richtung seines Geistes und Gemüthes ihn zu bestimmen schien. Leider verlor er die treue Führerin seiner frühesten Jugend schon in seinem vierzehnten Jahre; doch ihr Einfluß auf seine fernere geistige Ent-

wicklung war mit ihrem Tode nicht gebrochen, denn ihr Bild war tief in sein Herz gegraben und trat in allen Versuchungen seiner Jugendjahre, bald warnend, bald ermutigend und begeisternd, vor seine Seele.

Den ersten Unterricht empfing Bernhard in der Schule zu Dijon, wo er durch seine ungewöhnliche Auffassungsgabe und die Raschheit seiner Fortschritte seine Lehrer in Staunen setzte. Nachdem er hierauf zur Beendigung seiner Studien mehrere Jahre auf der mit der Kirche von Chatillon verbundenen Schule zugebracht, kehrte er als neunzehnjähriger Jüngling, reich an Wissen und reicher noch an jugendlicher Begeisterung für alles Große, Schöne und Edle, in das elterliche Haus zurück. Hier stürmten bald auf den schönen jungen Mann, der durch den Adel seines Wesens, die Anmuth seines Benehmens und seinen feurigen Geist alle Herzen eroberte, mächtige Versuchungen ein. Im Kreise leichtlebiger Altersgenossen winkten die Freuden der Welt; doch ihre Lockungen vermochten Nichts gegen das tief in seinem Herzen wurzelnde religiöse Element, das ihn antrieb, seine sinnlichen Neigungen mit um so größerem Ernste zu bekämpfen, je stärker sinnliche Reize ihm entgegentraten. Auch die glänzenden Aussichten, die sich ihm in dem ritterlichen Stande wie in der Magistratur darboten, vermochten nicht sein Herz zu gewinnen. Ernster trat die Versuchung in dem Reiz des Umgangs mit den Schriftstellern des klassischen Alterthums und in dem verlockenden Ruhme an ihn heran, den ihm die Pflege weltlicher Wissenschaft in Aussicht stellte. Aber der Zug der Gnade, das Bild der Mutter und die Nachwirkungen seiner frühesten Erziehung trugen auch über diese Versuchung den Sieg davon. Als er sich eins, erfüllt von dem Gedanken, das Weltleben mit dem Mönchthum zu vertauschen, auf den Weg begeben, um seine Brüder zu besuchen, die, im burgundischen Heere dienend, an der Belagerung des Schlosses Grancey Theil nahmen, trat ihm das Bild seiner ob seines Schwankens trauernden Mutter so lebhaft vor die Seele, daß er tief davon ergriffen wurde. Er eilte nach einer unfern des Weges stehenden Kirche, warf sich vor dem Altare nieder und flehte zu Gott um die Gnade der Ausdauer in seinem heiligen Vorsatze. Von diesem Tage an hatten alle bisherigen Schwankungen ein Ende, und mit dem unererschütterlich feststehenden Entschlusse, der Welt zu entsagen und in klösterlicher Zurückgezogenheit sein Leben Gott zu weihen, kehrten Ruhe und Friede in sein Herz zurück. Mit dem ganzen Feuer seiner gotterfüllten Seele widerlegte er die abmahnenden Vorstellungen von Verwandten und Freunden, und riß sogar durch seine siegreiche Beredsamkeit viele von denen, die ihn hatten wankend machen wollen, zur Nachfolge hin. Der Erste, der sich ihm zu gemeinsamem Eintritt in das

Klosterleben angeschlossen, war sein Oheim, der reichbegüterte Graf Gaudry von Trouillon, ein tapferer, ruhmbedeckter Kriegsheld. Seinem Beispiele folgten bald Bernhards fünf Brüder. Am längsten widerstand dem Zuge der Gnade der zweitälteste derselben, Gerhard, hochgeachtet als tapferer Ritter und allgemein beliebt wegen seiner Herzensgüte und Klugheit. Er nannte Bernhards raschen Entschluß Leichtsinns und verschloß allen Widerlegungen desselben sein Ohr; nichtsdestoweniger beharrte Bernhard in der unerwiderlichen Zuversicht, daß auch Gerhard sich ihm anschließen werde. „Ich weiß es,“ sagte er zu ihm, „daß nur Leiden dich zur Besinnung bringen werden; aber,“ fuhr er, seine Hand an des Bruders Seite legend, fort, „es wird bald die Zeit kommen, wo eine Lanze, in diese Seite gestoßen, dein Herz dem Rathe des Heils, den du jetzt verschmäht, öffnen wird.“ Und so geschah es. Gerhard wurde durch eine Lanze in der Seite verwundet und fiel in die Hände des Feindes; kaum hatte er jedoch die Freiheit wieder erlangt, so eilte auch er, das Ritterkleid gegen das Mönchsgewand zu vertauschen. Auch Bernhards Vater folgte dem Beispiele seiner Söhne, und das Gleiche that später Bernhards einzige Schwester. Von dem ersten Besuche, den sie dem Bruder gemacht, kehrte sie mit dem Entschlusse zurück, der Welt, in welcher sie bis dahin das Glück zu finden geglaubt, zu entsagen und ihr Leben Gott zu weihen.

Außer den Gliedern seiner Familie gewann Bernhard auch Viele aus dem Kreise seiner Freunde und Bekannten für den großen Entschlusse der Weltentsagung, so daß die Zahl Derjenigen, die im Jahre 1113 mit ihm das Gelübde des klösterlichen Lebens ablegten, auf dreißig gestiegen war.

Dem glühenden Eifer Bernhards für ein Leben der strengsten Entsagung genügte selbst das immer noch segensreich wirkende Kloster von Clugny nicht; er wählte daher für sich und seine Freunde das fünfzehn Jahre früher entstandene, noch wenig angesehene Kloster Cîteaux, welchem sein Eintritt bald einen ungeahnten Aufschwung verschaffen sollte.

Bernhard wurde mit ganzer Seele Mönch. Nichts kam dem Eifer gleich, mit welchem er sich, der strengen Regel des Ordens gemäß, den härtesten Arbeiten unterzog und die äußerste Entsagung übte. Alles schien seinem starken Willen leicht, und mitten unter der angestrengtesten körperlichen Arbeit, der seine schwache Kraft oft unterliegen zu müssen schien, war sein Herz ganz in Gott versenkt, und die Schwingen seines Geistes entfalteten sich zum erhabensten Aufzuge über Raum und Zeit. Was er in seinen Ruhestunden in der heiligen Schrift, dem bevorzugten Gegenstand seiner geistlichen Studien, und in den Kirchenvätern gelesen, gab ihm überreichen Stoff

zu Betrachtungen bei seinen Arbeiten unter freiem Himmel, und noch im späten Alter pflegte er zu sagen, er habe in den Wäldern und auf den Fluren in stiller Betrachtung mehr gelernt, als aus seinen Büchern.

So streng auch die Regel in dem Kloster Citeaux war, glaubte Bernhard in der Selbstverläugnung noch weiter gehen zu müssen. Der sinnliche Mensch erschien ihm wie eine schwere Bürde und die gänzliche Ertödtung desselben als das Ideal des Mönchthums. Die nach seinem eigenen spätern Geständniß zu weit getriebene Strenge seiner Ascese untergrub zwar seine ohnehin schwache Gesundheit; dennoch wußte er durch die Kraft seines Geistes den geschwächten Körper sich dienstbar zu erhalten. Und je schärfer der Gegensatz zwischen seinem abgekehrten Leibe, der die Spuren aller Entfagungen an sich trug, und der Macht seiner religiösen Begeisterung, der unerschütterlichen Zuversicht seiner religiösen Ueberzeugung und der hinreißenden Kraft seiner Rede hervortrat, desto höher stieg die Verehrung, die ihm überall entgegen gebracht wurde.

Unterdessen hatte der immer weiter sich verbreitende Ruf Bernhards schon im ersten Jahre so viele heilsbegierigen Seelen nach Citeaux gezogen, daß die Räume des Klosters für die stets wachsende Zahl der Mönche nicht mehr ausreichten. Bernhard gründete daher, nachdem er bereits im Jahre 1114 zu La Ferté eine Kolonie des Ordens angelegt, im Jahre 1115 in dem Bisthum Langres das berühmte Kloster *Clairvaux*, zu dessen Abt er ernannt wurde und das unter seiner Leitung bald das angesehenste des Cistercienserordens wurde und für denselben als Musterkloster, von welchem zahlreiche Kolonien ausgingen, eine solche Bedeutung erlangte, daß Bernhard gewissermaßen für den zweiten Stifter des Ordens gelten kann. Das von hohen Bergen eingeschlossene Thal, das der ebenso fromme als tapfere Ritter Hugo von Champagne dem Abte von Citeaux zur Anlegung dieses neuen Klosters geschenkt, war öde und schauerlich und hatte bisher nur Räubern zum Schlupfwinkel gedient, weshalb es auch das *Wermuthsthal* genannt wurde. Nachdem der Fleiß der Mönche dasselbe in einen fruchtbringenden Garten umgewandelt, in welchem fortan der Friede Gottes wohnte und viele Tausende aus der Nacht des Irrthums zum Lichte der Wahrheit geführt wurden, erhielt es den Namen *Claravallis* — *Clairvaux* — d. i. das *Lichte Thal*.

Zu Clairvaux sammelten sich um den hochverehrten Abt Männer aus allen Ständen, Fürsten, Ritter und Gelehrte, um unter seiner Leitung Gott zu dienen in strenger Selbstverläugnung, in Gebet, wissenschaftlicher Thätigkeit und körperlicher Arbeit. So mächtig war

die Anziehungskraft, die Bernhards Name und der Ruf von Clairvaux ausübten, daß bei dem Tode des Gründers die Zahl der dortigen Klostergenossen auf siebenhundert gestiegen war. Von dem Leben in Clairvaux sagt ein Zeitgenosse: „Wer von den Bergen herabkam, fand in jenem Thale voller Menschen, wo Keiner müßig sein durfte, Jeder arbeitete und nur mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten im Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte bei den vorübergehenden Laien eine solche Ehrfurcht, daß sie sich scheuten, hier von andern als heiligen Dingen zu reden.“

Aus allen Gegenden Frankreichs, Italiens, Spaniens, Deutschlands, der Schweiz, Englands, Dänemarks und Schwedens wurden Mönche aus Clairvaux verlangt, theils um neue Klöster zu gründen, theils um die vorhandenen zu reformiren, so daß man bei dem Tode Bernhards hundertsechzig Klöster zählte, die, unter seinem Einfluß entstanden oder von seinem Geiste bejeelt, ihn als ihren Vater verehrten. Durch diese zahlreichen Kolonien wurde Bernhard zu einem ausgedehnten Briefwechsel genöthigt, der ihn mit einer großen Anzahl geistlicher und weltlicher Würdenträger aller Länder Europa's in lebendige Berührung brachte und seinen Einfluß weit über die engen Grenzen seines Klosters ausdehnte. Von allen Seiten in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen, trat er überall mit Eifer und Nachdruck ein für Wahrheit und Recht, erhob mit rücksichtslosem, strafendem Ernste seine Stimme gegen Unordnungen und Mißbräuche, gegen Gewaltthätigkeiten und herrschende Laster, vertheidigte die Unabhängigkeit der Kirche gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt und gab selbst dem Oberhaupte der Kirche, Papst Eugen III., in seinem herrlichen Buche „Von der Betrachtung“ die heilsamsten Lehren und Ermahnungen.

Wiederholt riefen ihn wichtige Angelegenheiten in Kirche und Staat, in welchen seine Entscheidung oder sein Rath verlangt wurde, aus seiner klösterlichen Zurückgezogenheit auf den großen Schauplatz des öffentlichen Lebens, und obgleich seine vielumfassende Amtsthätigkeit und mehr noch die Strenge seiner Askese seinen Körper so sehr geschwächt hatten, daß man ihn, wie ein Zeitgenosse sagt, „einen Hauch“ hätte nennen mögen, fand er doch in seinem Feuereifer die Kraft zu den anstrengendsten Reisen und zu der aufreibendsten Thätigkeit in der Erledigung der wichtigsten Fragen. Er war es, der die Kirche vor einem neuen Schisma bewahrte, indem er die Könige Europa's bewog, sich für den rechtmäßig gewählten Papst Innocenz II. gegen Anaklet II. zu entscheiden, und durch die Gewalt seiner Rede und den Ein-

fluß seiner herzugewinnenden Persönlichkeit ganz Italien von dem Besten losriß. Nachdem er in Rom der Krönung Lothars II. beigewohnt, begleitete er den Kaiser auf dessen Wunsch nach Deutschland, wo er auf den Fürstentagen zu Bamberg und Mühlhausen eine vollständige Aussöhnung zwischen Lothar und den hohenstaufischen Brüdern Friedrich und Konrad zu Stande brachte. Nach Italien zurückgekehrt, nahm er an der großen Synode zu Pisa (1135) Theil, auf welcher er ebenso erfolgreich für die Befestigung des Ansehens Innocenz' II. als für die Reform der klerikalen Sitten wirkte.

Nicht minder als für die kirchliche Einheit und Bucht eiferte Bernhard auch für die Reinheit des Glaubens. Er widerlegte die Irrlehren des ebenso talentvollen als kühnen und übermüthigen französischen Philosophen Peter Abälard, (geb. 1097 zu Palais bei Nantes, gest. 1142 im Kloster Clugny) die sich hauptsächlich auf den Glauben, die Trinität, die Versöhnung und Erlösung bezogen, und bewirkte deren Verurtheilung durch die Synode von Sens (1140). Abälard appellirte an den Papst, indem er sich zugleich in Schriften und Briefen gegen die Beschuldigung zu vertheidigen suchte, als habe er den christlichen Glauben beeinträchtigen wollen; Innocenz II. bestätigte jedoch den Spruch der Synode und legte Abälard Stillschweigen und Klosterhaft auf. In dem Kloster zu Clugny, wo ihn der Abt Petrus mit Schonung und Milde behandelte, sprach Abälard selbst das Verdammungsurtheil über seine Irrlehre aus und erbaute die Mönche durch aufrichtige Frömmigkeit. Hier starb er am 21. April 1142, durch den Abt Petrus mit Bernhard ausgesöhnt. Auch gegen Abälards ehemaligen Schüler, den schwärmerischen Demagogen Arnold von Brescia, wandte Bernhard die Waffen seines Geistes und seines Einflusses; doch gelang es ihm nicht, den gefährlichen Umtrieben des verwegenen Neuerers ein Ziel zu setzen, der zwei Jahre nach Bernhards Tod auf dem Scheiterhaufen enden sollte.

Unwiderstehlich war Bernhards Einfluß auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen, und mit wunderbarer Vielseitigkeit wußte er Allen Alles zu sein. „Er redete zu den Landleuten“, jagt ein zeitgenössischer Chronist, „als hätte er sein Leben lang nichts Anderes gethan, als ihre Sitten und Gewohnheiten studiert. Gelehrt mit den Gelehrten, einfältig mit den Einfältigen, einen Reichthum an Vorschriften zur Vollkommenheit und Heiligkeit Menschen gebildeten Standes gegenüber entwickelnd, wußte er sich dem Verständniß und Begriffsvermögen Aller anzupassen, um Christo Seelen zu gewinnen. Gott hätte ihn nicht glücklicher begaben können zum Beruhigen und zum Ueberzeugen; er hatte

ihn gelehrt, wann und wie er reden, trösten, flehen, ermahnen oder tadeln sollte. So viel Anmuth war über seine Lippen ausgegossen, in seiner Sprache wogte so viel Feuer und Leben, daß keine Feder, so geschickt sie auch sein mag, alle Milde und alle Wärme seines Wortes wiederzugeben vermag. Honig und Milch träufelten von seiner Zunge, und doch war das Gejeg des Feuers in seinem Munde. Darum waren die Deutschen, da er zu ihnen redete, obgleich sie seine Sprache nicht verstanden, gerührt vom Tone seiner Stimme, als wenn die geschicktesten Dolmetscher seine Worte ausgelegt hätten, und sie zeigten ihre Bewegung, indem sie an ihre Brust schlugen und in Thränen hinschmolzen.“

Nach dem Falle von Edessa, der Bernhards für die Freiheit der morgenländischen Kirche glühendes Herz mit tiefem Kummer erfüllte, predigte der unermüdlige Streiter für die höchsten Interessen der Menschheit im Auftrage des kurz vorher gewählten Papstes Eugen III., seines Schülers im Kloster zu Clairvaux, das Kreuz in Frankreich und Deutschland mit dem ganzen Feuereifer seines gottbegeisterten Gemüthes, und das Zustandekommen des zweiten Kreuzzugs war hauptsächlich sein Werk. Dieser Kreuzzug sollte jedoch für ihn die Quelle der herbsten Seelenpein werden; denn ohne das Geringste für den großen Zweck erreicht zu haben, kehrten die Führer des Zuges, Ludwig VII. von Frankreich und Konrad III. von Deutschland, mit den Trümmern ihrer Heere nach Europa zurück. Der Schmerz der unzähligen verwaiseten Familien, der sich in Klagen gegen ihn selbst ergoß, zerriß ihm das Herz; allein in dem Bewußtsein, daß er nichts Anderes gesucht als die Ehre Gottes, erduldet er schweigend die über ihn ausgegossenen Schmähungen, in unerschütterlichem Gottvertrauen die Rathschlüsse des Himmels ehrend.

Bernhard überlebte den traurigen Ausgang des zweiten Kreuzzugs nur um vier Jahre. Nachdem er sich bereits mehrere Male durch seine gänzlich zerrüttete Gesundheit zu dem schmerzlichen Opfer genöthigt gesehen, für längere Zeit von seiner äscetischen Strenge nachzulassen und sich größere Ruhe zu gönnen, kehrten zu Anfang des Jahres 1152 seine Krankheitszustände in einer Stärke zurück, die das Herannahen seines Endes als zweifellos erscheinen ließen. Doch noch einmal wurde das schwindende Leben durch die Kraft der Liebe zurückgehalten, die seinen starken Geist entflammete. In dem Erzstift Trier waren blutige Streitigkeiten zwischen den Bürgern und dem Adel der Umgegend ausgebrochen, und der um das Wohl so vieler seiner geistigen Fürsorge anvertrauten Menschen tief bekümmerte Erzbischof Hillin eilte zu Bernhard und bat ihn dringend, als Friedensstifter zwischen die Streitenden zu

treten. Aller Krankheit vergessend, raffte sich Bernhard auf und begleitete den Erzbischof nach Trier. So wenig auch die sieges-trunkenen Ritter Anfangs von seiner Friedesvermittlung wissen wollten, konnten sie doch dem überwältigenden Eindruck seiner Erscheinung, der Kraft seiner Rede und der durch ihn unter ihren Augen bewerkstelligten wunderbaren Krankenheilungen nicht widerstehen. „Wir müssen wohl den Mann hören,“ sprachen sie seufzend, „den, wie wir selbst sehen, Gott liebt und erhört; wir müssen Vieles thun um des Mannes willen, für den Gott vor unsern Augen so große Dinge thut.“ Nachdem der Friede zu Stande gekommen, kehrte Bernhard in sein Kloster zurück, wo sich bald die Krankheit mit verdoppelter Heftigkeit wieder einstellte; er erlag derselben am 20. August 1153, im dreiundsechzigsten Lebensjahre.

Obgleich Bernhard die ganze Last der Fragen seiner Zeit zu tragen hatte und seine Thätigkeit dadurch vollständig in Anspruch genommen schien, hat er doch eine große Zahl von Schriften hinterlassen, durch welche sein segensreicher Einfluß auch auf spätere Generationen ausgedehnt worden ist. Wir besitzen von ihm, außer 439 für das Verständniß seines Wirkens und die Würdigung seiner erhabenen Persönlichkeit höchst bedeutsamen Briefen, 340 Reden und 12 wissenschaftliche Abhandlungen, in denen sich ein warmes Christenthum ausdrückt, dessen Grundlage der Glaube, dessen Herz die Liebe und dessen Frucht die Wissenschaft ist. In seinen theologischen Erörterungen und praktischen Anleitungen zur christlichen Vollkommenheit lehnt er sich fortwährend an die heilige Schrift an, die er so genau kennt, daß sie ihm in allen ihren Theilen stets gegenwärtig ist, dann aber auch an die Aussprüche der vorzüglicheren lateinischen Kirchenväter, insbesondere an die des heiligen Augustinus. Seine wissenschaftlichen Abhandlungen, unter denen die über die „Stufen der Demuth und des Stolzes,“ über die „Gnade und Freiheit“ und über die „Betrachtung“ die erste Stelle einnehmen, verbinden mit beschaulicher Frömmigkeit, ausnehmender Klarheit und Tiefe der Gedanken eine anziehende Schreibweise und gehören zu den hervorragendsten gelehrten Erzeugnissen seines Jahrhunderts.

Bernhard, der „Mann der Liebe“, dessen mystische Theologie in dem Satze gipfelt: „In so weit wird Gott erkannt, als er geliebt wird“, hat wegen der Lieblichkeit seiner Rede von der Nachwelt den Beinamen des „honigfließenden Lehrers“ — Doctor mellifluus — erhalten; die Kirche aber hat ihm, in Anbetracht des hohen kirchlichen Geistes seiner Schriften, den auszeichnenden Titel eines *Kirchenlehrers* zuerkannt; auch hat sie ihn wegen seiner erhabenen Tugenden und seines glühenden Eifers für

die Ehre Gottes und das Heil der Seelen schon im Jahre 1174, zwanzig Jahre nach seinem Tode, heilig gesprochen. Daß auch von protestantischer Seite sein Werth anerkannt wird, beweist der Ausspruch Neanders: „Nicht zu verachten scheint uns das Zeitalter, in welchem ein Mann (Bernhard), von keinem weltlichen Glanze umgeben, durch seine sittliche Kraft, durch die Höhe und Stärke seines Geistes sich so großes Ansehen und so großen Einfluß verschaffte.“



GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY



8000087093

